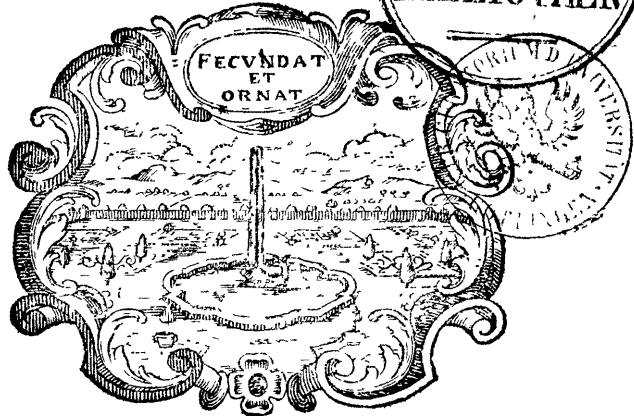


# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band  
auf das Jahr 1816.

KOENIGL.  
ALLG.  
MINIST.  
BIBLIOTHEK



Göttingen,  
gedruckt bey Heinrich Dieterich.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1816

by unknown author

Göttingen; 1816

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)



---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

1. Stück.

Den 1. Januar 1816.

---

London.

Ben J. Cawthorn: *A Journey through Albania and other provinces of Turkey in Europe and Asia to Constantinopel during the years 1809 and 1810: by J. C. Hobhouse. Second edition. Vol. I. II. 1813. In Quart. In 51 Briefen, und einem Anhange. S. 1153. Nebst vielen schönen Abbildungen und Landkarten.*

Der Verf. reisete in der Mitte des Septembers des Jahres 1809 aus Malta, und landete einige Tage nachher in Albanien bey Prevesa in Epirus. Dieses Land ist, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, noch nie recht genau beschrieben worden. Die Alten scheinen bald von Epirus, wie es in seinem ältesten Zustande war, zu reden, bald von der Macedonischen Theilung, bald von der Römischen u. s. w. Die Veränderung der Herren des Landes trug zu dieser Verwirrung auch bey. Zu Strabo's Zeit war Epirus und Illyricum, das, so roh und bergig es war, doch viele Menschen genährt hatte, fast verwüstet und öde: damahls lebten die wenigen Menschen in kleinen und zerstörten Dörfern. Sogar D'Anville fühlte seinen Mangel an Kunde, und bekannte ihn ganz ehrlich:

X

er wünschte, daß künftige Gelehrte eine genauere Beschreibung von Epirus geben möchten: Gibbon befand sich in demselben Falle. Etwas hat Mannert geleistet, den unser Wf. leider nicht kannte. Aber es ist noch manches zu wünschen übrig geblieben. Die ganze Gegend mit Einschluß von Akarnanien kann sehr richtig Albanien genannt werden. Alle Landkarten sind mangelhaft, selbst die neueste von Delarochette nicht ausgenommen, und die Plane von Coronelli sind zu alt. Unter den neuesten Beschreibern wozu der Bischof von Athen, Meletius, um 1700, gehört und viel zu wünschen übrig läßt, zieht der Wf. Pouquevilles Beschreibung vor, die zwar in mehr als einem Betrachte mangelhaft und fehlervoll ist, besonders was den gelehrten und philosophischen Theil des Werks betrifft, aber doch das brauchbarste Buch für den in diesen Gegenden reisenden Ausländer ist. Der Wf. hat dasselbe fleißig mit verbessernder Hand benutzt, und mußte es thun, da er, um die beste Beschreibung des Landes zu geben, die ihm möglich war, alle Hülfe gern annahm, die sich ihm darbot. Er braucht deßhalb nicht zu besorgen, daß man ihn für einen Plagiarius halten werde. Vielmehr hat er mit großem Ernst, vieler Einsicht, Gelehrsamkeit, Urtheil, und mühevoller Untersuchung und Nachforschung gehandelt, und sich die gerechtesten Ansprüche auf den Dank eines jeden erworben, dem die Länder- und Völkerkunde am Herzen liegt.

Prevesa eine schmutzige, ungepflasterte, schlecht bebauete Stadt, wo sonst ein Theil von Nicopolis stand: die hölzernen elenden Hütten, woraus die Stadt besteht, werden von großen Wäldern oder Schilfrohr beschattet, widerlich zur Zeit des Regens, da die Straßen eng sind. Schwerlich findet man die übrigen Türkischen Städte anders. Im Hause des Viceconsuls Commiati sah er, wie vielen Werth die Bewohner der Levante auf den Reichthum legen:

der Signor Commiuti ließ sich von seinem Vater und einem seiner Brüder aufwarten, weil er reicher war, als sie. Herr de Guys hat sich also sehr geirrt, wenn er in seinen bekannten Briefen, die eine Vergleichung des alten und neuen Griechenlands enthalten, auch jetzt noch die hohe Achtung der Neugriechen für das Alter rühmt. Der Gouverneur bewirthete die Reisenden in einem ärmlich möblirten Zimmer und setzte ihnen Kaffee vor, mit dem Bodensatz in den Tassen, die nicht stehen; der Kaffee wird in Tassen die Salzfassern gleichen, dargeboten, immer ohne Milch, und bloß für Reisende mit Zucker. Die Pfeifen sind sehr lang: die Köpfe irden, und die Röhren, wenn sie recht gut sind, von Kirschenholz, so sehr verziert, daß sie wohl 2000 Piafter, über 100 Pfund Sterl. kosten. In Prevesa wohnen 3000 Menschen, halb Türken, welche Albaneser sind, und halb Griechen. Die Mündung des Golf von Urta (sonst von Ambracia) des Hafens von Prevesa ist etwas über eine halbe Englische Meile breit, fünf Stadien nach Polybius, vier nach Strabo, ohne die gehörige Tiefe: welches den Vf. wegen der Schlacht bey Actium in Verlegenheit läßt. Der Name Actium den Danville noch im Namen Azio finden wollte, ist rein verwischt: es gibt keinen Ort, der Azio heißt. Prevesa, Boniza Parga und Butrinto, welche Städte die Franzosen im Frieden zu Campo Formio erhielten, mußten sie dem Ali Pascha überlassen nach einer Niederlage, in welcher am 12. Nov. 1798 der Französif. General La Salcette und der Ingenieur Richemont gefangen und nach Joannina, Ali's Residenz gebracht wurden. Ali besetzte nachher Prevesa, welches seitdem die Hauptfeststadt in Niederalbanien ist, wo die Griechen der Ionischen Inseln Del, Wolle, Vieh und Holz Albaniens gegen Französische und Italienische Manufacturwaaren eintauschen. Die Ruinen von Nicopolis, unter welchen ein noch ziemlich erkennbares

Theater befindlich war: manche schöne Ruinen, Marmorblöcke u. dergl. sind zu Türkischen Wohnungen ic. verbraucht, wie dort bekanntlich Sitte ist. An der Stelle des alten Nicopolis, zu dessen Bevölkerung einige Provinzen ihrer Bewohner beraubt wurden, wohnt jetzt ein einsamer Schäfer! die Anleitung wie man sich zu einer Reise in der Türkei vorbereiten müsse, ist lehrreich, und stimmt im wesentlichen mit der überein, welche Hr. Gell gegeben hat. Mit Wechseln soll der Reisende sich versehen, aber nicht auf Constantinopel gestellt, wie Hr. Gell wollte. Man rechnet in der Türkei nach Piaftern, deren  $17\frac{1}{2}$  einem Pfund Sterl. gleichen: die kleinste Goldmünze mit einem schönen Gepräge ist  $2\frac{1}{2}$  Piafter werth, die Venetianische Zechine zwischen 10 und 11 Piafter. Die Silbermünzen von  $2\frac{1}{2}$ , 2, 1 Piafter, die Paras deren 40 auf einen Piafter gehen, gefallen wegen des schlechten Schrot und Kornes dem Verf. nicht: den Asper,  $\frac{1}{2}$  eines Para, sah er nicht; Kupfermünze gibt es gar nicht. Nicht bloß Betten, sondern leichte hölzerne Bettstellen mitzunehmen, rath der Vf. Die Gegend um Bonza im Golf von Arta. Den Hafen von Arta, Namens Safora, bildet ein einziges Haus, und nicht weit davon eine neugebaute Baracke, wo ein Zoll gehoben wird von 3 Procent von allen Importen die einem Türken gehören, und von 4 Procent die einem Christlichen Handelsmanne zukommen: 10 Mann Albanier, unter einem Capitän, halten hier die Wache. Diese hatten den Aberglauben, keinem die Seife in die Hand zu geben, weil sie sonst die Liebe wegwünsche. Das s. v. Rülpfen trieben diese als ein Spiel, wie es oft als ein Compliment gegen den Wirth für gute Bewirthung und Verdauung dort vorkommt. (Etwas ähnliches über die Rohren in der Barbaren, fünf Minuten hinter einander; und Stavorinus in seiner Reise nach Ostindien, I. S. 84, erzählt dasselbe von den Damen

und Herren des Hofes in Bantam: auch im Divan zu Constantinopel ist es üblich). Eigennützig sind die Türken und Griechen im hohen Grade: nichts thun sie umsonst. Arta ist eine Stadt, welcher man noch ansieht, daß Venetianer hier geherrscht haben, ziemlich rein, zum Theil gepflastert, nicht so enge und übertrieben wie in den meisten Städten der Levante üblich ist: auch der Bazar oder die Kramerstraße gefiel. Seit Joannina blüht, sinkt Arta mit seinen 1000 Häusern und 5000 Menschen zu einer Ackerstadt, mit einer verfallenen Fortresse. Von den alterthümlichen Ueberbleibseln bey Callidromus u. s. w. wird ein anderer gelehrter Engländer noch Nachricht ertheilen. Wahrscheinlich floß bey Arta der Charadrus, woran Ambrakus nach Polyb. 4, 61 lag, und nicht, wie Danville will, der Arachthus. Der Vf. begegnete vielen Pferden, beladen mit Schläuchen aus Ziegenfellen voll Wein: die haarige Seite der Felle war einwärts gefehrt, daher der schlechte Geschmack. Interessant wird die Aufnahme zu Jannina von des Pascha Ali Großsöhnen 1c. beschrieben. Man zieht die Schuhe aus bey'm Eintreten in die innern Zimmer. Joannina's (Janinah's, Jannina's) Lage ist schön, wo sich der Vf. 14 Tage aufhielt. Büsching gedenkt Jannina's (II. S. 705 achter Ausg.) mit Beyfall, der Vf. mit Ausführlichkeit. Es wohnen hier etwa 35000 Menschen, ein Zehntel sind Türken, die übrigen Christen mit einigen Juden: lauter Kaufleute. Der See bey dieser Residenz des Pascha Ali gibt der Stadt vielen Werth, es erstreckt sich von Nordwest bis Südost, 12 Engl. Meilen lang, und wenigstens 3 breit, mit schönen Umgebungen, und zwey Inseln. Des Sees gedenken die Alten nicht. Die erste der zwey Bergketten in Norden, Nordosten und Osten des Sees wird Tomorh genannt, unstreitig der alte Tomarus, die zweyte Mezovo, der alte Pindus; beide trennen Albanien von Thessalien. Zwischen den beiden Bergket-



ten erheben sich die Hügel von Sagori, (der Berg Pingoa bey Livius 33, 13) über welche man am sichersten in die Wallachen reiset, nordnordöstlich von Ioannina. Dodona's Lage läßt sich, was auch Pouqueville und Barbie du Bocage sagen mögen, jetzt nicht mehr ausmitteln: es war irgendwo am Fuße des Tomarus, im Lande das anfänglich den Thesprotiern, nachher den Moloffern gehörte: (vgl. Homer. Iliad. 16, 233 ff. und Heynens Obss.) der Verf. spricht von einer Ruine einer Stadt, die wahrscheinlich zu den 70 gehörte, welche die Römer nach Perseus Befestigung an einem Tage zerstörten, aus Rache und um ihren Soldaten zur Belohnung eine Beute zu geben, von welcher aber jeder Soldat nur eilf Drachmen bekam. Eine genauere Beschreibung haben wir von einem gelehrten Engländer zu erwarten. Der Fluß Kalamas ist nicht der alte Acheron. Der Wein wird selten über ein Jahr alt: man mischt ihn in Fässern aufbewahrt mit Fichtensaft, Harz und Wasser: daher der schlechte Geschmack. Der Besuch bey Ali Pascha von drey Rosschweifen in Lepellene wird ausführlich und unterhaltend beschrieben. Ali ward daselbst um das J. 1750 gebohren, sein Vater war Pascha von zwey Rosschweifen, aber unbedeutend, bey dessen Tode der junge Ali nichts als ein Haus in Lepellene nebst 60 Paras und einer Muskete besaß. Er fing seine Laufbahn als Freybeuter an, machte sich zum Herrn von einigen Dörfern und einer Bande von Albanesern, bis er sich ein Paschalik kaufte, und sich die andern Paschas unterwarf durch Gewalt und andre schlechte Mittel. Als er gegen Paswan Oglu unter des Sultans Fahnen gefochten hatte, im J. 1798, ward er Pascha von drey Rosschweifen: Großwessir wollte er nie werden. Der eine seiner Söhne, Deli, fähig und ehrgeizig hat das Paschalik von Morea mit der Würde eines Wessirs für 3000 Beutel (jeder hält 500 Piafter) gekauft: der älteste, Muktar, kriegerischer aber nicht so ehr-

geizig, hat im Kriege mit den Russen an seines Vaters Statt sich ausgezeichnet, und was die Türken thaten, gehört ihm. Ali hat sich die Chimerioten und Sullioten unterworfen, auch strenge die Räuber meist vertilgt, und Sicherheit hergestellt, so daß der Handel blüht, seine Einkünfte und die Lage seiner Unterthanen verbessert sind. Er hat Brücken und Wege angelegt, das Land und die Städte verschönert, und sich als einen guten und großen Fürsten gezeigt: alles um sich zu vergrößern, weshalb er mit den benachbarten Paschas noch in beständigen Kriegen ist. Er regierte von Jannina aus 120 (Engl.) Meilen nördl. bis zum Paschalik Otrida, nordöstl. und östl. über Thessalien bis an den Fuß des Olympusberges, südöstl. bis Theben und Megroponte, mit Livadia (Lebadea), wahrscheinlich auch bald Attica: südl. bis an den Golf von Lepanto, und Morea, das seinem Sohne gehört, südwestl. und westl. sind die Ionische See und der Busen von Venedig, nordwestl. das Paschalik von Scutari u. seine Grenzen. Der Firman gilt in seinen 50 kleinen Provinzen wenig. Doch beobachtet er noch die Form, stellt sein Truppencontingent und bezahlt den kleinen Tribut an den Großherrs. Die Krone eines Königs von Albanien, die ihm Napoleon anbot, schlug er weislich aus. Er ist ein lebhafter kluger, aber unmoralischer Mann und wird von den Albanesern bewundert, von den Griechen als ein Ungeheuer dargestellt, der unbedenklich 15 der schönsten Damen in Jannina auf seiner Schwieger-tochter unerwiesene Anklage des zu vertrauten Umgangs mit seinem Sohne, ihrem Manne, sofort in Säcken ersäufen ließ, und dieselbe Abscheulichkeit an einer schönen Griechischen 17 jährigen Frau, Frozeni, ausübte, weil er sie für treulos gegen ihn hielt. Die Verachtung des weiblichen Geschlechts bey den Türken hat mehrere solcher Schändlichkeiten hervorgebracht, z. B. daß Bairakter 100 Verschläferinnen des Sultans, vor 8 Jahren, ohne Umstände ersäufen ließ.

Ali, damahls etwas fränklich, hatte 200 Weiber in seinem Harem. Er kann nicht lesen und schreiben, und weiß gewiß nichts von Pyrrhus, für dessen würdigen Nachfolger er sich ausgeben soll, nach Eton u. a. Geschichte und Beschreibung des Landes und der Albanesen oder Arnauten, nebst kostbaren Abbildungen eines tanzenden Mädchens und eines Arnauten. Sehr interessant und beschrend, auch für den Geographen und Freund der classischen Welt: wiewohl Bartholdy u. a. schon manches, als von den Sullioten, berichtet haben. 12 0,000 Seelen ist nach dem Vf. die Bevölkerung stark. Scanderbegs Geschichte ist voll Lügen. Patras (Patrâ) in Morea hat eine der herrlichsten Umgebungen: von Antiken ist gar keine Spur mehr, so vieler auch Pausanias gedacht hat. Am meisten litt die Stadt im J. 1770 u. ff., alle Häuser wurden von den erbitterten Albanesen verbrannt, alle Griechen ermordet, in Patras und in der Umgegend; nur wenige entronnen dem Blutbade. Jetzt hat sich die Stadt und Gegend wieder erhohlet und ist eine der blühendsten Städte der Halbinsel, von 8000 Seelen. Ein Bey regiert hier, wie in jeder bedeutenden Stadt von Morea, etwa unsern Commandanten gleich. Die Consuls sind sehr angesehen. Die Griechische leichte Infanterie oder die Macedonische Legion im Englischen Solde hat wenig Dienste geleistet: Englischer Sold und Englische Disciplin konnten ihr Englische Unerfrohenheit nicht geben. Ueber Morea haben wir seit einiger Zeit gute Nachrichten von Castellan (S. Göt. gel. Anz. 1809. St. 6.) Pouqueville, Bartholdy u. a., welche der Vf. bestätigt und vermehrt hat. Vostiza etwa 3 bis 4000 Seelen stark, wo das alte Megium stand, handelt mit roher Seide, Käse, Kerntzen, Fischen u. s. w. Der Sohn eines Griechen des Günstlings von Veli Pascha ist hier Commandant. Schmecken die Pflirschen, Kirschen und Apricosen und Weintrauben in der Levante nicht so gut als die in England gewachsenen, so liegt die Schuld an der Behandlung. Veli Pascha von drey Rosschweifen, oder Westir, wird wegen der Freyheit seiner Sitten und Gesinnungen sehr gelobt. Ueber die Mainotten, meist nach Pouqueville, Delphi, Lebadea u. s. f. Antiquitäten gibt es in Bötien nicht oder nur wenige. Das Land ist in der größten Armuth. Lebeben hat jetzt 500 dürftige hölzerne Häuser, meist von Türken bewohnt u. s. w.

---

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

**2. Stück.**

Den 4. Januar 1816.

---

**London.**

Den Beschluß des ersten Bandes von *J. C. Hobhouse Journey through Albania* macht Athen, wo der Verfasser am 25. Dec. 1809 ankam, und Hrn. Lusieri, Lord Elgins Agenten, und Hrn. Fauvel, dem Französischen Consul viel Annehmlichkeit in den zehn Wochen seines Aufenthalts verdankte. Eine Abbildung gibt eine gute Uebersicht der Stadt, welche gegen 1300 Häuser enthält, deren 400 von Türken und etwa 300 von Albanesern bewohnt werden; die Häuser schlecht gebaut, die Straßen enge und unregelmäßig, wie zu Dicaearchos Zeit, kurz nach Alexanders Tode. Gegen 10,000 Seelen wohnen hier; in ganz Attica und Athen etwa gegen 26,000; ein starker Abfall von den 284,000 oder gar 400,000 des alten Attica, wogegen Hymn sich bekanntlich auflehnte, und statt 40 lieber 4 Myriaden Sklaven bey Athenäus lesen wollte. Athen steht unter dem Schutze des Kislar Aga, dem sie jährlich 30,000 Kronen bezahlen; dafür bekommt der Wojwode, der Gouverneur, wenig und behandelt die Stadt sanft, wenn er den Posten behalten will. Die Landleute

B

sind meist Albaneser. Die Obrigkeit besteht aus Archonten, jetzt 5. Ganz Attica zahlt der Pforte jährlich gegen 750 Beutel, aber 1500 Beutel erheben die Archonten (Codjabassen) unter mancherley Vorwande. Das Sprichwort: so schlecht als die Türken von Negroponte, die Juden von Salonica, und die Griechen von Athen, ist noch üblich, doch erfuhr der Verf. die Bestätigung desselben selbst nicht. Die Oelbäume machen noch den Hauptreichtum von Attica aus. Sieben Fränkische Familien leben in Athen als Rentnier, die ihr Geld zu 20 bis 30 Procent an die handelnden Griechen ausleihen. Noch immer ist Athen, nach so vielen Unfällen und Veränderungen, die es erlitt, seit den 3050 Jahren, welche es von Theseus an zählt, noch höchst anziehend und bewunderungswürdig. Der Verf. ist sehr ausführlich in der Beschreibung der Antiquitäten Athens. Das *νεμροδειπνον*, welches als das Frontispice dem Werke vorgefetzt ist, hat viel Interesse. Sehr ist es zu bedauern, daß in kurzer Zeit vieles verloren gehen wird; schon jetzt heißt es besonders von der Acropolis *etiam periere ruinae!* Wie vieles ist ganz verschwunden, was Deshayes, der erste der Athen bereisete, noch im Jahre 1625 sah, wie vieles ist seit Choiseuls zweytem Werke, seit 1784 nicht mehr da! Bey dieser Gelegenheit entscheidet er für den Lord Elgin, der deswegen, weil er die Metopen, die Statue über dem Theater des Bacchus, und die Statuen des westlichen Gesimses vom Partheonon, und eine der Caryatiden, nebst der feinsten der Säulen des Erechtheums nach London weggeführt hat, besonders von den Franzosen hart getadelt wurde, welchen die an die Mauer geschriebenen Worte zuzuschreiben sind: *Quod non fecerunt Gothi, Hoc fecerunt Scoti!* Schöne, gründliche und lehrreiche Bemerkungen über Klima &c. von Athen, Eleusis, (sehr verfallen selbst

nach Chandlers Zeit,) Salamis, Cape Colonna, Marathon, Negroponte, Plataea u. s. f. Treffliche Bemerkungen über die Sitten, Gebräuche und Denkungsart der Griechen füllen den 31. und 32. Brief und machen den Beschluß des ersten Bandes ic. und den Anfang des zweyten. Wir müssen uns damit begnügen, unsere Leser hierauf aufmerksam zu machen, weil uns der Raum fehlt. Aberglaube und Unwissenheit in aller Hinsicht herrschen hier noch unter der Geistlichkeit und dem Volke im unglaublich hohen Grade; doch läßt sich von den eifrigen Bemühungen der im Auslande gebildeten Griechen zu unsrer Freude sehr viel vortrefliches erwarten, um den für Ausbildung so empfänglichen Geist derselben wieder zu beleben und anzubauen. Seit dem zwölften Jahrhundert verdankt die Welt ihm nichts besonderes: das letzte war die Beforgung des Seidenwurms und der Seidenweberey. Die Wiederbelebung der Wissenschaften rührt mehr von den Aurispas, Philelphis und den übrigen Florentinischen Academisten, so wie von den großmüthigen Unterstützungen der medicaischen Familie her, als von den Chrysoloras u. s. f. Ausführlich und besonnen ist das Urtheil über die Aussprache und Verderbung des Griechischen: es scheint dem V. mißlich, anzunehmen, daß der alte Ton der Buchstaben gänzlich verloren gegangen seyn sollte, zumahl Homer und Strabo die Abweichungen dieser Art schon anerkannt haben, wie noch jetzt der Fall ist. Cappa hart ausgesprochen in Epirus klingt in Athen wie ein  $\chi$ ,  $\gamma$  wie ein  $\eta$ , in Smyrna fast gar nicht mehr: das  $\delta$  klingt in Constantinopel wie ein  $\sigma\eta$ ,  $\delta$  noch weicher als das Englische  $th$ ; die Athener affectiren, und sprechen z. B.  $\sigma\eta$  (nein) wie  $\sigma\epsilon\sigma\eta$  dreyßylbig aus. Verdorben ist das Griechische überall, mehr oder weniger durch den Umgang mit Türken und Franken. Von den bekannten vier Dialecten fand der Verf. keine Spur. Seltsam ist, daß die gebräuchlichsten Sub-

stantive verändert sind: Brot, Wasser, Kleider heißen *ψωμν*, *νερό*, *ροβνα*, aber die Nahmen der Pflanzen sind fast alle noch Hellenisch ic. Das Verzeichniß der 99 neugriechischen Gelehrten des Semetr. Procopius an Martin Crusius († 1607), in Fabricius *Bibl. graec.* enthalten, hat der Verf. verbessert abdrucken lassen. Nachträglich findet man hier noch die Nahmen von Nicholas Mataro und Pogozi als nicht glücklichen Buchdruckern in der Levante, von Niga einem edeln Neugriechen, der von Kaiser Joseph II. den argwöhnischen Türken ausgeliefert ward, und in der Donau seinen Tod fand, von Puli der mit seinen Gefolge vom Sultan reclamirt wurde: der Oestreichische Hof lieferte acht aus, die sofort enthauptet wurden: Puli blieb Gefangner in Wien. Berühmt sind noch Coray aus Scio, in Paris, dessen Verdienste wir unsern Lesern anzuzeigen nicht verfehlt haben, Panayotes Kodrakis aus Athen, der Fontenellens Werk über die Mehrheit der Welten ins Neugriechische übersetzt hat und in Paris Griechisch und Arabisch lehrt, Polyzois ihr Tyrtaus, Philippides der beste Neugriechische Geograph, Johann Kamafares, aus Constantinopel, Uebersetzer des Ocellus Lucanus ins Französische, Athanasius von Paros, Verfasser einer Rhetorik, Psavida Lehrer in Joamina, Marinaruri ein Athenischer Kaufmann, Verfasser eines Originalwerks, einer Biographie von Suwaroff, und Ueberheber eines Plans zu einer neuen Uebersetzung des Anacharsis. Es ist nur Schade, daß, da es gar keinen Buchhandel dort gibt, gute Werke höchst selten sind, und manche nicht gelesen werden dürfen, als die Mehrheit der Welten und Robinson Crusoe. Vom Neugriechischen Telemach, Rollins alter Geschichte und den Arabischen Nächten, Neugriechisch sah der Verf. nur ein Exemplar, aber von Vokes Versuch über den menschlichen Verstand, Montesquieus Größe des Römischen Reichs, Lissots avis

au peuple sur la santé, wovon Neugriechische Uebersetzungen da sind, konnte er keines ansichtig werden. Die Bibliotheken sind daher sehr unbedeutend, der Zahl und dem Inhalte nach, als zu Constantinopel in den Pallästen des Fanals (Phanar ist, wie der Verf. bemerkt, richtiger, *Φανάρι*, wegen eines Leuchtturms, der sonst da gestanden hat) wo die Neugriechische Noblesse wohnt, als die Prinzen Ipsilanti u. s. w. Die Hoffnung, im Serail und in den Klöstern Manuscripte zu finden, ist nach dem Verf. ganz vergeblich, so wie er geringe Hoffnungen von der künftigen Bildung der Neugriechen hegt. Ihr Patriotismus ist gering, wenn sie gleich ihre Unterdrückung lebhaft genug fühlten. Alle ihre Hoffnungen sind auf die Wiederherstellung des Byzantinischen Reichs gerichtet, und ihre älteste Geschichte beginnen sie gewöhnlich mit dem großen Constantin: bald hoffen sie auf die Russen, bald auf Napoleon, dann auf die Engländer. Die Prinzen, die Geistlichkeit, und die, welche etwas zu verlieren haben, sind dem Aufstande abhold, und daher den Satiren der andersgesinnten ausgesetzt. Von der Seite ist also die Pforte ganz sicher. Die mitgetheilten Kriegsgesänge zog der Verf. aus Harleß Bibl. gr. Vol. XI. S. 563 nach Billoison. Andere wohl zu beherzigende Bemerkungen und Betrachtungen, meist politischen Inhalts, faßt unser Raum nicht. Ungern und melancholisch, wie ein Julian, verließ der Verf. Athen um nach Smyrna zu segeln. Der Verf. verdient mit Wheler, Chandler u. a. Reisenden verglichen zu werden. Das Versanden des Golfo ist lange schon vorher verkündet worden, aber nicht eingetroffen, weil Winde und Wogen ein Gegengewicht geben. Büsching's Beschreibung (XI, 1. S. 95. dritte Ausg. 1792) findet überall Bestätigung. Smyrna scheint 150,000 Einwohner in sich zu fassen, denn es wächst immer mehr: in 8 Tagen kommt man zu Lande nach Constantinopel, in 25 Tagen nach Aleppo, wie Tour-



nesort schon berichtete. Die Franken oder Europäer vereint ein Casino, der sehr viel zur Anmuth des Aufenthalts beiträgt. Die Consuls bilden einen förmlichen *statum in statu*, sie haben ihre Gefängnisse, ihre Soldaten, ihre Jurisdiction, und ihre Häuser sind Asyl: woraus freylich auch manche Unruhen entstehen. Musselim ist der Titel des Gouverneur von Smyrna, wie von jeder beträchtlichen Türkischen Stadt. Nicht zu verachten sind die Bemerkungen, die Hr. Galt, dessen Reisebemerkungen wir neulich angezeigt haben, dem Verf. mittheilte, und andre über die Stadt und Gegend. Die Vorsicht, welche jetzt gebraucht wird, hat die Pest, welche hier sonst sehr wüthete, minder schädlich gemacht, so daß des bekannten Renegaten Bonnevals Pestpulver entweder vergessen ist, oder allen Credit verloren hat. Auch der Verf. findet Beauvoisins Urtheil wahrscheinlich über die Sittenlosigkeit der Derwische, die er häufig in Anatolien antraf, wo sie mehrere Klöster, unter andern eins von 500 Brüdern haben: Affambaba heißt der Vorsteher des Klosters, Vater der Väter. Der Reisende in Kleinasien ermangelt der Bequemlichkeit des Europäischen Griechenlands, wo Privatpersonen ihm Quartier geben müssen: nimmt ihn der Aga nicht freywillig auf, so muß er sich mit dem Han begnügen. Ephesus Trümmer bey Ajasaluk nach den bekannten Nachrichten, aber mit Berichtigungen. Ein Becker und vier Fischer sind die einzigen Christen die hier leben. Seit dem J. 1402 ist Ephesus so vertilgt, daß an der Stelle nicht einmahl eine Schäferhütte steht. Ajasaluk ist das neue Ephesus. Tenedos gut beschrieben: ohne Antiken. Es scheint sich von den Kriegsleiden zu erholen: sonst wohnten hier 600 Türkische und 300 Griechische Familien. Troas: sehr ausführlich und belehrend. Kein alter Schriftsteller kannte, so viel wir wissen, die wirkliche Lage des alten Troja: Demetrius von Skepsis sah keine Spur davon, am Dafeyn derselben hat keiner gezweifelt:

dieß war einigen Neuern vorbehalten, ohne Nachfolger zu erhalten. Lechevalier machte die Entdeckung wo das alte Troja gestanden, welche die Alten, wie Pocock, Chandler und Wood nicht hatten machen können: der Verf. spöttelt mit Recht über jene Entdeckung des Lechevalier, der in so viele unbegreifliche Abgeschmacktheiten gefallen ist (II. S. 740). "Als wir reiseten, sagt er, war das Dorf Bunarbaschi nicht mehr Troja, die Quellen des Scamander und Simois waren verschwunden, und das Lager der Griechen war wieder in das Nichts versunken, wohin Neptuns Dreuzack und die Ströme der sieben Flüsse es gebracht haben." Die so genannten phrygischen Grabhügel, zumahl häufig auf der Europäischen Küste bey Gallipoli, sind Thracisch-Scythischen Ursprungs, und gleichen der Celtischen: ein wenig zu ausführlich. Die Oeffnung und Aufdeckung des Grabmals von Achilles, welche Lechevalier durch einen Juden besorgte, ist eben so verdächtig als die Benennung dieser Grabmäler von Achilles; und als die Entdeckungen des Abbé Fourmont. Aus einer Note II. S. 736 sehen wir, daß Hr. Payne-Knight ein zum Drucke fertiges Werk liegen habe, *Carmina homerica*, worin er unter andern darthut, daß die *Odyssee* in einem Zeitalter später als das der *Iliade* gedichtet sey. Viele treffliche Bemerkungen müssen wir übergehen, z. B. über das viel besprochene Beywort *breit*, womit Homer den Hellespont bezeichnet, der sein Gewässer in die Straße ergießet: der Canal von Abydus war dem Dichter der Hellespont, der in den folgenden Zeiten eine weitere Ausdehnung erhielt. Die Zweifler an der Erzählung, daß Laender zu seiner Hero den Hellespont durchschwommen, werden durch des Vf. Nachricht, daß Lord Byron, der berühmte Vf. von *Childe Harolds Pilgrimage* (wir haben die achte Ausgabe vom J. 1814 vor uns), nebst Hrn. Efenhead damals (im May 1810) den Hellespont vor Hrn. Hobhouses Augen durchschwommen, von ihrem Zwei-

fel befreit werden. Interessant ist die Reise durch die Straße beschrieben, und nützlich sind die Bemerkungen über die Lage eines Europäischen Reisenden in Constantinopel, wo damahls der Franz. u. Engl. Gesandte etwas galten, aber nur in Pera, welches ein Gewässer, der goldne Horn, von Constantinopel trennt, wohnen dürfen, und welches die Türken das Schweinequartier nennen. Jeder Gesandte ist ganz unabhängig in Pera, hat zur Bedienung eine Oda Janitscharen, etwa 200 Mann u. c.: über die Weiber, die Umgebungen der Stadt u. c.: über die Stadt selbst u. c. gut, mit Verichtigung des Bekannten und unterhaltender Darstellung des Gesehenen und Gedachten. Ueber die Antiquitäten Constantinopels verspricht der Verf. ein besonderes Werk, das wir gern erwarten (II. S. 941). Bezeichnung der Nahmen der Straßen, nächtliche Erleuchtung und Posten fehlen in Constantinopel, das enge meist ungepflasterte oder schlecht gepflasterte und ziemlich reine Straßen. Sehr ausführlich über den Nizam-Dschedid, oder die neue Einrichtung des Kriegswesens unter Selim III. im J. 1796 u. f.

Sehr interessant ist die Appendix II. S. 1049 ff. Sie enthält Inschriften bey Chäronca, Talandios in Böotien, aus Meletius Geographie u. c. Nachträge über die neugriechischen Gelehrten, zum Theil aus Cantemirs Ottomannischer Geschichte, über die Griechische Aussprache, nach der Havercampischen Sylloge, besonders nach Meferdus, über die neugriechische Literatur, mit schönen Proben und Auszügen aus der neugriech. Uebersetzung des Thucydides: wovon Nachricht von einer geistreichen Uebersetzung der *giorusalem liberata*, des Epictetus mit Noten, Hesops Fabeln u. c. Hrn. Friedr. North Douglas Sammlung, die sich auf 1000 Bände beläuft, gegeben, doch der Satz wiederholt wird (*there is no diffusion of knowledge in Greece*) daß die Kenntnisse in Griechenland nicht ausgebreitet sind u. c. Die Expedition nach den Dardanellen im J. 1806: die Albanische Sprache. Den Schluß machen Facsimiles eines neugriechischen Briefes von Ali Pascha von Albanien, und eines andern.

---

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

3. Stück.

Den 6. Januar. 1816.

---

Wien.

Von Anton Doll: Oesterreich unter Kaiser Friedrich dem Vierten (?), von Franz Kurz, regulirtem Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. Th. I. 292 S. Th. II. 310 S. in Octav.

Dies Werk verdient allen denen, die an der besondern Geschichte einzelner Theile unsers Vaterlandes Freude haben, empfohlen zu werden. Der Verf. stellt die Schicksale Oesterreichs, während der Regierung jenes Fürsten, genau, sorgfältig, zweckgemäß und anspruchslos dar. Von seinem Fleiße in Erforschung der Wahrheit zeugen nicht nur die in den Anmerkungen angeführten Beweisstellen, die aus den Werken gleichzeitiger oder sonst ausgezeichneten Schriftsteller entlehnt sind, sondern es zeugen auch davon die sechs und siebenzig beygefügte Urkunden, welche der Verfasser aus ungedruckten Schätzen zu verschaffen gewußt hat. Schon dieß, wie so manches andere in dieser Schrift, gibt einen erfreulichen Beweis von den Fortschritten die in Oesterreich gemacht werden, und wie man daselbst

E

immer mehr jener Geheimnißkrämeren entsagt, welche eine Zeitlang dieß Land nicht allein gedrückt hat. Es ist nicht nöthig, die Namen derer zu nennen, denen man in dieser Beziehung das erste Bahnbrechen' verdankt, es ist aber erfreulich, immer Mehrere auftreten zu sehen, welche Jenen folgen. Erfreulich muß jedem Freunde des Guten eine Vergleichung der Oestreichischen Litteratur seyn, wie sie jetzt ist, mit der wie sie noch vor zwanzig Jahren, wenigstens in einigen Zweigen, war; und eben so erfreulich muß die Vergleichung für den ausfallen, der etwa im Leben den Zustand und die Liebe für unsere Muttersprache dort in beiden Zeiträumen zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Der Gang der großen Europäischen Angelegenheiten hat darauf eben sowohl, als das stille Wirken Einzelner, bedeutenden Einfluß gehabt. Auch dieß Werk, wie wohl man nicht leicht ein oder das andere Blatt lesen wird, ohne auf einen Ausdruck zu stoßen, der unserer Schriftsprache fremd ist, gibt doch erfreuliche Beweise von einer einfachen geschichtlichen Schreibart, von Erhabenheit über manche Vorurtheile, von guter Gesinnung und von vielem Fleiße.

Der Gegenstand selbst aber, der in diesem Buche abgehandelt ward, ist von der widrigsten Art. Nicht leicht mag es irgendwo, zu irgend einer Zeit, so ganz trostlos und scheuslich ausgesehen haben, als damahls in Oestreich. Nie war Ruhe und Friede, immer Fehde und Krieg mit den Ungern, den Böhmen, benachbarten Deutschen Fürsten, zuweilen kam dazu ein Einfall der Türken, gegen Alle aber ward unglücklich gekämpft oder es wird das Volk ohne Widerstand den wüthendsten Verheerungen preis gegeben, denn im Innern herrscht völlige Auflösung; die Oestreichischen Fürsten kämpfen gegen einander, Brüder gegen Brüder, der Adel

mordet sich wechselseitig und kämpft gegen seine Fürsten, fremde Abenteuerer, die andere Länder ausgespien, herrschen im Lande, verworfene Söldlinge von dem oder jenem gemiethet, während den Fehden sowohl, als auch wenn sie entlassen werden, dem unglücklichen Einwohner gleich verderblich, plündern Freund wie Feind; verworfene Sitten, ein verdorbenes Volk, empörte Städte, schlechte treulose Räte der Fürsten, ein erbärmlicher Kaiser, die Unterthanen durch ihn in Verzweiflung gebracht und verwildert, Falschheit, niedrige Gesinnung, Betrug und ungleubliche Rohheit bey Allen: das ist kürzlich der Inhalt dieser entsetzlichen Geschichte Oestreichs, während der drey und funfzigjährigen Regierung dieses Friedrichs; kaum daß man Einem in diesem schändlichen Gewühle begegnet, der das niedergeschlagene, an der Menschheit verzweifelnde Gemüth etwas aufrichten könnte. Die Rohheit wollte man gern übersehen, jedes Zeitalter hat seine Sitte, wäre nur nicht ein so tiefes Verderben durchaus sichtbar und vorherrschend. Zu jeder Zeit vermag ein edler und kraftvoller Fürst viel, allein zu keiner Zeit war von Friedrich je etwas, in einer solchen aber vollends gar nichts zu erwarten. Geizig, unentschlossen, eigensinnig wie ein Kind, voll eines albernen Hochmuths, ohne alles Gefühl, abergläubisch, träg, falsch, elenden Räten folgend, die Bessern verstoßend: das sind die Hauptzüge dieses Mannes, und dieser sollte in solchen Zeiten einem solchen Volke vorstehen!

Nachdem Albrecht Herzog von Oestreich und König von Ungern und Böhmen gestorben, kam seine Gemahlinn mit dem jungen Ladislaus nieder, dem, nach langem Kampfe und nach der Mutter Tod, die Kronen einigermaßen erhalten wurden; unser Friedrich wird nach altem Herkommen dessen Vormund,

wie er gleiches bereits in Bezug auf seinen jüngeren Vetter Herzog Siegmund von Tyrol war; ferner wird Friedrich im J. 1440 zum Kaiser gewählt. Somit waren mehrere Mittel gegeben, um dem zertheilten und zerrissenen Oestreich einige Hülfe zu gewähren: aber niemand verstand es weniger, sie glücklich anzuwenden, als eben er. So lange Friedrichs schändlicher und verschwenderischer Bruder Albrecht lebte, ward er von diesem bis auf's Blut verfolgt; verbunden mit ihm stehen Ungern, Böhmen und Mähren gegen Friedrich, kurz nach der übernommenen Vormundschaft über Ladislaus, auf ein Baier, Enzinger, den sein Land ausgestoßen, steht an der Spitze der Oestreicher. Die Ungern wollen ihren jungen König nicht unter Friedrichs Vormundschaft wissen, er soll in ihrer Mitte, nicht in Steyermark erzogen werden. Während aber alles bereits in größter Bewegung ist, stellt Friedrich einen verachteten Regierungsrath in Oestreich an, und nimmt den jungen Ladislaus mit sich gen Rom, wofelbst er sich zum König von Italien und zum Römischen Kaiser krönen lassen will; da er aber immer das Geld sehr liebt, unter andern auch zu dieser Reise viel Geld bedarf und von dem gesammelten sich ungern trennt, so läßt er schlechtes Geld prägen, womit er alle betrügt, welches Geld vom Volk Schinderlinge genannt wird.

Indeß sieht ihn der Papst, früherer Reisen der Kaiser eingedenk, ebenfalls ungern kommen, bald aber zeigt es sich, kurz nach seinem Eintritt in Italien, daß von Friedrich nichts zu besorgen sey. Denn als der Kaiser in Witerbo unter einem prächtigen Thronhimmel, umgeben von des Papsts Legaten und Söldnern, einzog, gefiel es einigen frechen jungen Leuten, mit langen eisernen Hacken den Thronhimmel über ihm in Stücken zu reißen; die Söldner des

Papsts selbst aber wollten den Kaiser vom Pferd werfen und es als eine gute Beute erklären, während andere ihm den Hut, der mit einer kostbaren Krone umgeben war, abzureißen suchten. Da brach endlich dem Kaiser die Geduld, er ergriff einen dicken Stock, den einer seiner nächsten Diener führte; jetzt ist's Zeit, sagte er zu den Legaten, gab seinem Pferde die Sporn, entkam glücklich, kehrte wieder, schlug tapfer drein, streckte einige zu Boden, also thaten auch die Legaten; der Statthalter ließ mehrere verhaften, er wollte sie richten lassen, Friedrich bat um ihr Leben. Vor Rom kamen ihm einige wenige Cardinäle entgegen, um ihn im Namen des Papsts zu begrüßen, und machten ihn auf diese große Ehre aufmerksam, und wiewohl er anmerkte, daß vormahls die Cardinäle nicht nur, sondern die Päpste selbst dem Kaiser entgegen gekommen wären; so fügte er zugleich philosophisch hinzu: aber die Zeiten ändern sich, und wenn das Ansehen der Kaiser vormahls größer war, so wird es doch jetzt von dem der Päpste übertroffen. Er küßte dem heil. Vater den Fuß, und bat die empörten Desfreier in den Bann zu thun; der Papst willigte in die Bitte, hielt jedoch dafür, das weltliche Schwert müsse man auch nicht in der Scheide lassen: allein wenn Friedrich dieß zu benutzen verstanden hätte, so würde er die Demuthigungen, die er zu Rom zu dulden hatte, sich haben ersparen können. Nach der Krönung führte er zu Fuß eine Strecke Weges des Papsts Pferd am Zaum, und ließ sich zu St. Jakob zum Domherrn ernennen. Er war der letzte Kaiser, der sich zu Rom krönen ließ. Von Rom reisete er zum König Alphons von Neapel, einem Anverwandten seiner Gemahlinn, einer Portugiesischen Prinzess, die ihm zu Wasser nach Italien entgegen gekommen war, und die ihm der Papst angetraut hatte, die



aber, da sie, obwohl seit einiger Zeit verheirathet, noch als Jungfrau in Neapel ankam, höchst niedergeschlagen schien. Als der König von Neapel den Kaiser antrieb, seine eheliche Pflicht nicht also zu verabsäumen, so war er wenig dazu geneigt und hatte verschiedene Skrupel: als aber die Portugiesischen Kammerfrauen das Bett zurichteten, räuchereten und mit heiligem Wasser besprengten, da ward ihm vollends ängstlich zu Sinn, er dachte an Gift und Zauberey und ließ ein anderes Bett herbeschaffen. —

Als er nun nach seiner Heimath zurück kam, ward er sogleich von den Oestreichern, an deren Spitze der treulose und verworfene Graf Ulrich von Cilly und der Baier Eyzinger standen, zu Neustadt belagert, und die Stadt würde alsbald im ersten Anlauf genommen und der Kaiser in seiner Feinde Gewalt gefallen seyn, wenn nicht ein baumstarker großer Steyermarker, Paumkircher, gewesen wäre, unter dessen gewaltigen Streichen so manche der Stürmenden fielen, und der so lange widerstand, bis man die Thore zuzuschließen vermochte. Diesen selbigen Mann hat Friedrich verschiedene Jahre nachher hingerichten lassen.

Durch diese Empörung ward der Kaiser genöthigt seinen Mündel Ladislaus auszuliefern und frey zu geben, der nun nach Wien ging und auch in Ungern und Böhmen als König anerkannt ward, wiewohl dort Joh. Hunyad, hier Georg Podiebad das Heft vor wie nach in Händen halten. Der junge Ladislaus war ganz in der Gewalt des nichtswürdigen Ulrichs von Cilly; nirgends zeigt sich ein Mann, der helfen konnte, bey dessen Geschichte der Leser gern verweilte: nur Ungern kann sich seines Hunyads rühmen, der mit Hülfe eines aus Italien gekommenen Minoriten, Capistran, Belgrad rettete, die

Türken schlug und die Christenheit schirmte, während von dem Kaiser keine Hülfe gegen diesen Feind zu erwarten stand. Ulrich von Cilly hatte Johann Hunyad stets nach dem Leben gestrebt, er empfing den Lohn seiner Schandthaten und ward nach Johans Tode von dessen Freunden ermordet; Hunyads ältesten Sohn läßt der junge Ladislaus hinrichten, den jüngern Matthias hielt er im Gefängniß, es ist eben der nachmahls so große König der Ungern, der Europa gegen die Türken schirmte und den Kaiser Friedrich, der immer gegen ihn im Dunklen kämpfte und ihm Feinde weckte, nach Verdienst züchtigte. Im Jahre 1457 starb Ladislaus.

Durch so manche Todesfälle schienen sich für Friedrich günstigere Ausichten zu eröffnen; viele seiner erbittertsten Feinde und Nebenbuhler waren nicht mehr; als ältester des Hauses gebührte ihm die Erbfolge in Oestreich. Allein nun bricht vollends ein empörender Bruderkrieg zwischen ihm und Albrecht seinem Bruder aus, wodurch Oestreich mehr denn je verwüstet wird, denn Böhmen und Ungern dienten nebst andern den verschiedenen Theilen, fremde Söldner, gemiethetes Gesindel, ohne Vaterland und Ehre, trieben ihr verruchtes Spiel, und des Landes Adel, so wie das Volk verderben und verwildern immer mehr. Zuerst muß Friedrich seinem Bruder Albrecht das Land ob der Ens, dann das Land unter der Ens abtreten; endlich stirbt im Jahre 1463 der nie zu befriedigende Albrecht.

Als nun Friedrichs ärgster Feind gestorben war, so konnte er dennoch dem unglücklichen Lande die Ruhe nicht wieder schenken, seinen unruhigen Adel nicht bändigen, vom ohnmächtigen Streben nach der Böhmischn und Ungrischen Krone nicht lassen, und indem er sich bald an die Böhmen, bald an die Ungern hing, diese gegen jene, jene gegen diese

legte, nach Rom abermahls eilte, um vom heil. Vater die Erfüllung seiner Wünsche zu erflehen, gewinnt er nichts, als die Verheerung Oestreichs bald durch die Ungern, bald durch die Böhmen, bald durch seines eigenen Adels ungezähmte Frechheit. Matthias nahm endlich mit seinen Ungern den größern Theil Oestreichs, selbst Wien, und nun erst nach seinem Tode, als die Ungern uneins waren, gelang es Maximilian, Friedrichs Sohn, das Verlorne wieder zu erhalten, denn ihm, dem Vater, möchte es auch da kaum gelungen seyn.

Die letzten Jahre seines Lebens brachte der Kaiser in Linz zu, denn Wien, woselbst er in der Burg von den Oestreichern einst belagert, aus welcher Stadt er nachher durch Matthias vertrieben worden, war ihm verleidet; mit Vetern, Goldmachern und Sterndeuten war er daselbst beschäftigt, wenn ihm sein unruhiger Adel dazu anders Zeit ließ; wenige ließ er vor sich. Wegen eines Geschwürs mußte ihm im hohen Alter ein Fuß abgenommen werden, er betrachtete das abgesägte Glied und sprach: Nun ist dem Kaiser und dem Römischen Reiche ein Fuß abgeschnitten. Durch unmäßiges Essen von Melonen ward er von der Ruhr befallen und starb den 19. August 1493. Von seinen Thaten sind seinem Volke nichts als traurige Erinnerungen geblieben, aber wenn das Haus ihm den Erzherzoglichen Titel verdankt, so verdanken ihm Alle den vortrefflichen Sohn Maximilian I.; des Vaters Fehler konnte ein solcher Sohn vergessen machen. — Vor dem ersten Bande steht des Kaisers Bild, worin man den Character des Mannes aufs deutlichste glaubt lesen zu können.

---

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

4. Stück.

Den 6. Januar 1816.

---

## Paris.

Von F. Schoell: *Anatomie et Physiologie du Système nerveux en général et du Cerveau en particulier. Avec des observations sur la possibilité de reconnoître plusieurs dispositions intellectuelles et morales de l'homme et des animaux, par la configuration de leurs têtes. Par F. J. Gall et G. Spurzheim. Vol. I. Anatomie et Physiologie du Système nerveux en général, et Anatomie du Cerveau en particulier. Avec XVII planches. 1810. LIX u. 352 S. in Quart. (T. II, I. 1812 im 5. St.) Die Kupfertafeln in Folio.*

Unsere Anzeige des vorliegenden Werks erscheint später als vielleicht manche unserer Leser bey dem Aufsehen, das Hrn. Gall's System gemacht hat, erwartet haben. Die Ursache unsers Zögerns ist der langsame Fortgang dieser Schrift. Um über das Ganze urtheilen zu können, würde es vielleicht gerathen seyn, die völlige Beendigung derselben abzuwarten. Hiermit dauert es indeß länger als wir vermutheten. Wir liefern unter diesen Umständen für jetzt bloß unsere Bemerkungen über die

D

in dem obigen ersten Band enthaltenen Entdeckungen des Verfassers, ohne uns ein Urtheil über die Organenlehre desselben, die erst in den folgenden Bänden ihre Stelle finden wird, zu erlauben.

Vorrede. Der Verf. wuchs mit Mitschülern und Gespielen auf, die einerley Erziehung und Unterricht hatten, und doch ganz verschiedene Fähigkeiten und Neigungen zeigten. Bey allen, die sich durch ein starkes Gedächtniß auszeichneten, bemerkte er auffallend große Augen. Diese Beobachtung veranlaßte ihn auf alle Personen, die irgend ein Talent besaßen, seine Aufmerksamkeit zu richten, und es gelang ihm auch bald, äußere Kennzeichen zu entdecken, die mit gewissen Geistes- und Gemüths-Eigenschaften verbunden waren. So kam er auf die Entdeckung seines Systems. Er hatte also seine Organenlehre schon, ehe das Gehirn von ihm untersucht war. Es erklärt sich hieraus, warum seine anatomischen Entdeckungen zum Theil mit dieser Lehre genau zusammenhängen, und es ist zu entschuldigen, wenn man gegen Beobachtungen, die so mit vorgefaßten Meinungen gemacht sind, einiges Mißtrauen hegt. Herr Gall verwahrt sich zwar (S. XXV) gegen den Vorwurf, daß er die Functionen des Gehirns aus dem Bau desselben erklären wolle. Allein wir werden doch finden, daß manche seiner anatomischen Sätze mit seiner Organenlehre in genauer Verbindung stehen. Im Verfolg der Vorrede rechtet der Verfasser mit seinen Gegnern. Unangenehm fiel es uns auf, die längst der Vergessenheit übergebenen Verirrungen einiger Deutschen Schriftsteller hier noch wieder (S. XLII) den Ausländern zum Gespötte Preis gegeben zu sehen.

Einleitung. Eine Geschichte der Lehre vom Lebensprincip und der Physiologie des Gehirns, die vom ersten Erwachen der Vernunft des Menschen anfängt, und welche bey weniger Ueberladung mit

rednerischen Schmuck gründlicher seyn könnte. Qu'on se représente l'homme dans l'enfance de ses connoissances, placé sur la scène des phénomènes les plus grands et les plus variés de la nature. Après une belle journée de printemps durant laquelle il s'est rafraichi à l'ombre des arbres en fleurs; qu'au milieu du fracas du tonnerre tombe le feu du ciel; que la tempête bruyante précipitant sur lui les nuées, chasse de leurs lits les fleuves et les mers; que la terre s'entrouvre sous ses pas; ici des montagnes s'écroulent, là des îles s'élèvent du fond de l'océan; ailleurs des volcans vomissent de leurs entrailles des torrens enflammés; etc. So fängt der Verf. an, und so fährt er mehrere Seiten fort, um auf die verschiedenen Versuche zu kommen, die zur Erklärung des Lebens gemacht sind. Er verwirft die von Kant, Schmid, Erhard, G. R. Treviranus und Vichat gegebenen Definitionen, und gelangt endlich zu dem Resultate, daß nur Keil's (von ihrem Urheber selber wieder auf-gegebene) Lehre von der Form und Mischung der organischen Materie als dem einzigen Grund ihrer Erscheinungen, die wahre seyn könne.

Anatomie und Physiologie des Nervensystems überhaupt und des Gehirns insbesondere. Erster Abschnitt: Vom Intercostal- oder großen sympathischen Nerven. Der sympathische Nerve ist kein Sprosse des Rückenmarks. Er macht einen Theil für sich aus, und zwar den mindesten unter denen, woraus das Nervensystem besteht. Er ist aus mehreren untergeordneten Systemen zusammengesetzt. Alles geschieht in ihm ohne Bewußtseyn durch blinde Nothwendigkeit. Die Knoten desselben und alle übrigen Nerven dienen nicht zur Unterbrechung der Nervenwirkungen. Sie sind die ursprüngliche Substanz, woraus die Nerven ent-

stehen und wodurch sie ernährt werden (*la substance originaire, ou substance matrice, ou nourricière des nerfs*). Es gibt keinen wesentlichen Unterschied zwischen Knoten und Geflechten. Dieß sind die Hauptsätze jenes Abschnitts. Was an ihnen Wahres ist, haben schon frühere Schriftsteller gelehrt, und was davon dem Verf. eigenthümlich ist, erträgt schwerlich eine nähere Prüfung. Die Behauptung, daß die Knoten die ursprüngliche und ernährende Substanz der Nerven sind, beruhet auf keinem andern als folgenden Grund; Der Polyp, der noch keine Nerven besitzt, besteht ganz aus einer grauen Substanz, welche der der Ganglien ähnlich ist; bey denjenigen Thieren, wovon sich die ersten Anfänge eines Nervensystems zeigen, entspringen die Nerven aus Massen einer ähnlichen grauen Substanz, und je größer diese Massen sind, desto größer sind auch die von ihnen ausgehenden Nerven. Aber die graue Farbe ist weder allen Polypen, noch allen Ganglien des Nervensystems der niedern Thiere eigen. Und wäre sie es, wer wird bloß aus einer solchen Aehnlichkeit etwas schließen? Daß die Größe der Nerven mit der Größe der Knoten immer in Verhältniß steht, ist ebenfalls unrichtig. Bey mehreren Würmern sind die Anschwellungen des so genannten Rückenmarks in Verhältniß gegen die Dicke der Nervenstränge desselben so gering, daß sie kaum den Rahmen von Knoten verdienen. Diese, so unerwiesene Hypothese aber macht einen der wichtigsten Sätze in Hrn. Gall's Hirn- und Nervenlehre aus.

Zweiter Abschnitt: Von den Nervensystemen der Wirbelsäule, oder dem Rückenmark. Der Verf. verwirft die Benennung Hirn- und Rückenmark, weil sie auf einen unrichtigen Begriff führe. Er behauptet: alles Mark des Nervensystems bestehe aus Nervenfasern; das Rückenmark könne nicht als

ein Fortsatz des Gehirns betrachtet werden, weil es bey den niedern Thieren weit mehr ausgebildet sey als das letztere; jenes sey bey den höhern Thieren eine ähnliche Verbindung von Ganglien wie bey den niedern; die Nerven des Rückenmarks entspringen aus der grauen Substanz desselben, und es gebe im Rückenmark auf beiden Seiten einen Canal, der sich durch das ganze verlängerte Mark bis zu den Sehnerven erstrecke. Auch von diesen Sägen können wir keinen für ganz richtig anerkennen. Das Hirn- und Rückenmark zeigt zwar in Alcohol, Aether, Säuren u. s. w. erhärtet an manchen Stellen einen faserigen Bau. Allein solche Fasern lassen sich nicht mit den Nervenfasern vergleichen. Jene sind bloße durch den erhärteten Eiweißstoff an einander gereihete Kügelchen, diese hingegen wahre häutige Canäle. Daß das Rückenmark eben so wenig vom Gehirn, als das Gehirn vom Rückenmark abgeleitet werden kann, darin sind wir mit Hrn. Gall einverstanden. Aber der Grund, den er für diesen Satz von den Amphibien, Fischen, Mollusken, Insecten und Würmern hernimmt, die ein großes Rückenmark bey einem kleinen Gehirn haben sollen, halten wir für ungültig. Das Rückenmark der Amphibien und Fische hat zwar einen größern Umfang, aber auch eine weit größere Höhlung, und deswegen verhältnismäßig nicht so sehr viel mehr Masse als das der Säugethiere und Vögel, wie es dem Außern nach scheint. Die Thiere der niedern Classen, denen eine articulirte Wirbelsäule fehlt, besitzen unserer Uebersetzung nach gar kein Rückenmark. Was man bey den Mollusken so nennt, ist eine Verbindung von Ganglien, die sich nur mit den Bauchknoten der höhern Thiere vergleichen lassen, und was bey den Insecten und Würmern jenen Rahmen führt, ist ein System von Ganglien, das aus den, zu einem symmetrischen Ganzen verschmolzenen Rückenmarksknoten der rothblütigen Thiere entstanden zu



seyn scheint. An dem Rückenmark der höhern Thiere wird daher auch kein unbefangener Beobachter etwas Aehnliches von wahren Ganglien bemerken. Wir haben eben so wenig bey den Amphibien, als Keuffel und Ursaky bey den Vögeln und Fischen, etwas der Art finden können. Wir sind auch überzeugt, daß die Rückenmarksnerven nicht aus der grauen Substanz, sondern aus dem Mark entspringen, indem wir an einem, mit dem Vergrößerungsglas untersuchten Querschnitt durch das Rückenmark und durch die Wurzel eines der Nerven desselben, das Mark des letztern unmittelbar in die weiße Substanz des Rückenmarks übergehen sahen. Wir haben endlich, so wie Sewett und Meckel, in dem Rückenmark immer nur einen einzigen Canal gefunden. Alle diese Sätze beweisen übrigens, daß Hrn. Gall's Organenlehre nicht so ganz ohne Einfluß auf den anatomischen Theil seines Systems geblieben ist, wie er versichert. Sie sind offenbar Hauptstützen dieser Lehre. Sind sie unrichtig, so können auch das Rückenmark und die Nervennoten Organe der Neigungen und Fähigkeiten seyn, für deren Sitz er bloß das Gehirn annimmt, und damit fällt dann die Möglichkeit weg, aus der äußern Gestalt des Gehirns auf geistige Anlagen zu schließen.

Dritter Abschnitt: Verschiedenheit des automatischen und animalischen Lebens. Der Verf. läßt keine andere Erscheinungen für Aeußerungen des animalischen Lebens gelten, als die, welche mit Bewußtseyn verbunden sind und ihren Grund im Gehirn haben. Diese Meinung hängt wieder mit seiner Organenlehre zusammen. Aber alle Aeußerungen des Instincts gehören doch zum animalischen Leben und gehen ursprünglich ohne Bewußtseyn ihres Zwecks vor sich. Sie dauern bey den niedern Thieren nach der Trennung des Gehirns noch eine Zeitlang fort, und können also nicht durch dieses allein bedingt seyn. Der Verf. erklärt zwar solche Erscheinungen für Wirkungen der

bloßen Irritabilität. Allein wenn eine Folge von Bewegungen, die einen bestimmten Zweck haben und in einer bloß zufälligen Verbindung unter sich stehen, sich aus der bloßen Irritabilität erklären läßt, so müssen unsere und des Verfassers Begriffe von der Irritabilität sehr verschieden seyn.

Vierter Abschnitt: Von den Nerven des Kopfs. Nachdem man in den vorhergehenden Abschnitten nichts als unrichtige, oder wenigstens unerwiesene Behauptungen gefunden hat, erhält man hier endlich Ersatz durch Entdeckungen über den Ursprung der Hirnnerven, deren Wahrheit selbst von den Mitgliedern des Französischen Instituts, von welchen der bekannte Bericht über Hrn. Gall's anatomische Lehren herrührt, eingeräumt ist. Des Verf. Beobachtungen machen es höchst wahrscheinlich, daß alle Hirnnerven, nur den Geruchsnerve ausgenommen, ihren ersten Ursprung im verlängerten Mark haben. Von dem Vagusnerven, dem Zungenfleischnerven, dem Stimmnerven und dem Zungenschlundnerven kannte man diese Entstehung schon vor Hrn. Gall. In Betreff dieser Nerven hat der Verf. nichts Eigenes, als daß er Santorini's, Girardi's und Sömmering's Beobachtungen über den Ursprung einiger Fäden des Stimmnerven und Zungenschlundnerven aus der vierten Hirnhöhle nicht bestätigt fand. Den sechsten Hirnnerven und den Antlagnerven, deren Wurzeln man bisher zum Theil aus der Varolischen Brücke ableitete, sah der Verf. bey Thieren bloß aus der untern Fläche des verlängerten Marks hervorkommen. Der Hörnerve hat, wo nicht alle, doch mehrere Wurzeln in dem grauen Band der vierten Hirnhöhle. Das fünfte Paar verfolgte der Verf. bis unter die äußere Seite der Vierhügel. Der vierte Hirnnerve, den man bis zur Klappe verfolgt hatte, scheint noch tiefer zu entstehen, und sich an jener Stelle nur von der Hirnmasse zu trennen. Das dritte Paar entspringt an der schon von

Ward angegebenen Stelle. Der Sehnerv entsteht aus dem vordern Paar der Vierhügel, verbindet sich mit dem Corpus geniculatum externum, wird durch dasselbe verstärkt, und erhält weiterhin noch Fäden vom Tuber cinereum. Unter dem Seehügel geht er weg, ohne sich mit diesem zu verbinden. Bey einer Vereiterung des linken Seehügels war der linke Sehnerv unverändert geblieben; hingegen in Fällen, wo der eine Sehnerv geschwunden war, hatte die eine, zu ihm gehörige Hervorragung des vordern Paares der Vierhügel an Größe abgenommen. Beide Sehnerven machen eine wahre Durchkreuzung. Der Geruchsnerve ist der einzige Hirnnerve, der sich nicht bis zum verlängerten Mark verfolgen läßt. Aber, sagt der Verf., wenn er auch aus den vordern Hirnhälften entspringt, so entsteht er wenigstens nicht aus der weißen, sondern aus der grauen Substanz derselben. Auf den letztern Umstand legt Hr. Gall ein großes Gewicht. Jeder Hirnnerve, glaubt er, hat ein Ganglion von grauer Substanz, woraus derselbe hervortritt, und einige stoßen vor ihrer Trennung vom Gehirn auf mehrere solche Ganglien, von welchen sie neue Fäden bekommen. Wir erhalten hier also auch in einem Abschnitt, worin wir bis dahin bloß reine Erfahrungen fanden, wieder einen unerwiesenen Satz. Thatsache ist nur diese, daß jeder Hirnnerve bey seinem Ursprung von grauer Substanz umgeben ist. Ob er darum nicht mit dem Mark in Verbindung steht, und ob die Stellen, woraus seine Wurzeln hervorkommen, mit den eigentlichen Ganglien etwas gemein haben, dieß sind unausgemachte Punkte. Gegen die Berichterstatter des Französischen Instituts wird noch erinnert, daß das hintere Paar der Vierhügel und die Corpora geniculata interna nicht bey allen fleischfressenden Thieren größer als bey den pflanzenfressenden sind.

Fünfter Abschnitt. Von der Verschiedenheit der Nerven. Dieser und der folgende Abschnitt sind wie-

der mit Hypothesen und Widerlegungen angefüllt. Der fünfte ist wider die gerichtet, welche die Verschiedenheit unter den Berrichtungen der verschiedenen Nerven bloß von dem verschiedenen Bau der Theile, worin sich diese Nerven nach außen endigen, ableiten. Dabey kömmt der Verf. auf den thierischen Magnetismus, dessen Erscheinungen sich mit der Organenlehre nicht wohl vereinigen lassen. Hr. Gall hatte in Wien und auf seinen Reisen Gelegenheit genug, über diesen, für die Physiologie des Nervensystems so wichtigen Gegenstand die genauesten Erfundigungen einzuziehen, und selber Versuche anzustellen. Aber er theilt uns nichts darüber mit, als abgenutzte Einfälle. Er würde die Realität desselben ganz läugnen, wenn er nicht zufällig an sich selber eine Beobachtung gemacht hätte, wodurch er von der Wirklichkeit eines 'magnetischen Fluidum' überführt wurde. Er bemerkte, daß wenn er sich mit den ausgestreckten Fingern der einen Hand über den behaarten Theil des Vorderkopfs von vorne nach hinten in der Entfernung von ungefähr 1 Zoll strich, zwischen der Hand und dem Schädel eine sanfte Wärme wie von einem Hauch, Hitze in den Schultern, den Wangen und dem Kopf, Schauder in den Lenden, und bey längerer Fortsetzung des Versuchs Schmerzen in den Augen, Thränen, Lähmung der Zunge, krampfhafte Bewegungen der Gesichtsmuskeln, erschwertes Athemhohlen, Zittern und Wanken der Knie erfolgten. Nach einem längern Versuch bedarf er mehrere Stunden sich zu erhohlen. Er kann die nämlichen Wirkungen bey andern Menschen hervorbringen, doch bloß bey solchen, die feine und etwas krause Haare haben, und nur diese wirken auch wieder auf ihn.

Sechster Abschnitt: Functionen der äußern Sinne. Von den meisten Sätzen, die bisher in der Physiologie der Sinne gelehrt wurden, wird hier das Gegentheil behauptet. Der Geschmack ist nicht bey dem Menschen feiner als bey allen Thieren; zum

Schmecken einer Substanz ist nicht eine feuchte Auflösung derselben nothwendig; der Geruch kann nicht, wie Le Cat meinte, den Geschmack ersetzen; es ist nicht der Geruch, sondern ein anderer Sinn, worauf sich das wunderbare Vermögen der Thiere gründet, ihre Heimath aus weiter Ferne wieder zu finden; das Talent für Musik vieler Vögel und mancher Menschen läßt sich nicht von dem Bau der Gehör- und Stimmwerkzeuge allein ableiten; das Vermögen zu hören ist nicht die Quelle der Sprache und der damit verbundenen Vorstellungen; das Gesicht unterrichtet uns nicht bloß von dem Licht und den Farben, sondern auch von der Gestalt, Größe, Richtung, Zahl und Entfernung der Gegenstände; wir sehen nicht die Gegenstände ursprünglich doppelt; das Gefühl hat nicht Vorzüge vor den übrigen Sinnen; die geistigen Vorzüge, welche den mit einem feinen Gefühl begabten Thieren eigen sind, rühren nicht von diesem her, sondern sie besitzen ein feines Gefühl, weil sie jene Vorzüge haben; es ist nicht wahr, daß ein angeblicher fortwährender Irrthum eines Sinns fortdauernd durch einen andern Sinn, oder durch das habituell gewordene Urtheil verbessert werden könne. Wir können uns auf die Prüfung aller dieser negativen Sätze nicht einlassen, ohne die Grenzen einer Recension zu sehr zu überschreiten. Nur über eine neue Auflösung des Problems von dem Einfachsehen der Gegenstände mit beiden Augen, die der Verf. hier gibt, das einzige Positive, was dieser Abschnitt enthält, erlauben wir uns einige Bemerkungen. Hr. Gall findet es unbegreiflich, daß man noch nie den Unterschied zwischen activen und passiven Wirkungen der Organe des animalischen Lebens überhaupt und besonders der Sinneswerkzeuge beachtet hat. Die active Wirkung tritt ein, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand der Sinne richten; die passive findet ohne unser Zuthun statt. Bey der activen Wirkung, besonders des Gesichts, bedienen wir uns immer nur des

einen Sinnesorgans ; die passive geschieht durch beide. Aber warum haben wir denn beym passiven Sehen, wo wir uns doch beider Augen bedienen, nur ein einfaches Bild? Der Verf. vermuthet, daß immer ein Doppeltsehen statt findet, wenn wir einen Gegenstand nicht fest ins Auge fassen, nur daß beide Bilder nicht deutlich von einander getrennt sind und das eine von dem andern bedeckt ist. Aber warum sind denn beide mit einander verschmolzen? Dieß ist ja gerade die Frage. Und warum kann der Kranke, der am Doppeltsehen leidet, sich mit aller Anstrengung kein einfaches Bild eines Gegenstandes verschaffen? Doch die ganze Erklärung ist unrichtig. Jeder, der gesunde Augen hat, betrachtet die Gegenstände, auch bey dem aufmerksamssten Ansehn, mit beiden Augen. Er wird nie ein so deutliches Bild vermittelt des einen Auges allein, als vermittelt beider erhalten. Nur bey'm Wisiren auf einen entfernten Punct und bey'm Sehen durch eine kleine Oeffnung schließen wir das eine Auge, im erstern Fall weil bey den meisten Menschen das eine Gesichtorgan schwächer als das andere ist und sie deßhalb mit beiden Augen einen Punct nicht in der Linie, die von diesem gerade zur Mitte der Nasenwurzel geht, sondern in schiefer Richtung sehen; im zweyten Fall, weil wir bey'm Blicken durch eine kleine Oeffnung uns nur des einen Auges bedienen können, und das andere, wenn es unterdeß offen bleibt, unsere Aufmerksamkeit von dem Gegenstand der Beobachtung abzieht.

Siebenter Abschnitt: Von der Methode das Gehirn zu untersuchen und zu beschreiben. Achter Abschnitt: Von der Anatomie des kleinen Gehirns besonders. Neunter Abschnitt: Vom großen Gehirn. Zehnter Abschnitt: Vermischte Gegenstände. Die meisten Anatomen nahmen bisher das Innere des Gehirns für eine breyartige Masse an. Nur an einzelnen Stellen glaubten einige eine faserige Beschaffenheit des Marks wahrgenommen zu haben. Dem Verf. zufolge besteht

die ganze weiße Substanz des Gehirns aus Fasern, diese haben insgesammt in der grauen Substanz ihren Ursprung und nehmen allenthalben, wo sie während ihres Verlaufs in dieselbe dringen, an Zahl und Stärke zu. Die im Gehirn befindlichen Anhäufungen von grauer Substanz sind daher für die Hirnfasern das nähmliche, was die Ganglien für das übrige Nervensystem. Auf diesen Sätzen beruhet Herrn Gall's Hirnlehre. Ihr Zweck ist, anzugeben, wo die Hirnfasern entspringen, wie sie verlaufen, durch die Hirnganglien verstärkt werden, sich mit einander verbinden, und in ihren Verbindungen die verschiedenen Theile des Gehirns ausmachen. Dieser Idee gemäß verwirft der Verf. die bisherige Weise, das Gehirn durch Schnitte zu zerlegen, und nimmt das Schaben mit dem Scalpelt, wobey man dem Lauf der Hirnfasern folgt, für die allein richtige Zergliederungsart jenes Eingeweides an. Ein anderer Hauptsatz der Gall'schen Hirnlehre ist, daß es divergirende oder aufsteigende Hirnfasern gibt, die vom Innern zur Oberfläche gehen, und convergirende oder rücklaufende, welche die entgegengesetzte Richtung nehmen. Die ersten divergirenden Fasern des kleinen Gehirns entstehen an derselben Stelle, wo die meisten Sinnesnerven ihren ersten sichtbaren Ursprung haben, in der grauen Substanz, die im Innern der großen Anschwellung über den Halsnerven liegt. Sie bilden die Fortsätze des kleinen Gehirns zum verlängerten Mark. Die Bündel dieser Fasern werden in den raufenförmigen Körpern, welche Ganglien für sie sind, verstärkt, und breiten sich nach dieser Verstärkung in Schichten aus, die, auswendig mit grauer Substanz bedeckt, das kleine Gehirn ausmachen. Die convergirenden Fasern entstehen in der grauen Substanz der Oberfläche, begeben sich in verschiedenen Richtungen zwischen den divergirenden nach dem vordern Rand der Außen,

seite, verbinden sich in der Mittellinie des Gehirns mit den gleichartigen Fasern der andern Hälfte des kleinen Gehirns, und bilden eine breite, dicke Schichte von Fasern, die **Commissur des kleinen Gehirns**, (sonst die **Varolische Brücke**). Die Fortsätze des kleinen Gehirns zum verlängerten Mark, die rautenförmigen Körper, das kleine Gehirn und die Varolische Brücke stehen daher immer mit einander in gradem Verhältniß. Die ursprünglichen Bündel, woraus die divergirenden Fasern des großen Gehirns entspringen, sind die Pyramiden, die Bündel, welche unmittelbar aus den olivenförmigen Körpern hervortreten, die längslaufenden Fasern, die zum Theil die vierte Hirnhöhle bilden, und noch einige andere, die im Innern der großen Anschwellung des verlängerten Marks liegen. Die Fasern der vordern Pyramiden durchkreuzen sich; die übrigen Bündel begeben sich auf derselben Seite, wo sie entstanden sind, zum großen Gehirn. Die Pyramidalbündel gehen durch die Varolische Brücke zu den Hirnschenkeln, werden durch die graue Substanz, die sie in diesen Theilen auf ihrem Wege antreffen, verstärkt, erlangen ihre größte Stärke da, wo der Sehnerv sich um ihre äußere Fläche biegt, und machen dann Schichten von verschiedener Länge, die auswendig mit grauer Substanz bedeckt sind, die untern, vordern und äußern Windungen der vordern und mittlern Lappen des großen Gehirns. Die übrigen ursprünglichen Faserbündel gehen ebenfalls zu den Hirnschenkeln. Ihre Ganglien sind die olivenförmigen Körper, die Sehhügel und die streifigen Körper. Nachdem sie in den letztern eine beträchtliche Verstärkung erhalten haben, bilden sie die Windungen des hintern Hirnlappens und derer, die an dem obern Rand jeder Hirnhälfte nach der Mittellinie hin liegen. Die convergirenden Fasern des großen Gehirns entstehen aus der grauen Substanz, welche die Oberfläche der Windungen be-



deckt. Sie sind mit den divergirenden verflochten, aber weicher als diese. Durch sie werden mehrere Verbindungsapparate beider Hirnhälften gebildet, der Balken, die hintere, mittlere und vordere Commissur, deren Größe bey allen Thieren mit der Größe der zu ihnen gehörigen Theile in Verhältniß steht.

Für den wichtigsten Punct seiner Lehre, für die fibröse Structur der Marksubstanz, findet der Verf. einen Hauptbeweis in der von ihm entdeckten Art, die Hirnwindungen zu entfalten und in eine Fläche auszubreiten. Man bewerkstelligt dieß, wenn man, nach Wegnahme der Arachnoidea und der Gefäßhaut, die Finger zwischen dem großem Markschenkel und dem Saum in die hintere Seitenhöhle bringt und gegen die innern Wände der Höhlung so lange sanft drückt, bis man einen geringen Widerstand, der von dem Gewebe der convergirenden und divergirenden Fasern herrührt, überwunden hat. Sobald dieses Gewebe zerrissen ist, lassen sich die Windungen in eine Schichte ausbreiten, die auswendig aus grauer Substanz und inwendig aus Mark besteht. Man kann durch einen ähnlichen gelinden Druck auch einzelne abgeschnittene Windungen entfalten. Die Markfasern trennen sich dabey immer zuerst in der Mittellinie der Windungen, welches beweist, daß jede Windung aus zwey, in dieser Mittellinie nur schwach mit einander zusammenhängenden Lagen von Fasern besteht. Was bey diesen Versuchen ein künstlicher Druck thut, bewirkt in der Hirnwassersucht der Andrang des Wassers.

Ohne das Verdienstliche der Bemühungen des Vf., einen Gegenstand aufzuklären, worüber bisher das tiefste Dunkel lag, im mindesten schmälern zu wollen, können wir doch manche Einwürfe, die uns gegen diese Hirnlehre statt zu finden scheinen, nicht unterdrücken. Erstens halten wir die faserige Structur des Gehirns weder für so allgemein, noch für so wichtig, wie sie nach des Vfs. Hypothese seyn müßte. Wir

haben keine Spur derselben in dem sowohl frischen, als in Weingeist oder Säuren erhärteten Gehirn und Rückenmark mehrerer Thiere der niedern Classen gefunden, und in manchen Theilen des Gehirns der Säugthiere scheinen es uns bloß dünne Streifen von Mark zu seyn, die durch zarte Schichten von Rinde abgefordert sind, was der Vf. für Fasern angenommen hat. Auf jeden Fall sind die Markfasern, wie wir schon erinnert haben, sehr verschieden von den Nervenfasern. Sie rühren bloß von dem Gerinnen der eymweißartigen Flüssigkeit des Gehirns her. Ihre Wichtigkeit ist daher vielleicht nicht so groß, wie der Verf. annimmt. Was läßt sich in der That auch aus dem Zusammenhang der Theile des Gehirns erklären? Sogar bey den Nerven sind der Erscheinungen, deren Grund sich aus Verbindungen der Nervenfasern herleiten läßt, sehr wenige gegen die, welche keine solche Erklärung zulassen, ungeachtet die Nervenfasern durch eigene Scheiden isolirt sind. Die Durchkreuzung der Hirnfasern in den Pyramiden würde etwas für die Wichtigkeit der fibrösen Structur des Gehirns beweisen, wenn die Lähmung der einen Hälfte des Körpers bey Verletzung der entgegengesetzten Seite des Gehirns etwas Beständiges wäre, und sich nicht aus andern Ursachen, als aus dieser Durchkreuzung, ableiten ließe. Die Crystalllinse zeigt in Alcohol erhärtet ebenfalls einen fibrösen Bau, der doch mit ihrer Function schwerlich etwas gemein hat. Hingegen läßt sich in manchen Bewegungsorganen, worin man die fibröse Structur der Muskeln zu finden erwarten sollte, nicht eine Spur von Fasern entdecken. Wenn also nicht einmahl zu den Functionen solcher Theile, deren Wirkungen bloß in räumlichen Veränderungen bestehen, der faserige Bau unumgänglich nothwendig ist, um wie viel weniger wird er dieß zu den höhern Berrichtungen des Gehirns seyn! Ist dieß aber, so bleiben die Gestalt und das gegenseitige Verhältniß der einzelnen Theile des

Gehirns, die von allen frühern Zergliederern vorzüglich berücksichtigt wurden, die aber der Wf. als geringfügige Nebensachen behandelt, nach wie vor die wichtigsten Gegenstände der Hirnlehre. Zweitens scheint uns zwischen der grauen Substanz und dem Mark des Gehirns kein anderer Unterschied zu seyn, als der, daß jene weit reicher an Blutgefäßen ist. Wir haben nie bey den niedern Thieren, die kein rothes Blut haben, eine Verschiedenheit der Hirnsubstanz bemerken können. Aus diesem Reichthum an Gefäßen läßt es sich schon hinreichend und ohne Annahme einer geheimnißvollen Function der grauen Substanz erklären, warum allenthalben, wo das Mark an Masse zunimmt, zugleich eine Anhäufung von Rinde vorhanden ist. Nach allem dem, was wir bis jetzt erinnert haben, können wir über das vorliegende Werk im Allgemeinen nicht anders urtheilen, als daß die Anatomie des Gehirns dadurch von einigen Seiten wichtige Bereicherungen erhalten hat, daß ihr aber auch manche unerwiesene Sätze darin aufgebürdet sind, und daß für die Physiologie des Nervensystems nur eine geringe Ausbeute in demselben enthalten ist. Der Vortrag des Wfs. ist mehr der überredende des Rhetors, als der überzeugende des strengen Wahrheitsforschers, und allenthalben auf eine unangenehme Art durch oft Seiten lange Anführungen der Worte Anderer unterbrochen. Der dritte Theil des Buchs ist mit solchen Citaten und das zweyte Drittel mit Widerlegungen angefüllt. Die von Präten gezeichneten und von Bouquet in punctirter Manier trefflich gestochenen Tafeln stellen das Rückenmark einer Raupe, das Gehirn und Rückenmark eines Huhns, das Rückenmark des Kalbes und des Menschen von verschiedenen Seiten, und mehrere Präparate des Gehirns vom Kalbe, Hammel und Menschen vor. Das, nach einem sehr unvollständigen Präparat gezeichnete Rückenmark einer Raupe hätte hier, nach Lyonnet's meisterhaften Arbeiten, keine Stelle verdient.

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

**5. Stück.**

Den 8. Januar 1816.

---

**Paris.**

Von der *Anatomie et Physiologie du Système nerveux en général et du Cerveau en particulier*; par F. J. Gall et G. Spurzheim enthält Vol. II. Physiologie du Cerveau en particulier. Part. I. (Prix Fr. 60. 1812.) 212 S. in Quart und 15 Kupfertafeln in Folio.

Wir gehören eben so wenig zu denen, die dem Verf. des vorliegenden Werks jedes Verdienst absprechen, als zu den unbedingten Bewunderern desselben. Die Anatomie des Gehirns verdankt ihm unstreitig mehrere neue Entdeckungen. Aber wer kann auch läugnen, daß unerwiesene Sätze und Irrthümer von ihm gelehrt sind; daß seine Physiologie des Gehirns und besonders seine Schädellehre auf einer unhaltbaren Grundlage beruhen; daß die Art, wie er seine Lehren ins Publicum brachte, wie er Sätze, die so mancher Mißdeutungen und falschen Anwendungen fähig sind, unbärtigen Knaben, tändelnden Weibern und halbwissenden Männern zum Spielwerke gab, der Würde des Gelehrten, dem

E

noch weit weniger als irgend einem Andern der Zweck die Mittel heiligen soll, unangemessen war! Wir hofften inzwischen, daß Gall einst von manchen seiner Behauptungen zurückkommen, manche wenigstens einschränken, und eine Fülle von Thatsachen, die nicht das Schicksal aller Meinungen haben könnten, hinterlassen würde. Allein bey dem vorliegenden Theil haben wir uns getäuscht gesehen, und von dem Lesen desselben nicht viel mehr als die Ueberzeugung mitgenommen, daß Lichtenberg's Prophezeung, Lavater's Phynognomik würde in ihrem eignen Fett ersticken, sich auch an Gall's Lehre befätigen wird.

Dieser ganze, 212 Quartseiten lange Theil ist bloß erst eine Einleitung zur Physiologie des Gehirns, die zum Zweck hat zu beweisen, daß es in der ursprünglichen Organisation des Gehirns begründete Geistes- und Gemüths-Anlagen gibt. Der erste Abschnitt ist überschrieben: Sind die Eigenschaften des Gemüths und Geistes angeboren? Sängt ihre Aeußerung von materiellen Bedingungen ab? Die Antwort fällt, wie sich erwarten läßt, bejahend aus. Die Beweise sind meist dieselben, die man schon aus andern Schriften des Verfassers und seiner Anhänger kennet, nur weitläufiger ausgeführt und mit einer Menge Stellen aus andern Schriften, besonders aus der Bibel und den Kirchenvätern, untermischt. Die Functionen der Seele sind abhängig von der Organisation; es gibt bestimmte wechselseitige Beziehungen zwischen dem Innern des Thiers und Menschen und der äußern Welt: auf diese Sätze lassen sich alle Gründe des Verfassers zurückführen. Der Punct aber, worauf hier alles ankommt, ob es nicht auch geistige Thätigkeiten gibt, die unabhängig von der Organisation vor sich gehen? ist nirgends ge-

hörig untersucht. Dem Verf. ist das Gehirn immer nur Bedingung aller Seelenwirkungen. Er erwägt nicht, ob dieser Theil nicht etwa nur Schranke eines höhern geistigen Lebens seyn dürfte? Ob, wenn der Adler mit gebundenen Flügeln der Sonne nicht mehr zufliegen kann, es das Band ist, das seine übrigen Organe in Bewegung setzt? Ob die Perfectibilität des Menschen nicht eine, bis auf einen gewissen Grad unabhängig von der Organisation wirkende Kraft voraussetzt? Ob es nicht deswegen, daß das Menschengeschlecht würde, was es geworden ist, höhere Menschen gegeben haben muß, deren himmlischer Funke nicht ein Erbtheil ihrer Eltern war, nicht durch Erziehung, Unterricht, Lebensweise u. s. w. angefaßt wurde, sondern aus sich selber zur Flamme sich entwickelte?

Die einzelnen Gründe des Verf. lassen sich ebenfalls nicht alle in dem Sinn, worin sie von ihm genommen sind, vertheidigen. So heißt es S. 20: *Quand les organes de l'esprit et de l'ame ont acquis un haut degré de développement et de perfection, il en résulte pour ces organes la possibilité de manifester leurs fonctions avec beaucoup d'énergie.* Der Verf. zeigt, daß hier unter *développement et perfection* die Quantität des Gehirns verstanden ist. Unter andern behauptet der Vf., der Kopf der medicaischen Venus könnte seiner Kleinheit wegen nur einer Blödsinnigen angehören. Also wäre es nicht das gegenseitige Verhältniß der einzelnen Theile des Nervensystems, wovon die höhern Functionen desselben abhängen? Aber das Gehirn der Biene läßt sich in seinen einzelnen Theilen mit dem bloßen Auge kaum unterscheiden, und ist doch die Triebfeder aller der bewunderungswürdigen Handlungen dieses Thiers. Bloß auf dem Verhältniß der einzelnen Theile des

Gehirns gegen einander und gegen das übrige Nervensystem kann die größere oder geringere Tüchtigkeit desselben zu den höhern Functionen beruhen. Daher finden wir bey der Biene das für sich betrachtet so kleine Gehirn doch in Vergleichung mit den Nerven und Ganglien größer als bey andern Insecten, ganz dem Sommeringschen Gesetz von der zunehmenden Größe des Gehirns gegen das übrige Nervensystem mit der Zunahme der Geistesfähigkeiten gemäß, einer Wahrheit, die allein schon ihrem Entdecker eine der ersten Stellen unter den Forschern der organischen Natur auf immer sichern würde. Es ist wahr, ausgezeichnete Seelenkräfte sind oft mit einem großen, so wie Geistesarmuth mit einem kleinen Schädel verbunden. Allein der Grund ist hier ebenfalls nicht in der absoluten Größe des Gehirns, sondern in dem größern oder geringern Verhältniß desselben zum Rückenmark zu suchen. Aus diesem Verhältniß der einzelnen Theile des Gehirns zum übrigen Nervensystem und zu einander läßt sich ohne Zweifel einigermaßen auf die Functionen desselben schließen; doch immer wird dieß nur einigermaßen und nur in so weit, als sich die letztern auf den thierischen Instinct beziehen, möglich seyn. In der ganzen lebenden Natur herrscht Verschiedenheit der Mittel bey ähnlichen Zwecken und Verschiedenheit der Zwecke bey ähnlichen Mitteln. Der nämliche Theil, der bey dem einen Geschlecht in wichtiger Beziehung mit einem andern oder mit dem Ganzen steht, hat bey einem andern eine sehr geringe Bedeutung. So ist es gewiß auch bey dem Gehirn. Hat nun die Bestimmung der Function andrer Organe schon so große Schwierigkeiten, um wie viel größer müssen diese nicht bey dem Gehirn seyn, und wie wenig wird sich bey diesem auf Analogie und Induction bauen lassen!

In der zweiten Hälfte des ersten Abschnitts sucht der Verf. die der seinigen entgegenstehenden Meinungen anderer Schriftsteller zu widerlegen. Es sind aber meist Franzosen, die er anführt. Fast keines der trefflichen physiologischen Werke, die Deutschland aufzuweisen hat, nicht einmahl Reimarus's Abhandlung über die Unmöglichkeit körperlicher Gedächtniseindrücke und eines materiellen Vorstellungsvermögens, ist hier erwähnt. Nur die Deutschen Aerzte, die sich des thierischen Magnetismus annehmen und deren Beobachtungen dem Verf. im Wege stehen, erhalten (S. 66.) folgende Abfertigung: *Aussi long-tems que les somnambules ne découvriront pas dans l'anatomie, dans la physiologie, dans l'hygiène et dans les autres branches de la médecine, des choses qu'on ait jusqu'à présent ignorées; aussi long-tems, par exemple, qu'ils ne nous donneront pas une idée précise de la rage, et qu'ils n'indiqueront pas un remède contre ce mal; aussi long-tems qu'ils ne nous apprendront pas une manière certaine de guerir la peste, le cancer etc. les Pezolt, les Wienholt, les Heineken, les Mesmer, les Puységur nous pardonneront de croire que le somnambulisme est une simple irritation ou exaltation des organes de l'amé.* Lebte der edle Wienholt noch, so würde dieser vielleicht dem Verf. antworten, daß es ein schlechter Behelf in einer übeln Sache wäre, zu so ungereimten Forderungen seine Zuflucht zu nehmen, und daß Hr. Gall besser gethan haben würde, zu erklären, wie denn Gesichtsempfindungen bey verschlossenen Augen und unempfindlichen Sehnerven Folgen einer bloßen Reizung oder Erhöhung der Seelenorgane seyn können, und wie diese Erscheinungen vereinbar mit des Verf. Hypothese von dem Verhältniß der Seele gegen die Außenwelt sind? Der Verf.



würde vielleicht die Wirklichkeit dieser Erscheinungen leugnen, aber Wienholt ihm dann den Rücken wenden und schweigen.

Zweiter Abschnitt: **Von dem Materialismus, dem Fatalismus und der moralischen Freyheit.** Auch in diesem Abschnitt findet man wieder, was der Verf. schon in frühern Schriften gelehrt hat. So gar die Einwürfe des Herrn Ackermann, in Betreff dessen (S. 109.) die Versicherung gegeben wird, wogegen wohl mancher protestiren dürfte, daß ihn die Deutschen Widersacher des Verf. zu ihrem Haupt erwählt hätten, werden hier wörtlich wieder angeführt, und nach der Reihe umständlich widerlegt. Wir finden keinen Veruf, uns in den Streit dieser Herren zu mischen. Aber so viel scheint uns gewiß zu seyn, daß jede Lehre, die nicht einen gewissen Grad von Selbstbestimmung zur Thätigkeit in dem geistigen Princip des Menschen einräumt, zum Materialismus und Fatalismus führen muß und keine wirkliche moralische Freyheit zulassen kann. An einer Stelle dieses Abschnitts (S. 128.) versichert der Verf. ganz ernsthaft: von einigen seiner Gegner wäre behauptet worden, er hätte, wenigstens in Deutschland, die Unwiderstehlichkeit der Handlungen gelehrt, und bloß die Sanftmuth und Frömmigkeit der Franzosen hätten ihn vorsichtiger gemacht; er hatte aber seine Lehre viel zu hoch, als daß er sie nach den Vorurtheilen oder Meinungen eines Volks verändern oder verstümmeln sollte.

Dritter Abschnitt: **Anwendung der Grundsätze des Verfass. auf den Menschen als Gegenstand der Erziehung, Besserung und Bestrafung.** Hier wird man wenigstens durch einzelne gute Bemerkungen, z. B. über die Verbesserung der Gefängnisse und Zuchthäuser, und über die Gründe zur Milderung der Strafen des Kindermords, für die Mühe des Lesens entschädigt. Aber diese stehen

mit dem System des Verf. in keiner nähern Beziehung, und die übrigen, die damit näher zusammenhängen, ertragen schwerlich eine genauere Prüfung. Zu den letztern gehört vorzüglich, was über den unwiderstehlichen Hang mancher Unglücklichen zum Stehlen und Morden gesagt wird. Es läßt sich vor-  
 aussehen, daß hiervon im folgenden Theil weitere Anwendung auf den Diebs- und Mordfinn gemacht werden wird. Uns scheint der Verfasser dabey mit wenig Critik verfahren zu seyn. Unter einer Menge Thatsachen, die hier zusammengetragen sind, um eine körperliche Anlage zu jenen Neigungen zu beweisen, ist keine, woben sich die Entstehung derselben nicht aus zufälligen Umständen ableiten ließe. Ein Mensch wird von der höchsten Angst aus körperlichen Ursachen gefoltert; der Instinct sagt ihm, daß nur die stärkste geistige Erschütterung ihm Erleichterung geben kann; zufällig sieht er in einer Mordthat ein Mittel, sich eine solche Erschütterung zu verschaffen, und dieser Gedanke wird ihm endlich zur fixen Idee. Läßt sich annehmen, daß hier eine körperliche Anlage zur Mordlust statt fand? Hätte nicht jeder andere Einfall, worauf der Leidende in dem ersten Augenblick gerathen wäre, eben so wohl zur fixen Idee bey ihm werden können? Läßt sich nicht mit demselben Recht, womit Gall aus solchen Thatsachen auf einen Mordfinn schließt, ein Sinn der Tanz-, Spiel- und Lesewuth, der Schreibseligkeit u. s. w. annehmen? Und was anders kann die Folge seyn, als daß, wie gesagt, die Gall'sche Organenlehre in ihrer eignen Masse untergehen wird?

Die mit diesem Theil ausgegebenen Kupfer scheinen sich meist auf den folgenden zu beziehen. In dem Text des gegenwärtigen Theils ist nur erst auf einige, hier vorgestellte Köpfe von Blödsinnigen, worunter zwey Figuren von Willis entlehnt sind, verwiesen.

## Innsbruck.

Thierärztliche und landwirthschaftliche Unterhaltungsstunden, zum Gebrauch für Jedermann, besonders aber zur Benutzung für Beamte, Officiers, Aerzte, Seelsorger, Thierärzte, Schullehrer, Landwirthe und Schmiede bearbeitet. Von Johann Jacob Weidenkeller, Königl. Bayerischem Policen- und Gerichts-Thierarzte, functionirendem Militär-Garnisons-Pferdearzt ic. zu Innsbruck. Erster Band. Erstes Heft. 1813, auf XVI und 152 Seiten. Zweytes Heft. 1813, auf 80 S. Zweyter Band. Erstes Heft. 1813, auf 86 S. Zweytes Heft. 1814, auf 59 S. Dritter Band. Erstes Heft. 1814, auf 57 S. Zweytes und letztes Heft. Bamberg. 1815, auf 43 S. in Octav.

Ein Vortrag über das gesammte Haushaltswief in seinem gesunden und kranken Zustande und nach seinen verschiedenen landwirthschaftlichen Verhältnissen und Bestimmungen, den der Verfasser sehr treffend nur Unterhaltung nennt: indem er sich darin an keine gewisse Ordnung bindet, und auch überhaupt nur so viel sagt, als er für sein, auf dem Titel angedeutetes, allerdings etwas zu gemischtes Publicum gerade für zweckmäßig hält. Gute Kenntnisse und richtige Ansichten haben wir im Ganzen nicht vermisst; auch der Vortrag ist verständlich und nicht unangenehm. Hier und da haben sich aber freylich auch Fehler in der Darstellung der Sachen, und Sprach-Unrichtigkeiten eingeschlichen, die jedoch bey einer bloßen Zeitschrift für Ungelehrte, nach der Bestimmung dieser Blätter, hier nicht weiter gerügt werden können.

---

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

**6. Stück.**

Den 11. Januar 1816.

---

**Paris.**

In der Königl. Buchdruckerey: *Les voyages de Sind-bâd le Marin et la Ruse des Femmes, Contes Arabes, Traduction littéraire, accompagnée du Texte et de Notes, par L. Langlès. 1814. XXX u. 161 S., u. 113 S. Arab. Text, in Taschenformat.*

Zwar nichts ganz Unbekanntes: die Abenteuer Sindbad's sind ein Abschnitt aus der berühmten Arabischen Märchen-Sammlung, der tausend und einen Nacht, und die Weiberlist ist eine andere, in Cardonne's Uebersetzung häufig gelesene Arabische Erzählung: dennoch sind uns beide Stücke, wegen der beygefügten Originalsprache, auch in dieser Ausgabe willkommen. Sie macht den Arabischen Dulgardialect bekannter und manchen Zweifeln der Literatoren ein Ende. Da sich die Abenteuer Sindbad's in mehreren nach Europa gebrachten Exemplaren der tausend und einen Nacht nicht finden (wie z. B. nicht in der berühmten Abschrift des Eduard Wortley Montague von sieben Bänden), so ist gegen ihre Echtheit hie und da Verdacht entstanden; und dieser ist nun durch die Erscheinung des Originals

nals völlig gehoben. Aus der Beschaffenheit der verschiedenen, in Europa befindlichen Exemplare der tausend und einen Nacht muß man folgern, daß die Arabischen Abschreiber die berühmte Märchensammlung nie für ein geschlossenes, unabänderliches Ganzes angesehen, sondern sich in der Aufnahme der Erzählungen, ihrer Anordnung und Darstellung große Freyheiten erlaubt haben. Nicht leicht kommen zwey Handschriften in Text und Umfang mit einander völlig überein: bald rücken sie einige ihnen eigenthümliche Erzählungen zwischen die gemeinschaftlichen; bald geben sie die gemeinschaftlichen in einer eigenen Ordnung; bald herrscht bey aller Gleichheit des Hauptinhalts einer Dichtung, dennoch in der Einleidung mannichfaltige Verschiedenheit. Der Stoff von manchen scheint uralt, und durch einen großen Theil von Asien lange von Mund zu Mund gegangen zu seyn, weil man zwar nicht dieselbe aber doch sehr verwandte Erzählungen bey den verschiedensten Asiatischen Völkern findet. Durch mündliche Fortpflanzung auf die mannichfaltigste Weise ausgesponnen, verändert, vermehrt, verbrämt, verfeinert und verschlechtert und in die verschiedensten Formen gegossen, ist er endlich bey Indern, Persern, Arabern, von jedem Volk auf seine Weise, aufgeschrieben worden und auf unsre Zeiten gekommen. In so fern er nun zur Nahrung der Phantasie und zur Bildung des Geistes und Herzens unzähliger Generationen unter den verschiedensten Völkern von Asien gedient hat, bleibt er bey aller ästhetischen Unvollkommenheit für die Geschichte der Menschheit sehr merkwürdig, und ein geistiger Sinn wird die aus ihm zusammengesetzte Märchen zu mehr als bloßer Zeitfürgung zu lesen verstehen.

Da sie in ihrem Inhalt so viel Anziehendes haben, so hat man seit ihrer Erscheinung nach Galland's Französischer Uebersetzung nicht selten die Ursache ihres Reizes in dem Naiven seiner Darstellung gesucht,

und dabey seine Treue in Anspruch genommen. Nachdem wir nun das Arabische Original mit einem großen Theil seines zweyten Bandes vergleichen können, zeigt sich, daß der Reiz in der Dichtung selbst und in ihrem Nationalen liege, und der ehrliche Galland selten etwas durch Kunst erschlichen habe. Nur hat er dabey nicht bloß mit großer Kenntniß der Arabischen Sprache, der Sitten und Eigenthümlichkeiten von Asien, sondern auch wie Mann von Verstand gearbeitet; und wer möchte es tadeln, wenn er hie und da eine schöngeistige Tautologie weggenommen, manche zu hochfliegende Metapher unterdrückt, oder sie mit einer andern vertauscht und manche ermüdende Wendungen (wie bey jeder Nacht *ma chere soeur, si vous ne dormez pas etc.*) ausgelassen hat: es ist doch das Ganze geblieben und mit Treue wieder gegeben. Von den Abenteuern Sindbad's hat Hr. Langles eine neue buchstäbliche Uebersetzung beygefügt: diese der Gallandischen in einer Probe gegen über gestellt, wird die ganze Manier der letztern ins Licht stellen; und bey den etwas abweichenden Stellen bleibt immer noch die Frage, ob nicht das Exemplar, aus welchem Galland übersezte, hie und da eine Tautologie weniger las oder einen zu schwülstigen Ausdruck schon gemäßiget hatte, da die meisten Handschriften in diesen Hinsichten von einander verschieden sind.

Nach Galland beginnt die Geschichte: — sous le regne de — Calife Haroun Alraschid — il y avoit à Bagdad un pauvre Porteur qui se nommoit Hindbad. Un jour qu'il faisoit une chaleur excessive, il portoit une charge très - pesante d'une extremité de la ville à une autre. Comme il étoit fort fatigué du chemin qu'il avoit déjà fait, et qu'il lui en restoit encore beaucoup à faire, il arriva dans une rue où regnoit un doux Zephir, et dont le pavé étoit arrosé d'eau de rose. Ne pouvant desirer un vent plus favorable pour se reposer et reprendre de nouvelles forces, il posa sa charge à terre, et s'assit dessus auprès d'une grande maison. Il se scut bien - tôt tres - bon gré de s'être

arrêté en cet endroit: car son odorat fut agréablement frappé d'un parfum exquis de bois d'aloès et de pastilles, qui sortoit par les fenêtres de cet Hôtel, et qui se mêlant avec l'odeur de l'eau de rose, achevoit d'embaumer l'air. Outre cela, il ouit en dedans un concert de divers instrumens accompagnés du ramage harmonieux d'un grand nombre de rossignols et d'autres oiseaux particuliers au climat de Bagdad etc. Nach Langlès: Du temps du Khalyfe Hârroun âl-Raschyd, il y avoit dans la ville Baghdâd un homme nommé Hind-bad le porte-faix: il étoit dans l'indigence la plus affreuse, portait des fardeaux et vivait de son salaire. Un jour que, lourdement chargé, il se rendait vers un endroit éloigné, il avoit très-chaud, étoit accablé de lassitude, épuisé de fatigues, ancanti par l'inquiétude et par la douleur, la sueur ruisselait de son corps: il se trouva dans une rue rafraîchie par le souffle d'un doux Zephyr et dont la terre étoit inondée d'eau-rose répandue avec profusion; l'on y respirait l'ambre et l'aloès. Hind-bad s'arrêta; jetant son fardeau de dessus son dos, il s'assied pour reprendre haleine et pour que les forces lui reviennent. Tout à coup il entendit des voix (qui venaient) de l'intérieur de la rue: c'étoient celles de tourterelles, de rossignols, et d'autres oiseaux, le son de différens instrumens de musique, des voix mêlées aux harpes, aux guitarras, aux instrumens à cordes.

Diese neue Uebersetzung der Abenteuer Sindbad's ist nun hier von Hrn. Langlès zum zweyten Mahl mit ihrem Arabischen Text zum Druck befördert. Zum ersten Mahl erschien durch ihn beides im Anhang zu Savary's Arabischer Grammatik; doch dünkte ihm darauf eine Ausgabe in Taschenformat dem Inhalte entsprechender, die sich zugleich nützen ließ, den Text nach sechs gebrauchten Handschriften an einzelnen Stellen zu verbessern, und die Uebersetzung zu berichtigen. Indessen, da doch schwerlich ein Arabischer Text auf den Lesetisch der Frauen kommt, dem zu gefallen man wohl für Taschenformat sorgt, so würde es dem Litterator erfreulicher gewesen seyn, wenn statt des zweyten Druckes der Abenteuer Sindbad's, ein andres Stück der Arabischen Nächte

zum ersten Mal gedruckt, und diesem Druck die Verbesserungen zu Sindbad nur angehängt worden wären. Diese Einrichtung würde von selbst darauf geführt haben, die verschiedenen Lesarten der Handschriften Stellenweise anzugeben, was jetzt nicht geschehen ist, "weil ein so genauer Fleiß nur für classische und für Wissenschaften, Geschichte und Litteratur wichtige Schriften gehöre." Selbst die Anzeige, wo die zum Grunde gelegte Handschrift aus den andern verändert worden, schien dem Verf. überflüssig: alles geschah im Stillen und nach Gutdünken; ein Verfahren, das wohl nicht allgemeine Billigung finden wird. Der Text ist Vulgar-Arabisch, in dem bisher noch keine Schrift von einigem Umfang gedruckt war; desto angenehmer für den Sprachgelehrten, der die gemeine Mundart nicht als Reisender im Lande selbst kennen lernen kann. Neben den Vulgar-Handschriften der Geschichte Sindbads hatte Hr. Langles auch zwei Exemplare zu seinem Gebrauch, in welchen die Vulgar-Sprache in die grammatische oder Schriftsprache übergetragen war; wäre aus den letztern wenigstens ein Stück an die Seite des Vulgar-Textes gestellt worden, wie lehrreich hätte eine Vergleichung beider Texte zur Darstellung des Unterschieds zwischen Arabischer Vulgar- und Schriftsprache werden können!

Die wichtigste Bemerkung in der Vorrede betrifft den Urtext der Märchen-Sammlung, aus welchen die Abenteuer Sindbad's genommen sind. Schon Galland, Scott u. a. hatten bemerkt, die Nahmen Sindbad, Hindbad, Scheher, Scheherazade u. s. w. wären Persisch, und daraus die Folgerung gezogen, die Dichtung möchte Persischen Ursprungs seyn. Der Verf. hat nun eine Stelle im Nassudi gefunden, die den Arabischen Text des Sindbad geradezu für eine Uebersetzung aus Pehlvi erklärt. Da aber auch viel rein Arabisches in Nahmen und Darstellung vorkommt, so hält Herr Langles den Arabischen



Text nicht für eine Uebersetzung, sondern für eine Umarbeitung aus einem Pehlvi Original. Es gibt so manches andere ähnliche Beispiel (s. Herrn von Vries über das Königliche Buch), daß gegen diese Vorstellung kein Bedenken seyn kann. Nur (glauben wir) gilt dieß nicht von allen Theilen der tausend und einen Nacht; manche Erzählungen stellen sich als rein Arabische Dichtungen in Erfindung, Nahmen, Sitten, kurz nach ihrem ganzen Inhalt dar.

Gegen andere Behauptungen der Vorrede möchten noch mancherley Zweifel obwalten, wie z. B. daß der Europäische Roman eine Nachahmung der Romane der Spanischen Araber sey, (wogegen die wirkliche Geschichte des Europäischen Romans streitet); oder daß unter Harun Alraschid und seinen nächsten Nachfolgern viele Coptische Bücher ins Arabische übersetzt worden wären (was zwar vermutet werden könnte, weil unter ihrer Regierung Arabische Uebersetzungen aus dem Griechischen, Syrischen, Jüdischen und Persischen erschienen sind: was sich aber nicht erweisen läßt, weil von Uebersetzungen aus dem Coptischen, dem Aec. wenigstens, keine Spur bekannt ist). Und wer könnte das über Anquetil's Zend-Avesta ausgesprochene, wegwerfende, viel zu allgemein ausgedrückte Urtheil ohne große Einschränkungen unterschreiben?

Die Französische Uebersetzungen, sowohl die des Sindbad, als die der angehängten kurzen Erzählung "die Weiberlist" sind für Anfänger im Arabischen eingerichtet und, diesen zu gefallen, wörtlich; bey jener hatte Galland, bey dieser Cardonne dem Verf. vorgearbeitet: und wenn sie sich dennoch nicht so angenehm lesen lassen als die seiner Vorgänger, so muß man diesen Mangel mit dem beabsichtigten Zweck entschuldigen. In dem Sinn entfernen sie sich zuweilen von den frühern; vielleicht nicht immer zu ihrem Vortheil und mit Recht. Der Raum unsrer Blätter ist nicht für solche Ausstellungen; er

erlaubt uns bloß eine Probe, und dazu mag ohne weitere Auswahl der Anfang der Abfahrt des Scheherazade zu seiner ersten Reise nach Sumatra dienen:

وردنا البحر الشرقي الذي شطه اليمين العربي  
 وشطه اليمين الفرس وقيل ان هذا الشط عرضه  
 سبعون فرسخا وفيه جبال كثيرة وحده الشرق  
 واليمن وهو البحر الشرقي الكبير وطوله من  
 القلزم الي الواق اربعة الف خمسمائة فرسخا

Diesen Arabischen Text, welchen Herr Langles übersetzt: Nous nous embarquâmes sur la mer Orientale, circonscrite, a droite, par le Ghurb, et à gauche, par le Farsistân: elle a, dit-on, d'un rivage à l'autre, soixante-dix farsangs, et renferme beaucoup de montagnes; ses limites sont le Zendje et le Colzoum: c'est la grande mer Orientale: sa longueur qui se mesure depuis le Colzoum jusqu'à Ouâc, est de 4500 farasangs, scheint Galland viel richtiger durch die Worte ausgedrückt zu haben: nous mîmes à la voile, et prîmes la route des Indes Orientales par le Golfe Persique, qui est formé par les côtes de l'Arabie heureuse à la droite et de celles de Perse à la gauche, et dont la plus grande largeur est de soixante et dix lieues, selon la commune opinion. Hors de ce Golfe, la mer de Levant, la même que celle des Indes, est très spacieuse: elle a d'un coté pour bornes les côtes d'Abissinie et quatre mille cinq cent lieues de longueur jusqu'aux Isles de Vakvak. Nothwendig muß der Anfang der Stelle heißen: "wir schifften uns auf dem Persischen Meerbusen (hier das östliche Meer البحر الشرقي genannt,) ein," theils weil die Reise von Basora ausgeht (ثم اني انكدرت الى البصرة), theils weil auf den beiden Seiten des Meers, von der die Fahrt aus-

gieng, Arabien und Fars liegen. Der Rec. hat zwar nicht sogleich eine Stelle bey der Hand, in welcher der Persische Meerbusen das östliche Meer genannt würde; aber das verändert nichts; der Beweis läßt sich auch ohne eine solche Stelle führen. Der Persische Meerbusen wird zum Indischen Meer gerechnet; da nun im Folgenden das Indische Meer das östliche genannt wird, so muß letzteres auch den Persischen Meerbusen bezeichnen können. Die Uebersetzung "mer Orientale, circonscrite à la droite par le Gharb (nach der dazu gehörigen Anmerkung: les états Barbaresques) et à gauche par le Farsistan" kann man eben so wenig zugeben: es ist nicht an dem, daß der Verfasser der Erzählung dem Indische Ocean donne ici une immense extension, puisqu'il lui fait baigner les côtes de Barbarie. Der folgende Text sagt ja mit andern Worten: "Der Indische Ocean gehe von der Grenze von Aethiopien bis zu den Inseln Watwak," welches bey den Arabischen Erdbeschreibern die gewöhnlichen Grenzen des Indischen Oceans sind. So verdammt also der ganze Gang der Beschreibung die Lesart  $\text{البحر}$  und fordert die Lesart die auch Galland ausdrückt  $\text{البحر}$ , davon abgesehen, daß, wenn von der Barbarey die Rede wäre, eher  $\text{البحر}$  als  $\text{البحر}$  stehen würde. Die Inseln Watwak sind das Aeußerste, was die Arabischen Geographen von Indien dem Nahmen nach kennen; sie sind ihnen aber, (wie jede terra incognita,) ein wahres Feen- und Wunderland, wo Mädchen ohne Vater und Mutter wachsen, und die Fabel auch Inseln ohne Zahl (bald 600, bald 1600) liegen läßt. Die Arabischen Geographen setzen sie in das Sinesische Meer; weßhalb man bisher an die Inseln bey Japan gedacht hat. Hr. Langlès ist für die Sunda-Inseln entschieden: wir sehen seinen Beweisen, die er einst zu liefern verspricht, mit Verlangen entgegen.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

7. Stück.

Den 13. Januar 1816.

---

Berlin.

Bey Nicolai: Beyträge zum Staats- und Völk-  
kerrecht. Vom geheimen Legationsrath v. Kampg  
in Berlin. Erster Band. 1815. 206 S. in Octav.

Der Verfasser welcher bereits durch seine frühern  
Schriften rühmlichst bekannt ist, und um so mehr  
eine ehrenvolle Erwähnung unter den vorzüglichern  
publicistischen Schriftstellern verdient, je seltner die-  
selben in den letzten verhängnißvollen Jahren ge-  
worden sind, beschenkt uns hier mit einer Sammlung  
von Aufsätzen, deren einige schon früher erschienen  
sind, andere aber zum ersten Mahle im Druck er-  
scheinen. Keinem derselben mangelt es an wissen-  
schaftlichem, einige haben auch ein besonderes practi-  
sches Interesse; alle sind mit vorzüglicher Sorgfalt  
ausgearbeitet, und zeichnen sich durch Klarheit, und  
sorgfältig zusammengestellte Litteraturnotizen über  
den Gegenstand, den sie betreffen, aus. Die erste  
Abhandlung enthält eine vollständige Litteratur  
des Staatsrechts des — Gott sey Dank! — zu  
Brabe gebrachten, Rheinischen Bundes. Sie

6

erschien zwar bereits in der bekannten Zeitschrift von Winkopp, findet sich aber hier fortgesetzt, erweitert, und revidirt. Dieser Aufsatz verdient auch jetzt noch den Dank der Publicisten, da das durch den Rheinischen Bund begründet gewesene Staatsrecht, immer noch ein historisches und lange noch theilweise ein practisches Interesse behalten wird. Sehr interessant ist die zweyte Abhandlung, über die Unterschiede in der Verfassung der ursprünglich Deutschen, und ursprünglich Wendischen Staaten von Deutschland; zuerst abgedruckt in des Verf. Beyträgen zum Mecklenburgischen Staats- und Privatrechte. Bekanntlich haben scharfsinnige Staatsrechtslehrer (Pütter, Rudloff in den Mecklenburg-Schwerinschen gelehrten Beyträgen 1771, Nr. 4. 5. 6; Schnaubert und Hagemeister in s. Mecklenb. StR.) den Grundsatz aufgestellt, daß zwischen den ursprünglich Deutschen Bestandtheilen Deutschlands und denjenigen Provinzen desselben, welche in den ältern Zeiten von den Wenden bewohnt, und erst späterhin Glieder des Deutschen Reichskörpers wurden, in mehreren Theilen der öffentlichen Verfassung sich nicht geringe Verschiedenheiten äußern. Der Verf. erörtert nunmehr die Gründe, auf welchen diese Verschiedenheit beruht, und entwickelt sodann die einzelnen Verschiedenheiten in der Verfassung beider Gattungen Deutscher Staaten, selbst. Die Gründe derselben sind, daß die ursprünglich Germanischen Deutschen Staaten keine, vor der Errichtung des Römisch-Deutschen Reichs bereits bestehende, und mit demselben in Verbindung tretende Staaten, sondern ursprünglich Provinzen der Deutschen Könige waren, und aus den Trümmern der Königl. Macht, so wie die Landesherren aus Königl. Beamten entstanden; die Landeshoheit sich mithin nach und nach aus der anfänglichen Amtsgewalt Kö-

nigl. Beamten, ausbildete, und bey ihrer Entstehung nicht gleich alle Rechte des Regenten und eben so wenig alle Bewohner, noch alle geographischen Theile des Landes, ergriff. Ganz anders verhielt es sich dagegen mit dem Ursprunge und der Ausbildung der Landeshoheit in den Wendischen Provinzen Deutschlands. So weit die Geschichte reicht, hatten diese Lande eigene, unabhängige Regenten, die in ihrem Lande dasjenige waren, was die Deutschen Könige in den ursprünglich Deutschen Ländern vor der Entstehung der Landeshoheit waren, alleinige und höchste Landesfürsten. Erst in spätern Zeiten kamen auch diese Fürsten der Wendischen Provinzen unter die Oberherrschaft der Deutschen Könige, allein unter andern Verhältnissen, als die, welche unter den ursprünglich Germanischen Völkern sich äußerten. Die Wendischen Fürsten brachten dem Reiche bereits constituirte Staaten zu, in den ursprünglich Deutschen Staaten bildete und entwickelte die Verfassung sich erst; in jenen vereinigten Deutsche Grundsätze sich mit Wendischen, in diesen blieben die Deutschen unverändert Deutsche, ungeachtet der bisherige Kaiserl. Statthalter sich als erblicher Regent zwischen dem Volke und dem Kaiser hineinschob; dort wurden Wendische Staaten Deutsche Länder, hier Deutsche Provinzen, Deutsche Staaten; hier behielt der Fürst das, was er dem Reiche nicht abtrat, dort behielt das Reich, was ihm der Landesfürst nicht abdrang; dort erhielten sich bey und ungeachtet der Verbindung mit dem Deutschen Reiche manche Eigenthümlichkeiten der Wendischen Verfassung, hier war von heterogenen Eigenthümlichkeiten keine Spur. Nithin liegt der Grund der Verschiedenheiten in der längern Fortdauer der Wendenstaaten, als besonderer selbstständiger Staaten, und in ihrer spätern Verbindung mit Deutschland. Was nun aber diese Verschiedenheiten selbst anlangt,

so äußerten sich dieselben zuerst im regierenden Hause. Die Regentenfamilien in den ursprünglich Germanischen Ländern stammen von ehmaligen Kaiserl. Befehlshabern ab, ihre Ahnherrn waren Privatleute; in den Wendischen Ländern blieben die regierenden Familien, welche schon seit undenklichen Zeiten regierten, und so weit die Geschichte hinaufreicht, nie zum Privatstande gehört haben. Letztere können daher weder Geschlechtsnahmen, noch Geschlechtswappen haben, weil sie früher regierten, ehe dieselben aufkamen. In den Verhältnissen des Landes zeigt sich die Verschiedenheit, daß die Wendischen Staaten *territoria clausa* waren, und da sie gesamt in das Lehnverhältniß zu Kaiser und Reich traten, nur Reichslehen, ohne Allod ausmachten, ferner, daß sich kein District derselben dieser Lehnsbarkeit entziehen konnte, mithin es in ihnen weder reichsunmittelbare Personen noch Güter gab. In Hinsicht der Landeshoheit äußert sich diese Verschiedenheit, daß das Alter derselben sogar das der Landeshoheit der Deutschen Kaiser über Deutschland selbst übersteigt, die Wendischen Fürsten dieselbe auch nicht dem Kaiser verdankten, sondern nur demselben Titel, der den unabhängigen Regenten Europas ihre Kronen gab. Endlich daß die Ausflüsse derselben, von ihnen selbstständig ausgeübt wurden, nicht wie bey den übrigen Staaten, als Reservatrechte des Kaisers, und durch Kaiserl. Verleihung. Irrig ist es dagegen, wenn man behaupten will, daß die Wendischen Fürsten in Ansehung ihrer Gerechtsame über die Untertanen unumschränkter gewesen seyen, als die Fürsten der übrigen Deutschen Staaten, vielmehr waren sie durch die Theilnahme und das Ansehen der Großen sehr eingeschränkt. — Die dritte Abhandl., über Spione nach völkerrechtlichen Grundsätzen, ein schätzbarer Beytrag zum Völkerrechte, ist durch die

Ereignisse der letztern Jahre veranlaßt, und bereits in den Jahrbüchern der Preussischen Gesetzgebung (W. I. S. 2.) abgedruckt. Der Verf. unterscheidet den diplomatischen und militärischen Spion, redet bloß von dem letztern, und bestimmt denselben dahin, daß er derjenige sey, der außer seinem militärischen Berufe die auf den Krieg sich beziehenden Verhältnisse der einen kriegführenden Macht im Bereich derselben heimlich auskundschaftet, um sie dem Feinde dieser Macht mitzutheilen. Der Verf. hat keine Definition, welche von den gewöhnlichen abweicht, vortrefflich gerechtfertigt, und dadurch ein neues Licht für diese Materie angezündet. Außer seinem militärischen Berufe muß der Spion auskundschaften, denn sonst würde die Militärperson bey Recognoscirungen ein Spion seyn, und zwar die Verhältnisse des Feindes, also ist der, welcher zur Ausmittlung der Stimmung der eigenen Truppen, Allirten, die Verhältnisse einer dritten Macht auskundschaftet, eben so wenig wie ein Bote, der mit Briefen abgefertigt wird, oder ein abgesandter Mordmörder, ein Spion. Die Verhältnisse des Feindes müssen in Bezug auf den Krieg auskundschaftet werden; also gehören alle übrigen Forschungen nicht in die Kategorie der Spionirung. Die Auskundschaftung muß heimlich geschehen seyn, obgleich veränderter Nahmen, oder Verkleidung nicht wesentlich nothwendig ist; und zwar mittelst Aufenthalte im Bereich des Feindes, nicht auf neutralem, oder vom Feinde unbefegten Gebiete. Durch diese Bestimmung werden wesentlich alle diejenigen, die vermöge ihrer Unterthanenpflichten der Regierung ihres Staats Nachrichten über den Feind verschaffen, in so fern sie sich nicht zu letztem begeben haben, dem Vorwurf des Spionirens entzogen. Endlich muß die Absicht der Mittheilung an den



Sie sind vorhanden seyn, doch bedarf es der wirklich  
 geschehenen Mittheilung nicht. Eine dafür ausge-  
 lobte Belohnung gehört nicht zum Rechtsbegriff eines  
 Spions. — Vierte Abhandlung, über die Ver-  
 änderungen des Europäischen Völkerrechts, un-  
 ter Napoleons Oberherrschaft. Bekannte That-  
 sachen, die sich noch bedeutend häufen lassen. —  
 Fünfte Abhandlung, über die Rechtskraft und  
 Vollstreckung eines von einem auswärtigen Ge-  
 richtshofe in einer Civilsache gesprochenen Ur-  
 theils. Ein polemischer Aufsatz gegen einen, diese  
 Rechtskraft und Vollstreckbarkeit verneinenden Auf-  
 satz von Zacharia in der Zeitschrift: Germanien  
 B. II. H. 2. Der Verfasser bejaht die Frage, mit  
 Feuerbach in s. Themis H. 2. — und der Königl.  
 Baierschen Verordnung vom 9. Octbr. 1807. Hof-  
 fentlich wird Deutschlands neue Verfassung die hin-  
 und wieder noch vorhandenen Spuren der Rhein-  
 bundischen Isolirungssucht auch hierin vertilgen, und  
 allenthalben für die Justizpflege freyes Verkehr wie-  
 der herstellen. — Sechste Abhandlung, über den  
 Sinn des 34ten Artikels der Rheinbundsacte,  
 in Beziehung auf unterhoheitliche Rechte in ei-  
 nem andern Bundeslande. — Possession sey nur  
 Staats- nicht Privatbesitz, so daß ein Bundesfürst,  
 der im Lande eines andern Bundesfürsten und unter  
 dessen Landeshoheit einzelne hoheitliche Rechte auf  
 seinem Privatbesitze auszuüben hatte, letztere auf-  
 geben müsse. — Siebente Abhandl., über die Ent-  
 schädigungsberechtigung der Staatsdiener bey  
 Aufhebung ihrer Stellen; eine theoretische und  
 practische Nachlese zu dess. Verf. und v. Stein's  
 Werke: über die Entschädigungsberechtigung der  
 Staatsdiener bey Aufhebung ihrer Stellen. Frankf.  
 a. M. 1808. — Achte Abhandl., Reminiscenzen  
 bey der Auflösung des Kaiserl. und Reichs-Kam-

mergerichts. — Neunte Abhandl., über die *Occupatio bellica* in besonderer Beziehung auf ausstehende Capitalien der feindlichen Unterthanen. Ein höchst schätzbarer Aufsatz. Die *occupatio bellica* überträgt das Eigenthum des eroberten Gegenstandes sowohl nach dem Völkerrechte, als nach dem Römischen Rechte. Durch dieselbe verliert daher der bisherige Eigenthümer sein Eigenthum, welches unwiderruflich und vollständig auf den Eroberer übergeht, so daß das überhaupt nur bey persönlichen Rechten und liegenden Gründen zulässige *jus postliminii* hier wegfällt. Diese Grundsätze treten auch in Ansehung der ausstehenden Schuldforderungen des Feindes ein, so daß der Occupant berechtigt ist, das Capital vom Schuldner einzuziehen, und dieser befugt ist, das Capital dem Occupanten auszuführen, ohne gezwungen werden zu können, dasselbe nachher dem ersten Gläubiger abzumahlen zu müssen. Und dieses zwar, ohne Rücksicht wo die Capitalien stehen, in so weit, als die Macht des Occupanten zur Geltendmachung seines Eroberungsrechts reicht, also auch wohl in einem dritten Staate. Die Wirkung des Erwerbs eines feindlichen Capitals kann dadurch nicht gemindert werden, daß der Occupant das über das Capital ausgefertigte Schulddocument nicht mit erobert und dem Schuldner bey der Zahlung zurückgegeben hat. Er wird vielmehr Eigenthümer des Capitals, und befreiet durch dessen Einziehung den Schuldner, auch dann, wenn die Schuldverschreibung in den Händen des ursprünglichen Gläubigers geblieben ist. — Ganz besonders sind diese Grundsätze bey den Staatscapitalien anwendbar. — Zehnte Abhandl., *Miscellen*. Enthalten ein Circular des Königlich Französischen Marineministers vom 3ten December 1814 an die Seepräfecten über die Verhältnisse der Capitäne der Handelsschiffe zu den Consuls, und das bekannte

Schreiben des Königl. Preuß. Civilgouverneurs von Alwig, über die wegen der Entfernung der Preußen aus dem Staatsdienste benachbarter Länder, nicht zu nehmenden Repräsentationen, als Beytrag zu der Lehre des Völkerrechts über diesen Gegenstand.

### Leipzig.

Ben Gleitsch: Biographische Züge aus dem Leben Deutscher Männer. 1. Johann Freyherr v. Hornmarr. 1815. 134 Seiten in Octav.

Diese Schrift schließt sich, in Beziehung auf die Zeitgeschichte an die 'Beyträge des Freyherrn v. Gagern'; (Gött. Anz. 1814 Seite 1083) und wird zu den erfreulichsten Erscheinungen im Deutschen Buchwesen gehören, wenn ihre Fortsetzung dem Anfang entspricht. Merian schildert nicht bloß Hornmarr's Leben, welches in die Geschäfte des Friedens und Krieges vielfach verflochten ist, sondern das wissenschaftliche Leben in Oestreich. Unter seinen Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern wird man von einer Bekanntschaft zur andern geführt; man überrascht, so zu sagen, jeden bey dem was ihm das Liebste ist. Den Fürsten von der Saigne bey der Ausarbeitung der mémoires du prince Eugène de Savoie; den Dichter Collin bey dem Gesang 'Schicksal und Freyheit.' Hornmarr'n in dem Schmerz, daß vorlängst 'die Klosterbibliotheken, ja sogar Rudolph's II. Reichsregistratur verkauft, zum Theil auch wohl an Papiermühlen und zum Einstampfen abgegeben, die goldnen und silbernen Bullen oder Kapseln abgerissen, Hebräische und Römische Ueberreste, Schöpfungen Deutschen Fleißes und Flämländischer Genauigkeit als alter Trödel weggeworfen waren.' Dieses wird genügen, um unsere Leser auf den Geist und Gehalt dieser Schrift aufmerksam zu machen, da weitere Ausführung der Raum dieser Blätter nicht gestattet.

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

**8. Stück.**

Den 13. Januar 1816.

---

**London.**

Transactions of the Society, instituted at London, for the encouragement of Arts, Manufactures and Commerce, with the premiums offered in the Year 1814. Vol. XXXII. 1814. XVI und 276 S. in Octav. With Plates. Printed by R. Wilks, Chancery Lane, and sold by the House- Keeper at the Society's house in the Adelphi. Price 10 Sh. 6 Pence.

Wie unermülich die von uns mit so großem Rechte vor allen andern verehrte Nation fortführt, das, was zur Erleichterung und Verschönerung des menschlichen Lebens dient, immer mehr und mehr zu vervollkommen, davon gibt dieser gegenwärtige Band der Verhandlungen der zur Beförderung der Künste, der Manufacturen und des Handels in London bestehenden Gesellschaft einen neuen Beweis. Mit innigem Vergnügen hat Ref. die Kraft-Äußerungen des Geistes und des Nachdenkens bemerkt, wovon hier die Resultate mitgetheilt werden; und überzeugt, daß eine Anzeige davon den meisten Lesern dieser Blätter eben so angenehm seyn werde, als sie

H

der auf die Auszeichnung der Fortschritte in den Wissenschaften und Kenntnissen jeder Art gehenden Bestimmung derselben gemäß ist, wird er den Inhalt der in diesem Bande enthaltenen Aufsätze kürzlich anführen. Nur muß er dabey vorher noch erinnern, daß die Gesellschaft nicht bloß den Zweck hat, neue Erfindungen zu befördern, sondern auch den, eben so nützlichen, zur Ausführung bereits anerkannter Verbesserungen im Großen aufzumuntern.

Diesemach sind nun in der Classe der Landwirthschaft folgende Preise ausgetheilt worden: 1) für eine, von einem Privatmanne gemachte Anpflanzung von 8000 Eichenheistern; 2) für eine andere solche Anpflanzung von nicht weniger als 363,600 Lerchen-Stämmchen; 3) für die Urbarmachung von 180 Morgen wüsten Landes; 4) für noch eine Urbarmachung von einer sehr großen Strecke dergleichen Landes, welches zum Theile auch mit Holze bepflanzt worden ist; 5) für die Anbauung und Verfütterung der in England bis jetzt noch wenig gebaueten Mangelwurzel im Großen; 6) für eine merkwürdige Mästung eines Rinds auf dem Stalle; 7) für die ungemein sinnreiche Erfindung eines neuen Pflugs mit doppeltem Muldbrette; 8) für eine Verbesserung des Dünge-Karrens, wobey auch ein Hemmschuh zum Bergabfahren angebracht ist; 9) für eine verbesserte Methode, Kartoffeln im Winter in Kästen zu bauen. Es versteht sich von selbst, daß dieser Bau nicht in das Große gehen, sondern nur die Absicht haben kann, die Leckermäuler zu der ungewöhnlichen Zeit mit neuen Kartoffeln zu befriedigen. In der Methode findet Ref. zwar eben nichts neues; aber die bey der großen Lebenskraft der Kartoffel und der nur allmählich erfolgenden Entwidlung der Keime sehr wichtige, zur näheren Kenntniß des Gewächses führende Bemerkung, glaubt er doch auszeichnen zu müssen, daß der nämliche Knolle wenig-

ffens viermahl zu Saat benutzt werden kann: nämlich die zuerst auswachsenden Keime im April, die folgenden im Junius; die, welche, wenn man die Knolle mit ihrer einen Seite nur platt auf den Boden zum Keimen auslegt, ferner hervorkommen, im September; und die, welche die Knolle, wenn sie eben so auf ihre andere Seite gelegt wird, noch hervortreibt, endlich im December.

In der Classe der schönen Künste sind drey Preise vertheilt worden — alle für neu angegebene Werkzeuge zum perspectivisch Zeichnen, die aber nur mittelst einer bildlichen Darstellung würden kenntlich gemacht werden können.

In der Classe der Manufacturen hat dieses Mahl nur eine Erfindung die Aufmerksamkeit der Gesellschaft an sich gezogen, nämlich ein Calico-drucker Block, mit dem zwey Farben zugleich gedruckt werden können, und womit sich überdieß auch geschwinder und genauer drucken läßt als mit dem bekannten.

In der Classe der Mechanik ist die Erndte am reichsten gewesen: indem die Gesellschaft folgende zwanzig Preis-Werbungen hat belohnen können; nämlich 1) eine verbesserte Methode, Holz zum Baue von Kriegsschiffen gehörig zu krümmen. 2) Ein Pumpenwerk mit doppeltem Stempel, wodurch mit einem Male mehr als noch einmahl so viel Wasser gehoben werden kann, als mit zwey gewöhnlichen Pumpen von derselben Weite. Der Vortheil besteht darin, daß die Stange des untern Kolbens mitten durch den obern Kolben geht, folglich immer in gerader Richtung bleibt. 3) Eine verbesserte Handmühle. Sie hat Steine. Der Läufer läuft senkrecht. Der Bodenstein steht mit einem ausgehauenen Bogen gegen denselben; und kann, nachdem klar oder grob geschrotet werden soll, näher an oder weiter abgerückt werden. Der Läufer wird durch

eine hinten gegen ihn angebrachte Bürste rein gehalten. 4) Eine verbesserte Krücke für Lahme. An dem Krückenstocke ist ein Querholz angebracht, um die Hand darauf ruhen zu lassen, und damit die Erschütterung beim Fortsetzen der Krücke zu mindern. Das Querholz kann nach Bedarfe höher oder niedriger angeschraubt werden. 5) Eine Bettstelle für Kranke, wobei dem Körper die Lage, welche man will, durch Maschinerie gegeben werden kann. 6) Ein Sinical-Octant um Höhen zu nehmen. Das Verdienst des Werkzeugs besteht nur in der Wohlfeilheit, und in der Leichtigkeit, womit es auch von Laien gebraucht werden kann. 7) Eine verbesserte Harfen-Gitarre, worauf aus verschiedenen Schläffeln mit Anmuth, Leichtigkeit und Stärke gespielt werden kann. 8) Eine neue sichere Methode, Handlehnen zu Windeltreppen auf das zweckmäßigste zuzuschneiden. 9) Ein Uhren-Aequationswerk. 10) Eine Maschine zum Zerschneiden des Segeltuchs zur Tafelage. 11) Eine neue Feder-Wage, welche sich von der bekannten jedoch nur dadurch unterscheidet, daß sie das Gewicht auf einem Uhrzeiger anzeigt. 12) Eine neue Vorrichtung zum Futterern der Pferde auf dem Marsche statt des bekannten Futterbeutels. Sie besteht aus einem länglichen blechernen oder zinnernen Kasten, unten mit einer Klappe, worauf das Futter aus dem Kasten fällt, und wovon das Pferd frißt. Um die Klappe ist ein kurzer Beutel angenäht, der über dem Maule des Pferdes los zusammengezogen wird. Der Kasten wird an die linke Seite des Kopfs des Pferdes angeknallt. Bey dieser Vorrichtung kann das Pferd allerdings das Futter weder warm schnauben noch wegblasen; wir fürchten aber, daß die Maschine zu schwer seyn werde, wenn sie haltbar seyn sollte. 13) Eine erleichterte Methode, die Kinder im Schreiben zu unterrichten. Die Vorschrift soll auf eine Art von Reißbrett, und darüber eine auf der äußern

Seite mattgeschliffene Glastafel befestigt werden; und auf dieser sollen denn die Kinder die Vorschrift mit einem Schiefer- Nöthel- oder Specksteinstifte übermahlen. 14) Eine andere Angabe dieser Art, die sich von der vorigen nur dadurch unterscheidet, daß statt der Glastafel-Blätter von durchsichtigem Horn genommen werden, und darauf die Kinder die Vorschrift mit Feder und Linte übermahlen sollen. 15) Ein Doppelschloß zu Schlagbäumen, das von innen und von außen aufgeht, wie es in England bey der allgemeinen Befriedigung der Grundstücke nöthig ist. 16) Eine Methode, die Aufziehfenster so einzurichten, daß sie ohne Gefahr rein gemacht werden können. 17) Ein neu erfundenes Rettungsboot. 18) Eine Vorrichtung zu Rettung für die, die auf dem Eise einsinken. Ein Mann, der durch eine, mittelst eines ihm über die Schultern gehenden Riemens vor der Brust befestigte Stange selbst gesichert ist, bietet den Eingefunkenen eine andere an dem einen Ende mit einer Schnur versehene Stange dar, um sie vor sich auf das Eis zu schieben, und sich damit dann zu retten. 19) Eine Schwimmleine für die vom Schiffe Gefallene, die nicht schwimmen können. 21) Eine Methode, ein zerrissenes Tau sogleich wieder zusammen zu bringen, um es vorerst fortzubrauchen. Man muß zwey ausgehöhlte zusammenpassende Hälften eines eisernen Cylinders, die durch eine in der Mitte angebrachte Schraube fest zusammengeschraubt werden können, vorrätzig haben. In diese werden die beiden Ende des Taus wieder vor einander gelegt und dann festgeschraubt. Sind die Höhlungen des Cylinders inwendig mit Stacheln versehen, so greifen sie bey dem Zusammenschrauben desto fester in das Tau ein, und halten es noch fester zusammen.

-In der Classe für die Colonien und den Handel sind zwey Preise und ein Dank ausgetheilt worden.



Die Preise haben erhalten 1) ein<sup>r</sup> Herr Sievers, der die Heringsfischerey an den Schotländischen Inseln schon seit mehreren Jahren im Großen betrieb; die Heringe auf Holländische Manier mit dem besten Erfolge eingepöckelt und jährlich zu drey bis viertausend Tonnen in das Ausland versandt hat. 2) Der Dr. Korbung für mehrere der Gesellschaft mitgetheilte Nachrichten von Ostindischen Producten, besonders für seine Beobachtungen von dem jährlichen Zunehmen einer Menge Ostindischer Bäume in die Dicke. 3) Mit dem Danke ist ein Hr. Philipps für seine Belehrung von der Einpöckelung der Mascarelen und der Erhaltung des Sprottfisches beehrt worden.

Die Beschreibungen der in dem Werke angegebenen neuen Vorrichtungen sind durchaus so vollständig, bestimmt und deutlich aufgestellt; und mit Zeichnungen so gut erläutert, daß man sie leicht versteht. Uebrigens ist dem Buche das Bild des schon vor mehreren Jahren verstorbenen Baronet Wilhelm Dolben, der lange Zeit hindurch große Verdienste um die Gesellschaft gehabt hat, in einem schönen Kupferstiche vorgefetzt.

### Wittenberg.

Hey S. G. Zimmermann: System der christlichen Moral, von Dr. J. V. Reinhard, Königl. Sächsl. Oberhofprediger, Kirchenrath und Ob. Conf. Assess. Vierter Band. 1810. 744 S. Fünfter Band. 1815. 480 S. in groß Octav.

Es wird angemessen seyn, bey den zwey letzten Bänden dieses Werks einen Blick auf die vorhergehenden und damit auf das Ganze zu werfen. Der verewigte Reinhard theilte sein System der christlichen Moral in vier Haupttheile ab. Der erste handelt von den natürlichen Fähigkeiten des Menschen und den Fehlern, welche an denselben vor-

kommen können; der zweyte von der wahren christlichen Vollkommenheit und Tugend im Vorstellen und Erkennen, im Empfinden, im Handeln und Leben; der dritte von den allgemeinen Hülfsmitteln der christlichen Vollkommenheit; der vierte von der Entstehung der wahren Besserung und der allmählichen Ausbildung des Menschen zur Vollkommenheit. Diese beiden letzten Haupttheile sind in den vorliegenden zwey Bänden enthalten. Bey dem fünften Bande findet sich ein von M. Bartsch verfaßtes vierfaches Register über die Sachen, die bloß angeführten und die erklärten Bibelstellen, und über die in den Anmerkungen angeführten alten und neuen Schriftsteller. Zu diesem Bande ist später noch ein anderer Titel mit dem Zusage: *Nebst einer Vorerinnerung von Peer Carl Wilhelm Graf v. Hohenthal*, (Königl. Sächs. Conferenz-Minister und Geh. Rathe) hinzugekommen. Dieß ist jetzt der Gemahl der nachgelassenen Wittwe des Verfassers und in ihrem Nahmen hat der Graf, der mit dem Verewigten in einem vieljährigen freundschaftlichen Umgange stand und seinen Belchrungen sehr viel verdankt, diese Vorerinnerung geschrieben, aus welcher wir hier einige Umstände anführen müssen. Reinhard pflegte das, was er zum Drucke bestimmt hatte, erst noch einmahl ins Reine zu schreiben, um es zu verbessern, die letzte Hand daran zu legen und mit litterarischen Anmerkungen auszustatten. So ist auch das, was in diesem Bande geliefert wird, von ihm noch einmahl mit zugleich verbessernder Hand abgeschrieben worden. Aber ganz vollendet hat er dieß System nicht, weil die in seinen letzten Lebensjahren stets zunehmende körperliche Schwäche ihn daran hinderte. In dem vierten Haupttheile ist die Lehre vom Bußkampfe nicht ganz beendiget, die Abschnitte vom Glauben und dem Wachstume im

Guten, welche nach der ausdrücklichen Angabe des Verfassers S. 275 f. noch hinzukommen sollten, auch das Bild christlicher Vollkommenheit, welches er noch ausmalen wollte S. 277 fehlen ganz. Von diesem ganzen Haupttheile ist auch keine Litteratur mehr von dem Verfasser hinzugesetzt worden. Der wahrhaft edle Graf sagt mit Recht, daß, wenn irgend ein Theologe das Mangelnde zu ergänzen unternehme, es von einem Manne geschehen möge, der mit hellen Einsichten in die Sittenlehre Jesu den Glauben an Christum verbinde und dadurch bedeutende Fortschritte in der Heiligung gethan habe, mithin die vorzutragenden Lehren durch eigene Erfahrungen bestätigen könne. Dieser Wunsch ergibt sich aus der Natur dieser Lehren von selbst, wie denn auch hieher gehört, was Reinhard in der Vorrede zum vierten Bande sehr richtig sagt: "Die Moral geht hier in das Feld der eigenen Erfahrung und Uebung über; man muß also nicht nur selbst mit Besonnenheit und Ernst an seiner Besserung gearbeitet, sondern sich auch mit den Versuchen und Bestrebungen anderer, denen ihre sittliche Bildung am Herzen lag, möglichst vertraut gemacht haben, wenn man sich auf diesem Felde zurechte finden, und es nicht für ein unbekanntes Land, wohl gar für ein Land der Träume halten will." Der Graf bemerkt noch, es werden vielleicht mehrere erwarten, daß in dieser Vorrede das Eigenthümliche dieses Moralsystems und das Unterscheidende von den älteren dargelegt werde, er habe zwar viele moralische Schriften studiert, überlasse aber als Laye gerne eine solche Darstellung anderen Schriftstellern, welche nicht durch mancherley weltliche Geschäfte in den Forschungen theologischer Wissenschaften gestört werden. Es findet sich aber eine solche Darstellung schon in Stäudlins Geschichte der

christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, Gött. 1808, und in Ebendess. Geschichte der theologischen Wissenschaften seit der Verbreitung der alten Litteratur II. Th. Gött. 1811.

Wider den Plan und die Anordnung des Reinhard'schen Werks überhaupt läßt sich wirklich Manches mit Grund erinnern. Im ersten Haupttheile findet man auf siebenthalbhundert Seiten eine fast vollständige Psychologie und Anthropologie samt einer Aufzählung aller möglichen Verderbnisse der menschlichen Natur, aller Fehler, Sünden, Laster und eben so vielen Bemeiseln, daß sie dem Sittengesetze widerstreiten. Allerdings hat die Moral auf alle Kräfte und Anlagen der menschlichen Natur Beziehung, allein deswegen muß man nicht fast ganze dahin gehörige Wissenschaften in sie versetzen und davon ausgehen. Die moralischen Kräfte und Anlagen sind es, von welchen man hier anfangen muß, welche hervorgehoben, ausgezeichnet, ergründet und genau beschrieben werden müssen, die übrigen aber müssen hier als untergeordnet betrachtet, ihre Kenntniß muß mehr vorausgesetzt, als erst mitgetheilt werden, man kann auch wohl erst da von ihnen in der Kürze reden, wo von ihrer Ausbildung und Anwendung zu moralischen Zwecken, von den Pflichten und Tugenden in Ansehung derselben die Rede ist; denn an sich geben sie nur eine Beschaffenheit, aber keine Pflichten des Menschen zu erkennen. Da hernach bey dem großen Sündenregister (wo, beyläufig zu sagen, die Fehler des Vorstellungs- und des Gefühlvermögens, die in zwey besondern Kapiteln vorkommen, auch, so weit sie in die Moral gehören, Fehler des Begehrungsvermögens, welche wieder ein anderes Kapitel einnehmen, sind) immer zugleich gezeigt wird, daß und warum es Sünden seyen, so findet man hier eigentlich schon, also noch

ehe ein Fundament für die Moral gelegt ist, alle Gründe für die entgegengesetzten Tugenden und in so fern schon die Tugendlehre, welche hernach doch wiederum als solche im zweiten Haupttheile vorkommt, wodurch nothwendig viele Wiederholungen veranlaßt werden. Offenbar wäre es weit methodischer gewesen, erst in diesem zweiten Theile nach Aufstellung der allgemeinen moralischen Grundsätze zugleich von den Tugenden und den ihnen entgegengesetzten Sünden und Lastern zu reden. Im dritten Haupttheile, welcher die Tugendmittellehre faßt, wird 1) von der Verbesserlichkeit der menschlichen Natur; 2) dem Bestande Gottes zum Guten; 3) den Beweggründen zum Guten; 4) den Mitteln und Anstalten, die Ausübung des Guten zu erleichtern und befördern, gehandelt. Also erst, nachdem so lange von der Tugend und ihren verschiedenen Gattungen, auch von der Art, wie einzelne Tugenden geübt und erworben werden können, und schon vorher von der ganzen Beschaffenheit der menschlichen Natur geredet worden ist, wird noch gefragt: ob die menschliche Natur einer Verbesserung fähig, d. i. ob überhaupt Tugend möglich sey. Mußte diese Untersuchung nicht höher hinaufgestellt werden? Der Verf. zeigt ja selbst IV. 119 ff. wie äußerst wichtig der Glauben an menschliche Tugend für die ganze Tugend des Menschen sey. Und, wenn diese Untersuchung auch tiefer heruntersetzt wurde, gehörte dann die Verbesserlichkeit der menschlichen Natur unter die Mittel der Tugend, ist sie nicht vielmehr eine nothwendige Bedingung, ohne welche gar keine Tugend, kein Mittel zu derselben, kein Gebrauch desselben gedacht werden kann? Die Lehre von den Gnadenwirkungen hat der Verf. nach seinem eigenen Geständnisse nur deswegen hieher und zwar in beträchtlicher Ausdehnung gebracht, weil er mit

ihrer gewöhnlichen Behandlung in der Dogmatik unzufrieden ist. Ob sie aber auch so gerade unter den Tugendmitteln eine Stelle einnehmen mußte, wollen wir dahingestellt seyn lassen. Daß aber auch die Beweggründe zum Guten unter die Tugendmittel gerechnet worden, ist zu stark, indem das, was den Menschen innerlich zum Guten bewegt und bewegen soll, doch etwas Anderes und Höheres ist, als das, was ihm zur Uebung des Guten behülflich ist, und die menschliche Tugend darunter leidet, wenn das, was bloß Mittel derselben seyn sollte, in einen Beweggrund derselben verwandelt wird. Die echt moralischen Beweggründe und ihre Wirksamkeit sind nicht bloß ein Mittel, sondern eine Bedingung, ja ein Theil der Tugend selbst. Der Verf. äußert sich übrigens IV. 315 f. so: "Soll die Ausübung des Guten und die Besserung überhaupt einen sittlichen Werth haben, so muß die menschliche Freyheit dabey wirksam gewesen seyn. — Nun aber ist die Freyheit des Menschen kein blindes von seinen Vorstellungen unabhängiges Vermögen, sie wird vielmehr lediglich durch Vorstellungen gelenkt und bestimmt, und Vorstellungen, welche diesen Einfluß auf den Willen haben, heißen daher Beweggründe. Kann man aber dem freyen Willen des Menschen nicht anders bekommen, als durch dergleichen Beweggründe, so folgt von selbst, daß sie den vornehmsten Hülfsmitteln der wahren Besserung bengezählt werden müssen." Wir sehen aus dem gedachten Grunde diese Folge nicht ein, sondern nur so viel, daß es ein nothwendiges Tugendmittel sey, sich der Beweggründe zum Guten oft zu erinnern, sie sich, so viel möglich, gegenwärtig zu erhalten. Deswegen aber gehören die Beweggründe selbst nicht bloß in die Reihe der Tugendmittel. Ob endlich die Lehre von der Entstehung der wahren Besserung und der

allmählichen Ausbildung des Menschen zur Vollkommenheit an das Ende der Moral gestellt werden sollte, darüber wollen wir hier nicht streiten, wiewohl sich viel dafür sagen ließe, daß sie im zweyten Haupttheile mit der Lehre von der Tugend überhaupt hätte verbunden werden sollen. Uebrigens haben die Mängel in dem Plane dieses Werks wenig nachtheiligen Einfluß auf die Abhandlung der einzelnen Materien gehabt.

Wir haben aber auch auf die anderweitige Beschaffenheit dieses Systems hier einen Blick zu werfen. Der Streit über das höchste Princip der Moral hat in unseren Zeiten kein bestimmtes Ziel finden können und ist am Ende fast lächerlich geworden. Reinhard wählte das der Vollkommenheit und erklärte es so, daß der Mensch sich selbst glücklich mache, aus reiner Achtung für das allgemeine Vernunftgesetz handeln und sich dadurch einen innern Werth verschaffen, sich brauchbar für die Welt machen oder das allgemeine Beste befördern soz. Er löste es also in drey Grundsätze auf, die man gleichfalls häufig als die höchsten aufgestellt hat. Er täuschte sich mit dem allgemeinen, unbestimmten Begriffe der Vollkommenheit, unter welchen man alles Wahre, Gute, Schöne bringen und den man eben so wohl als das Princip aller Wissenschaften, ja aller Dinge betrachten kann. Er meinte damit einen bestimmten obersten Grundsatz der Moral aufgefunden zu haben, indem er nur drey andere unter einen allgemeinen Begriff brachte, unter welchen sich noch unendlich mehr bringen läßt. Eigentlich stellte er also drey auf und hätte mit gleichem Rechte auch noch mehrere aufstellen können. Im Grunde baute er das Ganze auf einen Trieb, nämlich zur Vollkommenheit und brachte darunter auch einen Trieb zur Uneigennützigkeit, einen Gewissenstrieb u. s. w. Wir wollen an-

derer Mängel in seinem Principe und der Anwendung desselben hier nicht gedenken. Die großen Vorzüge dieses Systems aber bestanden darin, daß in demselben alle Hülfsmittel der philosophischen und theologischen Moral, besonders Anthropologie, Geschichte der Menschheit, Geschichte überhaupt, und die starken Fortschritte, welche in unserm Zeitalter in diesen Wissenschaften gemacht worden sind, und die Moralisten aller Zeiten und Gegenden aufs reichlichste zu Rathe gezogen waren, daß die tiefe und umfassende moralische Philosophie, die in dem Christenthum liegt, trefflich entwickelt und ins Licht gestellt, daß in das Ganze zugleich ein durchgehender Beweis für die Wahrheit und Göttlichkeit der Christlichen Sittenlehre gelegt war, daß die einzelnen Lehren sehr vielseitig und gelehrt abgehandelt waren, daß überhaupt in dem Werke so viel vereinigt war, als in keinem anderen vorhergehenden über denselbigen Gegenstand. Uebrigens konnte dieser Moraltheologe nie aus einer gewissen Inconsequenz herauskommen. Von der einen Seite bekannte er sich zu einem sehr weit gehenden philosophischen Scepticismus. — Wie schickt es sich aber dazu, daß er in dem Werke selbst der Philosophie ein so hohes und ausgedehntes Ansehen zugestehet und es überall mit derselben aufs reichlichste ausstattet, daß er die durchgängige Uebereinstimmung der Christlichen Moral mit derselben darzuthun bemüht ist? Und wie paßt es wieder dazu, daß er doch wieder sich zu einem Supernaturalismus bekennt, der mit dem Rationalismus keine Uebereinkunft schließen könne, wenn er nicht sich selbst aufgeben wolle, also den rationalen Supernaturalismus verwirft, welcher doch wohl im Ganzen dem Inhalte dieses Werks der angemessenste gewesen wäre? Von dem Aberglauben und der Schwärmerey spricht er im ersten Bande mit einer Art und in einer Ausdehnung, daß man



späterhin nicht begreift, warum er nicht auch manches, was er als Christliche Moral aufführet, in eben diese Categorie bringt.

In dem Bisherigen ist schon über den Inhalt der beiden vorliegenden Bände Bericht erstattet, und zum Theil ein Urtheil ausgesprochen. Doch ist dieß zur besondern Anzeige derselben noch nicht hinreichend. Der Rec. hat oft darüber nachgedacht, warum in neueren Zeiten die Ascetik, d. i. die Lehre von den Mitteln und Uebungen zur Tugend in der Moral so sehr vernachlässiget und so dürftig behandelt werde. Er konnte den Grund nur darin finden, daß man gegen den Zweck gleichgültiger geworden war, und daß sich ein revolutionärer Geist erhob, welcher ohne Ueberlegung und Ernst alles Alte umstürzen und nur Neues, sey es auch was es wolle, haben wollte, und doch nicht mächtig und stark genug war, selbst etwas rechtes zu schaffen und zu bilden. Reinhard, ob er gleich in diesem Theile der Moral Heterogenes vermischte, hat sich doch in dem, was eigentlich dahin gehörte, ein großes Verdienst erworben. Er hat die Lehre von den Tugendmitteln unter Grundsätze gebracht, die Tugendmittel selbst classificirt, sie unparteyisch beurtheilt, dabey auch auf Geschichte und Erfahrung Rücksicht genommen, und selbst denjenigen, welche etwas Fehlerhaftes an sich haben, von gewissen Seiten Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Welt ist so eingerichtet, daß durchaus Alles, was da ist, Mittel zur Tugend werden kann, und in der menschlichen Natur liegt eine besondere Fähigkeit und Fruchtbarkeit in der Erfindung und Anwendung allgemeiner und besonderer moralischer Mittel und Uebungen. Es eröffnete sich also hier ein sehr großes und mannichfaltiges Feld. Reinhard ist auch sehr ins Einzelne gegangen und er hätte noch weit mehr anführen können. Man fragt sich selbst oft bey dem Lesen, warum dieß an-

geführt und etwas Anderes nicht angeführt ist, und wünscht zuweilen, daß die höheren und nächsten Tugendmittel mehr vor anderen ausgezeichnet seyn möchten. Die Lehre von den Beweggründen zum Guten überhaupt und denen des Evangeliums besonders, ob sie gleich nicht erst hieher gehörte und eine weit höhere Stelle verdiente, ist sehr gründlich und vielseitig abgehandelt. In der ganzen in diesen beiden Bänden enthaltenen Lehre von den Tugendmitteln, der Besserung und Heiligung, hat der Verf. fleißig die Schriften gottseliger Menschen, der Mystiker, der Spenerianer u. a. ähnlicher Secten zu Rathe gezogen, von ihren Ausdrücken und Redensarten Gebrauch gemacht, zugleich aber auch Alles scharf und nach Grundsätzen geprüft und das Wahre auszuscheiden gesucht. Wir können dieß nicht anders als billigen und hoffen, daß es eine wohlthätige Wirkung bey vielen Lesern hervorbringen wird. Hier war der Ort, die sittlichen und geistlichen Erfahrungen anderer zu Hülfe zu nehmen und nach Regeln zu beurtheilen und zu wägen, das Gold aus solchen Schriften, die ein profaner Zeitgeist ohne Kenntniß und Gefühl unbedingt verworfen hat, abzufondern, die Grenzen zwischen echt frommen Anstrengungen und Uebungen und zwischen dem, was man eigentlich Schwärmercy nennen sollte (denn das Zeitalter hat auch diesen tadelnden Begriff und Nahmen auf viel Wahres und Herrliches ausgedehnt) zu ziehen und auf manches achtungswürdige Alte, was wir einst hatten, zurückzuführen. Es zeigt sich, daß manche der gedachten Ausdrücke und Redensarten sehr treffend sind, und daß ganze Theorien davon ausgeführt werden können. Da die Lehren, von welchen hier die Rede ist, vornehmlich von den angeführten Classen von Menschen cultivirt worden sind, und da sie auch vorzüglich dazu geeignet waren, so mußte ihnen und ihrem Sprachgebrauch

hier auch eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Wir glauben daher auch nicht, daß Reinhard bloß deswegen, um einer gewissen Partei zu gefallen, diesen Weg gewählt habe. Bey vielen einzelnen Stellen dieser beiden Bände hätten wir allerdings auch Manches zu erinnern, aber wir haben diese Anzeige absichtlich mehr auf das Allgemeine gerichtet, und da wir dadurch den uns hier vergönnten Raum schon hinweggenommen haben, so müssen wir die mehr ins Einzelne gehende Critik anderen Blättern überlassen.

### Marburg.

Mit Vergnügen zeigen wir das Lections-Verzeichniß der Marburger Universität an, *Indices lectionum tum publicarum tum privatarum in Academia Marburgensi per semestre hibernum an. 1814 habendarum*, welchem der Hr. Prof. Wagner einige Bemerkungen vorgesetzt hat, die so wohl wegen der Sprache, in welcher sie vorgetragen sind, als wegen des Inhalts selbst, angezeigt zu werden verdienen. Daß Verunstaltungen in den Schriften der Alten sowohl als der Neuern, woran die Urheber unschuldig waren, einer Verbesserung bedürfen, wird auch an drey Stellen aus Fieldings *Tom Jones* 2. ch. 61 wo *in order to (make) his defence*, 2. ch. 5 wo *nach consists only in (not)*, 2. ch. 5 wo *nach to the Foundling* die Worte; *we will not determine: but so the fact was*, die eingeklammerten Worte, und diese zu ergänzen sind. Im *Vicar of Wakefield* ch. 3 soll nach Hr. W. statt *the poor live pleasantly* gelesen werden, *the rich live pl.* Dieß bahnt den Uebergang zur Verbesserung von *Juven. VI, 542 ff.*, wo nach *parcius* ein Colon gesetzt und *aere minuto* auf das Folgende gezogen wird. Auch *Juven. VII, 43* wird gut erklärt.

---

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

9. Stück.

Den 15. Januar 1816.

---

## London.

Travels in Sweden, during the autumn of 1812, by *Thomas Thomson*, M. D. Illustrated by Maps and other Plates. 1813. 457 S. in Quart.

Wir nahmen diese prächtig gedruckte und mit vielen schönen Karten und Kupfern ausgestattete Reise mit günstigem Vorurtheile zur Hand. Ihr Verfasser ist derselbe, von welchem die vortheilhafte bekannte, mehrmahls aufgelegte und auch in das Deutsche übersezte Chemie herrührt; derselbe, welcher die reichhaltige naturwissenschaftliche Zeitschrift, *Annals of philosophy*, herausgibt, und der sich noch durch mehrere andere Schriften bekannt gemacht hat. Von einem Gelehrten von solchem litterarischen Rufe glaubten wir uns einen an gediegenen Bemerkungen reichen Bericht von einer Reise durch ein Land, welches noch so mannichfaltigen neuen Stoff zu Beobachtungen und Untersuchungen darbietet, versprechen zu dürfen. Aber unsere Erwartungen wurden sogleich herabgestimmt, indem wir die Vorrede lasen und daraus ersahen, daß die ganze Reise nur sechs bis sieben Wochen dauerte; daß während

J

dieser sehr kurzen Zeit eine Strecke von mehr den 1200 (Englischen) Meilen durchreiset wurde. Wi war es möglich auf einer so kurzen und so hochflüchtigen Reise so viele eigene brauchbare Beobachtungen zu sammeln, daß ein starker Quartband damit gefüllt werden konnte? Noch mehr vermindert wird unsere Meinung von dem Werthe des Buchs, als wir die Nachricht fanden, daß der Verfasser Schweden durchflog, ohne die Sprache des Landes zu verstehen! Durch die Lesung der Reise überzeugten wir uns denn auch überall, daß die eigenen Beobachtungen des Verfassers sehr unbedeutend, flüchtig und oberflächlich waren; daß er sein Buch größtentheils aus anderen, vorzüglich Schwedischen Abhandlungen und Büchern zusammenschrieb. Der Verfasser nahm übrigens Rücksicht auf Gegenstände der verschiedensten Art. Er hat in seiner Reise naturhistorische, technologische, geographische, statistische, politische, historische Nachrichten zusammengestellt. Auch hat er sich nicht damit begnügt von Gegenden zu reden, die er selbst durchreiste; sondern es sind von ihm auch über alle übrigen Theile von Schweden Bemerkungen mitgetheilt; so daß ein großer Theil des Buchs nicht sowohl eine Reisebeschreibung als vielmehr eine geographisch-statistisch-naturhistorische Skizze von Schweden ist. Das Buch ist in 22 Kapitel getheilt, deren jedem eine kurze Inhalts-Anzeige vorangehet. Da es einen so geringen eigenthümlichen Werth besitzt, so können und müssen wir uns bey unserer Anzeige kurz fassen.

Am 16. August 1812 ging unser Verfasser im Hafen von Leith zu Schiff und landete am 24. August zu Gothenburg. Das erste Kapitel ist größtentheils der Beschreibung der Stadt und ihrer Umgebungen, so wie einigen Bemerkungen über die Lebensart in Schweden im Allgemeinen gewidmet. Nach einem Aufenthalte von vier Tagen wurde eine

Reise durch einen Theil von Westgothland angetreten. Zuerst nach Trollhätta. Einige Nachrichten über das Reisen in Schweden und flüchtige Bemerkungen über den Ackerbau in der zuerst durchreisten Gegend. Ueber die Canal- und Schleusen-Anlagen zu Trollhätta, worüber wir in Deutschen Schriften weit befriedigendere Nachrichten besitzen. Herr Thomson besuchte darauf den Sunneberg und die Kinnekulla, zwei von den merkwürdigen westgothischen Bergen, die durch Bergman's Abhandlung und spätere Beschreibungen genau bekannt sind. Die Nachrichten welche hier darüber mitgetheilt werden, stehen in Hinsicht der Gründlichkeit den früheren nach. Die beobachteten Gebirgsarten konnten nicht einmahl genau beschrieben werden, da die von dem Verfasser gemachte Sammlung derselben noch nicht angekommen war, als das Buch im Druck erschien. Herr Thomson sieht übrigens die Gebirgslagen der westgothischen Berge nicht für Glieder des so genannten Uebergangsgebirges an, sondern er hält sie für Flözgebirgsarten, so wie den so genannten Trapp der Gipfel für Flöztrapp. Hinreichende Gründe für seine Meinung theilt er übrigens nicht mit. Eine sorgfältigere Untersuchung der geognostischen Verhältnisse mit besonderer Berücksichtigung der Petrefacten, würde ihn von der Richtigkeit jener von mehreren Beobachtern angenommenen Meinung überzeugen haben. Eine Zugabe zu diesem Abschnitt ist eine vergrößerte Copie des in Hausmann's Scandinavischer Reise enthaltenen geognostischen Profils der Kinnekulla, so wie der daselbst gelieferten Zeichnung ihres Gipfels. Dieses ist mitgetheilt, ohne daß Herr Thomson mit einer Sylbe die Quelle erwähnt, aus welcher er es schöpfte. Aus den Schriften der Stockholmer Academie der Wissenschaften hat unser Verfasser ein Verzeichniß der in Westgothland einheimischen Thiere und die

Beschreibung und Abbildung des *Falco umbrinus* entlehnt.

Reise durch Nerrike und Westmanland nach Stockholm. Herr Thomson gibt Nachricht von einigen Eisengruben und den darauf brechenden Fossilien, ohne sie selbst besucht zu haben. So hat er es in vielen Fällen gemacht, und Statt eigener Beobachtungen diejenigen mitgetheilt, welche in Lisinger's Minerographie von Schweden stehen. Durchaus falsch ist das, was Seite 63 über die Gewinnung des Schwefels zu Dylta in Nerrike mitgetheilt wird. Ohne Zweifel war Hr. Thomson hier ebenfalls nicht. Er berichtet davon: "the pyrites is exposed to heat in a kind of low chamber from which there runs a long flue along the surface of the earth etc." Der Schwefel wird zu Dylta aus eisernen Retorten, die mit dem kleingeschlagenen Schwefelkiese gefüllt werden, durch Destillation gewonnen. — Der ganze Aufenthalt unsers Verfassers in Stockholm dauerte nur drey Wochen. Die wissenschaftliche Auerbeute desselben konnte daher nicht groß seyn. Zuerst gibt er eine topographisch-statistische Beschreibung der Stadt, und hängt dann einige Bemerkungen über wissenschaftliche Institute und über Naturaliensammlungen an. Er sah die Sammlung des Bergcollegiums durch, und fand darin auch nicht ein einziges Specimen einer Uebergangs-Gebirgsart. Wurden denn von ihm der Orthoceratitenkalk aus Dalekarlien und der Madreporitenkalk von Gottland übersehen, die nach den Arten ihrer Petrefacten keinen Augenblick daran zweifeln lassen, daß sie zu den so genannten Uebergangs-Gebirgsarten gehören? In einigen Stücken von Magneteisenstein aus Gellivara-Lappland will Herr Thomson Zirkon gefunden haben. Ohne Zweifel ist von ihm Demantspath mit Zirkon verwechselt worden. Von der

durch Gustav III. gestifteten Schwedischen Academie sagt unser Verfasser: "I do not know that the members of this Academy have hitherto done any thing towards accomplishing the object of their Institution;" welche Aeußerung vermuthen läßt, daß Hrn. Thomson die Reihe der Schriften dieser Academie unbekannt geblieben ist.

Ein eigenes Kapitel ist dem Character und dem Betragen von Gustav IV. Adolph, ein anderes der Geschichte der neuesten Schwedischen Revolution gewidmet. Wir wagen nicht über den Werth der in diesen Abschnitten enthaltenen Nachrichten und Urtheile zu entscheiden. Der Bericht über die Schwedische Revolution ist hauptsächlich aus einer in Schweden erschienenen und in das Englische übersetzten historischen Skizze der letzten Regierungsjahre von Gustav IV. Adolph entlehnt.

Reise nach Upsala. Geographische Bemerkungen über die Gegend. Beschreibung der Stadt. Nachrichten über die Universität. Abdruck eines Lectionsverzeichnisses. Allgemeine Bemerkungen über die Fortschritte der Schweden in den Naturwissenschaften. Von einigen academischen Instituten und Sammlungen. — Reise nach Dannemora. Der unermessliche Eisensteinschatz von Dannemora ist für den Geologen von nicht minder großem Interesse, als die herrlichen metallurgischen Werke von Upland, auf denen das beste Eisen der Welt erzeugt wird, den practischen Chemiker anziehen müssen. Wir erwarteten daher mit Recht von Hrn. Thomson, wenigstens über diese Eisen-Darstellung genaue eigene Bemerkungen zu erhalten. Wir haben sie aber vergebens gesucht und nur ein Paar sehr dürftige Nachrichten über das Eisensteinslager von Dannemora gefunden, welches Hr. Thomson irrig für einen Gang ansiehet, und dadurch aufs Neue beweiset, wie wenig er in geognostischen Beobachtun-



gen bewandert ist, ob er gleich auf die von ihm mitgetheilten einen besondern Werth zu legen scheint.

Reise nach Fahlun. Eine geognostische Schilderung von Dalecarlien, von welcher merkwürdigen Provinz unser Verfasser nur einen kleinen Theil sah, wird nach Hisingers Werk und einigen andern Schwedischen Schriften gegeben. — Fahlun. Kurze Beschreibung der Stadt. Sehr unbedeutende Bemerkungen über die dortigen bergmännischen und metallurgischen Merkwürdigkeiten. Ausführlichere Nachrichten über einige Fahlunische Mineralien und ihre Analysen; unter welchen indessen sich nichts findet, was in Deutschland nicht schon längst bekannt wäre. — Reise nach Sala. Wieder nur über die Fossilien der Erzlagerstätte von Sala mit einiger Ausführlichkeit; aber keine Aufschlüsse weder über das merkwürdige geognostische Verhalten derselben, noch über die dortigen Schmelzprozesse. — Reise durch Südermanland: über Åröping, Tynaberg. Ein Seitenblick auf die Fossilien von Udön, wohin Herr Thomson nicht kam. — Reise durch Ostgothland: über Åröping, Linköping. Ansicht des Wettersees. Wenige eigene Bemerkungen über die Gebirgslagen an der Ostseite dieses Sees. — Jönköping und seine Umgebungen; vorzüglich über den Taberg. Herr Thomson ist ganz unbegreiflicher Weise der Meinung, daß der Magneteisensteinkolof dieses berühmten und von mehreren Geologen genau untersuchten Berges, auf Sand aufgesetzt sey. Abgesehen von dem sehr Unwahrscheinlichen dieser Annahme, die mit allen bisherigen Erfahrungen im Widerspruche steht, so gehört wahrlich nur geringe Aufmerksamkeit dazu, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen, daß die Magneteisensteinmasse des Taberges in den unmittelbar daran stößenden Gneus eingelagert ist. Die Nachrichten vom Taberge sind begleitet von einer sehr vergrößerten

ten Copie des kleinen, vor dem ersten Theile von Hausmann's Scandinavischer Reise befindlichen Kupferstichs. Hr. Thomson nennt, ohne die Quelle anzuführen, das mitgetheilte Bild "a correct representation," wobey jedoch von ihm zu bemerken versäumt ist, daß durch ein Versehen des Kupferstechers der Taberg in der Copie verkehrt dargestellt ist, daher man durch dieses Bild eine völlig uncorrecte Vorstellung von dem Berge erhält. — Reise von Jönköping über Helsingborg nach Gothenburg. Nach Adelfors kam Herr Thomson nicht selbst; doch theilt er aus anderen Schriften einige Notizen darüber mit. Von den dortigen Gängen sagt er: "the vein stone is calcareous spar, etc." Aber nicht Kalkspath, sondern Quarz ist die den Goldfies begleitende Gangart. Allgemeine geognostische Bemerkungen über Schonen. Hr. Thomson besuchte Hösjanäs, und bemerkt, daß die dortige Steinkohlenabildung mit der Englischen selbstständigen Steinkohlenformation übereinkomme; daß die dortige Kohle am meisten der von Mid-Lothian ähnele. Wenn Hr. Thomson Seite 306 sagt, daß der ganze südliche Theil von Schonen nur Flözgebirgsarten enthalte, so beweist er dadurch nicht allein, daß er den nahe bey Hösjanäs befindlichen Kullen nicht untersuchte, welcher aus Gneus besteht, sondern auch daß er von der Uebergangsbildung von Andrarum und Embrisham sich keine richtige Ansicht verschaffte. Beygefügt ist in diesem Abschnitte eine Musterkarte geognostischer Profile, eine Copie aus Hisinger's Schwedischer Minerographie.

In zwey Kapiteln gibt Herr Thomson Darstellungen von den übrigen Theilen von Schweden die er nicht besuchte, und von Lappland. Seine Beschreibung von Lappland entlehnte er hauptsächlich aus den Schriften von Linné und Wahlen-

berg, daher man keine in Deutschland unbekannt Notizen darin erwarten darf. Die beiden letzten Kapitel enthalten eine allgemeine naturhistorische geographische, statistische und politische Schilderung von Schweden, die hier um so weniger einen Auszug verdient, da weder neue Nachrichten noch neue Ansichten darin angetroffen werden.

Die diesem Werke einverleibten Karten sind größtentheils Copien der trefflichen petrographischen Karten Hermelins. Außerdem begleiten das Werk Copien einer Wegekarte, eines Kiffes von Stockholm, eines Hermelin'schen Kiffes der großen Kupfergrube zu Fahlun und ein Paar Kupferstiche vom vorigen Könige und dem jetzigen Kronprinzen von Schweden.

Nach dieser Anzeige wird man beurtheilen können, ob dieß Werk des Hrn. Thomson eine Deutsche Uebersetzung verdiene.

### Bamberg.

Von E. F. Kunz: *Fantasiestücke in Callots Manier*. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten. Mit einer Vorrede von Jean Paul Friedrich Richter. Viertes und letzter Band. 1815. 389 S. in Octav.

Was der Vorredner vor dem ersten Bande sagte, trifft auch hier ein. Der kalte Mann, dem dergleichen Dinge nicht vorgekommen, oder nicht gefallen wollen, wird den Kopf schütteln wie bey den ersten drey Bänden, so voll ist auch dieser Band von allerley Kreuz- und Quersprüngen der Fantasie, die dem jovialen Leser viel Freude machen werden, hier aber nur den Nummern nach angedeutet werden können. Nr. VIII. die Abentheuer der Sylvester-Nacht. IX. Kreisleriana.

---

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

**10. Stück.**

Den 18. Januar 1816.

---

**Darmstadt.**

Bei Heyer und Veske: Denkmähler der Deutschen Baukunst, dargestellt von Georg Moller; Großherzoglich Hessischem Oberbaurathe. Erstes und zweytes Heft, jedes mit VI Blättern. Auf Velinpapier. 1815. Großfolio.

Der Verf. des vortreflichen Werks, welches wir hier anzeigen, kann mit Recht erwarten, daß es allen denen sehr willkommen seyn werde, für die unsere vaterländische Kunst einiges Interesse hat. Man mag auf die Wichtigkeit des Gegenstandes, auf die Bearbeitung oder die technische Behandlung der Kupferstiche sehen, von allen Seiten hat es Anspruch auf das lebhafteste Interesse Deutscher Kunstfreunde und die dankbarste Aufnahme. Hr. Oberbaurath Moller, ein geborner Hannoveraner, verdankt das Glück, drey Jahre in Italien gelebt zu haben, der Liberalität der Hannöverschen Regierung, beschäftigte sich in den letztverstorbenen traurigen Jahren mit einem gründlichen Studium der altdutschen Baukunst, und entwarf damahls den Plan, einige Denkmähler derselben, welche bisher wenig bekannt

K

und noch nicht herausgegeben waren, in treuen Abbildungen darzustellen. Die zwey ersten Hefte derselben liegen nun vor uns, und wir können versichern, daß nächst den Darstellungen des Marienburger Schlosses, von Hrn. Zick, kein anderes Werk über altdeutsche Baukunst, wegen der so zweckmäßigen Auswahl und strengen Genauigkeit, der Aufmerksamkeit und Unterstützung des Publicums so würdig als dieses ist. Eine große Menge der Werke der Vorzeit, die der Verf. zum Zweck seiner Studien machte, sind seit den letzten Jahrhunderten, theils durch die verheerenden Kriege, von welchen Deutschland der Schauplatz war, theils durch andere Ursachen untergegangen, und vielen noch vorhandenen droht ein ähnliches Schicksal. Vor wenigen Jahren wurde zu Worms das alte, ganz von Quadersteinen erbaute, Baptisterium, auf den Abbruch verkauft. Ein gleiches Schicksal hatte 1812 das in diesem Werk gegebene Kaufhaus von Mainz. Ein Jahr später stürzte das alte Baptisterium zu Bonn ein. Der Dom zu Mainz hat seit 1793 nur ein Bretterdach, welches Regen und Schnee durchläßt. Die schöne Liebfrauentirche daselbst ist abgebrochen. Der Dom zu Speier, welcher die Gräber so vieler Deutscher Kaiser enthält, ist eine Ruine, und die schöne Kirche zu Oppenheim droht den Einsturz. Wünschenwerth ist es daher, daß Freunde der Geschichte und Kunst, jeder in seinem Kreise, aufzeichnen mögen, was noch vorhanden ist, ehe es ganz untergeht; und durchdrungen von diesem Gedanken und erfüllt von dem Wunsche zu retten was noch zu retten ist, hat der Verf., so viel ihm Zeit und Umstände erlaubten, Hand an das Werk gelegt, und die ersten Früchte seines Fleißes dem Publicum übergeben.

Da das Werk vorzugsweise für Künstler und Freunde der Geschichte bestimmt ist, und gemeinnützig seyn soll, so hat der Verf. mit vollem Recht

einen richtigen und reinen Umriß einer entweder theueren oder mangelhaften Ausführung mit Schatten und Licht vorgezogen. Außer den geometrischen Grundrißen, Aufrissen und Durchschnitten enthält dasselbe perspectivische innere und äußere Ansichten und das Einzelne der Glieder und Verzierungen ins Große gezeichnet. Da es bey so großen und zum Theil reich verzierten Gebäuden nicht möglich war, Alles zu geben, so mußte man sich darauf beschränken, dasjenige auszuheben, was vorzüglich schicklich schien, um von dem Eigenthümlichen eines jeden Gebäudes einen Begriff zu geben. Von manchen Gebäuden sind deßhalb nur diejenigen Theile gezeichnet worden, welche diesem Zwecke vorzüglich entsprechen. So z. B. ist bey dem Grundriß des Doms zu Worms nur das alte Hauptgebäude genommen, die in spätern Zeiten gemachten Anbaue sind aber weggelassen worden. Zu größerer Zweckmäßigkeit sind die Kupfer der einzelnen Hefte nicht numerirt, um am Schlusse des Werks dieselben nach der Beschreibung und in Chronologischer Reihe ordnen zu können, wodurch die Veränderungen und Uebergänge des Styls der verschiedenen Perioden deutlicher werden.

Die Kupfersche haben keinen erläuternden Text. Wir werden daher ihren Inhalt angeben, und uns einige Bemerkungen erlauben. Erstes Heft, Nr. 1. Ansicht der Vorhalle des ehmaligen Klosters Vorsch an der Bergstraße erbauet 774. Die Halle besteht aus drey großen zirkelförmigen Bogen zwischen vier Säulen. Der obere Theil hat zehn Säulen, deren Bogen nicht gekrümmt, sondern spitz zu laufen (à dos d'âne, wie die Französischen Baumeister sagen), wie man sie oft an Sarcophagen, aus den Zeiten des Verfalles der Römischen Kunst, wahrnimmt, wo sie zuweilen mit halbzirkelförmigen Bogen abwechseln. Die Steine scheinen rautenförmig gehauen und zu,

sammengesetzt zu seyn. Dieß Portal ist das Einzige was uns von den Kunstwerken des Klosters Lorsch übrig geblieben, vielleicht noch aus den Zeiten des Abts Gundeland (†. 779) dem die Chronik von Lorsch, die *fabrica templi omni specie decori exornata* zuschreibt. (S. *Codex Laurish. Abbat diplom.* T. I. p. 7. Dahl Beschreib. des Fürstenth Lorsch S. 223., wo auch eine Abbildung in Stein druck zu finden; und Fiorillo's Geschichte der zeichn. Künste in Deutschl. B. I. S. 59.) Nr. 2. Grundriß des Doms zu Worms. (Wahrscheinlich vom Jahr 996.) Nr. 3. perspectivische Ansicht einer Thür in der St. Leonhards = Kirche zu Frankfurt am Main. Die Ornamente an den Capitälern haben eine gewisse Aehnlichkeit mit denen, welche man an den Arabischen Denkmählern in Spanien wahrnimmt. In dem Halbbogen über dem Eingang steht man eine sitzende Figur des Heilandes mit einem andern Heiligen. Die Kirche des heil. Leonhard ist nicht lange nach dem Jahr 1323 erbaut worden. An dem Gesäßel des Chors war rechter Hand eingeschnitten 1434, und dabey: Meister Henchin Steyn Hemmer und syn Son Ervnn die han das gemacht. (S. *Lersners Chronica* Th. I. B. II. c. 37. S. 113, a.) Vielleicht sind diese Künstler auch die Urheber dieses schönen Portals. Nr. 4. Grundriß der St. Katharinen-Kirche zu Oppenheim. Nr. 5. Ansicht der St. Katharinen-Kirche zu Oppenheim, von der Südseite. Nr. 6. perspectivische Ansicht der St. Katharinen-Kirche zu Oppenheim. Der Bau dieses herrlichen Gebäudes wurde auf Befehl des Kaisers Richard, im Jahr 1262, unternommen, aber erst 1317 vollendet. Die Zierathen übertreffen Alles an Schönheit und Leichtigkeit. Vergl. Fiorillo's Geschichte B. I. S. 339.

Zweytes Heft, Nr. 1. Grundriß der Kirche St. Kastor zu Koblenz. In einem großen Styl, fast

ganz wie die Römischen Basiliken. Nr. 2. Grabmahl Cuno's von Falkenstein, in der Kirche St. Kastor zu Koblenz. Der Bischof ruht auf einer geschmackvoll verzierten Lumba. Ueber ihm unter einem Bogen sieht man den Heiland am Kreuz, den h. Johannes, die Madonna, den h. Petrus und den Bischof Cuno auf den Knieen. Nr. 3. Grabmahl in der Kirche des h. Kastor zu Koblenz. Ebenfalls ein ruhender Bischof, mit zwey Engeln zur Seite seines Hauptes. Die Ornamente sind in einem großen und kühnen Styl. Nr. 4. Thüre im Innern des Domes zu Mainz, mit der perspectivischen Ansicht des Kapitelhauses und des Kreuzganges. Ein meisterhaft gezeichnetes Blatt. Der Bogen hat in seinen innern Gliedern sehr feine Zierathen und acht Figuren, die auf kleinen Vasen stehen und über den Köpfen Baldachine haben. Die Geschichte des Doms zu Mainz ist noch gar nicht bearbeitet worden. Aus den Zeiten der ersten Gründung von dem Erzbischof Willigis, rührt diese Thür unmöglich her. Aber Mainz hatte, im 14ten und 15ten Jahrhundert, vortreffliche Baumeister, deren Statuten leider verloren gegangen sind. S. *Wurdwein* Diplomataria Moguntina T. II. Nr. 184. p. 558 und die Notizen p. 572 Nr. 5. Grundriß des Kaufhauses zu Mainz. Nr. 6. perspectivische Ansicht des Kaufhauses zu Mainz, erbauet 1317. Es wurde zur Zeit des Rheinischen Bundes, und vielleicht zu dessen ewigem Andenken und Ehre errichtet. Im untern Stockwerke sieht man Bogen, die sich unmittelbar von dem Fußboden erheben, wie in dem Marienburger Schlosse. Da der Verf. eine fast ununterbrochene Folge von Deutschen Denkmählern, von Karl dem Großen bis zum funfzehnten Jahrhundert aufgefunden hat, so werden seine Beyträge für die frühere Deutsche Kunstgeschichte von dem größten Nutzen seyn, zumahl auch



die Hrn. Lehmann, Susemihl und Schnell, durch die hier gelieferten Blätter, sich als vortreffliche, fleißige und genaue Zeichner und Kupferstecher bewiesen haben. Wir sehen daher der Fortsetzung des Ganzen mit wahrer Sehnsucht entgegen, und wünschen dem Verf. eine eifrige, patriotische Unterstützung. Zum Schluß dieser Anzeige können wir uns nicht enthalten, das Urtheil des Verf. über die heutige Nachahmung der altdeutschen Baukunst mit seinen eigenen Worten mitzutheilen, indem ihm der Recens. unbedingt beivritt. 'Die Kunst, sagt er: welche den Strasburger Münster, den Dom von Köln, und andere Meisterstücke hervorbrachte, ist allerdings herrlich und erhaben, aber sie war das Resultat ihrer Zeit. Der damalige Zustand des öffentlichen und Privatlebens, das Verhältniß der Staaten und der einzelnen Städte, der Zustand des Handels und vornämlich die durch alle Classen der Nation herrschende religiöse Begeisterung, wirkten mächtig auf die Entstehung und Ausbildung dieser Baukunst. Der Baumeister des Doms zu Köln, des vorzüglichsten Gebäudes, das wir kennen, steht nicht einzeln da. So wie die vielen trefflichen Künstler vor ihm, ihrer Zeit angehören, so ist er und sein Werk wieder die höchste Blüthe und Krone jener frühern Kunst und ihrer Werke. Wir können diese bewundern und nachahmen, aber nicht schaffen, weil die äußern Verhältnisse, unter welchen jene Kunst entstand, in keiner Hinsicht mehr dieselben sind.'

### Zürich.

Bei Orell Güssli und Comp.: *Ἰστορίας λόγος περὶ τῆς Ἀντιδόσεως*, vervollständigt herausgegeben von Andreas Moustoxydes, Historiographen der Ionischen Inseln. Verbessert, mit Anmerkungen und

philologischen Briefen begleitet, von Johann Kaspar von Orelli, Mitglied der Italiänischen Gesellschaft der Wissenschaften, Litteratur u. Künste. Nebst zwey Anhängen. 1814. XLIII u. 564 S. in Octav.

Der Hr. v. Orelli erwirbt sich ein wahres Verdienst, wie um die Griechische Litteratur überhaupt, so um den Isokrates insbesondere, daß er die bisher unvollständige Rede des Attischen Redners nach der vervollständigten Ausgabe des Hrn. A. Mustoxydes, die im J. 1812 in Octav, mit einer Vorrede an Hrn. Morai erschien, kritisch herausgibt. Gründlich vertheidigt er die Echtheit der beträchtlichen Zusätze, welche Mustoxydes aus der Ambrosischen Handschrift zu Mailand, verglichen mit der Laurentischen und mit zwey Vaticanischen, in diese Rede eingeschoben hat. Sehr richtig bemerkt er, daß Isokrates eine jugendliche Manier in der Rede gegen die Sophisten und im Lobe der Helena, die männliche und vollkommenste im Panegyricus, Symmachicus, Areopagiticus und Archidamus, die alternde im Evagoras, in der Antidosis, im Panathenaicus, und in der Rede an Philippus gezeigt habe. Trotz allem Bestreben des Schriftstellers, sich selbst gleich zu bleiben, vergönnte es die Natur nicht. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit entdeckt der Hr. v. Orelli den von Harpokraton aus dieser Rede angeführten Choraen Duetor, wie wir schon neulich in diesen Blättern bemerkt haben, in der Stelle  $\delta\ \rho\eta\tau\omega\rho\ \text{ΑΥΤΙΜΛ\eta\text{C}}$ , wo er  $\text{Ου\eta\tau\omega\rho\ \text{ΑΥΤΙΜΛ\eta\text{C}}}$  vorschlägt, und gewiß damit Hrn. Mustoxydes, welcher deßhalb verlegen war, befriedigen wird. Mit den meisten kritischen Aenderungen oder Abweichungen durfte derselbe auch zufrieden seyn. Der Abdruck ist correct: angehängt sind einige Scholien aus drey Aldinis, und verschiedene Lesarten zu Isokrates Rede vom Vermögensumtauche, Seite 143—202. Die Anmerkungen bis S. 320 sind größtentheils kritisch, einige exegetisch. Den Beschluß

machen philologische Briefe. Der erste betrifft Platos Symposiolog, Theätetus und Charmides: der zweyte einige Stellen des Xenophons: der dritte aber den Marimus von Tyrus, Aristoteles, Cicero und Tacitus: der vierte Aeschylus und Euripides: der fünfte die Anthologie, Kointos (Quintus Calaber) und Heliodorus, der sechste den Dante Alighieri, den der Herausg. nach einem guten ausführlich mitgetheilten Plane zu ediren denkt. (Rec. lernte hier S. 445 und 446 zwey Italiän. Werke kennen, Boccaccio's neueste Ausgabe von Poggiati, Livorno, 1812. 4 Vol. 8., und Stanze di M. Angelo Poliziano illustrate per la prima volta con note dall' abate Vinc. Nannucci, Firenze 1812. 8.) Auch von Polizians classischen Stanzgen, dem Orfeo, nach den beiden Recensionen, und seinen übrigen Italiänischen Poesien wird er eine critische Ausgabe veranstalten. S. 447 ff. Nachträge aus der Mailändischen Ausgabe Isocratis oratio de permutatione 1813. 8., und Conjecturen über Xenophon u. a. Um alles in einem Bande zusammen zu haben, was seit Reisens Ausgabe der Griechischen Redner in dieser Sache entdeckt ist, fügte der Chorherr und Pastor, Hr. Conrad v. Orell *Ἰσάκου λόγος περὶ τοῦ Μεινεύου κληροῦ* hin und wieder verbessert, und mit Hrn. Bremi's und eignen Anmerkungen als ersten Anhang, Zürich. 1814, bey. Wir haben diese Ausgabe neulich angezeigt. Der zweyte Anhang, der ebenfalls besonders abgedruckt ist, enthält Anmerkungen zu Xenophons Gastmahl, von Conrad von Orell, Capituls Diacon im Turbenthal, Cantons Zürich, mit Zusätzen von J. Heinrich Bremi, Chorherr und Professor in Zürich. 1814. Sehr schätzbar.

---

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

**11. Stück.**

Den 20. Januar 1816.

---

**Prag.**

Bey Gottl. Haase: Abhandlungen der Königl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften von den Jahren 1805 – 1809.

Physicalisch mathematischer Theil 1811. Den Anfang macht die Geschichte der Königl. Gesellschaft der Wiss. auf 61 Octavseiten. Seit Erscheinung des ersten Bandes, in welchen die einzeln gedruckten Abhandlungen von den Jahren 1802, 1803 und 1804 gesammelt waren, haben sich die neuen Aufsätze von den folgenden drey Jahren so sehr gehäuft, daß die Ausgabe dieses zweyten Bandes schon am 8. Dec. 1807 in einer Sitzung der Academie beschloffen wurde, der aber wegen mancherley Hindernisse erst 1811 erscheinen konnte, welchem denn in kurzen noch ein dritter Band nachfolgen sollte. Die Geschichte der Academie beschäftigt sich mit den Preisfragen, und mit der Beurtheilung der darüber eingelauften Abhandlungen, mit kurzen Biographien von verstorbenen Mitgliedern u. dergl. Im gegenwärtigen Bande befinden sich folgende mathematische Auf-

E

säze: I. Längenunterschied zwischen Prag und Dresden vermittelst Pulversignale, von Alois David, Director der Sternwarte in Prag. Dieser Aufsatz enthält einen neuen Beweis der Vortrefflichkeit dieser Methode der Längenbestimmungen, die bekanntlich Herr v. Zach im Märzstücke der Monatl. Corresp. 1804 wieder in Anregung gebracht hatte. Wegen der tiefen Lage von Dresden schien es nicht thunlich, Pulversignale bloß an einem einzigen Standpuncte zwischen Dresden und Prag anzubringen. Es wurden also mehrere Standpuncte gewählt, nämlich Nollendorf zwischen Auffig und Peterstalde unweit der Sächsischen Grenze, wegen des unweit davon befindlichen hohen Kletscherberges, dessen Kuppe von dem Lorenzberge zu Prag sehr gut wahrgenommen werden kann, und dann der Spitz- oder Sattelberg unweit Dresden, welcher sich hier zu den Signalen für Nollendorf und Dresden am besten eignete. In Dresden beobachtete Herr Inspector Seyfert die Signale in seiner Wohnung, und bediente sich hierzu seines Secunden-Uhr-Zählers. Einige der hier angeführten Beobachtungen zeigen, wie auch schon der von der Luft zurückgeworfene Lichtschimmer der Pulversignale zu dem erwähnten Zwecke benutzt werden konnte, wenn es die Umstände nicht verstateten die Signale unmittelbar wahrzunehmen. Das Mittel aus allen Beobachtungen (mit Zuziehung derjenigen, wodurch die an der Penduluhr auf dem Lorenzberge beobachteten Zeiten auf die Zeit der Prager Sternwarte reducirt wurde), gibt den Zeitunterschied zwischen Prag und Nollendorf 1'. 44', 48; zwischen Nollendorf und Dresden 0'. 56', 31; zwischen Prag und Dresden 2'. 40'', 9; oder da Hr. Seyferts Wohnung 3'', 3 östlich vom mathematischen Salon in Dresden liegt, Prag (Sternwarte) östlicher als der mathematische Salon in Dresden

2'. 44", 2. Die mittlern beobachteten Zeiten der an verschiedenen Abenden gegebenen Signale weichen unter sich nicht um 1' von einander ab, aber wohl um 7 bis 9 Secunden von den bisherigen Angaben für Prag und Dresden. II. Trigonometrische Vermessungen zur Verbindung der Prager Sternwarte mit dem Lorenzberge, und zur Bestimmung der geographischen Länge und Breite des Orts auf dem Gredschin, wo Tycho de Brahe ehemahls beobachtet hatte, von Aloys David. Nachdem Herr D. alles umständlich berichtet, mit welcher Genauigkeit bey diesen Bestimmungen zu Werke gegangen worden, findet er nach den gehörigen Rechnungen den Lorenzberg 12", 87 südlicher und 73', 37 (im Bogen) westlicher als die Sternwarte, welche Angaben er innerhalb einiger Zehnthelchen einer Secunde für richtig hält. In Rücksicht des Standpunctes wo Tycho de Brahe ehemahls beobachtet hat, war dem Verf. daran gelegen, mehrere Puncte auf dem Gredschin zu bestimmen, um daraus die richtige geographische Länge jenes Beobachtungsortes, der in dem Hause des Reichs-Canzlers Curtius gewesen seyn soll, abzuleiten. Durch Beyhülfe eines trigonometrischen Netzes der verschiedenen Hauptpuncte der Stadt Prag und der bekannten Polhöhe der Sternwarte findet er die geogr. Breite des Tychonischen Beobachtungsortes  $50^{\circ}. 5'. 28''; 4$ , und die Länge  $32^{\circ}. 3'. 37''; 3$ . III. Längenunterschied zwischen Prag und Breslau aus Pulversignalen auf der Riesentuppe, welche daselbst vom 25. bis 28. Jul. 1805 von dem Preussischen General v. Lindner gegeben wurden, von A. David. Um diese Signale so viel als möglich auch für die Längenbestimmungen anderer Orte, von denen aus die Riesentuppe oder die Blickfeuer auf derselben gesehen werden können, zu benutzen, traf Hr. v. L. die nöthigen Verabredungen

mit andern Astronomen und Liebhabern der Astronomie, welche mit den gehörigen Werkzeugen dazu versehen waren, z. B. Hrn. Prof. Zuth zu Frankfurt an der Oder, Hrn. Bergrath Seyfert zu Gräbitzberg, Hrn. v. Scheibel auf dem festen Bergschlosse Karlsberg, Hrn. Prof. Preuß zu Sagan u. s. w. In Breslau beobachtete Hr. Prof. Jungnick. Die Resultate der Beobachtungen geben die Sternwarte zu Prag  $10^{\circ}. 28''$ , 2 (in Zeit) westlicher als die zu Breslau, -Karlsberg östlicher als Prag  $7^{\circ}. 43''$ , 9 Kieselkuppe östlicher als Prag  $5^{\circ}. 1''$  bis  $3''$ , Sagan östlicher als Prag  $3^{\circ}. 36''$ , 9; Gräbitzberg östlicher als Prag  $5^{\circ}. 21''$ , 58. Bey dieser Gelegenheit sind auch viele Barometer-Beobachtungen angestellt, und daraus die Erhöhungen mehrerer Beobachtungspuncte über der Meeresfläche abgeleitet worden. IV. Veränderliche Schicksale dreier merkwürdiger Längenbestimmungen von Peking, Amsterdam und Regensburg, nach den zuverlässigsten Beobachtungen dargestellt und geprüft durch Franz v. Paula Triesneker. Nach einer genauern Discussion aller brauchbaren Beobachtungen, welche Herr Tr. in Rücksicht der Bestimmung der bisher noch so zweifelhaft gewesenen geographischen Längen gedachter Orte auffinden konnte, findet er für Peking die geogr. Länge  $134^{\circ}. 5'. 45''$ . Aus Keyfers Beobachtungen die Länge von Amsterdam (Felix Meritis)  $22^{\circ}. 32'. 23''$ , Regensburg  $29^{\circ}. 47'. 51''$ . Indes gesteht der Verfasser, daß bey diesen Bestimmungen doch noch einige Zweifel zurückbleiben, welche durch weitere Beobachtungen berichtigt werden müssen. V. Astronomische Beobachtungen auf verschiedenen Sternwarten angestellt, gesammelt und herausgegeben von Fr. v. Paula Triesneker, nebst einem Anhang von geographischen Längenbestimmungen, vorzüglich über die berichtigte Lage von Grodno in

Pittshauen. Eine große Menge von Beobachtungen, meistens aus den Oesterreichischen Staaten, hauptsächlich Planetenbeobachtungen, Sternbedeckungen, geographische Ortsbestimmungen. Für Grodno findet Hr. Tr. die geographische Breite  $53^{\circ} 41' 1''$ , Länge  $41^{\circ} 29' 10''$ . VI. Abhandlung über die oberflächlichen Wasserräder von Franz v. Gerstner. Die Forderungen denen die Bauart der oberflächlichen Räder entsprechen soll, sind sehr mannichfaltig, und meistens von entgegengesetzter Art. Man verlangt, daß die Zellen das Wasser leicht und ohne Hinderniß von oben aufnehmen, dasselbe bis zum niedrigsten Punkte des Rades aufbehalten, dort aber auch ganz ausschütten sollen, ohne einen Theil des Wassers an der entgegengesetzten Seite wieder mit in die Höhe zu nehmen. Aber dieselben einfachen Mittel, welche der leichtern Aufnahme des Wassers von oben zuträglich sind, befördern auch unterhalb das zu frühe Ausschütten, so daß also die Vermehrung der Wirkung an der obern Seite zugleich mit einer Verminderung an der untern verbunden ist. Dann sollen die Zellen, um eine große Wirkung hervorzubringen, viel Wasser aufnehmen können, ohne dadurch mit Holz überladen und zu schwer zu werden. Nimmt man nun aber zu dieser Absicht die Entfernung der Schaufeln zu groß, so wird das Rad zwar leicht, aber es erhält nur wenige Zellen, und kann demnach nicht mehr Wasser aufnehmen, als diese geringe Zahl zu fassen vermag. Stellt man die Schaufeln zu nahe an einander, so erhält man viele Zellen, ihr Inhalt wird klein, sie fassen zu wenig Wasser, und das Rad wird mit Holz überladen. So soll nun ferner die Richtung des einfallenden Wasserstrahles mit der Richtung der Schaufeln übereinstimmen. Ist nun der Winkel, den diese Schaufeln mit dem Umfange des Rades machen,



zu groß, so fällt das Wasser unten zu früh aus den Zellen, und ist er zu klein, so muß das Aufschlage-Wasser entweder auf eine größere Tiefe vom Scheitel in die Zellen geleitet, oder nahe beim Scheitel mit einer größern horizontalen Geschwindigkeit fortgetrieben, folglich mit einem höhern Wasserstande im Gerinne versehen worden. Beides führt zu einem größern Verlust von Gefälle. Diese und mehr andere Punkte sind bisher für die zweckmäßigste Bauart der oberflächlichen Räder nicht hinlänglich in Erwägung gezogen worden, weswegen denn unter andern auch die Leipziger öconomische Gesellschaft sich bewegten fand, auf diesen Gegenstand einen Preis zu setzen. In gegenwärtiger Abhandlung finden wir die Theorie der oberflächlichen Räder mit sehr viel Gründlichkeit und practischer Kenntniß ausgeführt, und was insbesondere die oben angeführten Punkte betrifft, so hat der Verf. durch die Anwendung der Lehre vom Größten und Kleinsten, die vortheilhaftesten Dimensionen für die Zellen eines solchen Wasserrades zu bestimmen gesucht. Jedoch scheint uns der Vorschlag des Verf., die Kiegelschaufel weder senkrecht auf die Peripherie des Kranzes noch, wie einige wollen, senkrecht auf die Segschaufel anzuordnen, in der Ausübung mit einigen Unbequemlichkeiten verknüpft zu seyn, und insbesondere der Festigkeit der ganzen Verbindung Eintrag zu thun.

**Historischer Theil.** Ausgabe vom Jahre 1809. Hier finden sich folgende Abhandlungen: I. Die Erbverbrüderung der Häuser Böhmisches-Lügelburg und Oesterreichs-Habsburg. Ein Denkmahl der völkerebeglückenden Weisheit Carl's IV., von J. Cornova. (Prag 1805) S. 40. Wenn ein patriotischer Böhme Carl's Staatsflugheit und seine vielfachen Verdienste um Böhmen, aufs höchste preist, so muß man ihm aus Ueberzeugung beystimmen; denn in der That

kann man Böhmen als eine neue Schöpfung dieses Königs ansehen. Was er für dieses Land gethan hat, dauert noch. Wenn man dagegen, in Beziehung auf andere Fürsten und Länder, von seinem edeln und großmüthigen Character; seiner 'für das Deutsche Reich wohlthätigen Staatskunst;' dem 'einmüthigen Segen der Bürger des Deutschen Reichs;' von der bösen Nachrede gegen einen Herrscher, 'der es unter allen am wenigsten verdient habe,' und endlich von 'noch nicht aufgehenden schriftstellerischen Verläumdungen,' die an seinem Nachruhm nagen und deren Beschuldigungen durch Böhmisches Schriftsteller *s i e g r e i c h* widerlegt worden, liefert — so kann man schwerlich an einer solchen Darstellung Theil nehmen. Bey dem Unparteyischen, der des Kaisers so deutlich vor Augen liegende Geschichte kennt, z. B. seine Reversalien gegen Clemens VI.; seinen Verkehr mit dem falschen Waldemar; seine Verfahrungsweise mit dem Markgrafen Otto, um die Niederlausitz zu erwerben; seine Stimmenerkaufung für Wenzel, auf Kosten des Reichs (der Belehnung der Sachsen mit den Lüneburgischen Landen und vieler anderer kleinerer Mannövers, — nicht zu gedenken); bey einem solchen kann, wenn er ihm auch 'seine weise Staatskunst' in Ehren lassen will, doch nur eine mit Verachtung gemischte Empfindung gegen diesen Fürsten übrig bleiben, wie denn auch schon seine Zeitgenossen in Deutschland und Italien sie ihm bezeugt haben.

II. Spuren Aegyptischer Religionsbegriffe in Sicilien und den benachbarten Inseln, von Dr. Friedrich Münter, Prof. der Theologie in Copenhagen u. S. 35, mit 2 Kupfertafeln. (Prag 1806.) Der Verf. zieht aus einigen Denkmählern, besonders Münzen, das Resultat, daß es eine Zeit gegeben, da die Religion der Aegypter, wenigstens zum Theil, mit

der Religion der Phönicier und Carthaginenser auf den Inseln Malta, Gaulos und Kossura zusammengefloßen, und folglich auch viele Aegyptier sich auf denselben müssen niedergelassen haben. Er setzt diese Zeit in das vierte Jahrhundert vor Christus, oder wenigstens nicht früher. Auf Sicilien findet man nur in Catania ähnliche Spuren. — Die Beylagen enthalten, neben Abbildungen von 6 Münzen, Vergleichungs-Tafeln Aegyptischer Schrift, aus Formuza, Caylus, Denon, Bütner u. a. III. Critische Beyträge zur Münzkunde des Mittelalters; von Joseph Mader. (Prag 1806.) 171 S., mit 2 Kupfertafeln. Sie enthalten die Revision des ersten Beytrags; den Aufsatz, über die Grenzen und Ordnung einer Sammlung 1c. und sechs andere Aufsätze, die alle bereits in der größern Sammlung des Verfassers vorgekommen und angezeigt sind. IV. Critische Versuche, die ältere Böhmische Geschichte von spätern Erdichtungen zu reinigen. 2. Ludmila und Drahomir. Fortgesetzte Probe, wie man alte Legenden für die Geschichte benutzen soll, von Joseph Dobrowsky. (Prag 1807.) 87 S. Der Gegenstand ist mit einer lobenswürdigen, sorgfältigen Critik behandelt. Hlg n.

### Marburg.

Der Herr Prof. Wagner zu Marburg hat sich aufs neue um das Andenken eines seiner mitten in seiner Thätigkeit durch den Tod weggerissenen Collegen durch die schön geschriebene Memoria Guilielmi Münscheri (auf 58 Seiten in Quart) verdient gemacht. Der Recensent, der den Verewigten bisher nur als gelehrten Theologen gekannt hat, ehrt ihn nun auch von seiner moralischen Seite, die der Verf. sehr hervorstechend gezeichnet hat. Sittliche Vorzüge adeln erst die intellectuellen.

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

12. Stück.

Den 20. Januar 1816.

---

**Paris.**

Bey Pelicier, libraire, cour du Palais-Royal, nr. 10.: Observations et éclaircissemens, par un créancier de l'état, sur les différens systèmes de finances suivis en France depuis l'an VIII jusqu'au 8. Juilliet 1815, et notamment sur le paragraphe concernant les finances, dans l'exposé de la situation de l'empire, présenté à la chambre des Pairs et à celle des représentans le 13. Juin 1815, et sur le projet de loi de finances proposé le 19. Juin 1815, par le ministre des finances. Août 1815. 88 Seiten in Quart. Mit dem Sinnspruch: Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi und der beigefügten merkwürdigen Uebersetzung für die, welche des Lateins unfundig sind: Les erreurs et les fautes des ministres des finances sont payées par les peuples.

Dierzehn und ein halbes Jahr hatte Gaudin, Herzog von Gaeta, den Französischen Finanzen, bis zum April d. J. 1814, vorgestanden, als, nach der

M

Rückkehr der Bourbons, der Baron Louis zu dieser Stelle ernannt ward, welcher sie von da an, bis zum 20. März d. J. 1815, bekleidete, nach Bonaparte's Rückkunft aber, dessen Minister Gaudin wiederum Platz machen mußte, welcher letztere dagegen nach einigen Monathen sammt seinem Herrn vertrieben, den Baron Louis zum zweiten Male, jedoch nur auf kurze Zeit, zum Nachfolger hatte, indem dieser, bey der Bildung des Richelieuschen Ministerium, die Führung der Fr. Finanzen Corvetto überlassen mußte.

Jene beiden, Gaudin und Louis, die einander verschiedentlich im Amte folgten, haben nun in verschiedenen Schriften, die von ihnen herrühren, oder wahrscheinlich auf ihr Geheiß geschrieben wurden, und in mehreren mündlichen Vorträgen, an die beiden Kammern einander wechselseitig angegriffen, und der Eine des Andern Verfahren einer strengen Prüfung unterworfen. Die anzuzeigende Schrift ist nur eine von mehreren, die in der Zeit erschienen sind, sie ist zur Rechtfertigung von Louis aufgesetzt, und gegen den Herzog von Gaeta gerichtet. Man kann daraus hinlänglich unterrichtet werden, um Beider Verfahren genügend zu beurtheilen, wenn man die in beiden Kammern gehaltenen Vorträge zugleich vergleicht, ohne eben alle einzelne gewechselte Schriften beider Theile sonst zu kennen, da überall die Sache nicht sehr verwickelt ist.

Der erste Streitpunct zwischen jenen beiden Fr. Finanzministern betraf die Größe der Rückstände bis auf und mit Einschluß des J. 1813. Der Unterschied beläuft sich auf einige hundert Millionen Fr.; wer indeß sonst dergleichen Angaben von verschiedenen einander folgenden Finanzministern sich erinnert, wird leicht begreifen, wie solches möglich sey; man braucht nur etwa an Calonne und Necker zu denken.

Unser Verf. gibt zuletzt zu, daß der Baron Louis um  $\frac{1}{10}$ , d. i. um etwa 50 Mill. Fr., diese Rückstände, begreiflich aus der Lage wie er die Sachen vorfand, zu hoch angegeben habe; dagegen der Herzog von Gaeta, nachdem er wieder an das Ruder gekommen war, eben diese Rückstände um 225,989,000 Fr. geringer angab. Nun zeigt unser Verf. wie eine solche 'dissimulation' möglich gewesen sey, indem der Herzog einen Theil dessen verschwiegen habe, was während der kurzen Königl. Regierung abbezahlt worden sey, die Rückstände aber der verschiedenen Ministerien von ihm willkürlich herabgesetzt worden wären. Hier kommen nun zugleich äußerst häßliche Dinge an den Tag. Im Vortrage an die beiden Kammern über die Lage des Reichs, im Jun. 1815, gaben die Buonaparteschen Minister, wie der Verf. mit seinen Ohren gehört hat, und das Journal de l'Empire noch gedruckt enthält, die wirklichen Rückstände von und vor dem Jahre 1813 zu 278 Mill. Fr. an; beim amtlichen Abdrucke aber dieses Vertrags, im Moniteur, wurden sie nur zu 140 bis 150 Mill. angegeben. Hier ist nun offenbar eine Verfälschung; solche Achtung hatte man für die Abgeordneten des Volks, so wurden sie zum Besten gehabt: wie der Herr, so der Diener! Was mag aber von den schönen Rechnungen zu halten seyn, die man vor dem den Stummen im corps legislatif mittheilte, da man denen, welchen die Rede wieder gegeben war, also mitspielte? Und was hat man mit alle diesen Berechnungen und Zahlen, wenn sie nicht von den Kammern und den Schriftstellern sorgfältig geprüft werden dürfen? Uebrigens war Ordnung in den Finanzen unter Buonaparte, das erkennt auch unser Verf. an; die Hände des Finanzministers waren rein: aber dem Publicum und Europa ein X für ein U vorzumachen, das kostete beiden gar nichts.

In dem folgenden Abschnitte werden die Chicanen, welche der Herzog von Gaeta seinem Vorfahren über dessen entworfenes Budget macht, widerlegt. Unser Verf. gesteht hier zuletzt gleichfalls zu, daß Louis die Ausgaben um etwas über 84 Millionen zu hoch angeschlagen habe, und entschuldigt solches mit der Verwirrung in welcher damahls Frankreich sich befand, als das Budget entworfen ward; ferner wird zugleich bemerkt, daß dieser Irrthum gar viel unschuldiger sey, als wenn man sich in der vermuthlichen Einnahme also verrechnet hätte. Dem Vorwurfe aber, daß der Bourbonische Minister die 25 Mill. Fr. verschwiegen habe, die, zufolge eines geheimen Vertrags, den Verbündeten hätten bezahlt werden müssen, und daß er die aus den Zusatz-Centimen entstandene Einnahme nicht in Rechnung gebracht habe, begegnet unser Verf. also: Viele Theile des Landes wären damahls vom Feinde besetzt gewesen, welche die Abgaben auf ihre Rechnung daselbst erhoben hätten, der Ertrag der Zusatz-Centimen sey unsicher gewesen, darum seyen sie nicht in der Einnahme aufgeführt, diese Bemerkung und Ursache aber im Budget angeführt worden; von dem geheimen Vertrage habe indeß nicht geredet werden dürfen, es wären jedoch die 25 Mill. der Zusatz Centimen eben dazu verwendet worden, um sich damit von der Erhebung der Abgaben durch die Feinde, in den von ihnen besetzten Departements, loszukaufen. — Noch ist bey der Einnahme merkwürdig, daß trotz der Herabsetzung der Abgabe bey der Einfuhr des Zuckers, während der kurzen Verwaltung des Marons Louis, von 300 Fr. vom Centner Rohzucker auf 65, und vom raffinirten von 400 auf 100 Fr., laut einer Berechnung, die auf den Ertrag der wenigen Monathe gegründet ist, jährlich  $7\frac{1}{2}$  Mill. Fr. mehr, bey weit geringern Erhebungs-kosten zu erwarten gewesen wären.

Die übrigen Abschnitte betreffen sämmtlich die Art, wie beide Minister für die Bezahlung der Rückstände sorgen wollten, in welcher Hinsicht sie mehr, als in jeder andern von einander abweichten. Die unter dem Buonaparteschen Minister seit dem Jahre IX. in dieser Beziehung stets befolgte Weise, war, daß man die nach einer herzhaften Liquidation übrig bleibenden Forderungen, durch eine so genannte Renten-Einschreibung zu befriedigen, vorgab. Demnach erhielten die Gläubiger für 100 Fr. 5 Fr. jährlicher Renten im großen Buche zugeschrieben, als den Zins eines Capitals von 100 Fr.; wollte aber der Gläubiger sein Capital haben und benutzen, so blieb er auf den Cours dieser Staatspapiere verwiesen, und erhielt er, wenn die 5 Procent Consolidirten zu 50 standen, nur die Hälfte seiner Capitalforderung. Der Cours hat bald über, bald unter 50 gestanden, die Gläubiger haben für ihre Forderung bald unter, bald über die Hälfte ihres vorgeschossenen Capitals erhalten, nie aber sind sie ganz bezahlt worden, da der Cours nur selten und auf sehr kurze Zeit sich etwas über 80 erhob. Der Finanzminister Louis befolgte einen davon gänzlich abweichenden Plan, es sollten die rückständigen Forderungen zum ersten Mahle ganz bezahlt werden. Nach geschehener Liquidation erhielten die Gläubiger entweder ihre Zahlung bar, oder in Obligationen auf den Schatz, mit welchen 8 Procente Zins oder Entschädigung verbunden wurden, weil die 5 Procent Consolidirten damahls so niedrig standen, daß man sein Capital, wenn man es darin anlegte, zu 8 Procent benutzte. Ferner ward beabsichtigt, diese Obligationen in drey Jahren einzulösen, zu welchem Zwecke ein Fonds aus dem Ertrage eines Theils der öffentlichen zu veräußernden Waldungen, dem Verkaufe der Gemeindegüter,



den Ueberschüssen u. s. verwendet werden sollte. Wirklich sind auch, während dreier Monate, 36 Mill. Fr. an solchen Obligationen ausgegeben worden, die, wegen des hohen Zinsfußes, und bey hergestelltem Credit, nach wenigen Tagen ihrer ersten Ausgabe, fast das Pari erreichten. Der Minister hatte sich übrigens die Befugniß vorbehalten, die Obligationen einzulösen und den Gläubigern 100 Fr. bar oder deren Werth gegen 100 Fr. in Obligation zu geben versprochen, um von dem ihnen anklebenden höhern Zins, bey dem Zunehmen des Steigens der fünf Procent-Consolidirten, sich zu befreien; auch sind 20 Mill. Fr. jener Obligation auf diese Weise wieder eingelöst worden. Der Minister ließ zuerst die Tilgung der consolidirten Schuld ruhen, und war allein bemüht die Rückstände oder die dette exigible abzutragen, wovon in der That, während des Barons Louis ersten Ministerium, 168 Mill. Fr. abbezahlt wurden, und zwar der größte Theil in barem Gelde, der kleinere durch die oben angeführten 36 Mill. in Obligationen. Er hoffte am ersten den öffentlichen guten Glauben auf die Weise herzustellen, wenn er gegen die rückständigen Gläubiger gerecht werde; er hoffte, und seine Hoffnung ist nicht betrogen worden, durch die Obligationen, und durch deren allmähliche Einlösung, zugleich mittelbarer Weise auf das Steigen der Consolidirten fünf Procent zu wirken, die denn allmählich auf 80 wirklich stiegen, wodurch er die gewisse Aussicht erhielt, zu immer geringern Zinsen in der Folge öffentliche Anleihen zu machen.

Dies, an sich und im Ganzen betrachtet, gerechte und verständige Verfahren, veranlaßte indeß in Frankreich ein großes Geschrey, und der wiederkehrende Buonapartesche Finanzminister zerstörte es sogleich, indem er den Untergang des Reichs, als dessen unausbleibliche Folge, darstellte. Gaudin

kehrte sofort zu der früher von ihm befolgten Weise zurück; es sollten für die Rückstände Renten in den fünf Procent Consolidirten eingeschrieben werden, und zwar wie bisher für 100 Fr. 5 Fr. Renten oder 100 Fr. Nennwerth an Capital; da aber deren Cours eben damahls nur um etwas über 50 stand, so würden die noch unbefriedigten Gläubiger nur etwas über die Hälfte ihrer Forderungen erhalten haben. Merkwürdig ist, daß so Viele aus dem Volke diesem alten banferottirenden Verfahren beystimmten; so tief kann, durch wiederholte öffentliche Treulosigkeit, die Achtung gegen redliche Erfüllung des Versprochenen sinken! Jenes Verfahren hieß für die öffentlichen Finanzen sorgen! Seit dem Herabsetzen der Schuld auf ein Drittel durch das Directorium, waren stets die Rückstände auf diese betrugvolle Weise durch gezwungenes Consolidiren bezahlt worden. Jeder Rechtliche und Verständige muß dieß jedoch verdammen, wiewohl wir von der andern Seite den Beyfall des Volkes zu solchem Verfahren einigermaßen erklären können. Den größern Theil der Rückstände hatten Lieferanten zu fordern, die kleinere Zahl der Staatsbeamten, die freylich dadurch am härtesten getroffen ward, wurde kaum gehört, die Ueppigkeit der Lieferanten und neuen Reichen aber war empörend; daß diese nun gezwackt würden, mochte ganz erfreulich seyn: aber wie wards mit den Uebrigen? Ferner die Schelmen, die auf keine andere Bezahlung gerechnet hatten, waren immer auch klug genug gewesen, ihre Forderungen und Verträge so zu stellen und abzuschließen, daß sie doch noch gewannen. Betrieger lassen sich nur auf dergleichen ein, der größte fand immer noch einen größern; endlich sollte einmahl wieder Gerechtigkeit gelten, und redliche Unternehmer, von den Betriegern bisher verdrängt, sollten zugelassen werden.

Fremdig wie wir dieß Alles anerkennen und dem Bourbonischen Minister bestimmen, müssen wir uns jedoch gegen einige Aeußerungen erklären, die in dem vorliegenden Buche vorkommen, und gegen einiges was einen Theil des Plans des Barons Louis ausmachte. Das Steigen der consolidirten fünf Procent während seiner Verwaltung auf 80 wird hier der Einrichtung mit den Obligationen bemessen. Es ist aber ganz falsch diesem Verfahren solches etwa allein zuzuschreiben; und eben so falsch ist es, wenn das Sinken der consolidirten Schuld, während der kurzen Wiederkehr des Buonaparteschen Regiments, der neuen Renteeinschreibung allein zugeschrieben wird, um so mehr, da der Werth selbst das in dieselbe Zeit fallende kurze Steigen des Courses den politischen Begebenheiten beymißt. Der hohe Zinsfuß, der mit den Obligationen verbunden war, mußte sie an sich schon, bey leidlichen politischen Verhältnissen, bald aufs Pari heben; die bestimmte Erklärung, daß Gerechtigkeit den Inhabern von Forderungen gehandhabt werden sollte, mußte vortheilhaft auf ihren Cours und den der consolidirten Schuld wirken; das Vertrauen zu den Bourbons, zu den Verbündeten, der Friede und der günstige Friede wirkten auch: der gute Glaube beruht nicht nur auf der Ueberzeugung von dem Willen, sondern auch auf der von der Macht das Versprochene erfüllen zu können.

Ferner kann man dem Minister Louis vorwerfen, daß er seine Obligationen mit acht Procent Zinsen verbunden, auch da ausgab und auszugeben versprochen hatte, als der öffentliche Zinsfuß durch das Steigen des Courses der consolidirten Schuld herabgegangen war. Diesem sollte nun zwar durch deren Ankauf abgeholfen werden, aber in der Zwischenzeit ward doch immer an dem höhern Zins

etwas eingebüßt: warum nicht in Papieren nach dem Cours zahlen, oder die neu auszugebenden mit einem Zins verbinden, der den eben vorhandenen Umständen angemessen war?

Endlich ist auch unserm Verf. vorzuwerfen, was man seiner Parthey überall vorwerfen kann, daß er vom Credit wahre Wunder erwartet, und namentlich auch dem Englischen Tilgungs-Fonds Wirkungen beymißt, die er nicht erfüllen kann. Während die Buonapartisten den Credit mit Häuften schlugen, und der unruhige allmächtige Mann nun immer zu gewaltsamern Maßregeln griff, da ein riesenmäßiger Plan dem andern folgte, niemand ihm aber Geld leihen wollte; so ward der Welt bekannt gemacht, und die Gimpel haben es tausend Male nachgesprochen, Englands Anleihe-System führe nothwendig und in kurzem zum Bankerott. Wenn aber nun die andere Parthey wieder übertreibt, wie hier und da in diesem Buche geschieht, und namentlich in der Anmerkung S. 57, die der Rec. zu lesen bittet, und die mit folgenden Worten schließt: *il faudroit craindre la banqueroute de l'Angleterre, si elle étoit réduite à cesser d'emprunter, ou à emprunter moins que son fonds d'amortissement ne rachète*: so schüttest der Verständige den Kopf, und sagt: vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie reden! Es geht hieraus und aus vielem andern hervor, daß unser Verf. weder von der Art wie die Anleihen in England gemacht werden, noch von den Gesetzen, welche die Stiftung des Tilgungs-Fonds begleiteten, und in wie fern und warum davon abgewichen ward, gehörig unterrichtet ist. Das ernste Studium der Finanzen Englands ist sehr heilsam, aber das blinde Nachahmen möchten wir sehr verbitten, solche unkundige Lobredner aber noch mehr.

Zum Schluß bemerken wir nun noch, daß, wie bekannt ist, der Tilgungs-Fonds in Frankreich so gut als gar nichts getilgt hat, und nie eine Einrichtung der Art weniger solchen Mahnen verdiente; daß ferner, was weniger bekannt seyn wird, die 3,600,000 Fr. Renten, die der *caisse d'amortissement* zugehörten, vom 16. May bis zum 8. Jul. 1815 heimlich verkauft wurden, und zwar zu 50 Procent, demnach eine Anleihe wenigstens zu 10 Procent Zinsen, ohne auf das Capital und die Vortheile der Mäcker Rücksicht zu nehmen, gemacht ward, und also Gaudin, Herzog von Gaeta, über die acht Procent der Bourbonnschen Obligationen nicht eben zu schreyen ein Recht hatte. Unter einer solchen Regierung aber, die sich solches erlaubt, versuche es einer mit einem Tilgungs-Fonds: wer's redlich meinte, der müßte nothwendig vor Aerger zu Grunde gehen.

So viel von dem Inhalte dieses Buchs; es ist noch von dessen Erscheinung überhaupt etwas zu sagen. Seit vielen Jahren erfolgt zum ersten Male wieder eine ernste, freye und öffentliche Prüfung der Französischen Finanzen. Wir hoffen, daß sie nicht allein eine Folge des Hasses der kurz auf einander gefolgtten Regierungen, sondern eine Folge der neuen verfassungsmäßigen Freyheit sey, und als solche wiederkehren werde. Nur in England gab es bisher eine solche verfassungsmäßige, freye Prüfung der Finanzen, während der öffentliche Haushalt in so gut als allen übrigen Staaten, als das größte Geheimniß betrachtet wurde. Abgesehen davon, daß sich schwerlich die erforderliche Freyheit der Presse, ohne eine freye Versammlung der Abgeordneten des Volks dauernd erhalten wird; so fehlt es auch, ohne ihre Vermittelung, den besten Schriftstellern nur zu sehr an den nöthigen Kenntnissen,

die sie über verwickelte Gegenstände der Verwaltung, wie z. B. die Finanzen sind, nur durch jene Abgeordneten und deren Verbindung mit der Regierung erhalten können; sonst bleibt es immer möglich, die Schriftsteller, aus Gründen einer mangelhaften Kenntniß, sogleich zur Ruhe zu verweisen. Sizen aber in jenen Versammlungen die Minister oder die ersten Räte, die, welche es waren und es zu werden hoffen, wie dieß in England der Fall ist, und wie es nunmehr auch in Frankreich aufzukommen scheint; so bildet sich in der Versammlung eine Opposition, die ganz andere Kräfte und Kenntnisse besitzt, als in vielen Fällen den Schriftstellern zu erwerben möglich ist. Besonders sind die abgegangnen Minister, wegen ihrer genauen Kenntnisse der Sachen, die, welche am besten die neuen beobachten können. Dieß wird niemand bezweifeln. Allein die Meinung ist sonst sehr verbreitet, daß den wirklichen Ministern Sitz und Stimme in solchen Versammlungen zuzugestehen, wegen ihres übermächtigen Einflusses, sehr nachtheilig sey. Indes jede Regierung hat Einfluß auf solche Versammlungen, auch wenn ihre ersten Beamten nicht darin Sitz und Stimme haben, und das zwar nicht durch Geldbestechungen, wie man der Britischen Regierung aus Unkunde vorgeworfen hat, sondern weil sie Ämter, Ehren und Würden vertheilt. Die Frage ist eigentlich die: Ob der befürchtete Einfluß größer seyn werde, wenn die ersten Regierungsbeamten mit den Abgeordneten stimmen, oder nicht? Sind sie von der Versammlung ausgeschlossen, so kann der geheime Einfluß oft vielmehr statt finden, und es kann die Regierung sich manchen Aufklärungen weit leichter entziehen, als im entgegengesetzten Falle. Steht die Regierung nur in einem Schriftwechsel mit den Abgeordneten, wie zu Zeiten des Directo-

rium in Frankreich, so hat sie außer andern Vortheilen, den der ruhigen Prüfung, des Abwägens jeder Aeußerung, was in größern Versammlungen nur selten zu erreichen steht. Bricht aber ein beharrlicher Zwiespalt zwischen beiden Theilen aus, so wird alsdann nur zu leicht das eine oder das andere die Folge seyn, entweder es entsteht Anarchie, oder das Versinken der Versammlung der Abgeordneten in ein leeres Formel-Wesen, wie uns die Geschichte von Frankreich seit dem Jahre 1789 vor und während der Alleinherrschaft Buonaparte's gezeigt hat. In England, wo die Minister im Parlamente Sitz und Stimme haben, ist die Freyheit des Volks geschützt geblieben; in Staaten, wo man recht ängstlich auf deren Entfernung aus ähnlichen Versammlungen drang, ist sie meist eingebüßt worden. Die nothwendige Vereinigung zwischen Regierung und Abgeordneten bleibt, ohne Anarchie und ohne Verletzung des Königlichen Ansehns, nach den größten Kämpfen im Parlament immer, sobald es erforderlich ist, durch eine Ministerial-Veränderung, thunlich; die Abtretenden gehen aber sofort zur Opposition über, und sind die nie zu bestechenden Beobachter ihrer glücklichen Nebenbuhler auf allen ihren Schritten. Dasselbe Verfahren scheint nun auch in Frankreich einzutreten, und möge das Volk, nach so großen Verirrungen, zum Besten aller übrigen Völker, auf diesem Wege die wahre Freyheit finden, die es lange vergebens gesucht hat! Die Ausschließung der Minister von den Versammlungen der Abgeordneten als Glieder derselben in Frankreich, vom Jahre 1789 bis zu Buonaparte's Regierung, von wo an von politischer Freyheit überall nicht mehr die Rede seyn konnte, hing ohne Zweifel mit der unglücklichen Idee der strengen Trennung der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt zusammen,

die so viel Unglück über die Welt gebracht hat. Auf ganz andern Grundsäulen aber, als auf dieser, ruht die Freyheit der Völker, und namentlich die des Brittischen Volks, der man, ungeachtet mancher Mängel, weder den Rang noch die Dauer absprechen wird.

### Jena.

Wey Schreiber und Comp.: Beschreibung des homiletischen Seminarium der Jenaischen Universität, nebst einigen vorausgeschickten Erörterungen über die Pflicht Deutscher Universitäten zur Wiederbelebung eines echten religiösen Sinnes kräftig mitzuwirken, und einem Anhange, welcher theils eine von dem Hrn. Kirchenrath Dr. Gabler am 5. März 1815 gesprochene Rede, theils zwey Predigten enthält, welche von Mitgliedern des Seminarium gehalten worden sind. Unter Auctorität der theologischen Facultät herausgegeben von Dr. Heinrich August Schott, ordentl. Professor der Theologie zu Jena. 1815. 86 S. in Octav.

Die vorausgeschickten Erörterungen verbreiten sich hauptsächlich darüber: daß die thätige Wirksamkeit für Wiederbelebung eines echten, christlich-religiösen Geistes und Sinnes nicht bloß durch einzelne öffentliche Anordnungen zur Verbesserung des Kirchenwesens, sondern auch besonders durch die Landes-Universitäten befördert werden müßten; daß diese nicht einzig dienende Anstalten wären, um die Zöglinge mit einer gewissen Masse von Kenntnissen auszurüsten, die zur gesetzmäßigen Verwaltung öffentlicher Aemter nöthig sey, sondern Erzieherinnen im höchsten Sinne des Worts, welche in den ganzen Gang der intellectuellen, ästhetischen, sittlichen und religiösen Bildung der Nation mächtig eingriffen und selbst auf die Cultur des ganzen Zeitalters



wohlthätig wirkten; daß die academischen Lehrer der Theologie, fern die Lehrfreyheit in Lehrfreyheit ausarten zu lassen, ihren Vorträgen practische Andeutungen und Winke mit einzumischen hätten; daß auf den Universitäten auch eine populäre christliche Dogmatik und Moral, und eine practische Erklärung der h. S., besonders des N. T. vorgetragen; daß ein eigener academischer Gottesdienst aufrecht erhalten, und durch die thätige Beforderung desselben der wissenschaftliche Verein, der sich nicht vom religiösen Leben absondere, geheiligt werden sollte, und daß es an homiletischen Uebungs-Anstalten und Prediger-Seminarien nicht fehlen dürfe, durch welche allerdings die Talente entwickelt, geübt und geleitet werden sollten, welche der geistliche Stand voraussetzt, durch welche aber auch auf den religiösen Geist und Sinn der Mitglieder wohlthätig gewirkt werden müsse. Alles dieß, was den interessantesten Theil der Schrift ausmacht, ist mit Kraft, Wärme und Fülle gesagt, so daß der Verf. auf die Beystimmung der Unbefangenen rechnen kann.

Hierauf folgt die Beschreibung des der Direction des Verf. anvertraueten theologischen Seminariums. Die Statuten desselben waren schon früher vom Hrn. K. K. Gabler entworfen worden. Nach einer Beschreibung der Einrichtung des academischen Gottesdienstes, der sehr einfach und zweckmäßig ist, verbreitet sich der Verf. über Zahl und Wahlfähigkeit der Mitglieder, über ihre Pflichten und Geschäfte, so wie über die Erhaltung der guten Ordnung, und über die Ermunterung der Bestrebungen der Mitglieder. Wir heben davon nur folgendes aus: Die Mitglieder werden an einem Sonntage in der academischen Kirche durch eine Rede, die vor dem Altare von einem Professor der Theologie, nach dem Gottesdienste gehalten wird, feyerlich aufgenommen.

Sie halten an den Sonn- und Festtagen, an welchen weder der Director noch ein anderer academischer Docent predigt, die Predigten. Außerdem werden wöchentliche Versammlungen angestellt, auch zuweilen noch andere zu anderweiten theologischen Mittheilungen. Alljährig wird eine der Predigten, welche von Mitgliedern des Seminariums in der academischen Kirche gehalten wurden, im Nahmen der theologischen Facultät durch den Druck bekannt gemacht. S. 42 ff. ist noch ein Verzeichniß der Mitglieder, welche seit Wiedererneuerung des academischen Gottesdienstes im August 1812 ordentliche Mitglieder des Seminariums waren, mitgetheilt.

Angehängt ist die zweckmäßige und gehaltvolle Rede des Hrn. K. K. Gabler bey der ersten feyerlichen Aufnahme mehrerer Mitglieder, so wie eine Predigt des Cand. Leo und des M. Klein, in deren Beurtheilung wir nicht tiefer einzugehen brauchen, da schon ihre Aufnahme für ihre Vorzüglichkeit bürgt. Uebrigens soll jährlich eine Deutschrift dieses homiletischen Vereins erscheinen.

### Paris.

Description de médailles antiques grecques et Romaines, avec leur degré de rareté et leur estimation — par T. E. Mionnet. Tome sixième. 1813. 752 Seiten in Octav. Dieser Theil, dessen Vorgänger in diesen Blättern zu ihrer Zeit angezeigt worden, enthält die Africanischen Münzen, zuerst also Aegyptische, Münzen der Ptolemäer, 396 Numern, worunter freylich viele ungewisse; von Alexandria unter Römischer Herrschaft, eine zum Erstaunen reiche Classe, 3837 Numern. Das Verzeichniß füllt die bey weitem größere Hälfte des Bandes. Die Münze mit dem Kopf des M. Antonius und der Inschrift *ΑΝΤΩΝΙΟΥ* möchte der B. lieber

der Stadt Tyrus belegen. Dann ist aber das *Pawyc* nicht wohl erklärbar. S. 515 Münzen der Aegyptischen Nothen, oder Provinzen, 155. Ferner von Libyen, Cyrenaica, Barca, Syrtica, Byzakene, Zeugitana, Mauritanien, von den Königen von Numidien und Mauritanien. Zuletzt ungewisse Africanische mit Numidischer Schrift. Darauf folgen S. 613 ungewisse Münzen von Völkern und Städten, besonders viele aus der Sammlung des Hrn. Cousinery, S. 709 so genannte *numi metallorum*, mit den Nahmen der Bergwerke in Dalmatien und Mösien, aus deren Metalle sie geprägt sind. S. 712 Münzen von ungewissen Königen; einzelne, die man sonst hieher rechnet, sind schon vorhin an ihren Plätzen angeführt; z. B. die mit den Nahmen Balläus und Heliocles, andere; wie 1. 15. hätten eben so füglich unter die barbarischen Münzen gestellt werden können. S. 713 Stadtmünzen mit ungewissen Characteren und solche Königsmünzen; S. 717 barbarische Münzen, und S. 718 solche, die nach Griechischen Münzen copirt sind. Ein doppeltes Register, der Völker und Städte; und der Könige deren Münzen in diesen 6 Bänden verzeichnet sind, erleichtert das Auffuchen. Noch gehört zu diesem Bande die 6te und letzte Lieferung des *recueil des planches*, worin S. 101-140 sich Verbesserungen und Zusätze zum IV. u. V. Bande finden. Damit ist nun die erste Abtheilung des Werks geschlossen. Der Fleiß des V., der sich auch in diesem Theile gleich geblieben ist, läßt die baldige Vollendung des Ganzen um so mehr hoffen, da bey der Ausgabe dieses Bandes schon der erste Theil von den Römischen Münzen unter der Presse war, dessen Erscheinung vermuthlich durch die Zeitumstände verzögert ist.

---

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

13. Stück.

Den 22. Januar 1816.

---

**Göttingen.**

Se. Königliche Hoheit, der Prinz Regent, haben der hiesigen Universität einen neuen Beweis Ihrer huldvollen Aufmerksamkeit gegeben, indem Sie gnädigst geruht haben, drey der hiesigen Lehrer, den Hofrath Blumenbach, Hofrath Seezen und Professor Gauß zu Rittern des von Höchsteden-  
selben gestifteten Königlich Hannoverschen Guelphen-  
Ordens zu ernennen.

**Göttingen.**

Herr Dr. Sachse, Herzogl. Mecklenburg. Schwes-  
rinscher Hofmedicus, berühmt durch seine treffliche  
Schrift über die häutige Bräune oder den Croup, hat  
der Königl. Societät der Wissenschaften eine seltene  
und in ihrem Erfolg wichtige medicinische Beobach-  
tung übersandt, welche der Hofrath Pfander in  
der Sitzung am 14. October der Königl. Societät  
vortrug. Die Beobachtung, welche Hr. Dr. Red-  
delin in Wismar zu machen das Glück hatte, ist  
folgende: Ein Mädchen von 19 Jahren, das von  
N

Jugend auf mit scrophulösen Zufällen behaftet war, und einige Jahre vor dem Eintritt der Angina membranosa an Psorophthalmie litt, wurde im März 1813 von dem so genannten Croup befallen. Erst am dritten Tage kam Hr. Dr. Reddelin hinzu, und vermochte die Kranke zum Einnehmen von Calomel und Goldschwefel, wovon sie nur allein bis zum vierten Tag 24 Gran des ersteren einnahm. An diesem Tage fieng sie an alles zurück zu stoßen, was man ihr reichte, zu toben, mit zurückgebohenem Kopf furchtbar zu röcheln, dabey war der Puls klein und schnell, und das Angesicht mit kaltem Schweiß bedeckt. Unter solchen Umständen war an Eingeben der Arzneyen nicht mehr zu denken. Der Arzt wagte daher ein anderes Mittel. Er füllte eine Federspule mit einer Mischung von Spaniol und Maroccotabak, und brachte diese wiederholt in die Nase der völlig betäubt liegenden Kranken. Auf einmahl entstand bey ihr ein heftiges Niesen und Erbrechen, und mit diesem kamen zwey häutige lange Röhren hervor, der rasselnde Ton ihres Athems war damit verschwunden, und die dem Tode so nahe Kranke gerettet. Bey der eigensinnigen Verweigerung aller Arzneyen aber dauerte der Husten noch über acht Tage fort mit wenigem Schleim- auswurf, und eine Heiserkeit noch bey vier Wochen lang. Diese Beobachtung lehrte: 1. daß nicht das kindische Alter allein, sondern auch das erwachsene der häutigen Bräune unterworfen sey. 2. Die lange röhrenförmige Häute, welche Herr Dr. Achse in Weingeist aufbewahrt mit einsandte, und deren eine aufgeschnitten und ausgebreitet 9 Linien Französische Maß in der Breite hält, zeigt, daß sich solche röhrenförmige Häute eben so gut in den Luftröhren- ästen, als in dieser selbst erzeugen. 3. Die ganz weiße Farbe dieser Häute zeigt, daß sie nicht immer, wie andere wollen, grünlich gefunden werden.

4. Die Dicke und Farbe derselben macht sie einem weißgegerbten dünnen Schafleder ähnlich. 5. Erhellet, daß es sehr wohlgethan sey, auf die Wegschaffung des pathologischen Products zu denken. Gegen Vieussieux. 6. Bestätigt dieser Fall den ungemein großen Nutzen der Niesmittel, besonders des Spaniols in solchem verzweifelten Zustande. Die Lentinische Behauptung, daß Niesmittel noch kräftiger als Brechmittel die Luftröhre reinigten, behält also ihre völlige Gültigkeit. 7. Diese Membranen waren zwar wie sie Herr Sachs erhielt, zusammengepreßt, aber sie lassen sich leicht ausdehnen, und waren so zähe, daß sie ein kräftiges Ziehen vertrugen, ohne daß sich das, wie es schien, faferichte Gewebe trennte. 8. Die auf der Oberfläche der frischen Membranen befindlichen Blutpuncte und schlangenförmigen Gewinde sind im Spiritus so verschwunden, als sie nach dem Tode überhaupt zu verschwinden pflegen, deswegen entdeckt man sie bey Leichenöffnungen in solchen Häuten nicht leicht, desto eher aber in den Stücken und Canälen, welche ausgeworfen werden; daher es sehr wahrscheinlich ist, daß auch diese Pseudomembranen allmählich organisch werden. Endlich 9. waren die Zufälle der Kranken allzuheftig, als daß man nicht auch ein unmittelbares Leiden des Kehlkopfes hätte annehmen sollen. An den ausgeworfenen Röhren fand sich aber nichts, welches auf ihren Sitz im Kehlkopf hätte schließen lassen. Aus der lange fortdauernden Heiserkeit aber läßt sich muthmaßen, daß die daselbst befindliche plastische Lymphe nach und nach angewachsen sey, ohne den Luftdurchgang zu hemmen.

In derselben Sitzung trug der Hofrath Osiander eine von ihm gemachte für die leidende Menschheit wichtige Entdeckung vor. Seit vielen Jahren bekanntlich beschäftigt er sich ganz besonders mit der

Heilung einer Krankheit, die von jeher ein Scandalum medicorum war. Schon vor sieben Jahren hat er auch in der Sitzung der Königl. Societät am 23. Jul. 1808 seine Methode, das Krebshafte der Gebärmutter (nicht, wie viele irrig meinten, die ganze Gebärmutter) auszuschneiden, und damit eine Heilung des Mutterkrebses zu bewirken, mitgetheilt. (s. Götting. gel. Anz. Jahrg. 1808. 130. St.) So gut auch diese von ihm bereits 23 Male verrichtete Operation gelang, so war doch in mehrern Fällen eine große Schwierigkeit den verhärteten Gebärmutterrest zu erweichen, und in seine natürliche Form zurückzubringen. Er versuchte daher mehrere von den kräftigsten Mitteln, die ihm aber alle keine volle Genüge leisteten, bis er vor einigen Jahren darauf verfiel, die Aqua laurocerasi sowohl innerlich, als vorzüglich äußerlich in solchen Fällen neben der Operation anzuwenden. Zum verwundern wirkte diese, nach dem Ausschneiden des Krebshaften zur Erreichung der scirrhösen Nester, und zur Reproduction von gesunder Gebärmuttersubstanz. Von einer vor ein paar Jahren verrichteten Operation und des dabey gebrauchten Aqua laurocerasi glücklichen und radicalen Wirkung in einem solchen Uebel kann der Hofr. Olander seinen Collegen den Hrn. Hofr. Blumenbach als Zeugen anführen. Andere ihm nachher vorgekommene Fälle bestätigten immer mehr den Nutzen dieses Mittels. Aber nie getraute er sich nur zu muthmaßen, daß ein completer Scirrhus der Gebärmutter mit allen Zeichen des nahen Uebergangs in offenen Krebs, als Fieber, örtliche Schmerzen und öftere Blutungen ohne Operation durch das genannte Mittel gehoben werden könnte, bis er im Anfange des Jahres 1815 das Glück hatte, diese Erfahrung zu machen, an einer von Jugend auf schwächlichen Frau von etlich und dreyßig Jahren,

die aus notorisch scrophulöser Ursache bey und nach einem Abortus habitualis eine völlig harte, dick angeschwollene, am Muttermund rauhe und leicht blutende Gebärmutter bekam, und von zwey Aerzten bereits Mittel, sowohl innerlich als äußerlich, gegen dieses Uebel vergebens gebraucht hatte, und als er sie im November 1814 in die Cur bekam, täglich an Krämpfen, schleichendem Fieber, örtlichem Schmerz und oft wiederkehrendem Blutfluß litt. Diese sich vor jeder Operation sehr fürchtende Frau ersuchte den Hofr. Olander erst alles anzuwenden und zu versuchen, ob ihr nicht ohne Operation zu helfen wäre. Er willigte ein, und machte, zweifelnd, daß es gelingen würde, den Versuch erst mit bloß äußerlicher Anwendung der Aqua laurocerasi, verband aber damit in der Folge auch den innern jedoch sehr mäßigen Gebrauch neben andern stärkenden, krampfstillenden, nach Erforderniß dazu kommender Umstände erforderlichen Mittel. Und diese Anwendung übertraf alle Erwartung. Die angeschwollene und verhärtete Gebärmutter wurde in kurzem weicher, kleiner, und erhielt nach und nach ihre natürliche Form und Größe. Die Blutungen hörten ganz auf, und die natürliche Ordnung der Menstruation trat wieder ein. In der Mitte des Novembers 1814 ward die Cur angefangen, und in der Mitte des Januars 1815 bereits glücklich beendigt. Um sicher zu seyn, ob die Heilung von Dauer sey, hat der Hofr. Olander beynahe ein Jahr gewartet, ehe er diesen glücklichen Erfolg der Königl. Societät vorlegte. Da aber diese in unserer Nähe befindliche Genesene sich bis jetzt von dem Uebel frey und in vollkommen gesundem Zustand befindet, so glaubt er es dem Besten der Menschheit schuldig zu seyn, dieses Mittel öffentlich bekannt zu machen, dessen Wirksamkeit natürlich in der so äußerst stark wirken



den in der Aqua laurocerasi enthaltenen Blausäure besteht, deren Anwendung allein aber die größte Vorsicht erfordert. Welcher Triumph für die Heilkunst wird es seyn, wenn künftig immer bey zeitiger Anwendung dieses Mittels ein Uebel ohne Operation gehoben werden könnte, das zumahl in großen Städten so häufig und von so vielen Aerzten bisher für unheilbar geachtet ist.

### Paris.

Ben Didot: Philosophie de la Technie algorithmique. Première Section, contenant la Loi supreme et universelle des Mathematiques, par Hoëné Wronski. 1815. 286 Quartseiten.

Wenn  $F(z)$  eine Function von  $z$  bedeutet, und  $z$  um  $\zeta$  sich ändert, so hat man  $F(z + \zeta) = F(z) + \Delta F(z)$ . Setzt man nun in diese Gleichung nach und nach  $z = x$ ,  $z = x + \zeta$ ;  $z = x + 2\zeta$ ;  $z = x + 3\zeta$  u. s. w., so findet sich hieraus leicht  $F(x + \mu\zeta)$  nach der bekannten Form, wie jedes Glied einer Hauptreihe, aus den ersten Gliedern der Differenzreihen gebildet wird, und hieraus dann weiter, wenn  $\mu$  unendlich groß und  $\zeta$  unendlich klein, also  $\mu\zeta = i =$  einer endlichen Größe wird, der durch den Taylorischen Lehrsatz bekannte Ausdruck für  $F(x + i)$ . Der Verfasser nennt dieß, wie er glaubt, ganz neue Verfahren, den Taylorischen Lehrsatz zu entwickeln la génération de la fonction  $F(x + i)$  moyennant la sommation discontinue des accroissements infiniment petites, ou des éléments de cette fonction, und betrachtet den für  $F(x + i)$  gefundenen Ausdruck als das algorithmische Resultat der reduction de la continuité à la discontinuité dans les quantités, oder der graduation à la sommation. Aber jener Lehrsatz sey nur zu betrachten als eine reduction élément-

taire de la graduation à la sommation, ou de la continuité à la discontinuité dans la génération des quantités. Es könne  $x$  nun wieder als eine Function einer andern veränderlichen Größe  $y$ , und  $y$  wieder als eine Function einer dritten  $z$  u. s. w. angesehen werden. Man könne diese Größen stufenweise in  $x + dx$ ;  $x + 2 dx$  u. s. w. in  $y + dy$ ;  $y + 2 dy$  u. s. w. sich verwandeln lassen, und auf diese Art die Erzeugung von  $F(x+i)$  aus der Summirung und Betrachtung jener accroissements correspondans et successives de la fonction  $F(x)$  ableiten, woben denn die  $dx, dy, dz$  u. s. w. nicht constant zu seyn brauchen, sondern selbst auch wieder nach gewissen Formen als variabel supponirt werden könnten. Auf diese Art, sagt der Verfasser, begreife man erstlich die Möglichkeit einer unendlichen Menge von Systemen des Uebergangs von der Graduation zur Summation, oder von der Continuität zur Discontinuität in der Erzeugung der Größen, und es komme also nur darauf an, das allgemeine Gesetz von allen diesen Uebergängen der Graduation zur Summation u. s. w. zu entwickeln, und in einer allgemeinen Form aufzustellen, um alle möglichen einzelnen Fälle, womit sich der Calcul beschäftigen, in seiner Gewalt zu haben. Man sieht hieraus, daß der Verf. mit andern Worten nicht viel mehr sagt, als was man sonst schon auf eine minder gezwungene Weise, vielleicht nur nicht in der Allgemeinheit, über diese Gegenstände des Functioncalculs gelehrt hat. Was er Philosophie de la Technique nennt, ist weiter nichts als eine Deduction der Möglichkeit und Nothwendigkeit jenes allgemeinen Gesetzes der Erzeugung von Größen aus gewissen stetigen Veränderungen derselben, und der weitere Inhalt dieser Schrift lehrt die Anwendung jenes Gesetzes auf die Technik der Reihen, der continuir-

lichen Brüche, der continuirlichen Producte, der Facultäten, der Interpolationen, und anderer arithmischer Operationen. Es ist aber unmöglich hiervon noch weiter etwas zur Uebersicht mitzutheilen. Die philosophisch seyn sollenden, überall eingestreuten, oft zum Ueberdruß mit denselben Worten wiederholten Discussionen des Verf. über die Möglichkeit und Nothwendigkeit dieser oder jener Operationen, machen die Lectüre dieser Schrift langweilig und ermüdend, die ihrem Gegenstande nach, bey einer lichtvollern und populärern Sprache interessant genug seyn könnte, wenn darum zu thun ist, ein Theorem wie das Taylorische auf den höchsten Grad der Allgemeinheit zu erheben. Die allgemeine Form, unter der sich dasselbe für jede Verbindung von Functionen darstellen läßt, betrachtet der Verf. als das höchste Gesetz der Erzeugung von Größen, aus gewissen gegebenen Aenderungen derselben, und wenn man frage, worin die Mathematik bestehe? so werde man finden, sie bestehe überall nur in der Anwendung jenes höchsten Gesetzes auf die mannichfaltigen einzelnen Fälle des Algorithmus, worauf diese oder jene Betrachtung der Größen führe, welches er denn in der Fortsetzung dieser Schrift, die man zugleich als den zweyten Theil seiner bereits vor einigen Jahren herausgegebenen Philosophie des Mathématiques zu betrachten habe, noch weiter zu erläutern sich bemühen werde.

#### Marburg.

Auch die von dem Herrn Prof. Wagner dem Sectionsverzeichnis des Winterhalbenjahrs 1815 vorgeschickten Bemerkungen wollen wir nicht unangezeigt vorbeylaffen. Juven. III, 30 ff. in Verbindung mit Tibull. II, 4, 53 ff. wird von der Macht des Prätors, Auctionen zu halten, gelehrt erklärt.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

14. u. 15. St.

Den 25. Januar 1816.

---

## Jena.

Von Cröcker: Grundsätze der Anatomie der Pflanzen. Zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen von Dr. D. G. Kieser, Prof. der Med. zu Jena. Mit 6 Kupfertafeln. 1815. XLIV u. 264 S. in Octav.

Zufolge der vom Verf. in der Vorrede gegebenen Aeußerungen ist dieses Werk als der Vorläufer einer vollständigen Deutschen Ausgabe seiner von der Leylerschen Gesellschaft in Haarlem 1812 gekrönten Preisschrift über den Pflanzenbau zu betrachten, und es soll daher nur in Aphorismen die Resultate seiner Untersuchungen geben, deren weitere Ausführung und Begründung jenem Werke vorbehalten bleibt. Voran geht die Litteratur der Anatomie der Pflanzen, die jedoch nicht vollständig zu nennen ist, indem mehrere wichtige Abhandlungen, z. B. von Lister, Tournefort, Schmidel, Mirbel, Dupetit-Thouars übergangen, hingegen manche hierher nicht gehörige, z. B. von Van Marum, Baucher, Oken, v. Esenbet aufgenommen worden sind. — Der erste Abschnitt ist überschrieben: Allgemeine Uebersicht

der Pflanzenanatomie. Es ist aber nicht bloße Uebersicht, sondern ein Versuch, die allgemeinsten Resultate derselben auf eine höhere philosophische Betrachtungsweise des Pflanzenlebens zurückzuführen. Da hierbey Voraussetzungen gemacht werden, die unseres Erachtens noch sehr streitig sind, so müssen wir die Beurtheilung dieses Abschnittes hier übergehen, und wenden uns zu dem zweyten, welcher vom Bau der Elementarorgane der Pflanzen handelt. Hier lernt man einen genauen Beobachter kennen, der in Untersuchung des Gewächsbaues nicht gemeine Uebung und Geschicklichkeit verrätth, und mit Vergnügen sehen wir daher, daß über die Entstehung des Zellgewebes durch gedrängte und verwachsene Bläschen von sehr einfachem Bau, über die Anwesenheit der Interzellulargänge an deren Ranten, über die Erweiterung derselben zu den regelmäßigen Lücken und den Behältern des Milchsafts, über die Schlauchform, unter welcher die Pflanzenfaser trotz ihrer Streckung in die Länge erscheint, über den Wachsthum des Holzkörpers nach außen bey gleichzeitiger Zunahme des Bastkörpers nach innen ohne Verwandlung des einen in den andern, über die Lage und den Bau der Spiralgefäße, porösen und rosenkränzförmigen Gefäße endlich richtigere Ansichten die Oberhand gewonnen haben. Deshalb können wir unser Bedauern nicht verbergen, daß der Verf. in einigen Stücken noch die Wahrheit so verkannte, indem er einerseits zu sehr an vorgefaßten Meinungen hing, andererseits aber seine Untersuchungen nicht bis dahin fortsetzte, wo ihm das Gebrechliche derselben nothwendig hätte in die Augen fallen müssen. — Des ersten Kapitels Gegenstand ist der Bau des Zellgewebes und seiner Theile (S. 120 — 238). Beweis für das Daseyn der Interzellulargänge sey, daß die Flüssigkeit, in welcher jede Zelle ursprünglich

schwimmen müsse, bey gegenseitigem Drucke der Zellen dahin, wo der wenigste Widerstand sey, nählich an die Kanten derselben getrieben werde. In der That: läge nicht ein besserer Beweis in der Sichtbarkeit dieser Gänge, es würde nicht gut um sie stehen. Die Grundform der einzelnen Zelle sey das Ellipsoid, welche Form im Zellengewebe in die des langgezogenen Rhombendodecaëder übergehe: dieses, so wie die Zusammenfügung der Zellen in Längsreihen wird durch philosophische und mathematische Gründe erwiesen, welche doch in einer Sache, die durch Beobachtung ausgemacht werden kann, unseres Bedünkens ganz am unrechten Orte sind. Malpighi's Holzfibern nennt der Verf. langgestreckte Zellen: eine Benennung, die wir wegen der anderweitigen großen Verschiedenheit dieser Körper von Zellen nicht für die beste halten, wenn wir gleich die Beobachtung, worauf sie beruhet, für wahr anerkennen. Der Inhalt der Zellen sey eine wässerige Flüssigkeit, welche man von dem Saft der Inter-cellulargänge wohl unterscheiden müsse, jedoch zuweisen auch Luft, wie z. B. bey allen Pflanzentheilen, vorzüglich aber bey den Zellen der meisten Blumenkronen. Vergebens haben wir nach einem Beweise dieser Säze gesucht, dem wir daher in der größeren Schrift des Verf. entgegensehen. Die sternförmigen Körper an den Wänden der Luftzellen von Nymphaea haben nach des Verfassers Untersuchungen einen hornartigen Bau, und zeigen sich unter stärkerer Vergrößerung besetzt mit kleinen runden Körperchen, wovon Fig. 24 eine Vorstellung gibt. An eben der Stelle bey *Calla aethiopica* gestielte Knöpfchen (Fig. 25), welche 'Auswüchse des Parenchyms' scheinen. In Beschreibung des Baues der kryptogamischen Gewächse hat der Verf. seinem Genius zu viel nachgegeben. Die Conferven z. B.

sind freylich oft nur gereihete Zellen, manchemahl aber ist ihr Bau weit verwickelter. Bey den Flechten hält er die Bläschen, welche die zellige Schicht bilden, für einerley mit denen, welche in den Fruchtbehältern sich als Saamen darstellen. Wir bitten ihn aber z. B. *Lichen sanguinarius* zu zergliedern, wo er eine bedeutende Verschiedenheit wahrnehmen wird. Moldenhawers Zellengewebe des Marks der Rose hält er mit Recht für Diehen kleinerer Zellen zwischen den größeren, die, mit braunem Färbestoff gefüllt, sich fast wie Intercellulargänge darstellen. Die Markstrahlen (Grews Insertionen) findet er von doppelter Art, kleine und große, und in der Zahl derselben glaubt er in Bäumen, die eben aus dem Saamen aufgegangen, etwas Regelmäßiges zu bemerken. Von den Holz- und Bastfasern heißt es: 'Sie mangeln den niedern Pflanzen (Algen, Pilzen, Flechten, Lebermoosen) und erscheinen unvollkommen in den einjährigen, wo sie nicht in eigene Bündel getrennt sind, und wo die Quерwände noch die horizontale Richtung haben.' In der Folge wird letzteres auch von den Monocotyledonen behauptet. Man siehet daraus, wohin zu viel Anhänglichkeit an vorgefaßte Meinungen führt. Wir haben in diesem Augenblicke Schnitte von *Sphaeria hypoxylon*, *Lichen hirtus*, *Cyperus badius*, *Canna indica*, *Momordica Elaterium*, *Nicotiana macrophylla* vor uns, und können versichern, daß sich in allen die nämlichen Holzfasern finden, wie in den strauch- und baumartigen Dicotyledonen; nur daß sie in den Pilzen und Flechten einen mehr geschlängelten Lauf und eine minder vollkommene Verbindung haben. Auch zwischen diesen gestreckten Zellen findet der Verf. Intercellulargänge, die auf gleiche Art wie die des eigentlichen Zellgewebes verlaufen. • Die Entstehung des Bastes und Holzes,

so wie das allmähliche Absterben der Rinde mit ihren Harzgefäßen, ist hier besser geschildert als in irgend einer uns bekannten Schrift. Die Lage der Inter-cellulargänge, heißt es, sey durch die Gestalt der Zellen bedingt: so wahr dieses im Allgemeinen ist, muß man doch anerkennen, daß sie im Rindenzellgewebe mehr in verticaler, in den Markstrahlen mehr in horizontaler Richtung ihren Lauf nehmen. Die Flüssigkeit der Inter-cellulargänge sey der Nahrungs-saft der Pflanze: in ihm bemerke man zuweilen ein körniges Wesen und er gehe dann allmählich in eigenen Saft über. Dieser, der vollständig ausgebildet, keine Körner mehr enthalte, sey ein Excrement der Pflanze: ein, unseres Bedünkens, sehr wahrer Gedanke. Die eigenen Gefäße entstanden demnach aus Erweiterung der Inter-cellulargänge: hiemit sind Molkenhawers Beobachtungen zu vergleichen, der ihnen noch besondere Wände zuschreibt. Die Nectarien sind dem Verf. eine besondere Art eigener Gefäße, welches freylich von denen, die drüßiger Natur sind und wirklich Saft ausscheiden, zugegeben werden muß. Wo die gestreckten Zellen in Bündeln stehen, sollen bey Milch- und Harzföhrenden Gewächsen die eigenen Gefäße sich gewöhnlich in diesen Bündeln durch Erweiterung der Inter-cellulargänge bilden. Wir fanden sie immer nur im Umkreise, nie innerhalb dieser Bündel sich öffnend: es ist aber freylich schwer, hier etwas auszumachen. Die Luftzellen haben nach dem Verf. eine regelmäßige, die Lücken des Zellgewebes eine unregelmäßige Stellung; jene entstehen durch Erweiterung der Zwischenräume der Zellen, diese durch ein partielles Absterben und Zerreißen derselben im höheren Alter. Den ersteren scheinen durchbrochene Quere-wände eigenthümlich zu seyn, von denen der Verf. mit Unrecht sagt, daß sie bisher übersehen worden. —



Im zweyten Kapitel (§. 239 – 349) wird vom Bau der Spiralgefäße gehandelt. Sie machen, heißt es, den wesentlichsten Bestandtheil der Pflanze aus, und stellen 'die Basis und den idealen Centralpunct' dar, um welchen die übrigen Bildungen sich anlegen. Ihre Endigung lasse sich in dem mit Luft gefüllten durchsichtigen Parenchym mancher Corallen darlegen: hier nämlich strebten sie vereinzelt dem Umfange zu, und hörten endlich in einiger Entfernung vom Rande in Form eines blinden Sackes auf, indem die Spiralfaser sich umlege: gleichwohl sey die Verbindung dieser Gefäße mit den Intercellulargängen, Zellen und Luftzellen, noch unbekannt. Sie ständen gemeinlich in Bündeln, deren Zahl in der jungen Pflanze bestimmt sey und im Verhältnisse stehe zu der Zahl der Geschlechtsorgane, vornehmlich der Staubfäden. Eine beygefügte Tabelle über 32 vom Verf. beobachtete Fälle zeigt, daß dieses manchemal zutreffe, zuweilen aber auch nicht. Gleichwohl gründet er darauf den wichtigen Satz, daß 'die Geschlechtstheile als die isolirt und auf höherer Potenz dargestellten Spiralgefäßbündel des Stammes' anzusehen seyen. Den mancherley Meinungen über die Formen und Verwandlungen der Spiralgefäße hat der Verf. eine, wenigstens zum Theile, neue hinzugefügt. Er hält dafür, daß diese Gefäße in jüngern Pflanzentheilen ohne etwanigen Uebergang aus andern Elementarorganen sogleich als solche entstehen. Nun aber unterscheidet er 1) ihre Gestalt als Ganzes; 2) den Bau ihrer Wände. In Ansehung des ersteren können die Spiralgefäße seyn a) ununterbrochene, b) rosenkranzförmige; beide Formen aber können sich in Bezug auf das zweyte darstellen als einfache oder netzförmige oder poröse Spiralgefäße. Unter einfachen Spiralgefäßen (wovon Bernhards Ringgefäße eine Abänderung) versteht

der Verf. das, was Andere wahre Spiralgefäße genannt. Die Windungen der Faser seyen hier weder unter einander verbunden, noch laufe dieselbe um eine röhrige Haut. Die nezförmigen Spiralgefäße sind die falschen Tracheen, Treppengänge anderer Anatomen. Die Spiralfaser nämlich verzweige sich und verwachse stellenweis in einem gewissen Alter, wodurch die vormahligen spiralförmigen Spalten nun zu bloßen länglichen, mehr oder minder in die Breite gezogenen Oeffnungen würden. Die porösen Spiralgefäße endlich (Mirkels tubes poreux) seyen gebildet durch einfache oder ästige Spiralfasern, wenn die Ringe oder Windungen Zwischenräume lassen: diese würden mit einer porösen Membran ausaeffult, die deshalb öfters zweyen Gefäßen dieser Art gemeinschaftlich sey. Insgemein jedoch sey die Spiralfaser, welche einen schrägen Lauf beobachte, einfach, selten verästelt und nur in einem unvollkommenen Grade finde man sie nezförmig. Die Poren der Zwischenhaut entstünden nicht, wie Einige statuirt, durch eine fortschreitende Verwachsung der Spiralfaser, sondern auf einmahl, so wie die Membran selber, die sich erst später als die Spiralfaser bilde, nämlich erst dann, wenn die Gefäße größer würden und die Windungen sich von einander entfernten. In ihrem Innern finde man im Alter poröse Blasen, welche aus den Wänden entspringen, oft die ganze Höhle einnehmen und ein 'Luxuriren der porösen Membran' zu seyn scheinen. Trete das einfache, nezförmige oder poröse Spiralgefäß in einen Knoten, so werde es rosenkranzförmiges Gefäß: es zerfalle nämlich mit Erhaltung des Baues seiner Wände in mehrere, wie die Schläuche der Conserven gereihete, auf beiden Enden geschlossene Theile oder Glieder, wobey es nezförmige Verbindungen mit den benachbarten Gefäßen eingehe. Dieses nennt nun der

Verf. eine doppelte Metamorphose der Spiralgefäße, deren die eine in den einfachen, neßförmigen und porösen Spiralgefäßen ihre drey Stufen habe, die andere aber sich im Uebergange der gewöhnlichen Form in die Rosenkranzform darstelle. Wobey zu bemerken, daß er den Uebergang der ersten Art nicht etwa nur als im Verstande gegründet hält, wie man von zwey verwandten Formen sagt, daß sie in einander übergehen, sondern in der Wirklichkeit geschehen läßt, so daß ein und dasselbe Gefäß, welches früher einfaches Spiralgefäß war, im höheren Alter ein neßförmiges und endlich ein poröses werde: ob zwar er erinnert, daß bey diesem, ihm selber noch räthselhaften Uebergange der ersten in die dritte Stufe die zweyte gewöhnlich übersprungen werde. — Gegen diese Meinung nun, die dahin geht zu zeigen, daß das Gefäßsystem der Pflanze vom Zellensystem unabhängig und ein 'höheres,' wie der Verf. sich ausdrückt, sey, haben wir folgendes einzuwenden: 1) Nicht bloß die porösen Spiralgefäße haben in ihrem ganzen Verlaufe den gegliederten Bau (die Ringfasern), sondern auch die einfachen und die neßförmigen. Verf. läugnet dieses von letzteren, ja er gibt diesen Mangel sogar als das Zeichen an, wovon man in zweifelhaften Fällen sie von den porösen Gefäßen unterscheiden solle: allein, obwohl man zuweilen Mühe hat, diese Querauftheilungen zu finden, wegen ihrer Entfernung von einander, so haben wir doch eben neßförmige Gefäße von *Beta maritima*, *Momordica*, *Cyperus badius* vor uns, wo sie der ganzen Länge nach sehr deutlich sind. Auch Moldenhawer schildert sie an den einfachen Spiralgefäßen des *Mars* (Ventr. T. I. fig. 3.5.) und an den neßförmigen der *Balsamine* (T. VI. fig. 13.), wobey er erinnert, daß sie in den Knoten und Wurzelstücken vorzüglich auffallend seyen, und

deswegen jenen Gefäßen hier den Nahmen der halsbandförmigen erworben hätten (S. 194). 2) Diese Abtheilungen haben eine schiefe Lage und das Gefäß weicht hier von seiner geraden Richtung ab, gleich als hätten zwey Röhren sich mit ihren schiefabgestuften Enden zusammengefügt. Dieses ist nicht etwa bloß im Knoten der Fall, sondern auch im Internodium, wie wir an porösen Gefäßen der *Phytolacca* und an netzförmigen der *Momordica Elaterium*, die wir vor Augen haben, deutlich wahrnehmen. 3) Die Ringfaser, welche diese Abtheilungen der porösen Gefäße formirt, ist nicht einfach, wie der Verf. Taf. IV. fig. 40, sondern doppelt, wie Moldenhawer sie darstellt: warum bildet sich hier zwischen den beiden Ringfasern keine poröse Haut? Oder genauer: warum nur an der einen Seite der Ringfaser und nicht an der andern? Und warum finden wir Spiralgefäße mit aus einander gezogenen Windungen und Ringen, zwischen denen sich keine poröse Haut formirt hat? Es ist also vielmehr augenscheinlich, daß diese doppelten Ringfasern auf den gegliederten Bau dieser Gefäße Bezug haben, und es fällt in die Augen, daß auch die Gefäße der Pflanzen unter der zelligen Form stehen; welche Form am deutlichsten bey den rosenkranzförmigen und am dunkelsten bey den einfachen Spiralgefäßen ist. Wobey noch anzumerken, daß der Knoten sich eher bilde, als das Internodium unter ihm, folglich auch die Gefäße des ersteren, als die früheren, keine Verwandlung der des letztern seyn können. Daß aber die einfachen Spiralgefäße wirklich und der Zeit nach in netzförmige und poröse übergehen, dafür haben wir keinen weitem Beweis bey dem Verf. gefunden, als daß man in noch weichen Theilen nur die ersten, in mehr erhärteten auch die letzten antreffe; wir halten sie demnach für eine ganz unere-

wiesene Hypothese, die noch ohnedies mancherley gegen sich hat. Den Beschluß dieses Abschnitts macht die Betrachtung des Holzkörpers der Zapfenbäume. Hier und bey der Mistel findet der Verf. weder vollkommne Spiralgefäße, noch die gewöhnliche Form der Holzzellen, sondern eine Zwischenbildung, nämlich poröse Zellen, in denen beym Tarbaum sich feine Spiralfäden befinden. — Der Bau der Epidermis und ihrer Theile ist Gegenstand des dritten Kapitels (§: 350 — 380). Die netzförmigen, oft geschlängelten Linien auf derselben sind dem Verf. lymphatische Gefäße, nicht bloße Umrisse der Zellen; dafür spreche ihr von den Zellenrändern des unterliegenden Parenchyms ganz verschiedener Verlauf. Allein man schneide feine perpendiculare Lamellen der Oberhaut, z. B. von *Calla aethiopica* ab, und man wird unter dem Mikroskop wahrnehmen, daß diese netzförmigen Linien bloße Verbindungen von Zellen sind, mit keinen Oeffnungen zum Beweise der Abwesenheit von Gefäßen versehen. Das Geschlängelte aber entsteht unseres Erachtens dadurch, daß im Parenchym immer neue Zellen sich bilden, die daher kleiner und geradliniger sind, als die der Oberhaut, welche sich unregelmäßig auszudehnen genöthiget sind. Von den Poren der Oberhaut heißt es, sie ständen mit den lymphatischen Gefäßen in Verbindung: über die Form und das Vorkommen derselben wird meistens nach Moldenhawer und Rudolphi gehandelt. Daß die Haare der Epidermis aus vereinzeltten Zellenreihen bestehen, gilt doch nur von den gegliederten; der Verf. scheint sie hauptsächlich als ausscheidende Werkzeuge zu betrachten. — Vom Bau der Elementarorgane geht der Verf. im dritten Abschnitte zu den anatomischen Systemen der Pflanze über, verweist aber dabey auf den fünften, und kommt daher im vierten Abschnitte

(§. 382 – 426) auf den Bau der äußern Organe, als Wurzel, Stamm, Knoten, Blatt u. s. w. Indessen macht das Anatomische hier einen sehr kleinen Theil aus, und in dasselbe greifen überall die Ansichten ein, die der Verf. vom vegetabilischen Bau und Leben, als einem Ganzen, hat, und die Symbole und Formeln, unter denen er sich dieselben vorstellt. Wir können diesem unsern Beyfall nicht geben. Was in unserm eingeschränkten Denken sehr harmonisch ist, findet sich oft ganz anders in der Natur. Auf höchst zweifelhafte Thatfachen, z. B. daß die Spiralgefäße bloß luftführend sind, daß die Zellen der Blumenblätter Luft enthalten u. s. w. werden hier die wichtigsten Sätze gegründet. Gegen andere Sätze, z. B. daß in der Wurzel die Zellen und Fasern, so wie Rinde, Bast und Holz nicht unterscheidbar seyen, daß die eigenen Gefäße mehr ätherische Stoffe im Stamme und besonders in der Blüthe und Frucht, als in der Wurzel enthalten, lassen sich wichtige Einwendungen machen. Der Satz: daß der Knoten als Negatives, das Blatt als Positives, der Stamm als die Indifferenz beider aufträte, hat vielleicht dann Wahrheit, wenn bestimmte Bilder für die Begriffe des Positiven u. s. w. gegeben sind: ohne dieses aber ist er eine leere Formel. Daß die Anwesenheit des Albumen im reifen Saamen eine gleichsam zurückgehaltene Entwicklung des Embryo anzeige, ist sehr wahr: indessen können die Pflanzen, bey denen dieses Statt hat, darum nicht als unvollkommne betrachtet werden. Daß es keine wahren Monocotyledonen gebe, in so fern der hier so genannte Cotyledon nur das Albumen sey, welches, hier noch vorhanden, in den höhergestellten Pflanzen vor dem Reifen des Saamen verschwinde, ist ein großer Mißgriff. — Der fünfte Abschnitt (§. 427 – 474) handelt vom Bau der inneren Pflanzorgane, des Markes,

Holzes, Bastes und der Rinde, so wie von den Organen der Saftbewegung. Hier wird manches, was früher vorgekommen war, mehr aus einander gesetzt: besonders ist der Wachsthum der Bäume in die Dicke sehr ins Licht gestellt. Wenn es aber von den Monocotyledonen und krautartigen Dicotyledonen heißt: sie wüchsen im Umfange durch Ausdehnung der Gefäßbündel gegen die Rinde zu, so ist zu bemerken, daß bey den ersteren immer neue Bündel innerhalb, bey den letzteren außerhalb und zwischen den älteren entstehen. Für die einzigen Organe der Saftbewegung (ob der aufsteigenden sowohl, als absteigenden ist nicht angegeben) hält der Verf. die Intercellulargänge, in welche er gefärbte Säfte will haben eintreten sehen. Von den Spiralgefäßen dagegen hält er sich überzeugt, daß sie nur Luft enthalten: doch ohne Gründe von Erheblichkeit anzuführen. — Der sechste Abschnitt (S. 475 — 525) beschäftigt sich mit der anatomischen Verschiedenheit der Acotyledonen, Mono- und Dicotyledonen, oder, wie der Verf. sie nennt, der Wurzelpflanzen, Stengel- und Blattpflanzen. Die Spiralgefäße der Monocotyledonen unterscheiden sich zufolge seiner Untersuchungen von denen der Dicotyledonen darin, daß sie nur von der Art der einfachen und neßförmigen, nie von der Art der porösen sind: natürlich, weil die Holzsubstanz hier nie den Grad der Festigkeit erreicht, der zur Darstellung der letzteren erforderlich ist. Die Zahl der Spiralgefäßbündel in der Sommerpflanze sey hier, gleich der der Staubgefäße in der Blume, auf die Dreyzahl, so wie bey den Dicotyledonen auf die Vier- und Fünffzahl zurückzuführen: der Wachsthum des Stammes und der Blätter gehe hier vorzugsweise in die Länge, wie bey den Dicotyledonen in die Breite. Die Verschiedenheit beider in der Art

zu keimen ist nicht berührt. Von den einjährigen Dicotyledonen behauptet der Verfasser, daß sie mehr als die ausdauernden mit den Monocotyledonen übereinkommen, selbst im Bau der Elementarorgane; eine Meinung, die wohl nur den Anschein für sich hat. — Die sechs Kupfertafeln, worauf 71 Figuren dargestellt, sind reinlich und sauber, und würden vorzüglich gerathen seyn, hätte sich der Verf. nicht bemüht, die Natur nicht bloß getreu, sondern auch mit Eleganz darzustellen, wodurch eine Steifheit und unangenehme Regelmäßigkeit entstanden ist. Fig. 1–8 stellen die äußere Form der Zellen vor, wie der Verf. sie sich denkt; vergleichen möchte hier nicht an seinem Plage seyn. Der spiralförmige Körper in dem Confervenfaden fig. 9 ist nicht ganz richtig gezeichnet. Den Bau des *Fucus nodosus*, wie ihn fig. 12. 13. darstellen, fanden wir nicht: sollte der Verf. eine andere Art vor sich gehabt haben? Die Lage der verticalen sowohl als horizontalen Zellen in fig. 20 ist bey weitem zu regelmäßig. Auch fig. 25. 37. 38. 40. können wir für keine getreue Darstellungen der Natur anerkennen; sie erinnern zu sehr an die Ungeheuer des Mirbellschen *Traité*. Wir bitten den Verfasser, dem wir hiermit unsere innige Hochachtung bezeugen, auf dem Wege der Beobachtung unverdrossen fortzufahren, und versprechen dann der Wissenschaft und uns noch manchen Gewinn von seinen Untersuchungen.

### Leipzig.

Bei Vogel: *Archiv für die alte und neue Kirchengeschichte*, herausgegeben von Dr. C. F. Stäudlin, Prof. der Theologie zu Göttingen, und Dr. J. G. Tzschirner, Prof. der Theol. zu Leipzig. II. Bd. 3. St. 1815. 698 S. in groß Octav.

I. Beschreibung oder Inhalts-Anzeige und Fragmente aller noch vorhandenen Ueberreste



von Zwinglis Briefwechsel, wie solche theils in einer früheren Sammlung oder auch einzeln, bis dahin im Druck erschienen waren, größtentheils aber noch unedruckt, sowohl in dem Archiv des Antisemitiums zu Zürich, als auch in der Bibliothek des Chorherrnstifts zum Grossmünster daselbst entweder in Originalien oder in Copien aufbewahrt worden. Von Leonh. Usteri, Prof. zu Zürich. Dieser Verfasser hat sich schon vorher um die Kenntniß von Zwinglis Leben und Schriften hoch verdient gemacht, und zwar theils durch einen Anhang zu der von J. R. Hess 1811 aus dem Französischen übersehten Lebensbeschreibung jenes Reformators, wovon er ein genaues Verzeichniß aller seiner Schriften (nur noch die exegetischen ausgenommen) nebst einer Anzeige ihres Inhalts und Auswahl besonders charakteristischer Stellen lieferte, theils durch eine Abhandlung in diesem Archive I, 2, 1. worin er die Lebensbeschreibung Zwinglis von Myconius mit Anmerkungen und den merkwürdigen Brief des Reformators an Erasmus Fabricius mit einer Einleitung drucken ließ, und nun auch das Verzeichniß seiner exegetischen Schriften nachlieferte. Jetzt macht er sich, wie wir bey der Anzeige dieser Abhandlung gewünscht haben, auch an Zwinglis Briefwechsel. In der Einleitung zeigt er, wie sehr es der Mühe werth sey, eine wohlgeordnete und critische Sammlung dieser Correspondenz zu veranstalten, und gibt zugleich von den beiden Archiven, aus welchen diese Briefe größtentheils genommen werden müssen, und von ihren Stiftern, Jak. Breitinger und Heinr. Hottinger Nachricht. Er bemerkt darauf, wie Joh. Jakob Simler für sich eine Sammlung von Briefen der Reformatoren machte, und sie durch die beiden Zürcher Archive, so wie durch andere, besonders die von St. Gallen und Straßburg erweiterte und so

die Sammlung alter und neuer Urkunden zur Beleuchtung der Kirchengeschichte, besonders des Schweizerlandes 1759–1763 herausgab. Er legt dieser Sammlung das Lob bey, daß sie, so viel sie auch zu wünschen übrig lasse, doch in Beziehung auf die Briefe der Reformatoren und namentlich Zwingli's, fast Alles erfülle was damals geleistet werden konnte. Da die ganze Simlerische Privatsammlung von der Züricher Regierung den Erben abgekauft und der Stadtbibliothek übergeben wurde, so wurde ein ziemlich freyer Zutritt zu derselben eröffnet. Wirz hat in seiner Umarbeitung der Hottingerischen Helvetischen Kirchengeschichte diese Sammlung benützt und auch dadurch mehr geleistet als seine Vorgänger. Usteri will mit allen ihm zu Gebote stehenden Quellen die Briefe von und an Zwingli nach Art einer historischen und charakteristischen Anthologie mittheilen, und sich dabey an das in dem Wirzischen Werke bereits gelieferte so anschließen, daß seine Relationen da, wo sie mit jenen zusammentreffen, stets darauf hinweisen. Es soll also diese seine Arbeit als eine Reihe von Actenstücken zu der Wirzischen Kirchengeschichte betrachtet werden können. Daher beschränkt er sich auch vor der Hand nur auf einen ersten Zeitraum, und läßt ihn gerade so weit gehen, als der vierte Theil jener Kirchengeschichte geht, nämlich bis zum Ende des J. 1522. Vergefügt ist noch ein Nahmenverzeichnis derjenigen Personen, von welchen in dem gedachten Zeitraume an Zwingli und an welche von ihm geschrieben wurde und zwar samt dem Datum der Briefe, der Anzeige der Archive und Bücher, wo sie zu finden sind, und Verweisungen auf Wirzens Helvetische Kirchengeschichte, und außerdem eine besondere Uebersicht von Zwingli's Correspondenten. Wir wünschen, daß Usteri diese Beschreibung bald fortsetzen und beendigen möge. Erst wenn dieß geschehen seyn wird, und man

die früheren Hülfsmittel hinzunimmt, wird eine rechte Lebensgeschichte Zwinglis möglich seyn. II. Geschichte der Dissenters in Britannien von der Revolution 1688 bis 1808. Von Dav. Vague und James Bennet. Abgekürzt und übersetzt von C. S. Stäudlin. Dieß ist die Uebersetzung der kürzlich in diesen Blättern angezeigten History of dissenters, welche in vier Bänden besteht. Die Abkürzung ist absichtlich so stark, daß hier von S. 541 — 650 schon fast die beiden ersten Bände ihrem wesentlichen Inhalte nach geliefert sind. III. Die Trennung der Katholischen Schweiz von dem Bisthum Konstanz. Aus den Acten gezogen. Die Erzählung ist auch mit den Actenstücken selbst belegt. Uebrigens behauptet der Verfasser, daß die Trennung auf eine widerrechtliche Art geschehen sey. IX. Beytrag zur neuesten Kirchengeschichte der Protestanten in Ungarn. Beispiele von Verfolgungen und Bedrückungen der Protestanten, mit der Anerkennung, daß sie nicht in der Regierung, sondern in dem Einflusse und der Uebermacht des katholischen Clerus in Ungarn ihren Grund haben. Es sind auch ein paar treffliche, eben so freymüthige als bescheidene Vorstellungen des Convents der lutherischen und reformirten Superintendenten von 1812 und 1813 als Beylagen angefügt. V. Einige Nachrichten zur Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde am Vorgebirge der guten Hoffnung gehörig. Sie sind bey Gelegenheit der 25ten Gedächtnißfeyer der Einweihung der Lutherischen Kirche daselbst im Dec. 1805 zusammengetragen, und von einem dortigen Prediger schon vor Jahren, als Stäudlin noch sein Magazin für Religions-Moral- und Kirchengeschichte herausgab, aber es gerade beschließen mußte, eingefandt worden. Sie verdienen auch noch jetzt abgedruckt zu werden, weil sie lehrreich und in Deutschland neu sind.

---

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

· 16. Stück.

Den 27. Januar 1816.

---

## München.

Theoretisch-practische Wasserbaukunst, neue umgearbeitete und vermehrte Ausgabe, von Carl Friedrich Wiebeking, Königl. Bayrischem geheimen Rathe, Chef einer Ministerial-Section und General-Director des Wasser-Brücken- und Straßenbaues, Ritter des Civil-Verdienstordens, des Franz. Instituts, der Academie der Wiss. zu München, Haarlem, Göttingen u. Mitgliede. Auf Kosten des Verfassers. Erster Band. 696 S. in groß Quart, mit 68 Kupfern in Landchartenformat.

Zeitumstände haben die Anzeige dieses wichtigen Werkes, wovon bereits 1814 der dritte Band erschienen ist, verspätet; wir wollen wünschen, daß unsre Leser dafür einigen Ersatz in der Vollständigkeit finden mögen, welche Rec. dieser Anzeige zu geben sich bemühen wird.

Der erste Band ist dem Königl. Staats- und Conferenz-Minister Grafen von Montgelas gewidmet. Voran steht, statt der Vorrede, ein Sendschreiben an das Franz. Institut der Wissenschaften und Künste, Deutsch und Französisch, worin der Verf. über Zweck und Umfang der Wasserbaukunst, ihr Entstehen, Fortgang und gegenwärtigen Zustand in verschiedenen Ländern, Bemerkungen mit-

P

theilt, und den Franzosen im Bau der steinernen Brücken und Canäle, den Holländern im Bau der See-Ufer, Austrocknung des Landes, den Italiänern in den Bewässerungen, den Engländern in Maschinen und Canälen, den Deutschen in Deich- und Strombauten, auch hölzernen Bogenbrücken, Vorzüge zugestehet, ohne jedoch die Russen, Dänen und Schweden zu übergehen, welche bekanntlich auch in ansehnlichen Wasser-Bau-Unternehmungen an Canälen, Häfen und schiffbaren Schleusen in neuern Zeiten sich ausgezeichnet haben. Dann gibt der Verf. Nachricht von seinen, im Königreiche Bayern von 1805 bis 1811 ausgeführten practischen Arbeiten: 1800 lieues Chausséen einmahl, und die Hälfte, des Krieges wegen, zweymahl, hergestellt; 40 lieues neue Chausséen gemacht; 19 Bogenbrücken von 100 bis 580 Fuß Länge, die Bogen 100 bis 215 Fuß weit, erbaut; mehr als 100 andre Brücken wieder hergestellt; 10,000 (sage zehntausend) Durchlässe (aqueducs ou ponceaux) von 5 bis 40 Fuß Oeffnung erneuert; zwölf Haupt-Correctionen an der Donau, am Lech, Isar und Inn, bewerkstelliget, ein großes massives Durchlaß nahe bey Landshut ausgeführt; und daneben 2050 lieues Chausséen während zweyer Kriege und dreysacher Abnutzung der Straßen, so unterhalten, daß sie zu den besten in Europa gezählt werden mögen. Gewiß viele Arbeiten, viel Gelegenheit nützliche Erfahrungen zu sammeln, um darauf Regeln der Baukunst zu gründen oder danach zu prüfen; ein Umstand, welcher den Werth und die Erwartung von dieser neuen Auflage erhöhen muß. Alle diese Bauten kosteten mit Inbegriff der Verwaltung nur 5207529 Fl. oder jährlich 867921 Fl., weil der Verf. sie auf Rechnung, nicht in Entrepraise ausführte, welches letztere er für kostbarer hält. Die einheimischen Bauten waren es nicht allein, welche den thätigen Verf. beschäftigten; der ehemalige König von Westphalen trug ihm 1808 den

Entwurf zu einem schiffbaren Canal auf, welcher den Transport des Salzes und Holzes von der Elbe nach Bremen würde erleichtert, und die Weser mit der Weichsel in Verbindung gebracht haben. Dann folgt Anzeige des Plans von dieser neuen Auflage der Wasserbaukunst. Sie wird in drey Bänden (die erste Auflage hat fünf Bände) enthalten: 1. Flußbaukunde; 2. Seeuferbaukunde; 3. Deichbauk.; 4. Hafenubauk.; 5. Austrocknungen, Entwässerungen und Bewässerungen; 6. Maschinenk., so weit selbige als Hilfsmittel dient; 7. Wehr- und Schleusenbauk.; 8. Canalbauk. und Schiffbarmachung der Flüsse; 9. Inundationen um Festungen und ganze Länder zu vertheidigen; 10. Straßenbaukunde; 11. Brückenbaukunde. Es bleibt dann noch übrig der zwölfte Theil, welcher die Construction der vom Winde, Wasser und Dämpfen getriebenen Maschinen nebst den Röhrenleitungen lehrt, und einen vierten Band ausmachen würde. Zu den ersten drey Bänden werden 140 Kupfer erfordert. Das Sendschreiben schließt mit dem vollständigen Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes. Bey Schreibfehlern wie z. B. Raccolta che tratano; ce année etc. wollen wir uns nicht aufhalten, aber man vermißt hier ungern eine Nachricht über die Verschiedenheit dieser zweyten Ausgabe von der ersten, welche die Autoren aus Gefälligkeit für die Käufer ihrer Werke in der Vorrede mitzutheilen pflegen.

Erste Abtheil. Flußbaukunde. Einleitung S. 1-3. Die Flußbaukunde oder Wissenschaft, die Flüsse unschädlich und zum Besten der Uferbewohner zu unterhalten, ist theoretisch oder practisch, erstere begreift zum Theil Hydrodynamik und Hydraulik nebst der Hydrometrie oder der Kunde die Flüsse aufzunehmen. (Der Verf. schreibt überall Kunde, wo Rec. lieber Kunst setzen würde, jene scheint bloß Einsicht, diese Einsicht mit Geschicklichkeit zu erfordern; aber es ist Pflicht des Verf. Worte bezu-

behalten.) Den Nutzen des Flußbaues einzusehen, ist zu merken, daß alle Flußbetten im letzten Jahrhundert sich sehr erhöht haben, woraus verheerende Ueberschwemmungen entstanden sind, und ehemahls schiffbare Flüsse können jetzt nicht mehr von den kleinsten Bötten befahren werden. Der Rhein trat 1802 und im Febr. 1808 zu der beispiellosen Höhe von 20 Fuß zu Straßburg, und 15 $\frac{2}{3}$  Fuß oberhalb Mainz, über seinen niedrigsten Stand. Die Mündung der Maas hat ihr Fahrwasser verloren: wo die Flotten der Römer lagen, ist Sand. Der ehemahlige Rhein ist jetzt bey Derfede ein Canal von 30 Fuß, und die Meernorde hat ihr Bett seit zwey Jahrhunderten 20 Schuh erhöht. (Hier muß wohl ein Druckfehler oder Mißverständniß seyn, 20 Fuß Erhöhung des Flußbettes scheint unglaublich, aber daß Tiefen und Untiefen von 20 Fuß Unterschied in einem Flußbette abwechseln, ist nicht ungewöhnlich.) Bis jetzt seyen in Holland wenig Hauptverbesserungen der Flüsse ausgeführt, und zum Theil die Erhöhung der Dämme gänzlich verabsäumt. Auch in Frankreich haben die Flüsse ihre Betten erhöht. Die Seine hat Sandbänke wo sonst die Seeschiffe fuhren; die Kriegsschiffe werden von Rochefort bis zur Insel Ahe auf dem Grunde fortgeschleppt, Nantes, Bourdeaux, Bayonne empfinden die Nachteile von den Sandbänken der Loire, Gironde und des Adour; und die Rhone verstopft ihre eignen Mündungen und Häfen; Frankreich hat sich mehr mit Canälen, Brücken und Straßen, als mit Ausbesserung der Flüsse beschäftigt. Was Lalande in seinem Werke über schiffbare Canäle von dem Mangel der Flußschiffahrt sagt, hat der Verf. auf seinen Reisen 1800 noch ganz wahr befunden. — In England nehmen die Themse, Saverne, Mersey und Trent gleichfalls an Versandung und Seichtigkeit zu, während man Canäle längs und über dieselben erbaut, und die Flüsse nur zu Mühlenwasser benutzet. Der Guadal-

quevic in Spanien trägt nicht mehr wie ehemals, die Seeschiffe bis Sevilla, und noch weit schlimmer sollen Portugalls Flüsse mit Kies und Sand angefüllt seyn. In Italien erheben sich die Flußbetten auf eine schreckliche Art. Der Etsch, die Adigello, der Tartaro, der Po, Reno und Ponorro, bilden ein Fluß- und Sumpf-Chaos, das stets höher steigt. Zur Verbesserung der Brenta, die ihr Bett in 50 Jahren 10 Schuh erhöht, gab der Verf. nach seiner Bereisung des Venetianischen der Oesterreichischen Regierung Vorschläge. Auf dieser Reise fand er wenig Werke die gründliche Kenntnisse verriethen; und der Maschinenbau ist in Italien unbekannt (d. i. er hat nicht die Vollkommenheit, wie in Holland und Deutschland; denn sonst ist er schon in der Arte di restituire a Roma la tralasciata navig. del suo Tevere Roma 1685, vorgestellt, auch gibt der Ingegnero civile, Venezia 1761 darüber Unterricht).

In Oesterreich erhöhen die Donau, die Ruhr und der Marschfluß ihre Betten, die erste insonderheit in der Nähe der Hauptstadt. Bayerns Hauptflüsse; der Inn, Lech, Isar und Donau laufen wild dahin, daß von nahe liegenden Morästen, die ehemals urbares Land waren, das Wasser nicht ablaufen kann. Aber es ist nach des Verf. Entwürfen seit fünf Jahren bereits viel geschehen. In Tyrol hat der Etschfluß sein Bett dergestalt erhöht, daß die Gegenden von Bozen, Salura ff. in Mäser (Moosümpfe) verwandelt sind, welche die Luft und Gesundheit der Menschen auf mehrere Quadratmeilen verdorben haben. Diese Erhöhung der Bergströme entsteht (mit) daher, daß sie nicht unter spizen Winkeln zusammenfließen, sondern der eine sein Material in den andern wirft, und diesen dadurch aufhält. Die Schweiz wird nicht allein von der Erhöhung der Flußbetten, sondern auch von dem Steigen ihrer Seen heimgesucht, der Wallensee und Glarener Linth haben die schönsten Fluren in Sumpf verwandelt. Die Versandung der



Weser bey Bremen, der Elbe oberhalb Hamburg, nimmt immer mehr zu, und Preußens, Sachsens und Polens Flüsse haben in neuern Zeiten höhere Ueberschwemmungen gemacht. Rußland hat eine Menge Flüsse, die ihrer Seichtigkeit wegen nicht schiffbar sind; Niga rettete seine Hafenstraße durch zwey Leitdämme, welche die Dwina (Düna) einschränkte; und wenn die Untiefen der Neva zwischen Petersburg und Kronstadt durch Faschienenbau mit Steinen weggeschafft würden, erhielten Stadt und Marine große Vortheile. Aus allem schließt der Verfasser, daß vieles Land an den Flüssen zuerst in Moräste und dann in Seen, gesunde Luft in pestilenzialische, übergehen; die Flüsse ihre Schiffbarkeit verlieren, wovon Mitursachen, daß in Gebirgsgegenden die abhängenden Bergflächen von Bäumen entblößt werden, daß die Müller ihre Fachbäume erhöhen, daß der Flußbau unverständlich betrieben, die Flußbaukundigen mit Chicanen gezeiffelt, mit den nöthigen Geldsummen nicht unterstützt, die Steuern nicht ausgeschrieben werden u. s. w. Niemand wird des Verf. Wahrnehmungen bezweifeln wollen, nur dürften doch manche örtliche Erscheinungen zu sehr generalisirt seyn. Es wird sich häufig zurragen, daß eine Stelle eines Flußbettes durch eine Sandbank in kurzer Zeit vielleicht im Laufe eines Jahres erhöht und trocknes Land wird; daß aber einem ganzen Flusse dergleichen wiederführe, dazu möchten, wenn es überhaupt geschehen könnte, doch nicht Jahrhunderte, sondern Jahrtausende erfordert werden. Man urtheilt über die Erhöhungen der Flußbetten viel sicherer nach dem niedrigen Wasserstande, als nach der Höhe der Anschwellungen, und es gibt manche Erfahrungen an Brücken, deren Fundamente vor mehreren Jahrhunderten über den niedrigsten Wasser erbauet und noch jetzt sichtbar sind, welche die allgemeinen Erhöhungen der Flußbetten widerlegen; denn wenn von diesen Brücken

unterwärts die Flußbetten sich erhöht hätten, so könnte der Strom unmöglich noch jetzt so tief ablaufen als ehemals. Es entstehen auch benweitem nicht alle Sümpfe aus Verschulden der Flüsse. Wir sehen im nordlichen Deutschland Moräste, Torfmöhre, viel höher als die Flüsse, sogar mitten auf dem Brocken. Diese Moräste erzeugen schlechtes Wasser, aber keine schlechte Luft; sie sind antiseptischer Natur; mit den Tiroler so genannten *Mösiern* mag es eine andere Bewantniß haben.

§§. 4–26. Erklärungen. Wasserstaat begreift die Beziehungen, worin Land, Dämme, Schleusen, Flüsse und Canäle zu einander stehen. Fluß ist der Inbegriff des Grundbettes, der Ufer zusammt dem enthaltenen Wasserstrom. Canäle sollen die Flüsse mit horizontalem Boden, Ebbestrom so viel als Flußstrom, Fluthstrom rückwallender Strom heißen. Leicht bezähmbar sind die Flüsse, wenn ihr Strom nur 3 Fuß Geschwindigkeit hat; reißende Bergströme haben 7 bis 16 Fuß Geschw. in 1 Sec. Ein Fluß, der einen andern aufnimmt, heißt der Recipient. Führt der Strom Eismassen und schiebt solche unter einander zusammen, so entstehen Eisdämme, meistens in spizen Krümmen, oder auch auf Untiefen. Stromstrich (*hilum fluminis*) hatte der Verf. auf dem Rastatter Congreß unter dem Nahmen von Thalweg als die beste Flußgrenze vorgeschlagen, (vielleicht damit die Französischen Schiffe zur Linken, die Deutschen zur Rechten dieses Striches fahren möchten; sonst scheint frenlich ein veränderlicher oft unbestimmbarer Strich zur Grenze nicht sehr geschickt). Wo ein solcher Stromstrich sich theilt, entsteht die hydrometrische Disfluenz, wo aber zwey Stromstriche sich vereinigen, ihre Confluenz. Ein bey der Messung des Flusses festgesetzter Stand heißt der Normalwasserstand; wo alsdann die Stromfläche die Ufer schneidet, sind die in der Karte angedeuteten Wasserlinien. Rec. übergicht einige Erklärungen, z. B.

mittlere Geschw. Breitenprofil, woben der Leser nichts gewinnen würde; oder die für sich deutlich sind, z. B. Wassermenge in jeder Sec., Neigung der Oberfläche, Abhang des Grundbettes ff. Im Beharrungsstande ist der Strom, wenn durch alle seine Querschnitte in gleichen Zeiten gleiche Wassermenge fließt.

Das hydraulische Moment des Stroms liegt in der Größe von dessen Geschwindigkeit und Wassermenge; die Wassermenge von mehreren Flußästen unter einander verglichen, bezeichnet das Vermögen dieser Aeste. (Diese etwas unverständliche Erklärung wird wohl in der Folge deutlicher.) Vortretende Ecken in dem Strom erzeugen Widerströme, Strudel und Wirbel. Von den letztern scheint die Erklärung unzureichend; dergleichen kreisförmige Bewegungen des Wassers können vertical und horizontal, an einer Stelle bleibend, oder mit dem Strome fortgehend seyn. Die concaven Ufer leiden tiefen Grundabbruch oder nur oberflächliche Abschälung von Wellen und Eise, die convexen bilden Sandörter, Landzungen. Mitten im Strom entstehen Untiefen, welche Sand- und Kiesbänke heißen, so lange sie nicht begrünnet oder mit Weiden bepflanzt worden, worauf sie Inseln, Waarden und Wårder genannt werden. Das Flußmaterial sind allerley große und kleine Steine, abgeschliffene Kiesel, Kies, Sand und Schlick (Thon und Dammerde). Der Rheinschlick besteht aus 85½ Gran Kieselerde, 3½ Gran Kalkerde und 5 Gran Verlust (vermuthlich durchs Feuer, also brennbare Materie). Aus Sand und Schlick machen die Flüsse fruchtbare Ländereyen, welche mit Dämmen umgeben Marschlande, Polder, heißen. Erstrecken sich die Flußbauwerke unmittelbar längs dem Ufer, so nennt man sie Uferwerke, Deckwerke; treten sie in den Strom hinein, so sind es Kribben (Stacken, Bühnen, Schlangen); am Seeufer auch wohl Höfster; erstrecken sie sich von einem Ufer zum andern, so heißen sie Enclavirung (Coupirung), Wehre u. s. w.

Erstes Kapitel. Von der Natur der Flüsse in denen keine (Meeres-) Fluth statt findet §. 27–53. Die Eigenschaften des Wassers haben Einfluß auf seine Bewegung. Diejenige, welche die Bewegung verzögert, ist die Klebrigkeit, womit die Wassertheilchen unter einander (Cohäsion) oder mit festen Körpern zusammenhängen (Adhäsion); letztere habe man auch anziehende Kraft genannt, aber es sey besser sie anhaltende Kraft zu nennen. Eine Fläche von 1 Quadratfuß (Rheinländisch) vom Wasser loszureißen erfordert 1 Pfund (nämlich vertical aufwärts; da wird das anhängende Wasser mit gewogen; nach horizontaler Richtung dürfte  $\frac{1}{2}$  Loth oder weniger genügen, die Klebrigkeit von 1 Quadratfuß zu überwinden. Und nur diese geringe Cohäsion ist es, die beym Laufe des Wassers in Betten und Röhren oder auch bey der Fahrt der Schiffe im Wasser in Betracht kommt). Die Klebrigkeit des Wassers sey vorzüglich sichtbar an den verschiedenen gefärbten Wassern zweyer zusammenfließenden Ströme, welche in dem vereinten Bette noch weite Strecken unvermischt neben einander fortfließen. (Diese sehr bekannte Erscheinung belegt der Verf. mit Beyspielen von vielen Flüssen in Italien, Frankreich, America ic. ohne sie zu erklären. Wäre das Wasser durchdringlich, so möchten zwey Ströme sich gleich bey der Confluenz, wo jeder seine Richtung fortsetzen will, vermischen. Wegen Undurchdringlichkeit, nicht wegen Cohäsion, müssen sie einander ausweichen, einer am rechten, der andre am linken Ufer fortgehen; und bliebe das gemeinschaftliche Bette gerade und regelmäßig, so wäre auch keine Ursache vorhanden, warum das Wasser vom rechten Ufer nach dem linken oder umgekehrt, gehen sollte, und beide Ströme könnten so unvermischt bis ins Meer gelangen. Indes Krümmungen des Bettes, allerley Anstöße und Hindernisse, Wind und Wellen, machen, daß die verschiedenen Wasser bald durch einander geworfen werden.

Es folgen noch verschiedene Erscheinungen an den Flüssen, welche irriger Weise der Cohäsion zugeschrieben werden, anstatt sie aus den ersten und wesentlichsten Eigenschaften des Wassers Schwere und Flüssigkeit sehr bestimmt folgen. Eins mag hier noch z. B. sehen: "In Canälen wird endlich dem untern Wasser nur lediglich von dem obern, vermöge der Cohäsion, Bewegung ertheilt. So urtheilt auch Guglielmini; er sagt: *la velocità de essa è ne' canali anche della viscosità.*" Indes so irrig und schülerhaft schreibt Guglielmini nicht. Hier sind seine Worte: *la velocità della superficie dell' acqua è sempre effetto della declività di essa, e ne' canali orizzontali anche della viscosità, che si trova fra le parti dell' acqua;* d. h. die Geschwindigkeit in der Oberfläche ist allezeit eine Wirkung des Abhangs dieser Fläche, und in horizontalen Canälen auch der Cohäsion der Wassertheilchen untereinander. Die Bewegung des untern Wassers erklären alle Hydrodynamiker sehr leicht aus dem Drucke des obern; nur bey der obersten Schicht, die kein Wasser mehr über sich hat, war man verlegen, die horizontale Bewegung zu erklären, und Guglielmini hielt die Neigung der Oberfläche che è insensibile, allein nicht hinreichend, und schrieb der Cohäsion eine Mitwirkung zu. Der allezeit gründliche, oft zugleich witzige, Kästner läßt die obere Schicht lieber auf der nächst unterseit, wie auf einem Wagen fahren, als durch Cohäsion schleppen, die zum flüssigen Körper nicht eigentlich gehört (Hydrodyn. zweyte Auflage S. 266). Jetzt weiß man, daß alle in Flüssen und Canälen fließende Wasser jederzeit eine geneigte Oberfläche haben, ihr Bett mag horizontal, oder wie man will, geneigt seyn; und so genügt die Schwere der Wassertheilchen ihre Bewegung zu erklären). "Die Adhäsion des Wassers an Ufer und Bett ist wohlthätig, weil sie die Geschwindigkeit mindert;" sehr wahr;

jedoch wenn Schilf und Rohr im Flusse wachsen, könnte auch wegen der Adhäsion der Ablauf ganz stocken und der Fluß zum Sumpf werden. Uebrigens müßte billig hier überall Cohäsion für Adhäsion gesetzt werden; es wird nämlich allemahl Wasser von Wasser, und nie Wasser von den festen Flächen getrennt, die immer naß bleiben. Ganz richtig sind auch die Verhältnisse zwischen Profilen und Geschwindigkeit im Beharrungsstande, welche der Herr Verf. sehr deutlich ausdrückt; nur wird man dem nicht bestimmen, was er bey dieser Gelegenheit von Aufhebung des wechselseitigen Druckes der Profile vorträgt, auch nicht, daß auf horizontalen oder steigenden Boden des Bettes kein Beharrungsstand statt finde. Der Beharrungsstand des Stromes auf einer Flußstrecke erfordert offenbar weiter nichts, als die Gleichheit zwischen Zufluß und Abfluß an beiden Enden der Flußstrecke, womit die Beschaffenheit des Grundbettes in keiner Verbindung steht. Auf die Frage: Ob bey einer gewissen Höhe des Stromes die Geschwindigkeit im Beharrungsstande oder im Sinken und Steigen der Oberfläche größer sey; würde Rec. antworten: bey gleichem Wasserstande am Flußwasser hängt die Geschwindigkeit von der Neigung der Oberfläche ab; aus den Ursachen des Steigens oder Fallens des Stroms findet man leicht, ob die Neigung, mitfolglich die Geschwindigkeit größer oder kleiner geworden. Z. B. ein Strom sey auf eine gewisse Strecke bey 4 Fuß Höhe im Beharrungsstande; so kann er in veränderlichen Zustand kommen dadurch, daß entweder sein Abfluß vermehrt oder vermindert wird, oder daß sein Zufluß ab- oder zunimmt, oder auch allein dadurch, daß der Wind seinen Ablauf begünstiget oder demselben zuwider läuft. Wir wollen beyspiels halber annehmen, daß unterhalb der Strecke eine Meeresfluth eingetreten oder auch starke Regengüsse gefallen und die zusießenden Bäche den Hauptstrom erhöht,

folglich dessen Neigung von oben her vermindert haben, so wird unsere Flußstrecke aus dem Beharrungsstande kommen, gerade deswegen, weil sein Abfluß oder Geschwindigkeit jetzt kleiner geworden, als sie im Beharrungsstande war. Geschieht die Veränderung durch einen vermehrten Zufluß von oben, so wird es sich damit umgekehrt verhalten; die Geschwindigkeit wird größer seyn während des Steigens, als sie vorher bey eben der Höhe des Stroms im Beharrungsstande war. Es folgen einige Tafeln über den Beharrungsstand des Rheins, Waal, Iffel; woraus erhellet, daß der Rhein selten zwey bis drey Tage in unveränderlicher Höhe sich erhält, auch daß diese kurze Beharrung in unveränderlicher Höhe bey sehr verschiedenen Wasserständen oder Pailhöhen, eintreten könne; daß sie beym höchsten und niedrigsten Stande eintreten müsse, folgt aus der Natur der Sache. 1766 im December und 1797 im März sey der Rhein am niedrigsten, zu Arnheim 1' 8" und 1' 3"; zu Nimwegen 1' 1" und 3' 10" gewesen, welche Beobachtungen zeigen, daß die Neigungsverhältnisse beider Orten nicht gehörig zusammenstimmen. 1797 stellte der Verf. hydrometrische Untersuchungen des Rheins an, welche ergeben: Wassermenge 76269 Cubicfuß; mittlere Geschwindigkeit 3529 Fuß, Größe des Profils 21017 Quadratfuß; Breite des Flusses 920 Fuß. Nach zwey andern Methoden gerechnet findet der Verf. andere Resultate, z. B. Geschwindigkeit 3,35. Wassermenge 70407 Cubicfuß. Die Geschwindigkeit wurde mit schwimmenden Stäben, auch mit einer hohlen Kugel gemessen. Die Neigung der Oberfläche war auf 1000 Fuß lang,  $\frac{1}{2}$  Zoll. Ferner werden die schätzbaren Holländischen Strommessungsarbeiten in Tafeln und Kupfern mitgetheilt, welche obwohl sie von Deutschen Hydraulikern, z. B. von Littelwein, Junk und andern, bereits verschiedentlich benutzt und bekannt gemacht worden, doch von unserm Verf. in mehrerer Vollständigkeit und an-

sehnlicherer Form hier gleichsam wie in einem Archiv niedergelegt, und auf immer der Vergessenheit entrissen werden. Dann folgen wieder eigene Messungen und Beobachtungen des Rheins, welche den außerordentlichen Fleiß und genaue Aufmerksamkeit des Hrn. Verf. auf diesen großen Fluß beweisen, und hier nur, wie Rec. glaubt, als einzelne Thatfachen stehen, um der Theorie des Flußbaues gleichsam zum Fundament zu dienen. Es folgen nun S. 54–82 die Schlüsse aus dem vorstehenden, wo der Verf. zuvorderst aus den Localitäten Tab. 4. 5. 6. und 17. die beobachteten Verschiedenheiten in der Geschwindigkeit des Stroms erklärt, und zu den Ursachen, welche den Stromlauf verzögern, mit die Widerströme zählt, welche unterhalb den vortretenden Bauwerken oder anderen Hindernissen entstehen; auch wenn der Strom über Kribben, Buhnen, Conspirungen und Wehre fällt, oder wenn ein beengtes Profil sich plötzlich erweitert, wie die Donau oberhalb Linz, entstehen Strudel und Wirbel. Die Widerströme an den Einbauten könne man durch anzubauende Flügel größtentheils aufheben (auch wohl wenn man die Einbaue kleiner, kürzer und niedriger oder noch besser an ihrer Statt Deckwerke machte). Am besten und zweckmäßigsten sey ein Fluß mit parallelen geraden Ufern, dessen Stromrinne in der Mitte, und das Querprofil ein Halbkreis sey; obgleich bey natürlichen Flüssen diese Data nicht zutreffen, so sey er doch das Ideal, welches die Wasserbaukundigen in den mehrsten Fällen bey Vorschlägen zu Rectificationen vor Augen haben müßten. Der Stromstrich in der Mitte zwischen beiden Ufern ist gut, wird auch zuweilen, insonderheit bey kleinen Flüssen angetroffen; das übrige dieses Ideals stützt sich gewiß weder auf Erfahrung noch auf vernünftige Theorie. Parallellufer erfordern unveränderliche Breite; aber das wahre Bild eines Flusses ist einem System von Adern oder einem Stamm mit unzähligen Aesten und



Zweigen ähnlich, die von obenher bey jedem Zusammenstoß sich erweitern. Ein gerader Fluß ist in der That ein Urding; sein gänzlicher Mangel an Schiffahrt wäre vielleicht sein geringstes Uebel. Weil indeß die Flüsse zwischen den Krümmen doch einzelne Strecken haben, die beynahe gerade sind, und des Verf. Ideal bloß darauf gerichtet ist, den Strömen mehr Tiefe zu verschaffen, so hätte es ihm geziemt, aus seinen vielen Beobachtungen und Flußarten Belege anzuführen, daß die Flüsse auf den geraden Strecken mehr Tiefe haben, als in den Krümmen; Rec. hat dieß umgekehrt, die geraden Strecken am seichtesten gefunden, wenn sie nämlich natürlich, nicht durch Bauwerke beengt, waren. Das halb kreisförmige Profil mag gar wohl für gemauerte oder in Felsen ausgehauene Canäle und Wasserleitungen passen; es dürfte jedoch Niemanden, der richtige Begriffe vom Zusammenhange des Erdreichs und von den angreifenden Kräften des Wassers und Eises hat, einfallen, dergleichen bey natürlichen Flüssen einrichten zu wollen: dieß hat der Verf. auch selbst in den nächstfolgenden Zeilen verbessert. Auch ist es richtig, was folgt, daß die Serpentinien die Geschwindigkeit des Stroms vermindern. Aber der Verf. hat uns ja oben gesagt, daß diese Verminderung durch Cohäsion wohlthätig sey, hier aber soll sie nachtheilig seyn, und die Serpentinien mittelst Durchstiche weggeschafft werden. Die Wahrheit ist, daß Flußkrümmen im allgemeinen nützlich und nothwendig sind, daß aber nicht alle Krümmen allen Flüssen conveniren, und oft einige derselben nachtheilig werden. Auch nimmt der V. das den Durchstichen ertheilte Lob zum Theil zurück, und einige Flüsse davon aus, wo es doch besser gewesen wäre, alle Flüsse zu behalten, und nur einige Krümmen, z. B. des Rheins, wo von so viele Karten beygefügt sind, als nützlich oder schädlich auszuzeichnen oder auch bestimmtere Regeln auszumitteln, wo Durchstiche zu machen sind und wo nicht. Was bey dieser Gelegenheit irriger Weise über Fließkraft gesagt

wird, übergehen wir, weil es aus gewöhnlichen Lehrbüchern bekannt ist, daß Körper, in krummen Linien bewegt, eine Fliehkraft äußern, und daß hiervon Wasser und Eis keine Ausnahmen machen können. — Nicht weniger ist der Satz fehlerhaft: daß der Abfluß zweyer Flüsse in ihrer Vereinigung gestört oder beschleuniget werde, je nachdem sie unter einem stumpfen oder spitzen Winkel zusammentreffen, wie aus der Mechanik bekannt sey; wo dieser Satz doch wohl nirgends angetroffen wird. Es muß heißen: allezeit mehr oder weniger gestört, nachdem der Confluenzwinkel größer oder kleiner ist. Eine Beschleunigung der gesammten Masse kann hier nicht eher erfolgen, bis beide Ströme, völlig vereint, nach einer und derselben Richtung sich bewegen. Stumpfe Winkel mögen hier auch sehr selten seyn, bey dem angeführten Beispiel vom Mayn u. Rhein kann Rec. nach des V. eignen Karten nichts stumpfwinkliges wahrnehmen. Sehr gründlich widerlegt der V. die Paradoxa des Gomete, daß ein Fluß durch vermehrte Zuflüsse aus andern nicht anschwellt, &c. Auch ist es richtig, daß man die Flüsse nach spitzen Winkeln zusammenleiten müsse; doch ist des V. Vorschrift: den Winkel so spitz als möglich zu nehmen, nicht allgemein; soll der Abfluß des Nebenflusses in den Rezipienten aufs beste begünstiget werden, so muß er nach der Linie des größten Abhanges sich darein ergießen. Das Niveau, nicht das Winkelmaß, gibt eigentlich das Gesetz, wonach die Natur die Flüsse vereiniget, und wonach die Confluenzwinkel gewöhnlich nicht sehr spitz, aber auch ordentlicher Weise nie stumpf ausfallen. Was von der Theilung der Ströme in verschiedene Aeste gesagt wird, läßt größtentheils darauf hinaus, daß man dabei so verfahren müsse, wie die Holländer bey der Theilung des Oberrheins in die Waal u. Niederrhein, Issel, Pannerdenschen Canal, es gemacht haben. Die Beschreibung von der Lage und Gestalt der Flußinseln, erläutert der V. sehr gut, durch die mitgetheilten Karten vom Rhein; auch werden die Eisdämme, Verstopfung des Stroms von angehäuften Eisschollen, beschrieben. Die Mittel dergleichen zu verhüten seyen Durchstiche, reguläre Flußbetten, hohe Ufer und Deiche. Da man aus dem vorhergehenden weiß, was der Verf. unter regulärem Fluß versteht, so wird man die Unmöglichkeit der Ausführung dieser Mittel daraus begreifen, und leicht erkennen, daß dem V. die nächsten Ursachen vom Entstehen der Inseln und Eisbänke unbekannt geblieben sind. Auch das Fortwälzen des Flußmaterials, das Schwimmen des Thons, Sand u. Erde im Wasser, sieht der V. als eine Ursache der Verminderung der Geschwindigkeit an, wo doch wohl eigentlich das Festliegen mehr hindert als das Schwimmen. Wie dieß Material oben in

den Flüssen zwischen den Gebirgen gröber, weiter unterhalb immer feiner werde, im Fortgange übereinander rollend sich abschleife und abrunde, erzählt der B. aus eignen u. anderer Beobachtungen sehr gründlich. Mitunter sind freilich auch hier einzelne Fehlschlüsse; z. B. anstatt Guglielmini sehr richtig sagt und beweiset, daß der Abhang der Flüsse von dem losen Material ihrer Betten so gebildet werde, daß allemahl leichteres Material mit kleinerem Abhang verbunden u. dieser größer sey in Gebirgen, wo die Flußbetten mit feinen und Kiesel bedeckt sind als in den Plänen, wo die Flüsse Sand führen; auch hier wiederum größer als in solchen Gegenden, wo Thon u. Schlamm auf dem Boden der Flüsse liege — hält unser B. dieß für irrig, und sagt (S. 77): die Natur kennt die Gesetze wonach die Flüsse sich in ihrem Laufe richten; sie gab also denjenigen Flußbetten einen größern Abhang, in welchen Kiesel geführt werden, als denen, worin nur Sand abrollt, damit eine solche Geschwindigkeit entsteht, vermittelst welcher der Kiesel fortgerollt werden könne! Buat beschreibt sehr richtig und wahr, wie der Strom den Sand in Furchen auf dem Boden des Flußbettes fortschiebt; unser B. sah dergleichen Furchen nur an seichten Stellen, wo der Wind hinwirken konnte; und schließt aus seinen unvollkommenen Beobachtungen, daß Buat geirrt habe. Schon haben andere ihn dieß nachgeschrieben; wie denn gewöhnlich Irrthümer sich leichter verbreiten als die Wahrheit. Ueber Aenderung der Bewegung des Sandes nach Verschiedenheit der Geschwindigkeit des Stromes findet man Nachricht in Voltmans Venträgen 4. Bd. S. 10. — Außer der trüben Materie, welche die Flüsse ins Meer führen, und welche nach einigen von Kästner gesammelter hier mitgetheilten Nachrichten meistens zwischen  $1/100$  und  $1/1000$  Theil vom Gewicht des Wassers betragen, glaubt der B., daß auch aus der Mischung von Flußwasser mit Meerwasser, so wie vom Sauerstoffe des Regenwassers Schlack entstehen könne; und wundert sich, daß diese für die Geologie (Theorie der Erde) und Hydraulik wichtige Theorie sehr der Erscheinung der ersten Aufsicht nicht die Aufmerksamkeit der Naturforscher erweckt habe. Rec. muß doch gestehen, daß die Vermischung des Kalk und Salz in dem Schlack der Seemarschen und Flußmündungen zu erklären, er wo nicht an die mögliche Abstreifung von Kalksteinen, doch an die gewisse Zertheilung einer unendlichen Menge von Muschelschalen denken würde. Und was das Salz betrifft, so weiß ein jeder, daß wenn der Schlack getrocknet wird, das Wasser verdunstet, und das Salz zurück läßt. Da nun auch nach des B. eignen Erklärung der große Sandvorrath an den Mündungen der Flüsse von zertheilten Steinen herrührt, auch Thon und Dammerde mehr als zur Bildung der Inseln und Anwüchse nöthig scheint, von den Strömen herunter geführt wird; so mögen auch die Naturforscher keine Veranlassung finden, die Erhöhung der Flußmündungen und Meerbusen aus dem Sauerstoffe oder andern chemischen Zerlegungen des Wassers zu erklären.

Die Fortsetzung folgt.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

17. Stück.

Den 29. Januar 1816.

---

London.

An Essay on the Nature of Scrofula with evidence of its origin, from disorder of the digestive Organs, illustrated by a number of Cases successfully treated, and interspersed with observations on the general treatment of Children. By *Richard Carmichael*, Surgeon (zu Dublin). 1810. 111 Seiten in gr. Octav.

In der Zueignung an *Abernethy* rühmt der V., daß in der Hauptsache Hr. A. vor ihm in seinem Werke, *Obs. on the constitutional Origin and treatment of local Diseases*, dasselbe schon gelehrt habe. Chap. I. Consideration of the remote and proximate causes of scrofula. Man habe den Zustand der Verdauungswerkzeuge bey den Scrofeln übersehen, weil man mit Eullen der Meinung war, daß sie durch eine eigene angeerbte Schärfe entstünden, da er doch klar beweisen könne, daß Unordnungen in den Verdauungsorganen vor den Scrofeln vorhergehen und dieselben begleiten, so daß die meisten Zufälle lediglich aus dieser

Ω

Quelle kämen. So komme die Anschwellung der Oberlippe auch von Würmern ohne einen Verdacht von Scrofeln. Wunde Ränder der Augendeckel kommen von Reizen in den ersten Wegen. Gewöhnlich ist daher der Stuhlgang unnatürlich grün, oder schwarz und schleimig. Der Verf. erzählt sieben Fälle, welche, wenn man sie auch nicht für scrofulose gelten lassen wollte, doch hinreichend beweisen, daß Geschwülste der Säugaderdrüsen am Halse von Unordnungen in den Verdauungsorganen entstehen. Daher entsteht auch der Heißhunger scrofuloser Kinder. Wegen der großen Leber zeigt sich Calomel fast in allen Kinderkrankheiten so heilsam, da es nämlich ganz entschieden die Gallenabsonderung befördert. Scrofeln die so vieles mit der Diabetes gemein haben, haben auch mit ihr zum gemeinsamen Ursprunge die Unverdaulichkeit. Eine Lachmuspapier roth färbende Säure, dem Essig gleichend, wird wirklich im Magen und Dünndärmen kranker Kinder entwickelt. *Want of Exercise, occasioning a vitiated state of the digestive Juices, considered as an exciting cause of scrofula.* Da die Galle durch Venen abgefordert wird, so erhellt daraus der Nachtheil vom Mangel an Leibesbewegung, welche den Lauf des Bluts durch die Venen befördern sollte. Um Kinderkrankheiten zu verhüten, solle man daher ihre Lust an Leibesübungen so wenig als möglich hindern. Wenn die Galle ein Alkali enthält, so enthalten dagegen die Secretionen der Haut, der Nerven und der Lungen eine Säure, welche durch Mangel an Bewegung nicht gehörig fortgeschafft, in die Därme abgesetzt wird, den Magensaft und pancreatischen Saft verdirbt, und daher mehr oder weniger das in der Galle enthaltene Alkali neutralisirt. Ja, der Mangel gehöriger Leibesbewegung macht, daß sich die Qualität

der Verdauungssäfte verdickt, und die Nahrung in Essiggährung übergeht. Daher auch Leute, denen er gegen Leibesverstopfung anrieth, nur funfzehn Minuten lang des Morgens sich heftig zu bewegen, bald ihre Arzneyen weglassen konnten, an die sie sich gewöhnt hatten. Allgemeine Leibesbewegung befördert sowohl die Absonderung der Galle, als die Wirkung der Därme. Er fand daher in Leichen scrofuloser Kinder wirklich die Leber vergrößert, so wie auch Eicutaud schon mehrere Mahle dieß anmerkte. Von 24 Mädchen einer Parochialschule ward ein Drittel sehr bald scrofulos, weil man sie im Zimmer hielt, seitdem ihr Gärtchen überschwemmt war. Cold, moist Air, considered as an exciting Cause of Scrofula. Dieser Satz wird von dem Verf. klar bewiesen. The Exanthemata considered as exciting Causes of Scrofula. Masern, Scharlach und Pocken verursachen öfters Scrofula, weil sie den Verdauungsorganen Nachtheil bringen. Die ehemalige Praxis, nach solchen Krankheiten Abführungen zu geben, war daher so ganz unrecht nicht. Ace-cent Diet considered as an exciting Cause of Scrofula. Menschenmilch wird nach Clarks zu Dublin Versuchen bey weitem nicht so bald sauer als Kuhmilch, ob Hr. Clark gleich irrt, wenn er deshalb dieß Vorherrschen der Säure im Darmcanale der Kinder nicht zugeben möchte. Die Muttermilch enthält anfänglich weit mehr phosphorsauren Kalk, als in der Folge, um den Knochen des Kindes baldigst Stärke zu schaffen. Hr. C. dringt daher um so mehr auf das Selbststillen der Kinder von ihrer Mutter. Denn keine Amme hat so leicht für ein Kind die ihm angemessene Milch. Er sah nie äußerliche Drüsen geschwollen, ohne daß nicht zugleich, folglich auch vorher, die Gefrös- oder inneren Drüsen geschwollen gewesen wären, aber er fand wohl

geschwollene innere Drüsen ohne geschwollene äußere Drüsen. Chap. 2. The Treatment of Scrofula. Da, wie gezeigt worden, Indigestion die nächste Ursache der Scrofula sey, so müsse auch die Haupt-Indication der Behandlung auf die Entfernung derselben eingerichtet werden. In Ansehung der Diät geht nichts über die eigene Muttermilch. Nächst derselben gekochte Kuhmilch mit Kaltwasser, Gersten-, Reis- oder Habersuppe. Fleisch-Nahrung nach den Umständen. Man verhöte Ueberfütterung. Wegetabilien sind zu vermeiden, weil sie schwer zu verdauen und zur Essiggährung geneigt sind. Wein fand er nachtheilig. In Ansehung der Leibesbewegung gestatte man den Kindern möglichste Freyheit, indem sie sowohl Scrofula verhütet, als heilt. Man lasse die Kinder mit Fleischbürsten reiben, und sorge für gesunde Luft. Von kaltem Baden sah er mitunter die traurigsten selbst tödtliche Folgen. §. 63 I firmly believe, that the indiscriminate use of cold bathing, in this disease, destroys in a single year the lives of many more than it could relieve in a century. Laues Seewasser hingegen müsse er höchlich rühmen. Die Kleidung sey warm. In Ansehung der Arzneyen beobachte man die oben angeführten Vorschriften, so sind schon die Hauptsachen geschehen, weil ja kein specifisches Scrofulgift existirt. Hr. Carmichael fängt seine Behandlung mit einer Abführung aus Calomel mit Rhabarber an, welche er Abends nehmen läßt; den nächsten Morgen darauf läßt er Magnesia vitriolata, daneben ferner Carbonates of Poda and lime nehmen. Bey Erwachsenen noch Asa foetida und Aloe nach unvers sel. Richters Rathe. Zur örtlichen Behandlung wählt er die mildesten Mittel. Auch nutzen Reibungen mit einer Bürste und Electricität. Er stimmt nicht für das Oeffnen mit der

Lanzette, wenn die Geschwulst auch noch so viel Eiter zu enthalten scheine, weil er nach der Oeffnung garstige Narben, nach der natürlichen von selbst erfolgenden kaum merkliche Narben sich bilden sah. Fein gepulverte Kreide dick aufgestreut beförderte am besten die Heilung scrofulöser Geschwüre. Chap. 3. Cases of scrofula, and general Observations. In allem 35 Fälle. Eines der Kinder, deren Geschichte der Verf. erzählt, hatte sich die Scrofuln durch den Genuß von vier Pfund Manna zugezogen. Die Beispiele, daß Scrofuln durch schlechte Zimmerluft entstanden, kamen im Jahre 1809 zu Dublin im House of Industry so häufig vor, daß man allgemein glaubte, Scrofuln müßten ansteckend seyn. Seitdem man daselbst nun Reis statt Calceannon, (ein Gericht aus Kohl, Rüben und Kartoffeln) eingeführt hat, kommen sie auffallend weniger vor. Sehr wahr, beherzigenswerth und mit unserer mehr als dreißigjährigen Erfahrung vollkommen übereinstimmend, schreibt der Verf. S. 99: I conceive that if the attentions prescribed relative to nursing, diet, exercise, air, and general treatment of children were duly observed, scrofula would never make its appearance, except in those infants who come into the world with frames so weak, and bodily powers so defective, that their organs are incapable of exercising the functions for which they have been provided. Ja selbst in so schwächlich gebornen Kindern lassen sich Scrofuln abhalten, so wie im Gegentheile die gesündesten stärksten Kinder scrofulös gemacht werden können. Was er darüber commentirt, ist äußerst gründlich, aber keines Auszuges fähig, und verdient im Zusammenhange studiert zu werden. Noch schildert er den Unterschied zwischen Scrofuln und Krebs, worüber unser B. gleichfalls



um so mehr gehört zu werden verdient, als wir ihm das (im 168. Stück v. J. S. 1657) angezeigte treffliche Werk upon Cancer verdankten. S. 137. To me it appears that they (scrofula and rickets) are but modifications of the same disease arising from the same identical cause. Auch Bonhomme, Weirac und Wisemann bestärkten ihn in der Meinung, daß sowohl Scrofula als Rachitis von Säure in den ersten Wegen entstünden. Wir wünschen, daß dieses nützliche Werk durch eine gute Uebersetzung allgemeiner bekannt würde.

### Leipzig und Altenburg.

Von J. A. Brockhaus: Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, seit dem Anfange der Französischen Revolution. Von Friedrich Saalfeld, Professor in Göttingen. Ersten Bandes zweite Abtheilung: von dem Anfange der Französischen Revolution, bis zur Gründung der Französischen Republik. Von 1789 bis 1792. 1816. S. XXVI. 496 in Octav.

In dieser zweiten Abtheilung des ersten Bandes seiner allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit, hat der Verfasser, wie der Titel besagt, die Geschichte von 1789 bis gegen das Ende des Jahres 1792 zu geben versucht, ein Zeitraum der zwar nur wenige Jahre zählt, dagegen aber an großen, folgereichen Begebenheiten desto reicher ist; es ist die erste Periode jener gewaltigen Umwandlung, welche seit dieser Zeit beynahe ohne Unterbrechung, wiewohl in verschiedenen Formen, die gesammte cultivirte Welt erlitten. Wir begnügen uns eine kurze Anzeige der einzelnen Abschnitte des Werkes zu geben. Der erste Theil desselben enthält die Geschichte des südlichen Europäischen Staatensystems und zwar 1) die Geschichte der Französischen Revolution, 2)

die Veränderungen in den übrigen Hauptstaaten des westlichen Europa's; der zweyte Theil, der die Geschichte des nördlichen Europäischen Staatensystems behandelt, erzählt 1) die Geschichte der Polnischen Verfassung vom 3ten May 1791 und 2) die Veränderungen in den übrigen Staaten des nördlichen Europa's. Der dritte Theil endlich beschäftigt sich mit der Geschichte des Colonialwesens in folgender Ordnung: 1) Nordamerica; 2) Westindien; 3) Spanisches und Portugiesisches America; 4) nordwestliches America; 5) Africa; 6) Ostindien; 7) Australien. Angehängt in zehen Beilagen sind einige der wichtigsten, diesen Zeitraum betreffenden Actenstücke; eine genaue Inhaltsanzeige ist dem Ganzen vorgesetzt.

### Riel.

De modo oratori sacro in movendis animis diligentius servando. Commentatio exegetico homiletica, quam theologiae publicam ordinariam professionem in academia Kiliensi rite adeundi causa scripsit *Ioannes Christophorus Schreiter*, Philos. D. AA. LL. Mag. et theolog. P.P. designatus. In bibliopolio academico. 1815.

Außerdem daß sich die vom Verf. gewählte Materie sehr gut zum Programme bey Besteigung des homiletischen Lehrstuhles eignet, ist sie doch noch immer nicht so durchgesprochen, daß eine wiederholte Bearbeitung derselben, besonders von der Seite, von welcher sie der Verf. aufgefaßt hat, als überflüssig zu betrachten wäre, zumahl da die Prediger im Ganzen geneigter seyn möchten, durch Beschäftigung der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens, im engeren Sinne des Wortes, bloß zu rühren, als durch Beschäftigung der Vernunft und des Verstandes, im weiteren Sinne, zu erbauen, und doch das Eine geschehen und das Andere nicht unterbleiben sollte.

Nach Ausmittelung des Begriffs der Nahrung in homiletischer Beziehung, nach einer nähern Bestimmung dessen, wodurch wahre Nahrung bewirkt werden müsse, und welche Wahl der Materie man in dieser Absicht zu treffen habe, und nach einer mit Recht bejahenden Antwort, auf die Frage, ob der Prediger auch rühren dürfe? kommt der Verf. S. 25 zum Hauptthema, was der Titel ankündigt, bestimmt aber im Ganzen nicht so wohl den modum in movendis animis servandum, als daß er vielmehr die Hülfsmittel des Studiums der Psychologie, der Lectüre der, besonders alten, Redner und Dichter ic., und die Bedingungen einer natürlichen eignen Anlage und Seelenstimmung dazu, eignen Frömmigkeitssinnes und reifer Beurtheilung aufzählet, wiewohl doch bey Erörterung dieser letzten Bedingung näher gezeigt wird, wie das eigne Urtheil über die Nahrungen, deren die Zuhörer fähig sind, über Qualification der Materie selbst zur rührenden Darstellung, über schickliche Veranlassung dazu, über die Art und Dauer der Nahrung, und somit also auch über den modum servandum entscheiden müsse.

Das Ganze zeugt von einem eignen reifen Urtheile des Verfassers und von genauerer Bekanntschaft mit der alten classischen Litteratur und mit der Geschichte der Homiletik, so daß diese Schrift einen gründlichen Lehrer der homiletischen Kunst ankündigt. Insbesondere gereichte es Rec. zum Vergnügen, daß er sich bey Gelegenheit der schicklichen Wahl der Materie zur Nahrung der Gemüther, entschieden gegen den wieder auflebenden Mysticismus erkläret, von welchem die Geschichte der Homiletik so viele warnende Beyspiele und Wirkungen aufzuweisen hat.

---

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

12. u. 19. St.

Den 1. Februar 1816.

---

**München.**

Die theoretisch-practische Wasserbaukunst des Hrn. v. Wibeking (s. oben S. 145) handelt im zweiten Abschnitt des ersten Kapitels von der Natur der Flüsse in welchen Ebbe und Fluth geht. S. 83 – 187. Der Verf. gibt zuerst allgemeine Begriffe von den Ursachen der Ebbe und Fluth nach der bekannten Newtonischen Theorie von der Attraction. Von dem was Rec. über die Materie gelesen, hat ihn die Erklärung von Prof. Hube (Naturlehre 3. Band 30. Brief 1c.) am meisten befriedigt. Unser Verf. theilt verschiedene über Ebbe und Fluth in Holland und zu Curhafen angestellte Beobachtungen mit, aus welchen erhellt, daß auch der Wind Einfluß auf die Bewegung des Wassers hat; und z. B. Seewinde die Fluthen erhöhen. Sehr richtig findet Rec. die Bemerkung des Verfassers, daß in der Nähe der Küsten Fluth und Ebbe von lebhaften Strömen begleitet werde, diese Ströme werden nicht so merklich in hoher See, im Weltmeere seyn, woselbst auch Fluth und Ebbe nicht so erheblich ist; indeß muß überall

X

wo eine Erhöhung und Erniederung der Wasserfläche statt findet, auch etwas Strom oder Zu- und Abfluß seitwärts her vorhanden seyn, oder wenn das Weltmeer auf einer Stelle seine Oberfläche erhebt, so muß von andern Stellen wo es sich erniedriget, Wasser herbenströmen. Damit kann übrigens gar wohl eine Oscillation oder periodische Abwechselung bestehen; so wie eine am Faden oscillirende Kugel sich eben sowohl von Ort zu Ort bewegt, als eine andere die auf einer geneigten Ebene herabrollt. Man muß aber Bewegung der Fluth und Fluthstrom nicht verwechseln, wie S. 110 geschehen ist. Dieser hat selten eine Geschwindigkeit über eine bis höchstens zwey geogr. Meilen in einer Stunde; jene müßte nach der Newtonschen Theorie in 24 Stunden 50 M. ganz um die Erde laufen. Diese Fluth hat wohl nicht Zeit sich zu bilden; ein beständiger Strom von Osten nach Westen zwischen den Wendekreisen mag ihr Werk seyn. Allein diejenigen Fluthen, welche wir wirklich entstehen sehen, bewegen sich doch auch mit einer Geschwindigkeit, die zehn bis zwölfmahl größer ist als der Strom, der allezeit mit ihnen als Ursache oder Wirkung gepaart ist, wovon man sich aus den Seekarten leicht überzeugen kann. Stellen wie folgende: "Je seichter nun das von der Sonne und dem Monde aufgezogene Meer ist, desto höher wird es gehoben werden können, weil vermöge der Cohäsion des Wassers, die obere Wasser nicht allein, sondern auch die untern, und zwar bis auf eine gewisse Tiefe, eine oscillirende Bewegung erhalten können," beweisen, daß der Verf. doch besser gethan hätte, die Erklärung von den Ursachen der Ebbe und Fluth lieber stillschweigend zu übergehen. Ganz richtig und bekannt sind folgende Lehrrsätze des Verfassers: Fluth- und Ebbestrome sind in keinem Beharrungsstande; das Seewasser kommt nicht so weit

in den Fluß hinauf als die Fluth, das Wasser des Fluthstroms kann nicht über das Wasser des Ebbestroms weggleiten; in Meerbusen (Seegaten) und Flußwindungen, wo Ebbe und Fluth aus- und einströmt, sind (in einer und derselben Strombahn,) die engsten Stellen mit den größten Tiefen gepaart. Zweifelhast oder wenigstens Einschränkung bedürftend, scheint Rec. der Satz: Daß die Fluth höher in einen Fluß hinauf treten werde, wenn man dessen Mündung erweitert; und gänzlich irrig der folgende (S. 116): "Die in Flüssen einströmende Fluth hat in der Nähe der Flußmündung eine positive, dann eine negative Neigung, das heißt des so genannten Fluthstroms oder eigentlich des rückwallenden Stromes Oberfläche erhebt sich Flußaufwärts. In der That ein äußerst auffallendes Phänomen." Ja freylich, ein wahres Wunderwerk, wenn es existirte. Denn wer hat wohl je einen ordentlichen Strom von mehreren Meilen lang gesehen, oder auch nur davon gehört, der seiner Neigung oder Abfall entgegen floß; wäre es so, so hätte auch der Verf. wirklich nicht Unrecht einer solchen Bewegung den Nahmen Rückwallung, oder irgend eine andere ungewöhnliche Benennung zu geben. Aber die Wahrheit ist, daß die Fluthströme in unsern Flüssen mit allen andern strömenden Gewässern nach einerley Gesetze sich bewegen und allemahl nach derjenigen Gegend fließen, wohin ihre Oberfläche geneigt ist. Die dem Verf. aus Holland mitgetheilten Flußbeobachtungen und Nivellements sind auch ganz in der Regel und analogisch richtig. Unter Verf. hat sie nur mißverstanden. Man stelle sich vor, es sey in einem Flusse, z. B. in der Maas von der Mündung landeinwärts, z. B. bis Dortrecht, in verschiedenen Puncten am Ufer genau beobachtet und angemerkt worden, wie hoch die ordinäre oder gewöhnliche Fluth daselbst

steigt. Durch diese Punkte, welche also die Höhe der täglichen Fluth für jeden Ort der Beobachtung angeben, ziehe man eine Linie, so ist nach der Meinung des Verf. diese Linie in der Oberfläche des Fluthstroms; und dieß ist sein erster Irrthum. Er hat nicht daran gedacht, was ihm seine eigene Tabelle sagt, daß zu eben der Zeit, wenn es vor der Maas volle Fluth oder Hochwasser ist, es ist zu Dortrecht ungefähr niedrig Wasser, oder Anfang der Fluth ist, woraus denn unmittelbar folgt, daß weil die Punkte des ordinär hohen Wassers beider Orten nach dem Niveaulement nahe genug im Niveau sind, die Oberfläche des Fluthstroms von der Mündung gegen Dortrecht abhangelnd seyn müsse, und zwar so viel, als der Unterschied des ordinär hohen und niedrigen Wassers zu Dortrecht beträgt. Dieser Unterschied kann wegen einer Anschwellung des Flusses durch Obenwasser verschwinden, in dem Fall wird aber auch der Fluthstrom nicht mehr bis Dortrecht sich erstrecken, wenn gleich daselbst Fluth und Ebbe, das ist Steigen und Fallen des beständig seewärts fließenden Stromes noch merkbar bleiben möchte. Und dieß ist der zweyte Fehler des Verf., daß er nämlich Fluthstrom mit einer andern Bewegung oder Wirkung der Fluth in seinen Begriffen verwechselt, und nicht daran gedacht hat, daß die Oberfläche eines Stromes sehr wohl nach den Perioden oder Eintritt der Fluth, steigen und fallen, und dabey gleichwohl beständig seewärts ablaufen kann. Es muß nämlich der Fluthstrom irgendwo im Flusse aufhören; die Grenze wo dieß geschieht ist veränderlich, mehr landwärts, wenn der Fluß in niedrigem Wasserstande, mehr seewärts, wenn er angeschwollen ist. Die Fluth selbst, oder ihre Wirkung, erstreckt sich allemahl über die Grenze des Fluthstroms hinaus, und es kann noch mehrere Meilen aufwärts der

Wasserspiegel einige Zolle oder Fuße steigen, woben theils gar kein Strom merklich, theils derselbe beständig seewärts abfließend ist. Hier hat nun die Fluth kein neues Wasser von unten herauf geführt, sondern sie hat nur den Abfluß nach unten vermindert, welches, wie im vorigen bereits angemerkt worden, allezeit ein Steigen der Oberfläche verursacht. — Daß es in demselben Flusse an einer Stelle am Ufer fluthen könne, wenn es gerade neben über noch ebbt; ist gleichfalls nur ein irriger Ausdruck aus Verwechslung der Begriffe. Die Fluth hat eine solche Ausdehnung im Meer, daß sie in mehreren Flußmündungen, z. B. Jahde, Weser und Elbe, zugleich eintritt, wie wäre es denn möglich, daß sie in einem Fluß sich nicht einmahl über die ganze Breite ausdehnen oder das Wasser an einem Ufer noch fallen sollte, wenn es neben über schon steigt? Es ist aber etwas ganz gewöhnliches, daß wenn die Fluth schon eingetreten, das Wasser überall schon steigt, alsdann der Ebbestrom noch eine halbe Stunde, eine Stunde oder länger fortwähret abzulaufen, und eben dies erfolgt meistens auch umgekehrt bey dem Anfang der Ebbe, daß nämlich der Fluthstrom noch eingeht, nachdem die Ebbe schon eingetreten ist. Auf die Weise geschieht es, daß in großen Flußmündungen und Seegaten, der Strom oft nie zum Stillstande kommt, sondern nur die Richtung ändert, indem er sich allmählich nach allen Compaßstrichen herum dreht, also daß auf die Weise aus dem Fluthstrom ein Ebbestrom wird und vice versa. In kleinen Flüssen hingegen ist der Wechsel von Ebbe und Fluth allemahl mit einem Stillstande des Stromes verbunden. Dieß mag genügen, des Verf. Vortrag über die Wirkung der Ebbe und Fluth zu berichtigen. Das Kapitel schließt mit einigen Bemerkungen über die Wellen und deren Wirkungen



auf Sand und Kiesel am Seeuftrande. Nec. würde in der so fehr beschränkten Behandlung dieses Gegenstandes die gelehrten Wörter Isochrone, Encloide, nicht vermifst, hingegen die Behauptung nicht erwartet haben, daß die Bewegung der Wellen illusorisch sey, und sie mit keiner Geschwindigkeit fortschreiten. Den gründlichsten Unterricht über die Wellenbewegung gibt nach unsrer Einsicht Prof. Gerstner in den Abhandlungen der K. K. Böhmischen gel. Gesellschaft 1802. Er ist nur zu kurz gefaßt und nur für wenige verständlich. Es ist aber die Wellenbewegung von so erheblichem Einfluß auf die Bildung und Zerstörung der Inseln und Küsten des Meeres, auf den Bau und Unterhaltung der Seedeiche, Molen, Häfen und Forts am Meere, daß eine ausführliche Erklärung von dem Entstehen, Beschaffenheit, Kräften und Wirkungen, der Wellen sehr erwünscht kommen würde.

Zweytes Kapitel des theor. Flußbaues. Die Hydrometrie (und Hydrographie) S. 108 — 113. Es sind zur Flußbaukunde generale und speciale Flußarten nöthig, deren Einrichtung, was und wie, alles darauf anzudeuten ist, der Verf. vollständig und zweckmäßig beschreibt. Ferner Wasserwerkpfähle (Flußmesser, Peilmaße) nach Fuß und Zollen eingetheilt, sind an bequemen Orten, wo kein Wellenschlag oder sonst Unterbrechung des Wasserpiegels ist, zu errichten und daran die Höhe des Stroms zu beobachten und zu notiren. Es sind dergleichen Flußmesser auch für die Flußschiffer sehr nützlich, und für diese zuerst in Holland, wo man sie Peile nennt, eingerichtet. Der Schiffer sieht an dem Peil eines Orts gleich, ob er Wasser genug habe, nach einem andern Orte, oberhalb oder unterhalb, zu gelangen. Insonderheit sind die Peile oder Flußmesser nützlich, wo zwey Flüsse zusammenkommen oder sich trennen.

Nothwendig sind auch die Tiefenmessungen des Flusses, mit Peilstangen, deren man von verschiedener Länge von 10 bis 54 Fuß haben, für größere Tiefen, die selten sind, das Senkbley (Loth) gebrauchen muß. Rec. hat nie Peilstöcke über 20 bis 24 Fuß, in größern Tiefen allemahl das Loth gebraucht; begreift auch nicht, wie Sparrel von 54 Fuß im lebhaften Strom auf die von dem Verf. angezeigte Art zu halten seyn würden, man möchte sie denn mit einer eisernen Spitze versehen, in den Grund stoßen wollen, welches doch umständlich seyn, auch keine genauere Maße geben würde, als die gebogene Lothlinie. — Wie aus den Tiefen die Profile zu zeichnen und zu berechnen, erläutert der Verf. sehr gründlich nach Beispielen von dem vortrefflichen, nun verewigten, Brünings. Die vorgeschlagenen Methoden, das Material des Bettes unter Wasser hervor zu heben, möchten wohl nur brauchbar seyn, wenn das Erdreich klebrig, oder auch kein merklicher Strom vorhanden ist. Irgend ein Baggergeschirr wird indeß dazu dienen können.

§. 114 — 221. Das Nivelliren oder Wasserwägen ist gleichfalls nothwendig, die Neigung des Stromes bey einem gewissen mittlern Wasserstande zu bestimmen. Die Beschreibung des Instruments und Verfahrens wird aus dem ersten Bande der ersten Auflage wiederholt. Sie ist vom Hrn. Kröncke auch bereits in Müller's practischer Abhandlung vom Wasserwägen mitgetheilt. Der Verf. hat indeß die von Hrn. Kröncke berechneten Tabellen über Abweichung der scheinbaren Horizontallinie wegen Krümmung der Erde und wegen Refraction weggelassen, und beschränkt seine Anweisung bloß auf das Nivelliren aus der Mitte der Abwägungs-Distanz. Nach dem Verfahren des Verf. würde die Richtigkeit der Abwägung davon abhängen, daß von zwey oder

drey Personen keiner einen Fehler machte. Das ließe sich nun wohl so weit verbessern, daß der Nivelleur gegen alle andere Fehler gesichert würde, nur die er selbst macht, ausgenommen. Und von dieser peinlichen Furcht, im Sehen, Aufschreiben oder Rechnen gefehlt zu haben, kann kein einfaches Nivellement, wie das aus der Mitte ist, befreien. Bey den Französischen *ponts et chaussées*, wo auch aus der Mitte nivellirt wird, ist vorgeschrieben, daß jedes Nivellement von einem andern Ingenieur muß wiederholt, und wenn dieß von dem erstern verschieden ist, wie es gewöhnlich ist, noch ein drittes Nivellement muß angestellt werden. Daß man auf diese Weise nichts gewisses herausbringt, sondern am Ende vielleicht mit einem Mittel aus allem sich begnügen muß, ist einleuchtend; und eben so einleuchtend, daß die Methode allein aus dem Mittel zu nivelliren nicht taugt, weil sie kein vollkommen zuverlässiges Resultat gibt. Wenn man hingegen aus den Endpuncten der Station nivellirt, und wie es Herr Müller in der angeführten Abhandlung empfiehlt, jedesmahl die Correctionen wegen Rundung der Erde, Strahlenbrechung und Fehler des Instruments, vornimmt, so gibt dieß ein doppeltes Nivellement, aber die Sicherheit geht wegen der Correctionen wieder verloren. Man thut also besser die Correctionen wegzulassen, und in diesem Fall ist auch das Nivelliren aus den Endpuncten nur einfach, und gibt allein ein vollkommen zuverlässiges Resultat. Man thut also am besten, die beiden einfachen Nivellements aus der Mitte und zugleich aus den Enden der Distanz zu verbinden, so geht man vollkommen sicher. Rec. hörte zufällig, daß der Hr. Senator Gildemeister in Bremen sich dieser Methode bey Gelegenheit der Abwägung eines Landstrichs zum Canal bedient habe. Dem Beyspiel

folgend fand jedoch Rec., daß wegen Messen, Aufschreiben und Rechnung halten, von den Instrumenthöhen, das Nivelliren aus den Endpancten noch immer dem aus der Mitte zu sehr nachstehe. Er suchte also diese Verdoppelung der Arbeit wegzuschaffen, welches geschah durch einen niedrigen Untersatz des Instruments, aus drey Latten verbunden, an deren Unterflache drey eiserne Spizen, und Oberfläche drey kleine Spurlöcher für die Füße des Stativs befindlich. Dieser Untersatz wird mittelst eines kleinen Taschen-Niveau horizontal auf den Grund, wo das Instrument stehen soll, festgesetzt, indem die eisernen Spizen desselben in den Boden, so viel als die wagrechte Lage erfordert, eingedrückt werden. Auf die Weise erhält das Instrument in allen Observationen einen wagrechten festen Stand, beständig von gleicher Höhe, indem die Spurlöcher ein unveränderlich gleichseitiges Dreieck geben, und so fallen die Instrumenthöhen aus der Operation gänzlich weg; man hat nur die beiden Zielhöhen zu notiren, deren halbe Differenz der Unterschied der Höhe der abgewognen Punkte, dasselbe nämlich was die ganze Differenz bey dem Nivelliren aus der Mitte ist. Beide Methoden sind nun gleich simpel, und beide vereint geben bey jeder Station zu erkennen, ob ein Fehler begangen worden. Wer sich einmahl an diese Methode gewohnt hat, wird sie nie wieder verlassen, wegen des angenehmen Bewußtseyns, daß man mit der vollkommensten Sicherheit für seine Arbeit einstehen könne. Dieses Nutzens wegen wird man dem Rec. diese kleine Digression zu Gute halten. —

§. 122 — 129. Die Geschwindigkeit des Stromes zu erforschen sind wirkliche Messungen nöthig. Sehr viel und weitläufig wird hier gegen Theoretiker und deren vorgebliche Bemühungen geredet, allgemeine

Formel zur Berechnung dieser Geschwindigkeit aufzustellen, woben denn auch manche Fehler des Verf. mit unterlaufen, wie S. 172, daß sich die Geschwindigkeiten bey dem Beharrungsstande wie die Profile verhalten, was auch S. 213 nochmahls wiederholt wird. Indesß scheint es mit den der Theorie gemachten Vorwürfen doch nicht sehr ernstlich gemeint zu seyn. Denn als Resultat von allen wird zum gründlichen Studium der Wasserbaukunde Herrn Langsdorff Lehrbuch der Hydraulik, und daneben Geschwindigkeitsmessungen empfohlen. Wie diese Messungen vorzunehmen, was für Instrumente (Strommesser) dabey zu gebrauchen, wird S. 130—142 vollständig und lehrreich beschrieben, wie solches aus der ersten Auflage erstem Band, größtentheils auch aus Brünnings Abhandlung über die Geschwindigkeit des fließenden Wassers von Hrn Krönke übersetzt, Frankfurt 1798, bekannt ist. Zum Beschluß dieser hydrometrischen Untersuchung wird S. 143 Geschichte des Flußbaues empfohlen, reelle über die natürlichen Veränderungen des Flusses, und raisonnirende über die Wirkung der Bauwerke. Wahr ist es, was der Verf. sagt, daß die Italiäner und Holländer mehr Geschichtliches über die Veränderungen ihrer Flüsse aufzuweisen haben als die Deutschen.

Drittes Kapitel der theoretischen Flußbaukunde. **Maximen und Grundsätze des Flußbaues.** S. 144—175. Der Verf. bringt die im ersten Kapitel angeführten Maximen hier nochmahls zur Uebersicht, und fügt eins und anderes hinzu, was dort nicht aufgenommen werden konnte. So findet man hier z. B. Bemerkungen über die schädliche Verengung der Ströme durch Brückenpfeiler mit einem lehrreichen Exempel von der großen Regensburger Brücke erläutert, nebst Vorschlägen dem Uebel abzuhelfen. Ferner eine interessante Erzählung von dem Berg-

sturz in der Schweiz zwischen den Zugger- und Pomerger-See den 2. Sept. 1807. Der Gipfel des Rothberges, etwa 2800 Fuß über das Thal erhoben, besteht aus Sandsteinen, weiter herunterwärts war der ziemlich steile Abhang von 40 Grad mit Thon belegt, und mit Nadelhölzern bewachsen. Regen- und Schneewasser hatte von oben herunter das ganze Thonlager durchdrungen, und flüßig gemacht, es glitt mit allen darauf stehenden Bäumen hinab ins Thal, worauf die Steinmassen, des Gegendrucks beraubt, in großen Blöcken bis zu 30,000 Cub. Fuß, mit außerordentlicher Geschwindigkeit nachschossen, und den Wald bedeckten, so daß bey der Trennung der abgestürzten Strecke eine verticale Steinwand stehen geblieben, das ganze fruchtbare verschüttet worden ist; nur zwey Bäume sah der Verfasser den 20. Sept. auf dem Schutt noch aufrecht stehen. Die Wirkungen solcher Bergfälle sind entsetzlich, sagt der Verf., ein Bild von dem mosaischen Chaos. In Tirol rechnet man 200000 Menschen, welche der Wildbäche wegen ein unsicheres Eigenthum haben. Mittel die Verwüstungen der Wildbäche (Sturzbäche) zu hemmen, ist Waldkultur und Thalsperren. Dieß letztere sind Dämme von Felsenblöcken, Faszinenwerken, Ristwerke von übereinander gelegten Balken mit Steinen gefüllt queer durch das Bette oder die Bergschlucht geführt, worin das Geschiebe und Gerolle herunter kommt. Diese Thalsperren werden den Abhang und die Geschwindigkeit der Sturzbäche unterbrechen; die Steine zurückhalten, und für das Wasser Ueberfälle bilden. (Da hier ein gewöhnlicher Boden von Erde und Kies und kein Felsen vorausgesetzt wird, so scheint es, daß doch Vorkehrungen nöthig seyn möchten, zu verhüten, daß am Fuße der Cascaden keine Auspülung entstehe, in welche das ganze Werk herabgleiten könnte.) In

weiten Thälern müssen die Ufer der Wildbäche befestiget und ihre Breite beschränkt werden. — Dimensionen der Bauwerke, die in den Fluß treten. Die Böschung des Kopfs und der Seiten ist nach der Geschwindigkeit des Stromes zu ordnen, z. B. für 6 Fuß Geschw. Anlage zur Höhe wie 3 zu 1; 4 Fuß Geschw. 2 zu 1 u. s. w. Wenn im Allgemeinen von der Form der Einbaue die Rede ist, würde Rec. es vollkommen zweckmäßig finden, die Dossirung nach der Stärke des Stroms zu reguliren; wenn aber, wie hier, bloß vom Bau mit Faschinen die Rede ist, möchte die Vorschrift besser heißen: Man mache das Werk so, daß es mit dem wenigsten Material die möglichst größte Festigkeit zum Widerstande gegen Strom und Eis erhalte. Und so wird man nach den Vorschriften von Vitruvius und Schemerl, aus deren vollständiger Beschreibung des Faschinenbaues man doch auch sieht, daß sie ihn gründlich kannten, keine flächere Böschung als 1 zu 1 oder höchstens  $1\frac{1}{2}$  zu 1 nehmen können. Was der Verf. über die Wirkung der Einbaue sagt, ist gründlich und belehrend. Sie wirken in breiten Strömen niemals auf die Sände neben über, und sind der Schiffahrt nachtheilig. Von den Wirbeln oder Widerströmen, welche durch angebaute Flügel, wie im ersten Kapitel bereits erwähnt, vermieden werden, wird hier noch manches gesagt, was Brünings, Tetens, Zenzdrini und Suntrichs darüber geurtheilt, (wo denn auch S. 232, wie fast immer, die Italiänischen Zeilen durch Sprach- und Druckfehler entstellt sind,) auch eigene Beobachtungen beigelegt, zu deren Erläuterung auf eine Zeichnung der Widerströme Tab. XV. verwiesen, und allgemein bemerkt wird, daß perpendiculäre Einbaue weiter entfernt seyn können als schiefstehende, oder daß bey gleicher Weite im Strom jene mehr als diese ablenken.

Zweiter Abschnitt oder practischer Theil der Flußbaukunde. Erstes Kapitel. Construction der Fashinenwerke. S. 176 — 198. Diese ist hier vollständig beschrieben und erläutert als in der ersten Ausgabe; das war auch nöthig, sonst wäre der Verf. gar zu sehr hinter Eytelweins practischer Anweisung zur Construction der Fashinenwerke, Berlin 1800, zurückgeblieben. Der Verf. scheint auch in der Methode, diese Art Werke auszuführen, gutes Zutrauen zu verdienen, da man wohl sieht, daß er viel schwierige Arbeiten ausgeführt hat. Er behauptet, daß die Fashinenwerke in den reißenden Bergströmen bey 16 Fuß Geschwindigkeit in jeder Tiefe sich ausführen lassen. Beym Zuschluß einer Coupirung am Rhein, die er bewerkstelligte, war die Geschwindigkeit des Stroms 11 Fuß in einer Secunde. — Zweytes Kapitel. Ausführung der Durchstiche und Gerademachung der Flüsse. S. 199 — 213. Wollte man die Durchstiche vollständig austräumen, so würden sie der Kosten wegen unterbleiben; also glaubt der Verfasser sey  $\frac{1}{5}$  bis  $\frac{1}{3}$  der ordentlichen Breite des Stroms auszugraben zureichend, und das übrige dem Strom selbst auszutiefen zu überlassen, es sey denn, daß der Strom zu schwach wäre, oder der Schifffahrt wegen, oder auch wenn man die Erde zu Deichen brauchte. Als berühmte Beispiele von Durchstichen werden beschrieben und durch Karten erläutert, der Bylandsche unterhalb Emmerich; des Verf. Correction der Donau bey Villingen; der Iser zwischen München und Ismaning, welche letztere in 38400 Fuß Länge Fashinenwerke über eine Million Fashinen enthält, (eine Recension von dieser ansehnlichen Arbeit befindet sich in diesen Anzeigen 86 Stück den 28. May 1808,) und die schwierigste von allen am Inn, vier Stunden unterhalb Kuffstein, welche der Verfasser von 1806 bis 1811



vollendet. Drittes Kapitel. Von den Verbesserungen der im ehemahligen Venetianischen fließend n schiffbaren und Entwässerungs = Canäle. Es sind Beschreibungen von den Flüssen, Canälen und Sümpfen dieser Gegenden mit bengefügten Bemerkungen des Verf. über die mögliche Verbesserung des Abflufs dieser Gewässer. — Lehrreich und auf Geschichte gegründet sind des Verf. Darstellungen von dem Laufe des Rheins und der Holländischen Flüsse, deren Veränderungen von der Natur, oder durch Bauwerke bewirkt, welches in dem vierten, fünften bis achten Kapitel S. 222 — 293 beschrieben wird. Es sind zum großen Theile Auszüge und Uebersetzungen aus Holländischen Schriften, welche der Verf. durch seine Bemerkungen und Vorschläge gegenwärtiger Flußbaukunde angeeignet hat.

Zweite Abtheilung des Wasserbaues. Erster Abschnitt. Theorie oder allgemeine Erklärung und Maximen des Seeuferbaues. S. 1 — 17. Beschreibung des Strandes von Holland. Er ist meistens sehr flach auf 1 Fuß Höhe 60 bis 90 Fuß Fall; Beschaffenheit des Sandes und Schlicks der Dünen und Inseln. Drey Arten Seeuferbauwerke Höfster, Parallelwerke und Uferbödhungen, oder Werke die Ufer und Deiche unmittelbar bedecken. Baumaterialien. Busch allein ist nicht zureichend. Auch Holzwerke sind nicht zu empfehlen, wegen Seewurmfräß, Werrasten der eisernen Bolzen und Nägel, auch wegen Vergänglichkeith des Holzes, und weil die Holzwände gegen den Wellenschlag zu steil ausfallen. Faschinenwerke mit Steiagrund und großen Steinen beschwert, sind am zweckmäßigsten, doch kann die Deconomie Ausnahmen erfordern. Alles sehr gründlich und wahr; auch scheint die angegebne Verhältniß zwischen Länge und Entfernung der Höfster schicklich. Die angegebne Höhe für Parallelwerke, den Spring-

fluthen gleich, ist offenbar zu klein, da diese Werke gegen Sturmfluthen aus dem Meer, die allezeit höher sind, schützen sollen. — Zweyter Abschnitt; oder praktische Seeuferbaukunde. S. 18 — 63. Anweisung wie die Werke auszuführen sind oder Beschreibungen wie sie an verschiedenen Orten ausgeführt worden, z. B. bey S' Gravesande, bey Petten, am Marsdiep, bey den Inseln Wieringen und Marken; auch bey den Inseln Wier und Texel ic. wo die Ufer mit Strohbestückung und Helmpflanzung erhalten werden. Ferner die Bauwerke an der Friesischen Küste. (Hier S. 514 schreibt der Verf. der Adhäsion wiederum eine Wirkung zu, woran sie nicht schuld ist. Weil ein Fluß Sand, ein anderer nur Modererde führt, so ist dieß keine Ursache, warum der erstere geschwinde fließt; sondern gerade die Verschiedenheit ihrer Geschwindigkeit ist Ursache, daß sie verschiedenes Material führen. Ferner, wo feiner Schlick liegen bleibt, kommen gewiß keine große Wellen hin, oder der Schlick liegt auch so tief, daß die Wellenbewegung ihn nicht berührt, wie zum Beispiel im großen Theil der Nordsee, wo der feine blaue Schlick oder Klagerde, 15 Faden und darüber, unter der Meeresfläche tief liegt.) Noch werden die Bauwerke am Gröningenschen Seeufer, dann auf der Insel Walchern, zu Ostende, Havre, hiernächst im Herzogthum Oldenburg; dann wiederum am Harlemmer Meer; dann die Bauwerke zu Cuxhaven; und endlich die in der Gegend von Venedig beschrieben. Es scheint die geographische Lage der Seeufer und Analogie ihrer Bauwerke hätten doch eine bessere Ordnung und Zusammenhang in den Beschreibungen füglich erlaubt. Die Unterbrechung der Paragraphenzahl bey jeder Abtheilung ist auch ein Fehler; sie hätte durch das ganze Werk in einer Reihe fortgehen sollen, um so mehr, da

weder in jeder Abtheilung noch in jedem Bande steht, was dahin gehört, sondern vielmehr vor- und rückwärts vieles mit vielem vermischt ist; ein Beweis, daß dem rühmlichst beschäftigten Verf. die Zeit fehlte, seine Ideen und Materialien abzusondern und methodisch zu ordnen.

(Der Beschluß im folgenden Stück.)

### Danzig.

Gedichte von Friedrich Wilhelm Krampitz.  
1815. 160 Octavseiten.

Diese Gedichte gehören zu denen, die durch psychologisches Interesse anziehen würden, auch wenn sie sich weniger durch poetischen Werth empföhlen. Der Verfasser ist ein junger Mann, der in der vollen Blüthe des Lebens sein Gesicht verloren hat. Wie tief er sein Schicksal empfindet, drücken seine Verse aus. Die wiederkehrende Vergleichung der Freuden, die sonst der Anblick der Natur dem Verfasser gewährte, mit der Entbehrung, an die er sich noch nicht gewöhnen kann, muß das Mitgefühl jedes Lesers erregen. Der Ausdruck ist natürlich und edel. Styl und Sprache haben viel Bildung, obgleich der Verfasser, wie er selbst sagt, die Werke der Alten nur aus Uebersetzungen kennt, weil er nie Gelegenheit hatte, Griechisch und Latein zu lernen. Wir wünschen, daß der Verfasser durch seine Muse erheitert werden möge wie der unversehrliche Pseffel, der ungefähr in demselben Alter blind wurde, und doch, selbst unter so vielen andern Veranlassungen zum gerechten Kummer, dem Leben einen edeln Genuß abgewann, um den ihn viele Sehende beneiden durften.

---

---

# Göttingische Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

20. Stück.

Den 3. Februar 1816.

---

## München.

Die theoretisch = practische Wasserbaukunst des Herrn von Wiebeking handelt im ersten Abschnitt der dritten Abtheilung von der Theorie des Deichbaues. S. 1 — 19. Deichbau ist die Wissenschaft, Deiche und Dämme aller Art (gegen Wasser) anzulegen, zu erhalten und Deichbrüche auszubessern, doch werden hier Sangdämme und Entwässerungsschleusen ausgeschlossen. Da übrigens im Vorhergehenden vieles hierher gehöriges schon vorgekommen, so sey hier mehr als gewöhnliche Kürze verstattet. Localitäten können veranlassen, daß Deiche nahe ans Ufer müssen gelegt oder unterhalten werden, wovon die Deiche am Helder, bey Petten, zu Cuxhaven und die Murazzi am Strande von Venedig, Beispiele geben. Es gibt nach Beschaffenheit des Materials Erddeiche, Sanddeiche, Wierdeiche, Steindeiche, Rohr- und Strohdeiche. (Es sind nämlich dieß Benennungen von der oberflächlichen Decke der Deiche hergenommen, der eigentliche Deichkörper muß allemahl wasserdicht, also Erde

S

oder Mauerwerk seyn.) Andere Benennungen rühren von ihrer Lage her: Uferdeiche, Echartdeiche, Sturmdeiche, Rück- und Schlafdeiche, Ueberlaßdeiche, Sommerdeiche, Kanedeiche, Flußdeiche, welche mit hohem Strömen und Eisgang, Seedeiche, welche mit hohem Wellenschlag zu kämpfen haben. Noch gehören niedrige Schlickdämme hierher, deren man sich, am Dollart und an der Weser bedient, Anwachs des Strandens zu befördern, auch Seesalz zu gewinnen, wie der Verf. zu Chiozza und in Istrien sah. Das Salz an der Küste von Istrien sey schmutzig, obgleich es daselbst nicht an Steinkohlen fehle, das schönste Salz zu kochen. Was Deichsband, Deichsrolle, Deichsordnung, Deichschau sey, wird erklärt. Ein Deichrecht von einem Juristen in Verbindung mit einem Wasserbaumeister, ist jedem bedachten Lande zu wünschen. (Von den Deutschen Marschprovinzen hat, so viel Rec. bekannt, nur Oldenburg dergleichen Deichrecht.) Profil des Deiches, Benennungen, welche dabey vorkommen, Fuß, Kappe oder Kamm, äußere und innere Böschungen, und das Vesteck oder die Mäßen dieser Linien, welche der Verf. nicht eigentlich theoretisch, sondern nach Beobachtungen und Erfahrungen bestimmt, welche Beobachtungen doch auch mitunter fehlerhaft sind, z. B.: "Auch habe ich gesehen, daß mäßige Wellen auf einer einschuhigen Böschung aufgerollt sind, ohne sie zu beschädigen, wenn sie mit einer guten Grünschwarte versehen war, welches die Deiche an der Mündung des Etschflusses und der Maas in Praris zeigen." Was diese Deiche zeigen sollen, ist zwar nicht deutlich gesagt; aber gewiß zeigen sie keine gute Grünschwarte (dichten Rasen), wöfern ihre Böschung nur die Anlage 1 zu 1, oder  $45^\circ$  hat. Auch sind Böschungen dieser Art von der besten Thonerde, wenn sie beträchtlich hoch und von Wasser durchdrungen

sind, in steter Gefahr durch ihre eigne Last herabzusinken, eingedenk des Rossberges. Es ist auch den Deutschen Wasserbaumeistern schon genugsam bekannt, daß in diesem Puncte ein Unterschied zwischen niedrigen und höhern Böschungen zu machen sey, den Französische Ingenieurs noch nicht kennen, weshalb auch bey der neuen Chaussée im Bremischen die Böschung an hohen Stellen hin und wieder herabgestürzt ist, obgleich selbige an den niedrigen Stellen zureichend befunden worden. — Mit Recht empfiehlt der Verf. den Deichen in Rücksicht der Eisstöckungen und hoher Fluthen mehr Höhe zu geben. — Zweyter Abschnitt. Practische Deichbaukunde. S. 20–45. Historische Nachrichten über Hollands Bedeichung. Dann wie die Deiche aufzuführen; Fuhrwerk ist Schubkarren vorzuziehen, weil die Pferde den Deich feste treten. Die vom Verf. empfohlene Schubkarre zum Transport der Erde hat den Schwerpunct zu niedrig und zu weit vom Rade, und steht denen, welche in Harburg und Lüneburg zu ähnlichem Zwecke gemacht werden, sehr nach. Viele von ihm neu aufgeführte Deiche gaben dem Verf. Anlaß zu manchen practischen Bemerkungen über das Sinken und Schwinden der Erde, die er hier mittheilt. Wie ein Grundbruch des Deichs mittelst eines einzigen Faszinendammes zu schließen, (statt man sonst zwey dergleichen Werke machte und den Deich dazwischen legte,) zeigt der Verf. an dem Beyspiel eines Durchbruchs am Leck, dessen Zuschluß 33,400 Gulden kostete. Rec. glaubt gern, daß nach den Umständen ein oder zwey Faszinendämme den Vorzug verdienen können, würde aber bey dem angeführten Exempel doch erinnern müssen, daß der Buschdamm, mit dem höchsten Stande des Flusses gleich, nothwendig in dem Deiche, wo er den größten Theil des Jahres trocken liegt, verrotten und verfaulen werde; auch

ist entweder die Holländische Zeichnung oder Deutsche Beschreibung (am wahrscheinlichsten die letztere wegen mehrerer offener Druckfehler) fehlerhaft, indem es unmöglich ist, Klayerde so unter Wasser zu legen, wie lit. B. fig. 5, Tab. 35. angedeutet ist; sie wird, wenn sie nicht zwischen zwey Dämmen befaßt ist, allemahl sehr weit auseinander treiben, ungefähr wie es sub lit. A. angedeutet ist. Den Beschluß dieses Kapitels machen Beschreibungen von Weichsarbeiten, welche der Verf. an der Mündung des Mayns, wo er die Hochgewässer und Eisgänge zweyer großen Flüsse zu bekämpfen hatte, ausgeführt; auch Vorschläge zur bessern Einmündung des Mayns in den Rhein.

Vierte Abtheilung des Wasserbaues: Hafengebäudekunde, erster Abschnitt. Theorie, oder Erklärung und Maximen. S. 1 – 22. Hafen ist ein Vergeplaz für Schiffe aller Art, die mittelst Lauen, an Kayen und Vorsetzen, befestiget werden; er heißt Rhede, wenn sie vor Anker liegen. Kriegshafen, Rauffarthenhafen erklären sich von selbst. Seehafen ist am Meer, Flußhafen im Flusse belegen, (besser: Seehäfen alle die, welche Seeschiffe, und Flußhäfen die, welche nur Flußschiffe aufnehmen). Hafendämme, die sich von den zurückliegenden Hafen bis ans freye Fahrwasser erstrecken, und die Einfahrt befaßen, welche der Verf. Hafenstraße nennt. Molen, Höfster sind Werke, die an der Mündung des Hafen zum Schutz gegen Wellen erbauet werden. Busen oder Binnenhafen ist eingeschlossen mit Schleusen (oder Pfahlwerke). Arsenalé, Schiffswerfte, Docken ic. sind nothwendig. Ein guter Hafen müsse a) geräumig; b) tief genug; c) gegen feindliches Bombardement gesichert seyn. (Er muß auch gegen Wind und Wellen beschützt und so belegen seyn, daß reichliche Zufuhr von allen Bedürfnissen nicht mangeln,

vom Feinde nicht leicht abgeschnitten werden; daß mit den meisten, vorzüglich mit dem herrschenden Winde, die Aus- und Einfahrt leicht sey; er muß außerhalb guten Ankergrund und vor allen Dingen gesunde Luft und gutes Wasser haben 2c.) Was man thun müsse, den Hafen die erstgedachten drey Eigenschaften zu geben, führt der Verf. weiter aus, und tadelt das Holländische Gouvernement, (1799) den neuen Hafen am Helder nicht besser besetzt zu haben. Was der Verf. über Canäle und Bassins, Spühschleusen zur Vertiefung 2c. anführt, ist von guten Beyspielen entlehnt, auch sind seine Bemerkungen über Flußhäfen belehrend. Dimensionen und Form der Hasenwerke führt der Verf. von andern Häfen an, und ordnet darnach seine Vorschriften. Die vorgeschriebene Höhe der Schutzwerke gegen Wellen, gleich der ordinären Fluthhöhe, ist indeß offenbar zu klein.

Zweyter Abschnitt, practische Hasenbaukunde.  
 Erstes Kapitel: Beschreibung der merkwürdigsten Europäischen Häfen. S. 23 — 29. Cherbourg. Geschichte dieses Hafens und Wichtigkeit desselben. Viel beyläufiges Raisonnement über Seekriege. Die Mole zwischen Querqueville und der Insel Pelée sey nicht weit genug hinausgerückt, die Rhede zu klein, fasse nur 35 bis 40 Kriegsschiffe. Es sey sehr zu bedauern, daß die Oeffnung zwischen dem Mole und Pelée von 200 Toisen breites Fahrwasser zu schmal geworden, weil, wie dem Verf. von einem Französischen Ingenieur erzählt ward, der Regel daselbst gesenkt werden mußte, damit den König der zugegen und auf dem zweyten Regel war, die Nachmittagssonne nicht hindere, die Versenkung gehörig zu sehen. [Wie konnte doch der Verf. einer solchen erbärmlichen Erdichtung Glauben beymessen, und dieserwegen zu dem ungerechten Vorwurf



(S. 643) sich bewogen finden? Nach des Verf. Plan zu urtheilen, ist 1) dieser Eckegel größer als die übrigen, und war also schon im Bau für diese Stelle bestimmt; auch hätte 2) der Zwischenraum verstattet, ihn noch 50 Toisen westlich zu setzen, wenn man eine größere Einfahrt gewollt; aber sollte diese Einfahrt auf 500 Toisen weit vom Fort Pelee aus vertheiligt, und nicht leicht forcirt werden können, so durfte 3) sie auch gewiß nicht weiter seyn, zum wenigsten nicht um darin zu laviren, wie der Verf. sagt; denn wer wird gerade mitten in einer solchen Oeffnung, die in einem Augenblick passirt wird, laviren oder wenden wollen, obgleich ein Raum von 200 Toisen schiffbarer Breite auch dazu vollkommen hinreichend seyn würde? Aber wenn auch Nec. in allem diesem irren könnte, so ist 4) doch wenigstens gewiß, daß wenn der Tag zum Versenken des Kegels einmahl angeetzt war, die Stunde nicht von der Willkühr des Königs, auch nicht vom Stande der Sonne, sondern vom Stande des Mondes, von Ebbe und Fluth abhängig war. Aus dem Baujournal wird sich wahrscheinlich ergeben, daß man des Morgens zwischen 9 und 10 Uhr mit dem flott gewordenen Kasten abfuhr, um 3 Uhr zur Stelle kam und ihn einsenkte, und daß der König dieser ganzen Operation beywohnte, weil ihm der Transport eines so großen Gebäudes viel merkwürdiger als die Versenkung desselben seyn mußte.] Die Construction der Regel soll im zweyten Bande beschrieben werden. Der Mole zum Schutz der Rhede, wird, nachdem die Regel 1789 unhaltbar gefunden worden, von aufgeschütteten Steinen ausgeführt, denen das Meer eine Böschung von 10 Fuß Breite zu 1 Fuß Höhe gibt. (Cherbourg hat den Fehler, daß der Transport von Lebensmitteln und allerley Bedürfnissen nach diesem Hafen jederzeit zu Lande, und in Kriegszeiten zu

Wasser, sehr beschwerlich bleiben muß.) — §. 30–44. Der Hafen am Helder, das Nieuwe Diep genannt. Der Mangel eines guten Kriegshafen veranlaßte den Bau dieses Hafen der 1782 damit angefangen ward, daß man mittelst ausgedehnter Leerdämme das ablaufende Wasser zu einem Strom vereinigte, der den Hafen vertieft, woben man mit Kraxern zur Lösung des Grundes, auch durch Ausbaggerung zu Hülfe kam. Die Construction der Dämme und Höfter, die 1783 vollendet war, wird hier sehr unterrichtend beschrieben und mit Zeichnungen erläutert. 1786 lagen schon 90 Schiffe, und 1789, 150 Schiffe, Kriegsschiffe, Ost- und Westindien-Fahrer, Fregatten und allerley Kauffahrthenschiffe, darin mit Sicherheit vor Anker. Hierauf ward ein Kielplatz, mit Deichen umgeben, mit Canälen, Bassins, Magazinen und sonst erforderlichen Anstalten zur Ausbesserung und Ausrüstung der Schiffe erbauet, welche der Verf. beschreibt, und sämtlichen Werken ein verdientes Lob ertheilt. (Es sind nämlich diese Werke größtentheils mit Faschienen und rohen Steinen mit der besten Deconomie ausgeführt, wo Franzosen und Engländer mit Quadern würden gebauet haben. Ein wesentlicher Fehler dieses Hafens ist dagegen der Mangel an gutem Wasser.)

Der Hafen von Amsterdam sey mehr Fluß- als Seehafen; wie er vertieft werden kann, sey in der Flußbaukunde (S. 445 ff.) erörtert, (wo der Verf. einige in Vorschlag gebrachte Werke anführt, und deren Verlängerung, auch drey Leuchtfeuer, empfiehlt,) und hier nur zu bemerken, daß er durch zwey durchsichtige Pfahlwände vom Eysflusse absondert, welche Durchfahrten haben, die des Nachts mit schwimmenden Balken verschlossen werden. In Ansehung der Canäle sind Amsterdam und Venedig ähnlich, aber Venedigs Canäle sind irregulär und

haben keine Circulation, die in Amsterdam durch Ebbe und Fluth und selbst durch Aufmahlung des Wassers unterhalten wird. Diese Circulation wird beschrieben, so wie die Höhe der Kayen, Straßen und Schleusen, welche die Stadt gegen hohe See-Fluthen schützen sollen, wozu es ihnen jedoch zum Theil an Höhe mangelt.

Toulon (§. 48) hat geräumige Rheden durch befestigte Landzungen gegen Sturm und Seefeind geschützt. Die umliegende Gegend ist reizend und fruchtbar. Die Flüsse Las und Ligoutier, welche Schlamm herbeiführten, sind von Dauban abwärts geleitet worden. Indessen geben das tägliche Verkehr, die Cloaken der Stadt und die Vermischung des Regenwassers mit Seewasser (Rec. hat über diesen Punct oben seine Meinung gesagt) einen Bodenatz, welcher mit Baggermaschinen, die im zweiten Bande beschrieben werden, weggenommen wird. Die Magazine, welche (1793) von den Engländern verbrannt worden, hatten eine bequeme Lage und enthielten große Vorräthe. Schiffswerfte, Batterien, alles wird dem Grundriß gemäß nachgewiesen, ohne jedoch die Dimensionen und Constructionen anzugeben. Die Schiffsdocke 304' lang, 99' breit, 18' Wassertiefe, soll im zweiten Bande beschrieben werden. Hier theilt der Verf. noch §. 50–52 von Kronstadt und Kronschlot einen Plan nebst Erläuterung mit, wobey er bemerkt, daß die Anordnung der Häfen, Canäle, Docks, Arsenäle ic. zu Kronstadt vortreflich, und die Austiefung der Decken durch das wasserdichte Terrain sehr begünstigt werden sey. Die Docks werden seit 1780 mit Dampfmaschinen ausgepumpt, wozu man sich vornahls Windmühlenschöpferwerke bediente. Von den Festungswerken wird bemerkt, daß sie ziemlich schwach, die Curtinen zu lang, die Bastionen zu klein erachtet

werden dürften, welches von einigen derselben vielleicht gegründet seyn mag. Die Werke sind, nach dem Plan zu urtheilen, irregulär, mehrere Plat- oder Mittelbastionen, aber auch ohne Zweifel gegen die Durchfahrt große Batterien vorhanden, sonst möchte es scheinen, als ob gerade gegen den Eingang der Passage zwischen Fort und Festung die Werke am schwächsten wären. Kriegshafen, Pulvermagazine, liegen östlich, gegen Bombardement am meisten zurück, die irrige Lage des Plans könnte das Gegentheil vermuthen lassen. Uebrigens ist der mitgetheilte Plan (der wie gesagt unrichtig orientirt ist) viel zu beschränkt, um in Absicht der Befestigung die Zweckmäßigkeit der Anlagen zu beurtheilen. Die weitem Umgebungen der See und ihre Tiefen hätten nicht fehlen, auch Profile von den musterhaften Hafentwerken beygefügt werden sollen. — Mit dem Hafen von Kronstadt schließt der erste Band, die Anzeige von dem Inhalt des zweyten Bandes wird nächstens erfolgen.

### Paris.

*Annales de Chimie.* Tome 85. und 86. oder N<sup>o</sup> 253 — 258.

Hieraus sind zu bemerken: aus Tome 85. S. 5 Vauquelin Untersuchungen der Schwämme. Die Angaben von Braconnot über das Vorkommen von Fettwachs und einer eigenthümlichen crystallisirbaren Zuckerart in diesen Gewächsen werden durch V's Versuche bestätigt. Von der Fungine Braconnot's glaubt aber V., daß sie von dem Faserstoffe anderer Gewächse nicht wesentlich verschieden sey. — S. 26. Laugier Analyse des grauen und weißen Speiscobalts von Dieber bey Hanau. Bey dieser Gelegenheit theilt L. auch eine Analyse der natürlichen und künstlichen Arsenikblenden und des

arsenikfauren Barnts und arsenikfauren Kalks mit. — S. 61. **Thénard** Versuch über das Verhalten des Ammoniakgases beym Hindurchtreiben durch glühende mit verschiedenen Metallen angefüllte Röhren. Diese merkwürdigen Versuche verdienten weiter als hier geschehen ist verfolgt zu werden. — S. 72 u. 113. **Delaroche** und **Berard** über die spezifische Wärme der Gasarten. Diese treffliche Abhandlung hat bekanntlich den vom Institute über diesen Gegenstand ausgesetzten Preis erhalten. — S. 192. **Guyton = Morveau** über die Art, wie man die Gaxe des Zuckersafts am sichersten beurtheilen kann. — S. 199. **Gay = Lussac** Notizen über schwefelhaltige schwefelsaure Salze, das salzsaure Quecksilber und die Phosphor = Alcalien. — S. 225. **Vogel** über die Einwirkung des Sonnenlichts auf den Phosphor. Hr. V. hält den durch das Sonnenlicht gerötheten Phosphor für ein Phosphororyd. Nach ihm soll auch der beym schnellen Verbrennen des Phosphors gewöhnlich zurückbleibende rothgefärbte Rückstand ebenfalls ein solches Phosphororyd seyn und, keineswegs, wie Andere behauptet haben, eine Phosphorkohle. — S. 262. **Marcel de Serres** Bemerkungen über Meteorsteine. — S. 309. **Berthollet**, **Chaptal** und **Biot** Bericht über eine dem Institute von **Berard** vorgelegte Abhandlung über die physischen und chemischen Eigenschaften der verschiedenen Lichtstrahlen. — S. 326. **Thénard** über das Mischungsverhältniß der phosphorigen Säure. Nach den hier mitgetheilten Versuchen soll diese Säure aus 100 Phosphor und 110,39 Sauerstoff zusammengesetzt seyn. — S. 329. **Sementini** über das Kalium = Wasserstoffgas.

Aus Tome 86. — S. 5. **Vauquelin** und **Thénard** Analyse der Eisenwasser von Provins. — S. 22. **Guyton = Morveau** Nachträge zu den Verhand-

Lungen über die Verbrennung des Diamants. — S. 37. Thénard und Berthollet über die neue von Hrn. Dulong entdeckte defonirende Substanz. Bericht einer von Hrn. D. dem Institute über diese merkwürdige Substanz, eingereichten Abhandlung. — S. 44. Figuier über die Vereitung des essigsauren Kalis. — S. 51. Vauquelin und Deyeux über die Anwendbarkeit des Zinks zur Verfertigung von Küchengeräthschaften. Die Verfasser, welche von der medicinischen Facultät zu Paris beauftragt waren, diesen Gegenstand zu untersuchen, fanden, daß dieses Metall sowohl wegen seiner leichten Oxydation und Auflöslichkeit in Säuren, als auch wegen seiner geringen Streckflüssigkeit, sich zur Anfertigung von Küchengeräthschaften nicht eigne, empfahlen es aber anstatt des Bleies und Kupfers als weit vorzüglicher zum Decken der Häuser. Ueber denselben Gegenstand befindet sich S. 113 noch ein anderes Gutachten, welches von Portal, Berthollet, Deyeux, Vauquelin und Guyton-Morveau dem Institute übergeben ist, und ganz dasselbe Urtheil fällt. — S. 63. Guyton-Morveau über die gemeine Wasserschwertlilie (*Iris pseudo-acorus*) als Caffee-Surrogat und fiebertreibendes Mittel. — S. 84. Braconnot über eine eigenthümliche Säure welche sich während der Essiggährung zugleich mit der Essigsäure bildet. Dieselbe wurde von dem Verf. aus mehreren sauer gewordenen Substanzen, besonders aus sauer gewordenem Reis, erhalten. Sie gehört ebenfalls wie die Essigsäure zu den vegetabilischen Säuren, ist nicht crySTALLISATIONSFÄHIG, gibt mit Kali und Natron uncrystallisirbare, zerfließliche und im Alcohol auflösliche und mit Baryt, Alaunerde und Bleioxyd uncrystallisirbare aber nicht zerfließliche Salze. Dagegen ihre Verbindungen mit den meisten übrigen Basen crySTALLISIRBAR

sind. Der Name *Acide nanceique*, welchen der Verf. für diese neue Säure in Vorschlag bringt und welchen derselbe von seinem Wohnorte der Stadt Nancy entlehnt hat, möchte wohl schwerlich Beyfall finden. Uebrigens verdient diese Säure noch genauer mit der Milchsäure verglichen zu werden. — S. 140. Sementini über die Anwendung des Sauerstoffgases zur Wiederbelebung von Ertrunkenen, nebst Angabe einer dazu passlichen Geräthschaft. — S. 175. Gay-Lussac über die Existenz des Alcohols im Wein. Dieser Notiz ist von uns bereits im vorigen Jahrgange dieses Blattes S. 417 gedacht worden. — S. 204. Mercier über einen bey Rochefort im Departement du Puy-de-Dôme entdeckten fossilen Baum. — S. 219. Vogel über die von Cadet fälschlich behauptete Bildung der Schwefelsäure in einem Gemisch von Alcohol und Schwefelsäure. — S. 222. Brugnone über die Gallensteine des Ochsen. — S. 274. Vauquelin Analyse des schlackigen und erdigen Eisenschüssigen Kupfergrüns aus Sibirien und Chili. Aus den von V. damit angestellten Versuchen ergab sich, daß dieses Mineral ein kieselhaltiges Kupferoxydhydrat war, welches vermuthlich mit dem Kieselkupfer von John ein und dasselbe Fossil ist. — S. 299 u. S. 18 des folgenden Bandes. Bouillon-Lagrange Untersuchung des Meconiums der Kinder und der Lämmer. B. fand das Meconium eines neu gebornen Kindes von dem des Fötus in verschiedenen Perioden der Schwangerschaft nicht verschieden. Demselben waren, so wie auch dem vom Lamm stets Haare beygemengt. In 100 Theilen des frischen Meconiums von Kindern sind nach B. 70,0 Wasser, 2,0 einer dem Nasenschleim ähnlichen Substanz und 28,0 einer eigenthümlichen etwas bitteren Substanz, welche sich der Natur der vegetabilischen Substanzen weit mehr als

der der animalischen näherte, enthalten. Galle soll in demselben nicht vorkommen. Das Meconium der Lämmer zeigt sich nicht wesentlich von dem der Kinder verschieden. Getrocknet hatte es einen Moschusartigen Geruch. — S. 314. Dubuc über die Veränderungen welche die geistigen Flüssigkeiten bey ihrer Rectification über alcalische, salzige und andere Substanzen erleiden, nebst einer Vorschrift, einen so viel als möglich entwässerten und nicht in seiner Mischung veränderten Alcohol zu gewinnen.

### Züllichau.

Ben Dornmann: Vollständiges Repertorium der Königlich Preussischen Stempel-Verordnungen, nach alphabetischer Materien-Folge entworfen von Hoffmann, Königl. geheimen Justiz-Rathe. 1815. VIII und 167 Seiten in Octav.

Dieses Repertorium, das sich durch Zuverlässigkeit, Vollständigkeit und eine zum Auffinden der Sachen sehr zweckmäßige Einrichtung ungemein empfiehlt, ist den Preussischen Geschäftsmännern gewiß ein höchst angenehmes Geschenk: indem es ihnen die Arbeit des mühsamen Nachsuchens erspart, und sie zugleich gegen alle Gedächtnißfehler sichert. Aber auch andern wird es erfreulich seyn, daraus das Preussische Stempelwesen gleich mit einem Blicke übersehen zu können. Die Stempelgebühr, die hier an der Stelle des Französischen Enregistrements steht, ist von der größten Wichtigkeit — nicht nur wegen der großen Einnahme, die sie dem Staate verschafft, sondern auch, und noch vielmehr deswegen, weil sie fast in alle Geschäfte und Verhältnisse des Staatsbürgers eingreift. Die Gesetzgebung hat sich dabey mit einer nicht genug zu verehrenden Umsicht und Ueberlegung bis in das kleinste



Detail eingelassen, und selbst über die geringsten entferntesten Gegenstände so vollständig und bestimmt verfügt, daß fast nichts mehr der Willkühr der administrativen Behörden überlassen geblieben ist. Einen Anschein von Härte hat es freylich, wenn bei allen Gelegenheiten, wo gewählt werden konnte, ob ein unvermeidlicher Spielraum der Casse oder den Steuerpflichtigen zu gute kommen sollte, z. B. Modificationen des Stempels nach dem Steigen der Summen immer nur zum Besten der Casse zu weit Zwischenräume genommen sind, folglich für 101 Rthl. eben so viel als für 200 Rthl. bezahlt werden soll, wenn auch der außergerichtlich schriftlich über rechts hängige Sachen geschlossene Vergleich, wenn er gleich nicht bey dem Gerichte producirt wird, doch mit der Stempelgebühr belegt ist, und dergl. mehr. Doch die Stempelsteuer, die eigentlich nur die Handlungen der Bürger besteuert, kann sich nun einmahl überhaupt weder auf das Vermögen noch auf die persönlichen Verhältnisse der Steuerpflichtigen gründen, sondern es kann dabey nur die Wahrscheinlichkeit, wie eine gewisse Summe am leichtesten und sichersten aufzubringen sey, die ratio legis seyn.

### Frankfurt am Main.

Einladungsschrift zu den auf den 27. 28. 29. September und 2. October festgesetzten öffentlichen Prüfungen und Feyerlichkeiten im Gymnasium zu Frankfurt am Mayn. Von D. *Friedrich Christian Matthiae*, Professor und Director. *Ueber Hans Holbein des jüngeren Geburtsort, als Beytrag zur deutschen Kunstlergeschichte des 15. Jahrhunderts.* 19 Seiten in Quart. 1815.

An und für sich mag es sehr gleichgültig seyn, wo in der Welt ein durch Wissenschaft oder Kunst aus-

gezeichneter Mann geboren ist: gleichwohl steht der Stolz auf einen berühmten Mitbürger dem Geburtsorte desselben nicht übel. Von diesem Gedanken macht der Verfasser eine Anwendung auf Hans Holbein den jüngern, über dessen Geburtsort bekanntlich so viel gestritten worden ist. Dieser, der zu den ausgezeichnetsten Maltern des 16ten Jahrhunderts gehört, wird gewöhnlich für einen Baseler oder für einen Augsburger gehalten; die Angabe, er sey aus Grünstadt (dem ehemahligen Residenzorte der Grafen von Leiningen-Westerburg) gebürtig gewesen, ist zwar nicht unbekannt, aber doch ziemlich unbeachtet geblieben. Der Verf. sucht zuerst die Gewährsmänner für Augsburg und Basel zusammenzustellen. Für Basel erklärt sich zuerst van Mander, und läßt ihn dort im J. 1498 geboren werden; auch Carl Patin hält ihn für einen Baseler und setzt seine Geburt in's Jahr 1495. Alle übrigen Verfasser, welche Basel als Holbeins Geburtsort angeben, wie Felibien, Descamps, Lacombe, d'Argenville, de Piles, d'Argens und andere mehr, haben es sich ohne alle Gründe einander bloß nachgeschrieben, so daß es überflüssig seyn würde, sich bey ihnen länger zu verweilen. Für Augsburg erklären sich Sandrart, Iselin, P. von Stetten, und ein Ungenannter in einem Briefe aus Basel. Aber auch sie können keine Gründe anführen. Der Ungenannte begnügt sich mit der Aeußerung, daß Holbeins Vater aus Grünstadt, der Sohn aber aus Augsburg gebürtig gewesen sey. Am wichtigsten bleibt die Stelle in des wackern Quad von Rinkelbach Memorabilia mundi (Cöln, 1601. 12.), worin es von unserm H. Holbein heißt: "Dieser Holbein ist von Grünstatt auß der Pfalz bürtig;" zumahl die Stelle in einem Buche desselben Verfassers (Teutscher Nation Herligkeit S. 426)

wörtlich wiederhohlt wird, auf welche zuerst Professor Senbold (im Deutschen Museum vom J. 1778. Jul. S. 44-54) aufmerksam gemacht hat. So hätten wir denn ein ganz bestimmtes Zeugniß nach welchem es mehr als wahrscheinlich wird, daß Hans Holbein der jüngere zu Grünstadt geboren worden ist.

### Sulzbach.

In des Commerzienraths J. E. Seidel Kunst- u. Buchhandlung: Ausführliche Anleitung zur trigonometrischen Berechnung der an einem gegebenen Ort der Erdoberfläche sichtbaren Sonnenfinsternisse, nach zwey verschiedenen sehr genau Methoden, erläutert durch die Bestimmungen der Erscheinungen der großen Sonnenfinsterniß d. 19. Novembers 1816 für den Nürnberger Meridian von Johann Wolfgang Müller, Professor der Mathematik am Königl. Gymnasium zu Nürnberg 128 Seiten in Octav, nebst einer Kupfertafel.

Der Verfasser hat die Hauptphasen der merkwürdigen Sonnenfinsterniß des gegenwärtigen Jahres für den Nürnberger Horizont, wo ihre Größe 10 3/4 bis 38 Min. betragen wird, mit vieler Sorgfalt nach der trigonometrischen Methode des Neunzigsten in Voraus berechnet, einmahl ganz nach Tob. Mayer's Anordnung, und zweyten nach einem etwas, obwohl eigentlich nicht wesentlich, abgeänderten Gange der Rechnung, und die sämtlichen Operationen bis in kleinste Detail in vorliegender kleinen Schrift abdrucken lassen. Anfängern und ungeübten Liebhabern welche gern eine ähnliche Rechnung für ihren Wohnort ausführen möchten, kann sie als eine brauchbare und faßliche Vorschrift empfohlen werden.

---

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

21. Stück.

Den 5. Februar 1816.

---

London.

Wir freuen uns, endlich ein lange erwartetes und sehr schätzbares Werk anzeigen zu können, wovon wir jetzt zehn Bände vor uns liegen haben. Es hat den Titel: *The Classical Journal* for 1810. Vol. I. II. for 1811. Vol. III. IV. for 1812. Vol. V. VI. for 1813. Vol. VII. VIII. for 1814. Vol. IX. X. Auch mit dem Titel: *The classical Journal* for March and June 1810. *The classical Journal* for September and December 1810 etc. Jeder Band besteht also aus zwey Stücken, so daß jetzt 20 Nummern anzuzeigen sind. Jedem Bande ist das Motto vorgesetzt: Ἄλ φιλος, εἰ σοφος εἶ, λάβῃ μὲς χέρας· εἰ δὲ γε πάμπαν Νῆϊς ἔφως Μουσέων, ἔψον ἄ μη νοέεις. Epigr. incert. Printed by A. J. Valpy. In Octav. Der Preis jedes Stückes ist sechs Schillinge.

Diese Quartalschrift ersetzt einen wesentlichen Mangel der Britischen Litteratur, und wir dürfen die Hoffnung hegen, daß sie fortdauern werde. Bey dem hohen und verdienten Ansehen, in welchem die classische Litteratur bey den Britten steht, wird,

hoffen wir, eine zweyte geschätzte Schrift dieser Art, das *Museum criticum, or, cambridge classical researches*, die wir nächstens anzeigen werden, neben jener wohl bestehen können, ohne einander zu schaden, oder schaden zu wollen. Dem vierten Stücke ist eine Nachricht über den Zweck dieses classischen Journals vorgesetzt, woraus wir das Wesentliche ausheben und mittheilen. Zwey Werke ungefähr von denselben Zwecken, die dieses Journal hat, sind überhaupt in England erschienen. Das erste unternahm Wasse im J. 1722 unter dem Titel *Bibliotheca literaria*, welche aber nur aus zehn Stücken bestand: das zweyte erschien unter dem Titel *Miscellaneae observationes* im Jahre 1731. Obgleich Dr. Jortin die Redaction hatte, fand es doch in England so wenig Unterstützung, daß es nach 18 Monathen nach Holland versetzt wurde, wo es in einer Lateinischen Uebersetzung und Fortsetzung erschien. Ungeachtet der trefflichen Beyträge der Gelehrten des Continents hörte es doch in seiner ursprünglichen Ordnung im J. 1739 auf, mit Ausnahme einiger Stücke, die in einer unbestimmten Folge erschienen. (Diese Sammlung besteht aus 10 Voll. in 8. und wurde vorzüglich von Burmann besorgt: die zweyte, von Dorville besorgt, erschien auch zu Amsterdam 1740—45 und 1751 in 12 Tomen, 8. An das *Museum oxoniense litterarium* des Hrn. Thom. Burges, Orford, 1792. 8., wo von wir 2 Bändchen kennen, hat der Verf. (H. Wap) wie es scheint) nicht gedacht). Der Inhalt ist: kritische Bemerkungen über die classischen Schriftsteller, neue Ausgaben und Producte, die Griechische, Lateinische und Orientalische Litteratur betreffend, Untersuchungen über classische und litterarische Gegenstände, philologische und litterarische Anekdoten, classische und Orientalische Alterthü-

mer, biblische Critik und Abhandlungen, grammatische und etymologische Untersuchungen, bibliographische Nachrichten, Vergleichen von Griechischen und Lateinischen Handschriften, Gedichte die den Preis gewonnen und andere academische Uebungen, Griechische und Lateinische Originalgedichte, Abdrücke von seltenen und schätzbaren Abhandlungen über critische und philologische Gegenstände, und von wichtigen Artikeln in auswärtigen Journalen. Man sieht hieraus, daß die Absicht dahin geht, wie auch selbst gesagt wird, die Gegenstände der Bibliotheca critica, acta Eruditorum, Commentarii philologici und anderer classischer, philologischer und antiquarischer Werke des festen Landes zu vereinigen. Das Merkwürdigste wollen wir kurz anzeigen, ohne uns immer auf eine Beurtheilung einzulassen.

Den ersten Band eröffnen und zieren recht hübsche Gedichte, auf den verstorbenen Porson ein wohlgerathenes Griechisches von Blomfield, auf Portugals Befreyung von Lonsdale ein Lateinisches, u. a. Ausführlich und gründlich ist die dann folgende Anzeige von Butlers Aeschylus nach Stanleys Ausgabe, (2 Bände in 8. und 4., Cambridge, 1809) der wenig Gnade findet, es ist eine mittelmäßige editio variorum: wie es scheint rührt diese Anzeige von H. Blomfield, Porsons großem Verehrer her. Außer Wolf und Wyttenbach sind ihm die Deutschen Gelehrten, die sich mit den alten, zunächst mit den Tragikern und unter ihnen mit dem Aeschylus abgegeben haben, ohne Werth, über welche, als über den verdienten Schütz, er in herben Formen sich ausspricht. Man wird sich aber leicht orientiren, wenn man sieht, daß er die Drakenborche, Burmanns und Heyne den continental fries (dem critischen Gesindel des festen Landes) zugefellen

unverschämt genug ist, und die Deutschen Commentare über die Alten heavy bogs of german dullness (träge Pfützen Deutscher Dummheit) benennt. Unser sel. Schlözer gab einst auf solche Aeußerungen die derbe Antwort: der B. . . . schlägt die Brüste, die er selbst gesogen hat! Sehr nützlich ist ein index locorum a Stanleio aliisque post Stanleii tempora emendatorum; iis quae B. omisit, asterismus, praefigitur: auch ein index locorum, quae nec Stanleius neque Critici recentiores pro mendosis habuerunt; eorum aliquot Porsonus obelo notavit: diese indices gehen hier nur auf den Prometheus. **Ursprung und Fortgang der Sprache und des Schreibens**, vom Prof. Scott in Aberdeen: der Anfang einer guten Untersuchung, die fortgesetzt wird. **Sager über die numismatische Geschichte der Chinesen und ihren Verkehr mit den Griechen.** (Auszug aus Sagers description des medailles chinoises, 1805, 8. Paris). **Bemerkungen über ein Pariser Manuscr. n. 2785 in der königl. Bibl., das die Persä des Aeschylus enthält.** **Hammers alte Alphabete und Hieroglyphen**, aus des berühmten Verf. schon im J. 1806 erschienenem bekannten Werke. **Ueber den Smaragd (Semrud der Perser und Araber):** er war den Asiaten nicht bekannt und scheint Aegyptischen Ursprungs zu seyn. (Der Verf. weiß nicht, daß die Alten unter Smaragde alle grüne Edelsteine, als Prasem, Jaspisse, Malachiten, selbst Artefacte, grüne Glasstücke verstanden. S. Beckmanns Gesch. der Erf. III. 295. ad Marbod. p. 25: vgl. Weltheim über einige Reformen u. S. 62 ff. und Larcher zu Herod. T. III. 297): im 2. Stücke kommt hierüber noch ein Aufsatz vor. **Ueber die Quantität eines kurzen Endvocals vor einem Worte das mit einem s und folgenden Conso-**

nanten beginnt. Es ist bekannt, was bey Gelegenheit der Stelle im Virgil Aen. XI, 309. über diesen Punct geschrieben ist. Schon Hieronymus de Bosc hat in der Vorrede zu seinem Werke: poemata (1803) die Frage entschieden. Man sieht aus den vom Verf. angeführten Beyspielen, daß die Sylbe anceps ist. Dieser Aufsatz ist im 2ten Stücke fortgesetzt. Die Inschrift von Arum, der vornehmlichen Hauptstadt von Zabeth (aus des Lord Valentia 3ten Bande der Reisen) aus der ersten Hälfte des 4. Jahrh. nach Chr. Gb. Die Inschrift in Damietta, die Lord Valentia im 3ten Bande seiner Reisen mittheilt, aber für ganz unverständlich erklärt, wird hier erläutert. Die Delische Inschrift, die Montfaucon, Daves und Knight aufzulösen versucht haben. Ueber Korinth. I, XI, 10. — Auszug aus Quatremere's crit. Bemerkungen über die Sprache Aegyptens. Die Stelle Röm. 9, 3. nach D. Vandinellis Erläuterung. De inscriptione graeca in insula Chio reperta Auctore R. Fiorillo. Außer einigen Lateinischen Gedichten folgen noch die vom sel. Kinderling im Allg. Litterar. Anzeiger mitgetheilten zwey Verse Ovids Heroid. XII, die Recension von G. Burges Ausgabe der Phönissen des Euripides, Fragmente der Sappho, Grabchrift auf den jungen Pretyman, biblische Critiken, de graecorum verbis ex regula flectendis, Epigramme, critische Nachricht von Miß Smiths Buch Hiob, die im 2. Stücke fortgesetzt ist, Bibliographie, und Anzeigen.

Das zweyte Stück Jun. 1810, beginnt mit der Anzeige von J. Hagers Panthéon chinois. Das schon durch Subscriptionen weit vorgerückte Unternehmen des Bischofs zu St. Davids, eine Specialschule für Theologen in der Hauptstadt von Wales zu stiften, hat einen Aufsatz veranlaßt: Des



weggründe zum Studium des Hebräischen. Dann folgt über den königl. Titel: *Rex Britanniarum*. Bowles *Calpe obsessa*, vom J. 1782. Dann folgt eine hübsche Lateinische Elegie aus der Gegend, wo Ovidiopolis von der Kaiserin Katharina erbaut wurde. De la formation du langage considérée dans les plus simples élémens de la langue grecque von Pierre Charles Levesque. Anzeige der Reisebeschreibung des Gen. Gardanne in den J. 1807 und 1808 nach Teheran, und der *Essays of the sources of pleasure received from literary compositions*, 8. London 1809. Ueber das Latinisiren der Namen, nach Hüet. Ueber Korinth, 1, 2, 10. Critische Bemerkungen über einige Englische Sprachlehren, Lindley Murray examined, 1809. und *The essentials of english grammars*, 1808. Burges theilt einige Verbesserungen seiner Noten zu seiner Ausgabe der *Phoenissae* mit. Ueber die Regel des Geschmacks. Biblische Critiken von Bellamy. Ueber die Anticipationen der Zukunft in der epischen Poesie. Ueber Burges Ausgaben der *Phönissä* und *Troades*. Einige alte Griechische Inschriften jetzt im Museum des H. Payne Knight in Soho-Square, besonders die auf einem bronzenen Helm, den Morrit 1795 im Alpheus bey Olympia fand, welche, wie die Eleische im *Museum crit.* 1. abgedruckte, H. Marsh in den *horis pelasgicis* für das Digamma bereits sehr scharfsinnig benutzt hat. Unter den critischen Bemerkungen über Sophocles *Philoctet*, und über das Fragment des Euripides aus der Tragödie *Philoctet* bey Dio Chrysost. *orat.* LIX. p. 574 ff., woran sich schon Valckenaer *Dia-trib.* c. XI. versucht hat, finden sich einige gute. Ueber den Griech. Accent: das gewöhnliche. *Bibliographie*. Die Anzeige der Preise für welche die vorzüglichen Classiker in Porsons Auction im J. 1809

weggiengen, veranlaßt verschiedene Betrachtungen bey dem Leser. Die Römische Ausgabe des Eustathius über Homer gieng für 55 Pf. Sterling weg. Athenäus, Casaub. Mst. Not. 1612 für 7 Pf. 10 Sch., Herodotus latine Romae 1470 für 5 Pf. Sterl., Wettsteins N. Test. für 11 Pf., Stephans Thes. Ling. Græc. für 36 Pfund 2c. Literarische Notizen. In jedem Stücke kommen Gedichte, auch Griechische vor, welche ihren Werth haben; so gleich das dritte Stück, welches mit einer Sapphischen Griechischen Ode auf den König im J. 1810 anhebt, die Blomfield zum Verf. hat, und nicht minder gefällt als ebendeselben und Jarhills injuriarum africanarum finis. Nachricht von Durry Effendi und Petis Beschreibungen ihrer Reise nach Persien, die Langlés herausgegeben hat. Bakchylides Fragment auf den Frieden in ein andres Metrum gebracht als bey Brunck Anal. I. p. 105. no. IX.: ohne Erläuterung. Eine Orforder Preisschrift: in welchen Künsten, worin es die Neuern weiter gebracht haben als die Alten? macht dem jungen Verfasser Richard Whatelen Ehre. Sehr nützlich ist Waffens Aufsatz über die Lateinischen Scholiasten. Fortsetzung der kritischen Nachricht über Butlers Aeschylus, dießmahl über die Supplices: in folgendem Stücke fortgesetzt. Critische Bemerkungen über einige Stellen des Tacitus. Zur Erläuterung von *puber*, *puer*, *juvenis*, *adolescens* 2c.: zwischen *pueritia* und *senectus* lag zu Cicero's Zeit *adulescentia* und *juventus* als ganz gleichbedeutende Ausdrücke. J. Brown's Gesetze der Comödie und ihre Anwendung auf das alte und neue Drama sind angenehm und nützlich. John Seagers Bemerkungen und Verbesserungen einiger Stellen des Aristophanes, werden im folgenden Stücke fortgesetzt, und sprechen uns mehr an als der folgende Aufsatz über Ev. Johann. 10, 1-5. Gute Bemerkungen enthält der Aufsatz

über die Lateinischen metra. Inschrift auf einen Ionischen Tempel in Blenheim's Gärten. Critische Bemerkung über Drummonds Abhandlungen in den *Herculanensia*, die in unsern Blättern schon angezeigt sind. Ueber die hieroglyphische Sprache. Einige Griechische Inschriften zu Fenica auf einem Hügel an der Küste Caramaniens entdeckt. Critische Conjecturen über Griechische Schriftsteller. Hrn. Barfers Erläuterung des Tacitus de morib. Germ. c. 31. fortissimus qui:que — hostis absolvat durch c. 39. nemo nisi vinculo — prae se ferens verdient Beherzigung. Bemerkungen über La Tsing Leu Lee. Barfers Bemerkungen über einige Stellen des Demosthenes sind gut. Noch ist der Commentarius de dialogis Euripidis zu empfehlen. Nützlich ist der Abdruck von Kuhnens Brief (Leiden d. 18. Oct. 1762), worin der Ruf an Gesners Stelle abgelehnt und dagegen Heyne mit prophetischem Geiste empfohlen wird. *Scriptores in scholiis* (Ruhnken.) ad Platonem laudati, (dies Verzeichniß wird sehr nützlich mit der ähnlichen Arbeit des sel. Chardon de la Rochette in *mélanges de Critique et de Philologie* Vol. II. p. 381 ff. verglichen werden.) Wellamys Recension von Clarkens patriarchalische Segnungen von Isaac und Jacob, und die Recension von Burneys *tentamen de metris ab Aeschylo in choricis cantibus, adhibitis*: beide gelehrt und gründlich. Vier in Sagunt gefundene altspanische Inschriften haben uns angezogen: sie werden im folgenden Stücke erläutert. Litterarische Notizen. Interessant ist das Preisverzeichniß der vorzüglichsten Classiker des D. Hearn bey der Auction im J. 1810: die Aldinae giengen theuer weg, wie die übrigen, z. B. *Homeri opera, chalcondyl.* 1488 für 94 Pf. 10 Schill., *Scapulae Lexic.* 1652 für 15 Pf. 15 Sch. u. f. f.

Die Fortsetzung nächstens,

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

22. Stück.

Den 8. Februar 1816.

---

**Cassel.**

In der Kriegerischen Buchhandlung: Die Betrachtung des Menschen. Ein Versuch von David Theodor August Suabedissen. Erster Band. Allgemeine Einleitung. Einleitung des ersten Theils. Betrachtung des geistigen Lebens des Menschen im Erkennen. 461 Seiten. Zweyter Band. Betrachtung des Menschen im Wirken und im Gefühle. 475 Seiten, in Octav. 1815.

Wieder ein merkwürdiger Versuch eines selbstdenkenden Kopfs, tiefer, als bisher geschehen, in das Innerste des menschlichen Geistes einzudringen, und durch freye Selbstbetrachtung auf eine neue Art die Philosophie zu begründen. Der Rec. möchte diesem gehaltreichen Werke um so lieber volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, da seine Ansichten von denen des Verfassers sehr verschieden sind. Er möchte den Verfasser durch umständliche Darlegung dieser Verschiedenheit bis zum Ziele begleiten, und dann unsern Lesern das Urtheil überlassen. Da aber die Einrichtung dieser Blätter eine solche Umständlichkeit nicht zuläßt, müssen wir uns darauf

beschränken, nur das Princip der Philosophie des Verfassers genauer anzuzeigen, einige Anmerkungen beizufügen, und auf den speciellen Theil der Untersuchung mit wenigen Worten aufmerksam zu machen. Der Stammbegriff der gesammten Philosophie des Verfassers ist der Begriff des Lebens. Mit diesem Begriffe, den er psychologisch auf das unmittelbare Bewußtseyn gründet, umfaßt er alles Denken, Empfinden, Erkennen, Glauben, Wollen, Handeln, mit Einem Worte unser ganzes geistiges und physisches Daseyn. Das Selbstgefühl sey der Seele selbst gleich, wenn es, in die Mitte seiner Lebendigkeit zurück gehend, ihre ganze Fülle, durch kein Mißverständniß gestört, in sich trägt. Durch wahre Selbstbeobachtung werde diese Lebendigkeit erkannt, wenn wir nicht über die Wahrnehmung der verschiedenen Beziehungen und Richtungen unsers innern Lebens die geistige Mitte und Einheit desselben verlieren. Selbsttäuschung sey freylich ein Erbfehler der menschlichen Natur; aber es gebe doch Augenblicke im Leben, wo der Mensch, ruhig, in gleichmäßiger Bewegung seiner Kräfte, mit völliger Besonnenheit, seiner selbst inne wird. Darauf beruhe die unmittelbare Gewißheit. In solchen Augenblicken aber erkenne man nicht Eines aus dem Andern, sondern das anfangs gebundene und in sich selbst verschlossene Selbstgefühl, gleichsam das Herz der Lebendigkeit, entwickle sich dann frey aus sich selbst immer heller, bis zur völligen Klarheit des Denkens und Erkennens. Im Bewußtseyn dieser Entwicklung des geistigen Lebens aus sich selbst vernehme der Mensch alles, was sich nachher in Begriffen, durch die wir uns selbst beurtheilen, von einander scheidet, also das Werden, das Seyn, und das Thun, in Einheit; und eben darin bestehe unser eigentliches Leben. Im Selbsterkennen dieses Lebens durchdringe sich das Bewußtseyn unsrer Selbststän-

digkeit und unsrer Abhängigkeit, also auch die Freiheit und die Nothwendigkeit; und es erwache das unmittelbare Erkennen des Ewigen als des Urlebens und Urrundes alles und jedes einzelnen Lebens. Dieses unmittelbare Erkennen des Lebens des Einzelnen in dem alles umfassenden Urleben, und des Urlebens in dem Einzelnen, sey die unerschütterliche Schwelle der wahren Philosophie. Das Urleben heiße Gott. Der Mensch werde also Gottes unmittelbar inne, indem er wahrhaft sich selbst erkennt. Nicht ein bloßes Seyn Gottes, das auch ein todttes seyn könnte, sondern ein absolut lebendiges Seyn des Wesens der Wesen werde unmittelbar erkannt von der Seele, die sich ihrer eignen Lebendigkeit ganz bewußt wird. In diesem Bewußtseyn verschwinde auch der Gegensatz zwischen dem Zeitlichen und dem Ewigen, indem beides, das Zeitliche und das Ewige, einander durchdringen. Dieß sey die Grundeigenthümlichkeit des sich selbst erkennenden Lebens. Und mit dieser Lebendigkeit sey denn auch dem Menschen die Grundbedeutung des Gegensatzes zwischen dem innern und dem äußeren Seyn und Daseyn gegeben. Indem Alles, was ist, in Einem Urleben lebt, bedinge ein endliches Leben das andere in eigentlicher Einheit. — Bis hierher scheint das Lehrgebäude der Philosophie des Verfassers, ungeachtet seiner metaphysischen Höhe, auf psychologischem Grunde aufgestiegen zu seyn, und keine der metaphysischen Hypothesen in sich aufgenommen zu haben, mit denen so viele andere Systeme die Lücken des Wissens ausfüllen. Aber von nun an werden die Aeußerungen des Verfassers schon kühner. Es soll gelehrt werden, wie der Mensch moralisch mit der Natur und sich selbst entzweyget seyn kann, da die Einheit alles einzelnen Lebens in dem Urleben überall keinen Zwiespalt der Dinge zuzulassen scheint. Dieß zu erklären, postulirt der Verfasser, wie einige

der neuesten Identitätsphilosophen, einen metaphysischen Sündenfall, dessen Unbezweifelbarkeit er aber wieder psychologisch aus den natürlichen Regungen des menschlichen Gewissens ableiten zu wollen scheint. Wer das Mißverständnis zwischen dem, was der Mensch *seyn* konnte, sollte, und möchte, und dem, was er wirklich ist, betrachtet, dem sage sein innigstes Lebensgefühl, es sey nicht recht, daß dem also sey. Diese laute Stimme im Innern des Menschen deute hin auf einen Act der Freyheit, die in der menschlichen Natur mit der Nothwendigkeit sich vereinige. Also thue durch das ursprüngliche Lebensgefühl unser gegenwärtiges Leben sich als ein gefallenenes kund. Durch ein freyes Abwenden von dem Urleben sey die menschliche Natur in diesen Zustand der Sündhaftigkeit versunken. Daher das unvermeidbare Bedürfniß einer Genugthuung und Erlösung. Eben daher aber auch der mit der innern Erlösung, die der Mensch durch Freyheit sich selbst verdanken muß, verbundene Glaube an eine äußere Erlösung oder an ein zukünftiges durch die ewige Ordnung selbst bewirktes herrliches und seliges Daseyn. Freylich nehme dieser Glaube, nach der Verschiedenheit des Gefühls, gar mancherley Gestalten an. Aus dem geläuterten Lebensgeföhle entspringe aber nicht nur ein fester Glaube an eine wirkliche Seeligkeit schon in dem zeitlichen Leben, wenn der Geist sich innig zu dem Urleben zurückwendet; sondern es offenbare sich auch unbezweifelbar im Drange des zeitlichen Lebens das Ewige als das wahrhaft unsrige. Die Unsterblichkeit der Seele bedarf, nach dem Verfasser, keines andern Beweises. Nach diesen Untersuchungen sucht er das Eigenthümliche des Menschenlebens genauer zu bestimmen. So fern der Mensch der Erde angehört, nehme er Theil an dem Erdenleben unsers ganzen Planeten; aber auch das Sonnenleben, schon ein höheres, sey ihm zuge-

theilt, so fern der Mensch mit dem Erdplaneten in das Sonnensystem gehört. Dieß sey nicht so zu verstehen, als ob der Mensch in der Lebendigkeit der Erde selbst begriffen wäre; denn sonst könnte er keinen Begriff von dieser Lebendigkeit haben; sondern weil er mit der Erde verbunden, und doch verschieden von ihr, sich selbst erkennt, erscheine in ihm das Erdenleben vergeistigt. Und so verhalte es sich auch mit dem Sonnenleben des Menschen. Daher beherrsche der Mensch die Erde, ob er gleich auch von ihr beherrscht wird. Er beherrsche sie durch seine Einheit oder Urlebendigkeit, deren er sich bewußt werde als einer Urkraft in seiner unmittelbaren Vereinigung mit der Urlebendigkeit oder Gottheit. Aber wie Freyheit möglich, oder, wie der Mensch in seiner Lebendigkeit unmittelbar mit dem Urleben vereinigt sey, lasse sich nicht begreifen. Ueberhaupt könne kein Lebendiges durchaus begriffen werden. Indessen erkenne der Mensch sich selbst als einen Theil des Wel.ganzen oder die Einheit und Allheit alles Lebendigen in seinem natürlichen Daseyn. In dieser allgemeinen Weltlebendigkeit sey das fortdauernde Werden des Lebens in Zeitverhältnissen gegründet. Daher auch im Weltall die allgemeine Lebensbewegung. In dieser Lebensbewegung bestehe die Ordnung der Natur, indem alles Lebendige vereinigt sey in einem Ganzen, das durchgängig mit sich selbst übereinstimmt. Von der alten Daseynsweise, wie der Verf. sich ausdrückt, oder von einem bestehenden Seyn ohne Leben und einem Vorherrschen des Seyns über das Werden in der Ordnung der Natur, müsse man also in der Philosophie nicht reden; denn das endliche Daseyn überhaupt sey einerley mit dem Werden des Lebens. Ferner liege in der unmittelbaren Ueberzeugung von der allgemeinen Weltlebendigkeit auch der Glaube an eine stufenweise fortschreitende Weltentwicklung. Es sey also nicht wohl zu bezweifeln, daß auch unsre Erde einmahl zur Sonne werden,



oder das Erdleben fortschreiten werde zum Sonnenleben. — Doch wir dürfen nicht fortfahren, die Grundlehren der Lebenstheorie des W. zu excerpiren, wenn der Raum, der dieser Anzeige bestimmt ist, einige Anmerkungen des Rec. mit aufnehmen soll. Wir besorgen, daß nicht wenige Leser jene ganze Lehre zu den schwärmerischen Hirngespinnsten zählen werden, dergleichen die menschliche Phantasie schon in Menge hervorgebracht hat, wenn sie im Streben nach dem Uacndlichen dem ruhigen Verstande vor-eilte. Der Rec. denkt nicht so geringe von den Bemühungen des Verfassers. Er erkennt in ihnen eine kräftige und geistvolle Darlegung eben jenes höheren Lebensgefühls, von welchem die ganze Philosophie des Verf. ausgeht. Er ist mit dem Verf. überzeugt, daß wahre Philosophie, Sittlichkeit und Religion mit der freyen Entwicklung jenes Gefühls auf das engste verbunden sind, und daß besonders in unsern Zeiten durch einseitiges und schiefes Râsonniren die Menschen widernatürlich verbildet sind, indem sie das Meiste, was zu jenem Gefühle gehört, als schwärmerisch abweisen. Aber, daß eben jenes Gefühl auch schwärmerisch werden kann, und daß Philosophie als Wissenschaft durchaus nicht in psychologische Exposition eines Gefühls verwandelt werden darf, wenn sie nicht zu Grunde gehen soll, möchte sich auch wohl einleuchtend darthun lassen. Die Philosophie als Wissenschaft sucht in klaren Begriffen von Gründen zu Gründen fortschreitend, und sich selbst von dem Gehalte eines jeden Begriffs Rechenschaft gebend, bis zu dem Urgrunde alles Daseyns und Denkens durchzudringen, und dadurch das Erklärbare von Grund aus zu erklären. Dazu gehört, daß sie zuerst ein sicheres Kennzeichen der Wahrheit menschlicher Vorstellungen ausmittele. Mit dem ersten tieferen Blicke, den der denkende Geist in sein Inneres wirft, um ein sicheres Kennzeichen der Wahrheit zu entdecken, bemerft er den Gegensatz zwischen Empfinden und Denken. Um

diesen Gegensatz und dessen Auslegung drehen sich bekanntlich aller Scepticismus und Dogmatismus mit ihren mannichfachen Erscheinungen in der Geschichte der philosophischen Systeme. Wer diesen Gegensatz als unbedeutend beseitigt, und das Gefühl geradezu apodiktisch entscheiden läßt, weist die Fragen von sich, mit denen eigentliche Philosophie anfängt. Immer sich auf das Gefühl berufend, das den entscheidenden Ausspruch thun soll, kann er behaupten, was er will, ohne sich auf Einwendungen einzulassen; denn wer schlecht hin immer nur sein Gefühl als unwiderlegbaren Beweisgrund aufstellt, mit dem ist gar kein Disputiren; aber er wird auch nie durch die Aussprüche seines Gefühls einen denkenden Kopf überzeugen, der von Thatsachen ausgehend, in klaren Begriffen folgerecht und zur Idee eines Urgrundes fortzuschreiten, und vor jeder dogmatischen Annahme eines bestrittenen Lehresatzes die Gründe eines verständigen Zweifels zu erwägen sich gewöhnt hat. Wer nun gar mit dem W. alle Philosophie geradezu auf ein Lebensgefühl gründet, ohne vorher den Gegensatz zwischen Denken u. Empfinden aufgeklärt zu haben, ohne welchen sich mit dem vieldeutigen Worte Leben kein klarer und wissenschaftlich haltbarer Begriff verbinden läßt, hebt die Philosophie eigentlich auf. Denn daß wir leben, und daß sich das höhere oder geistige Leben in uns von dem thierischen sehr unterscheidet, ist gewiß genug. Aber wie wahre und lebendige Ueberzeugung entsteht, indem sich der Mensch als vernünftiges Wesen sinnend u. forschend vom Bewußtseyn seiner thierischen Lebendigkeit zu jener höheren erhebt, in welcher die Vernunft herrschend hervortritt u. auf ein absolutes Vernunftwesen, nicht bloß auf ein Urleben, hindeutet, das ist es, was wir erklärt haben wollen, wenn wir einzeln mit dem andern philosophiren. Und sollte nicht selbst bey der Exposition des Lebensgefühls dem W. etwas Menschliches begegnet seyn? Sollte er nicht mehrere Reflexionen u. Hypothesen, die durch Nachsinnen auf andern Wegen schon herbengeführt

waren, in sein Lebensgefühl hineingetragen, u. darauf eben diese Reflexionen u. Hypothesen so gedeutet haben, als ob sie ursprünglich in dem Lebensgeföhle lägen? — Doch genug der Anmerk. und skeptischen Fragen. Wir versetzen, zum Beschlusse noch aufmerksam zu machen auf die specielle Ausführung, die wir hier nicht einmahl im Auszuge genau anzeigen, noch weniger der Critik unterwerfen können. Das System der metaphysisch-psychologischen Lebenslehre des W. zerfällt nach den Grundlehren, von denen es ausgeht, und so weit es in diesen beiden Bänden erscheint, in drey Theile; eine neue Theorie des Erkennens oder, wie der W. es auch nennt, des erkennenden Thuns; eine neue Theorie des moralischen Willens oder, wie der W. es nennt, des geistigen Lebens im Wirken; u. eine neue Theorie des Geföhls oder des Lebens des Menschen im Geföhle. Nach dem Beschlusse des zweyten Bandes, wo ein Rückblick auf die vorher gegangenen Untersuchungen geworfen wird, haben wir noch einen Band zu erwarten, der vermuthlich die Religionsphilosophie des W. enthalten wird. Daß wir hier nicht besonders dem Inhalt des zweyten Bds eine genauere Anzeige widmen können, bedauern wir um so mehr, weil dieser zweyte Band eine Menge trefflicher moralischer u. psychologischer Bemerkungen enthält, die man unterschreiben kann, auch wenn man von dem Systeme des W. weit entfernt ist. Die Lehre vom Geföhle überhaupt u. von der Verschiedenheit der Geföhle ist in Beziehung auf das Denken u. Erkennen noch nirgends besser bearbeitet worden. Auch wird man bey dem Studium dieses zweyten Bds nicht so bedrängt von den im ersten Bande immer wiederkehrenden und gewissermaßen einander verschlingenden Wörtern Leben u. Lebendigkeit, die doch immer nur das Geföhle, das bezeichnet werden soll, unvollkommen ausdrücken. Dem schönen Geföhle der Würde der menschl. Natur, von dem das ganze Buch durchdrungen ist, wird hofentlich jeder Leser Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

23. Stück.

Den 10. Februar 1816.

---

## Paris.

Ben Fagolle: Mémoires pour servir à l'histoire de France, sous le gouvernement de Napoléon Buonaparte, et pendant l'absence de la maison de Bourbon; contenant des anecdotes particulières sur les principaux personnages de ce tems, par J. B. Salgues. Tome I. Première Livraison S. 1—80. Seconde Livraison S. 81—168. 1814. Groß Octav.

Unter der zahllosen Menge interessanter und gehaltenen Schriften und Pamphlets, die fortdauernd in Frankreich über Buonaparte und die Greuel seiner Regierung erscheinen, behauptet gegenwärtiges Werk, welches, der Ankündigung zufolge, sechs Bände in 36 Hefen ausmachen soll, einen ausgezeichneten Platz. Glänzendes historisches Talent wird man freylich bey dem Verf. vergeblich suchen, dagegen aber gebührt ihm das Verdienst einer großen Genauigkeit in den Angaben und einer lobenswerthen Gewissenhaftigkeit, mit der er das fest begründete von dem halbahren und falschen unterscheidet. Es gereicht ihm gar sehr zur

Æ

Ehre, daß er nicht nach Art seiner Landsleute nur darauf ausgegangen ist, auf Buonaparte zu schimpfen und alles ohne Unterschied aufzusammeln, was ein gehässiges Licht auf ihn werfen konnte, sondern daß er nur das aufgenommen, was er mit sicheren Belegen gehörig bekräftigen konnte; Gerüchte und Sagen sind wohl angeführt, aber auch jedesmahl als solche bezeichnet. Freylich ist es aber auch keinesweges nöthig, zu Uebertreibungen seine Zuflucht zu nehmen, um den Mann, der Frankreich und Europa Jahre lang mit eisernem Szepter tyrannisirte, in einem gehässigen Lichte zu zeigen; die strengste unparteyische Wahrheit reicht hin, ihn auf ewige Zeiten mit glühenden Zügen in der Geschichte zu brandmarken. In den beiden vorliegenden Hefen des Werks des Hrn. Salgues, ist die Geschichte Buonaparte's bis zu seiner Erhebung zum Obergeneral der Armee des Innern nach dem Blutbade zu Paris am 13. Vendemiaire des Jahres IV fortgeführt und über die Familie und die früheste Jugendgeschichte Buonaparte's erhalten wir hier manche neue interessante Aufklärung. Das Werk beginnt mit einer kurzen Geschichte der Verhältnisse von Corsica bis zur Geburt Napoleon Buonapartes; dieß ist der Gegenstand des ersten Kapitels. Jahrhunderte innerlicher Kriege und blutiger Kämpfe gegen ihre fremden Unterdrücker mit aller der Grausamkeit geführt, deren ein verwildertes, schrecklich gemißhandeltes Volk nur immer fähig ist, hatten den Character der Corsen bis zur rohsten Barbarey verderbt, Meuchelmord und jegliches Laster galt ihnen nichts. So war dieß Volk, als die Geschichte desselben zuerst den Nahmen Buonaparte nennt. Zweytes Kapitel; Geburt und Erziehung Buonaparte's. Unter den Corsen, die für die Freyheit ihres Vaterlandes unter Paoli gestritten, fand sich ein junger Mann, Carl Buonaparte, der zu

einer juristischen Laufbahn bestimmt, diese bald mit den Waffen vertauscht hatte. Als Corsica unwillkürlich Frankreich gehorchen zu müssen schien, wollte Carl Buonaparte seinem Feldherrn folgen, ward aber daran durch seine Familie gehindert; er verheirathete sich in seinem Vaterlande mit Lätitia Ramolini und acht Kinder, fünf Söhne und drey Töchter entsprossen aus dieser fruchtbaren Ehe. Der zweyte der Söhne war Napolione geboren den 5. Februar 1768. Bekanntlich veränderte er nachmahls seinen Nahmen und Jahr und Tag seiner Geburt. Aus Napolione Buonaparte ward Napoleon Buonaparte gebildet, der 15. Aug. 1769 aber als sein Geburtstag gefeyert, letzteres theils deswegen, damit Buonaparte als echter Franzose erschiene, denn erst im Junius 1769 ward Corsica gänzlich von den Franzosen unterworfen, theils damit sein Geburtstag an die Stelle des Festes der heiligen Jungfrau, unter deren Schutz Ludwig XIII. Frankreich gegeben, und welches am 15. August gefeyert ward, trete, er also gleichsam der Schutzpatron von Frankreich werde. Carl Buonaparte, der Vater, erhielt im Jahre 1776 die Stelle eines Assessors bey dem Tribunale zu Ajaccio, und im folgenden Jahre sandte der Gouverneur von Corsica, der Marquis von Marboeuf, den jungen Napolione, den er, wie behauptet wird, mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit liebte, nach Frankreich, zuerst nach Autun zu dem Bischofe Marboeuf, dann nach Brienne in die Königliche Militärschule. Dort blieb er sieben Jahre lang, schon als Knabe wegen seines finstern, verschlossenen und störrischen Wesens wenig beliebt, dann trat er am 22. October 1784 in die Militärschule von Paris. Mathematik und alte Geschichte trieb er vorzugsweise, in den alten Sprachen aber machte er nie starke Fortschritte. Kurz vor dem Ausbruche de

Revolution erhielt er eine Anstellung als Unterleutenant in dem Artillerieregimente la Fère. Gleich anfangs ward er ein eifriger Anhänger der Revolution: "Wäre ich General gewesen, äußerte er nachmahls gegen seine Freunde, so hätte ich die Partey des Hofes ergriffen, als Unterleutenant mußte ich die der Revolution ergreifen," getreu seinem oft ausgesprochenen Grundsatz: "ein Staatsmann müsse das Herz im Kopfe haben." Bald begleitete er den General Paoli, der ihn als den Sohn seines ehemahligen Waffengefährten bereitwillig aufnahm, nach Corsica. Auch hier waren zwey Parteyen, die der Aristokraten und der Demokraten, und Buonaparte schloß sich sogleich an letztere an; so hoffte er am leichtesten zu steigen. Nicht so Paoli, der den Schwindelgeist zu mäßigen suchte, und daher schon am 4. April 1793 in dem Nationalconvente als ein Verräther an der heiligen Sache der ohne Hofen angeklagt, und bald darauf selbst für einen Feind des Vaterlandes und außer dem Gesetze erklärt ward. Buonaparte dagegen blieb ein wüthender Demokrat. Drittes Kapitel: Belagerung von Toulon; Anfang des militärischen Glücks Buonaparte's. So lange Paoli im Glücke gewesen, blieb Buonaparte sein Freund, Paoli ward geächtet und Buonaparte kehrte die Waffen gegen ihn. Bald nahm er Theil an einer Expedition gegen Sardinien, allein das Unternehmen mislang. Paoli rief die Engländer nach Corsica; Buonaparte ward sammt seiner Familie aus der Insel verbannt und kehrte nach Frankreich zurück, ohne Anstellung, ohne Nahmen und ohne Empfehlung. Die Familie begab sich nach Marseille zu dem Kaufmanne Clary; der General Collin unterstützte sie mit Almosen; dafür ward er nachmahls exilirt. Die Schwestern fanden Liebhaber; Carletta, die jüngste, nachmahls die Prinzessin

Caroline, damals erst 13 Jahre alt, besorgte den kleinen Haushalt. Als Buonaparte nach Marseille kam, hatte die Mehrzahl der Einwohner sich gegen den Convent erklärt, dennoch blieb er ein getreuer Anhänger der Demokraten, und ließ selbst zu Avignon ein wüthendes Pamphlet *le souper de Beaucaire* drucken, in einem barbarischen Style. Bald wurden Lyon und Marseille durch schreckliche Greuel von neuem zur Unterwerfung unter den Convent gezwungen; Toulon aber suchte sich durch Aufnahme der Engländer und Spanier vor einem ähnlichen Schicksale zu sichern. Gegen diese Stadt richtete sich daher der ganze Zorn des Convents. Man suchte Offiziere; Salicetti, ein Verwandter Buonaparte's führte ihn bey Barras ein und er erhielt eine Anstellung bey der Artillerie; Joseph ward Kriegskommissär, Luzian Magazin-Aufseher, Louis Unterleutenant, auch Fesch erhielt bald die Stelle eines Magazinaufsehers. Der General Du Teil, der die Artillerie commandiren sollte, erschien nicht, Domartin, der seine Stelle ersetzte, ward bald darauf schwer verwundet und Buonaparte ward Bataillonschef und Befehlshaber der Artillerie und versäumte keine Gelegenheit das Vertrauen seiner hohen Gönner zu rechtfertigen. Sein Plan ward bey dem Angriffe gegen die Stadt befolgt; am 26. December wurden die Forts von Toulon von der fanatischen Revolutions-Armee erstürmt, die Engländer verbrannten die Flotte und verließen die Stadt; Toulon fiel in die Gewalt der Belagerer und schreckliche Greuelscenen erfolgten; ein großer Theil der Einwohner war geflüchtet. So wüthend haufte anfangs die republicanische Armee zu Toulon, daß selbst die Conventsdeputirten sich zu ihrer Sicherheit auf dem Gemeindehause einschlossen. Barras, Freron und der jüngere Robespierre hatten in dieser Eigen-



schaft die Armee begleitet. Einzelne Hinrichtungen und Mordthaten genügten ihnen nicht, die Rache der Republik zu befriedigen, daher gebot eine Proclamation allen noch übrigen Einwohnern von Toulon, bey Strafe als schlechte Bürger behandelt zu werden, in dem Märzfelde bey der Stadt zu erscheinen; 8000 Menschen kamen zusammen; die früher verhaftet gewesenen Jacobiner waren die Richter, nur wenige entgingen dem blutigen Gerichte, alle übrigen wurden durch Karráschen niedergeschmettert. Buonaparte befehligte die Mörder bey diesem blutigen Auftritte. Nach dieser Expedition kehrte er selbst zur Italiänischen Armee zurück; allein kaum war er zu Nizza angekommen, als ihn ein Donnerschlag traf; Robespierre fiel, mit ihm seine wüthendsten Anhänger. Buonaparte, der zu weit gegangen war, um mit Ehren umkehren zu können, affectirte eine philosophische Ruhe, allein bald brach aller Orten eine heftige Verfolgung gegen die Terroristen aus; auch er ward als solcher auf Befehl des Repräsentanten Bessroi zu Nizza verhaftet, nur mit Mühe erlangte er durch die Verwendung seines Bruders Joseph's und Salicetti's seine Freyheit wieder. Aubry, Präsident der Kriegscommitee im Wohlfahrtsausschusse, der die Jacobiner tödtlich haßte, setzte bald 10 bis 12000 Offiziere ab; auch Buonaparte traf dieses Loos und so sah er sich plötzlich dem bittersten Mangel preisgegeben. Kaum hatte er Hoffnung das Commando einer Infanteriebrigade zu erhalten. Er begab sich selbst nach Paris, ohne Geld und ohne Protection bey Aubry und seine Lage ward bald so verzweifelt, daß er um die Erlaubniß nachsuchte, nach Constantinopel zu gehen und der Pforte seine Dienste anbieten zu dürfen. Allein ein glücklicher Zufall öffnete ihm unverhofft von neuem eine glänzende Laufbahn. Viertes Kapitel: 13. Wen-

demiaire; Beförderung Buonaparte's zum Ober-  
 generale der Armee des Innern. Robespierre war  
 gefürzt, allein der Berg bestand noch. Um die Ter-  
 roristen zu bekämpfen, suchte sich die Gegenpartey  
 mit den Royalisten zu verbinden und bald nahm  
 die Stimmung des Volks eine für den National-  
 convent höchst bedenkliche Wendung. Die neue Di-  
 rectorial-Verfassung ward entworfen; zugleich aber  
 erklärte sich unerwartet der Nationalconvent zu zwey  
 Drittel seiner Mitglieder für permanent und er-  
 bitterte dadurch das Volk, vorzüglich zu Paris. Allein  
 der Nationalconvent, der sich die allgemeine Verach-  
 tung zugezogen und die Rache des Volkes befürchtete,  
 befreyte alle wüthenden Revolutionsmänner aus den  
 Gefängnissen; große Haufen dieser Bösewichter  
 strömten nach Paris und wurden dort 3000 Mann  
 stark in Bataillons organisirt und mit dem Nahmen  
 der heiligen Phalanx geziert. Zum würdigen Be-  
 fehlshaber dieser Bande, ward auf Barras Betrieb,  
 Buonaparte ernannt. Dagegen hatten die Sectionen  
 von Paris zwar guten Willen und Muth, aber keinen  
 festen Entschluß. Dem Generale Danican, der sie  
 befehligte, fehlte es zwar keinesweges an Tapfer-  
 keit, wohl aber an schnellem Blicke und rascher Ent-  
 schlossenheit. Mit jedem Tage stieg die Spannung  
 zwischen Paris und dem Convente; bald glaubte  
 letzterer nur durch die Gewalt der Bayonette seine  
 verhaßte Herrschaft sichern zu können. So nahe der  
 13. Vendemiaire (5. October 1795). Der Convent  
 heuchelte friedfertige Gesinnungen, unvorsichtig traute  
 Danican und gab den Sectionen den Befehl zum  
 Rückzuge. In diesem Augenblicke that Buonaparte  
 mit der heiligen Phalanx einen Angriff gegen die  
 Kirche St. Roch; den Sectionen gebrach es an  
 Kanonen, Buonaparte zerschmetterte sie durch einen  
 Hagel von Kartätschen, bald entstand unter ihnen

Verwirrung, dann Flucht. Mit Mühe rettete sich Danican; die Straßen von Paris wurden mit den Leichen seiner Bürger bedeckt und Buonaparte ward zum Lohne für seinen blutigen Eifer zum zweyten Befehlshaber der Armee des Innern ernannt.

### Hannover.

Von H. J. Grote: Die Feyer des achtzehnten Octobers 1815 in Dinker, vom Consistorialrath und Prediger Busch. Auch ein kleiner Beytrag zur Unterstützung der Vaterlands-Vertheidiger. 1815. 39 Seiten in Octav.

Sehr rühmlich schließt sich der Verfasser an diejenigen an, welche dieß Fest religiös gefeyert und beschrieben haben. Zuerst beschreibt er die äußerliche Feyer des Festes, worauf die wohlgerathene Huldigungs-Predigt über den vorgeschriebenen Text 1. Petr. 2, 17. Thut Ehre jedermann, habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König, folgt. Den Beschluß macht eine Rede bey dem Abend-Freudenfeuer gehalten zur Erinnerung an die Leipziger Völker-Schlacht; noch eindrucklicher, weil auf demselben Dinker-Berge im Jahre 1761 am 15. und 16. Julius die bekannte siegreiche Schlacht bey Bellinghausen vom Herzog Ferdinand geliefert wurde. Angehängt sind noch drey Gefänge beym Anfange des Gottesdienstes, Haupt- und Huldigungsgefang, und zur Erinnerung der Völker-Schlacht am 18. October 1813 beym Freudenfeuer zu singen. Auf der Stelle des Berges, wo das Freudenfeuer hoch aufloderte, wird der patriotische Bürgermeister Smith eine Eiche zur ewigen Erinnerung dieses hier gefeyerten Huldigungs- und Errettungsfestes anpflanzen lassen.

---

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

24. Stück.

Den 10. Februar 1816.

---

Göttingen.

Ben Vandenhoeck und Ruprecht: Beiträge zur Culturgeschichte der Medicin und Chirurgie Frankreichs und vorzüglich seiner Hauptstadt, mit einer Uebersicht ihrer sämtlichen Hospitäler und Armenanstalten, nebst mehreren während der Jahre 1813 und 1814 dort gesammelten medicinisch-chirurgischen Beobachtungen, von Dr. Alexander Zaindorf, Privatdocenten der Georgia Augusta und Oberassistenzarzt am academischen Hospitale zu Göttingen. 1815. XVI und 524 S. in Octav.

Wenn es, wie wohl nicht geleugnet werden kann, ein Hauptcharacterzug des Deutschen ist, auf allen Feldern der Cultur sich seine Früchte zu sammeln, und mit regem Geiste alles Nützliche aufzunehmen, und es auf seinen Boden zu verpflanzen, gleichviel aus welchem Lande oder von welcher Nation es herstamme, so kann es keine Frage mehr seyn, ob das angezeigte Werk, die Arbeit eines Mannes, der sich der gelehrten Welt schon früher als kenntnißreicher und denkender Gelehrter gezeigt hat, will-

9

kommen seyn wird. Wem könnte es wohl gleichgültig seyn zu wissen, wie der Stand unsrer Wissenschaft bey einer Nation sey, die so viele Ansprüche auf die höchste Bildung macht, und sich gern, wenn die Hand des Schicksals ihr nicht in den Weg getreten wäre, zum Herrn und Gebieter unsrer geistigen Cultur gemacht hätte, so wie sie uns schon mit eisernem Zepter in Rücksicht unsrer politischen Verhältnisse und unsrer Freyheit beherrschet hat? Daß Naturgeschichte, Physik und Scheidekunst derselben manche wichtige Entdeckungen zu verdanken haben, und ihre Gelehrten in diesen Fächern am litterarischen Horizonte glänzen, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Wie hoch sie aber in Rücksicht der Arzneykunde stehe, dieses ist eine Frage, deren Beantwortung dem Titei nach die Tendenz des angezeigten Werkes seyn soll. In der Einleitung zu demselben macht uns der Herr Verfasser mit einem Characterzuge der Nation und zugleich auch ihrer Gelehrten bekannt, der nicht geeignet ist, den freyen und liberalen Geist des Strebens nach allgemeinen Ansichten bey ihnen zu erwarten, und das Ergreifen und Aneignen alles wissenschaftlichen Wahren und Guten von ihnen vorauszusetzen. "Als characteristisch nationell herrscht nach dem Hrn. Verf. dort ein allgemeines Streben nach Einheit und Gleichheit der Formen so durchgreifend, daß kein Individuum, viel weniger ein Stand sich dessen ganz zu entwinden vermag. Dadurch aber entstehet ein nationaler Egoismus, der sich in seiner Beschränktheit auf das Einheimische gegen alles Fremde gleichgültig oder gar feindselig verhält, und dem die Anerkennung des Fremden in unverletzter Form kaum möglich ist." Daß bey einer solchen Nationaleigenliebe, die nothwendig in Einseitigkeit ausarten muß, der echte Geist der wissenschaftlichen Aufklärung nie

recht aufkommen und das geistige Leben in derselben nur unvollkommen ausblühen könne, ist leicht zu erachten. Denn wenn gleich einzelne Zweige der Kunst und Wissenschaft dabey sich kräftig zu entwickeln im Stande sind, und einzelne Gelehrte durch ihre liberalen Ansichten und Gesinnungen eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen, so wird doch das Ganze nie den Grad der Vollkommenheit erlangen können, dessen es fähig ist. Aus diesem Gesichtspuncte muß denn auch die Cultur der Heilkunde in Frankreich betrachtet werden. Diese Wissenschaft hat sich bey allen Stürmen, die dort seit so vielen Jahren geherrscht haben, immer aufrecht erhalten, sich des Interesse der Regierungen zu erfreuen und die eminentesten Köpfe zu ihren Befördern und an ihrer Spitze gehabt. Sie und ihre sie leitende Schwester die Naturkunde sind unverfehrt aus dem allgemeinen Brande hervorgetreten, und haben ihren wohlthätigen Einfluß aufs Ganze immer rein bewahret. Wie ist nun aber der Zustand derselben, besonders der Heilkunde bey unsern Nachbarn? Diese Frage sucht der Herr Verf. in seinem Buche zu beantworten, doch nur fürs erste in Beziehung auf Paris. Es hat dasselbe drey Abtheilungen; die erste enthält die Beschreibung aller in die Naturkunde einschlagenden Institute in Paris, die Geschichte der medicinischen Bildungsanstalten, und eine Darstellung der vorzüglichsten öffentlichen Lehrer der Natur- und Arzneykunde. Die zweyte liefert eine Uebersicht der Hospitäler und Armenanstalten der Hauptstadt, und die dritte enthält Beobachtungen, größtentheils aus dem Felde der Wundarzneykunst. So lichtvoll die Darstellungen in demselben sind, so schön und untadelhaft die ganze Anordnung der Gegenstände ist, und so gerechten Dank sich der Herr Verf. durch die Heraus-

gabe dieses Werkes vom gelehrten Publicum, besonders aber von allen, die Paris in wissenschaftlicher Rücksicht besuchen wollen, versprechen darf, indem es als der beste und sicherste Leitfaden dienen kann, so sehr möchte wohl mit dem Rec. mancher Leser wünschen, daß er bey der Beschreibung der Hospitäler mehr in den Geist der in denselben herrschenden Heilmethode eingedrungen wäre, oder denselben in dem Werke ausgesprochen hätte, so wie seine Bemerkungen über die Gelehrten Manchen zu kurz, unvollständig und nicht von der Art zu seyn scheinen werden, daß man dadurch von ihrer Denk- und Handlungsweise die erwünschte Aufklärung erhalten könnte. Doch hoffentlich wird der Herr Verfasser, der noch Mehreres diesen Gegenstand betreffendes herauszugeben verspricht, diese Lücke ergänzen, uns wirklich mit den in Frankreich gemachten wesentlichen Fortschritten in unsrer Wissenschaft bekannt machen, die Ansichten der vorzüglichsten Gelehrten in derselben eröffnen, und ihre darauf gegründeten Heilmethoden zur Sprache bringen. Alsdann erst können wir sagen, daß wir die Geschichte der Cultur der Heilkunde dieses Landes kennen gelernt haben, wozu die jetzige Schrift des Hrn. Verfassers, nur die Einleitung zu seyn scheint. Doch wir eilen, unsre Leser mit dem Inhalte derselben, so weit es in der Kürze geschehen kann, bekannt zu machen.

Erster Theil erstes Kapitel von der Cultur der naturhistorischen und physicalischen Wissenschaften. Unter dieser Rubrik finden wir a) den Pflanzengarten, aber keine Beschreibung dessen, was er enthält, sondern nur im allgemeinen die Bemerkung, daß er den allgemeinen Naturwissenschaften gewidmet sey, und dann eine kurze Anzeige der an denselben angestellten Gelehrten, eines Haüy in der Mineralogie, Jussieu's und Defontaine's in der

Pflanzenkunde, Bauquelin's, Laugier's und Lhenard's in der Scheidekunst, Cuvier's in der Naturgeschichte und Portal's in der Arzneykunde. b) Das Nationalinstitut, dessen Einfluß auf alle wissenschaftliche Zweige in Frankreich bekannt ist. Mitglieder in der physischen Classe, welche sich litterarischen Ruf erworben haben, sind Guyton de Morveau, der Entdecker der Nücherungen mit salzsaurem Gas und oxygenisirter Salzsäure, Tenon der sich durch seine gelehrten Untersuchungen über die Zähne bekannt gemacht hat, der große Physiker Biot, Bauquelin, Lhenard und Dupuytren, die sich mit Untersuchungen über die Wirkung des Einathmens verschiedener Luftarten beschäftigen, Portal, Pinel, Corvisart, Halle, Pelleran und Percy. c) Collège de France ein für das Speciellere der Natur- und Arzneykunde bestimmtes Institut. Cuvier, Halle und Lhenard halten in demselben Vorlesungen. d) College du Plessis. Lhenard trägt Chemie, Haug Mineralogie und Mirbel Pflanzenphysiologie vor. Außer diesen öffentlichen Instituten sind noch mehrere privatgelehrte Gesellschaften in Paris vorhanden, als a) die medicinische Societät, die fast alle ausgezeichnete Aerzte der Hauptstadt zu Mitgliedern hat, und aus der ehemahligen société de medecine entstanden ist; b) die Gesellschaft der medicinischen Schule; c) die société de medecine de perfectionnement, deren Secretär der berühmte Alibert ist; d) die galvanische; e) die electrische; f) die Impfgesellschaft; g) die Schule der Thierärzney und Landwirthschaftskunde zu Alfort, zwey Stunden von Paris; die sich durch Vollkommenheit und Nützlichkeit vortheilhaft auszeichnet.

Zweytes Kapitel: Allgemeine Geschichte der medicinischen Institute vor und nach der Revolution, und die ihnen gegenwärtig eigne



Organisation. Vor der Revolution und bis 1792 gab es in Frankreich 18 medicinische Facultäten, die das Recht hatten, die höchste Würde in der Arzneykunde zu ertheilen, und 15 Collegien, zu denen sich die verschiedenen Aerzte halten mußten, die aber für eine allgemeine wissenschaftliche Bildung, besonders bey dem dabey herrschenden Sectengeiste und der klösterlichen Zucht nicht viel Gutes stiften konnten. Als darauf 1792 alle diese Anstalten abgeschafft wurden, entstand eine wahre Anarchie, und das Leben des Staatsbürgers war den ärgsten Puschern und unwissendsten Menschen anheim gegeben. Endlich wurde am 14. Frimaire des dritten Jahres diesem Gräuel durch die Errichtung dreyer Gesundheitschulen zu Paris, Straßburg und Montpellier eine Grenze gesetzt, und neue Ordnung im Medicinalwesen und der Bildungsweise der Aerzte eingeführt; diesen vertraute man die Bildung junger Heilkünstler an, und ihnen wurde die Ertheilung der Doctorwürde übergeben. Außerdem machte man die Einrichtung mit Anstellung der Gesundheitsbeamten, von denen man so viele Kenntnisse verlangte, daß sie die gewöhnlichen und leicht vorkommenden Krankheiten heilen konnten, sechs Jahre bey Doctoren sich aufgehalten oder fünf Jahre burgerliche und Militär-Hospitäler besucht hatten. Diese Einrichtungen dauern noch fort, sind aber noch weit entfernt, eine universelle wissenschaftliche Bildung wie die Deutschen Academies zu geben.

Drittes Kapitel: Die Pariser Schule und deren Verhältniß zu der zu Straßburg und Montpellier. Die Schule von Paris ist unstreitig die reichste und mit allen nöthigen Bildungsanstalten am besten versehen. In der zu Montpellier herrscht wohl mehr reelle Gelehrsamkeit, und die Idee ist mit der Materie inniger vermählt; nicht bloß auf Anschauen

und Experimentiren ist hier das Augenmerk gerichtet, sondern der denkende Geist mehr in Anspruch genommen. Die Schule ist minder reich als die Pariser, und weniger mit guten Anstalten versehen. Noch mehr hat dieses in Straßburg Platz, allein es herrscht hier eine glückliche Mischung von Französischer und Deutscher Bildung und ein regres Streben nach dem Idealen.

Viertes Kapitel: Eigener Geist des Französischen Studiums; kurze Characteristik der Lehrer und ihrer Wirkungssphäre der Pariser Schule. Ein slavisches Schwören auf die Worte ihrer Meister und strenges Halten an den Lehren der Schule, worin sie ihre Bildung erhalten haben, zeichnet sich fast bey allen jungen Aerzten aus. Eigne Untersuchungen, Prüfungen, Vergleichen, wozu auf den Deutschen Academies die Lernenden angehalten werden, sind hier fremd, und das was in fremden Ländern im Wissenschaftlichen vorgeht, besonders das, was in Deutschland geschieht, erregt nicht ihre Wissbegierde. Der erste Lehrer an dieser Schule ist Corvisart, der sich durch seine Beschreibung der Krankheiten des Herzens allgemeinen Ruf erworben hat; aber nun soll auch das arme Herz Schuld an den mehrsten Krankheiten seyn. Selten hält Corvisart seiner andern Geschäfte wegen noch Vorträge. Der zweyte Lehrer ist der verdienstvolle Pinel, der sich durch seine glückliche und gründliche Behandlung der Geisteskranken allgemeine Achtung und Vertrauen erworben hat. Er ist ein Freund der alten klassischen Schriftsteller und empfiehlt ihr Studium. Dupuytren ist erster Lehrer der Chirurgie, ein würdiger Schüler Bichats, ein denkender und thätig handelnder Gelehrter. Richeraud ist Professor der Anatomie und Chirurgie, und ein blühender Compendien-Schriftsteller. Boyer Lehrer der Clinic,

Dubois Lehrer der Entbindungskunst und Operateur. Percy ebenfalls Lehrer der Chirurgie, hat sich dem Lehrfache ganz entzogen. Außer diesen sind noch an der Schule angestellt, des Genettes, Pelletan, Lallement, Leroux Decan der medicinischen Facultät, Bourdier, Hallé, Chauffier Lehrer der Physiologie, Deycus und Bauquelin welche Pharmacie und Chirurgie vortragen, Leroy und Desormeaux die Entbindungskunst lehren, und Jusfieu und Dumeril die dem Fache der Naturgeschichte vorstehen; ferner der Lehrer der gerichtlichen Arzneykunde, Petit-Radel und Thillege, Professor der Bandagenlehre; Bibliothekar ist Moreau de la Sarthe. Diesem Kapitel hat der Hr. Verf. ein Verzeichniß der Schriften beygefügt, welche für die jetzige Epoche der Cultur der Heilkunde von Bedeutung sind.

Zweyter Theil erstes Kapitel: Uebersicht des neuesten Zustandes der sämtlichen Hospitäler und Armenanstalten in Paris. Dieses Kapitel enthält eine kurze Darstellung der allgemeinen Verwaltung, Verpflegung und Einrichtung aller dieser frommen Stiftungen, und ist nicht gut eines Auszugs fähig. Nur so viel sey gesagt, daß sie alle unter einer gemeinschaftlichen Administration stehen; diese führt die Aufsicht über eilf Krankenhäuser, acht Versorgungshäuser, die Findelanstalt, die Anstalt zur Unterstützung der Armen in ihren Wohnungen, das Ammenbureau. Vortreflich wirkend ist der religiöse Eifer der geistlichen Schwestern, die sich mit dem größten Diensteifer der Wartung, Versorgung und Pflege aller Hülfbedürftigen annehmen; schade daß in den protestantischen Gegenden dergleichen freundliche und aus so edlen Gefühlen kommenden Hülfen nicht möglich ist; Nahrung, Wäsche, Lager, Kleidung scheinen nach dieser Beschreibung untadelhaft zu seyn, und die Verordnungen in Rücksicht

der Reinlichkeit verdienen, wenn sie beachtet werden, alles Lob. Badeanstalten fehlen nirgends, eine Pharmacie centrale versorgt alle Anstalten mit Arzneien. Die sämmtliche Einnahme der frommen Stiftungen betrug im Jahre 13 über 6,300,000 Franken, die Ausgaben 6,200,000 Franken. Ein jeder Kranker kostet täglich 1 Fr. 64 Ct., ein jeder Versorgter 1 Fr. 62 Ct.

Zweytes Kapitel: Nachricht von den einzelnen Kranken- und Armenanstalten in Paris. Von jeder derselben hier einige Nachrichten im Auszuge zu liefern, würde die Grenzen dieser Anzeige über das Gewöhnliche hinausrücken, daher sich Rec. begnügen muß sie nur zu benennen. 1) Hotel-Dieu das größte Hospital welches 1813 1464 Kranke hatte; in demselben ist die Sterblichkeit noch immer sehr groß. Dr. Depreux, Pelletan und Dupuytren sind in demselben angestellt, und Petit, Vosquillon und Recammier sind als Oberärzte ihnen zugesellet. Emetisiren, Clystiren, Aderlassen und die Currie'schen Uebergießungen sind in der Tagesordnung. Dupuytren wird vom Verf. vorzüglich gepriesen. 2) Charité. Corvisart ist Arzt dieser Anstalt, LeRoux versteht aber seine Geschäfte. Ueberdem besorgen die Kranken Boger und Dechamps. 3) Clinique de perfectionnement, dieses ist eine bloße chirurgische Klinik. Dubois ist klinischer Demonstrator, Darferne sein Assistent. 4) St. Antoine, ein Hospital für 250 Kranke. 5) Baujou, das schönste Hospitalgebäude in Paris. 6) Cochin, in welchem auch Frauen aufgenommen werden, die schwanger sind; es wird auch Infirmierie de maternité deswegen genannt. 7) Necker, von Madame Necker eingerichtet, hat 140 Betten. 8) Maison de santé, in diesem werden Kranke für Bezahlung aufgenommen. Varoche ist Arzt und Dubois Wundarzt in demselben. 9) Les enfans malades. Alle Kinder

aus den Waisenhäusern werden, wenn sie erkranken, in dasselbe geschickt, es nimmt aber auch andere kranke Kinder auf. Jadelot ist Arzt an demselben; es ist für 500 Kranke eingerichtet. 10) Veneriens, der Name zeigt schon den Zweck desselben; es kann 441 Kranke aufnehmen. Die von Swietenische Mercurialauflösung wird hier noch durchgehends gebraucht, Einreibung nur selten, Opium mischt man den Tisanen bey! 11) St. Louis, für chronische Hautkrankheiten. Arzt an demselben ist der treffliche Alibert. Schwefelmittel innerlich und äußerlich sind seine Hauptwaffen gegen diese Uebel. Außerdem ist Dr. la Porte Medecin en chef und Richeraud Wundarzt. Außer diesen unter der allgemeinen Administration stehenden Hospitälern sind auch noch einige Militär-Krankenhäuser vorhanden, als 1) Val de Grace, woran Viron als Arzt und Barbier als Wundarzt angestellt sind. 2) Veneriens. 3) Hopital de la garde impériale. 4) Hotel des invalides; letzteres gehört doch wohl mehr zu den Versorgungs-Anstalten. Zu den unter der allgemeinen Administration stehenden Versorgungs-Anstalten gehören: 1) Bicêtre, fast über 3000 Menschen, ist Gefängniß und Versorgungshaus für Greise, Blinde, Epileptische und Narren. 2) Salpêtière, für Weiber ein Versorgungshaus von der Art, wie Bicêtre für Männer, ausgenommen, daß kein Gefängniß dabey ist. Pinel ist Arzt daran. 3) Charenton, ein Spital für heilbare Irren beiderley Geschlechts, zahlende und nicht zahlende. 4) Maison de santé de Mr. Esquirol, von diesem Arzte für Irren eingerichtet und auch von demselben besorgt; eine Privat-Anstalt, die eine rühmliche Erwähnung verdient. 5) Incu-rables-hommes, für Alte, Gebrechliche und Unheilbare vom männlichen Geschlecht. 6) Incurables-femmes, der vorigen ähnlich, ausgenommen daß

nur Frauen darin aufgenommen werden. 7) Menages für alte arme Eheleute, die umsonst aufgenommen werden, und Wittwen oder Wittwer, die bezahlen müssen. 8) Retraite de mont rouge, für alte ehemalige Emplojes in den Versorgungsanstalten und Hospitälern, und für Personen, die zwar nicht arm sind, aber nicht genug zu ihrer Erhaltung haben. 9) St. Perine für Pensionnaires.

Drittes Kapitel: Versorgungsanstalten für die Jugend und die Kinder. Alle Anstalten für arme Kinder sind in Paris in zwey große Waisenhäuser verwandelt, die mehrsten dazu fähigen Kinder werden von der Administration auf eine sehr löbliche Weise früh in Werkstätten der Handwerker oder in andern nützlichen Anstalten, wo sie Arbeit finden können, untergebracht. Die Waisenhäuser sind: 1) Orphelines zu 600 Betten eingerichtet, wovon der Hr. Verf. aber nur 250 belegt fand; dient für Mädchen. 2) Orphelins, für Knaben, ebenfalls für 600 Betten geräumig. Eine sehr gute Einrichtung ist es, daß sich hier verschiedne Werkstätte befinden, in welchen die Kinder unter der Aufsicht von Meistern ein oder das andere Handwerk lernen. 3) Bureau de placement. Diese Anstalt hat den Zweck, Kinder bey Handwerkern oder in Manufacturen und Fabriken oder auf dem Lande zur Erlernung der Landwirthschaft unterzubringen, und dabey für sie Sorge zu tragen. 4) Maternite; dehnt sich auf ein Gebärhaus, Findelanstalt und Hebammenschule aus, und diese sind in zwey verschiednen nicht weit von einander entfernt liegenden Häusern befindlich. Baudelocque war ehemahls Lehrer daran, jetzt ist es Herr Chauffier und Madame Lachapelle erste Hebamme. Die Kinder bleiben nicht in dieser Anstalt, sondern werden, sobald es die Umstände erlauben, aufs Land gegeben. 5) Bureau des nourrices. Dieses versorgt die Pariser

Mütter mit guten Ammen. 6) Sourds-Muets, Taubstummen-Institut, dem der berühmte Sicard vorsteht. 7) Quince-vingts, Blinden-Institut, dessen Director Picard ist. 8) Secours à domicile, eine Versorgungs-Anstalt der Armen in ihren Häusern. 9) Societé philanthropique, eine Verbindung mehrerer edel denkender Männer zur Unterstützung Bedürftiger und Kranken. 10) Societé de la charité maternelle; eine Gesellschaft edler Frauen zur Unterstützung armer, hilfsbedürftiger Mütter zur Zeit ihrer Entbindung und im Wochenbette. 11) Vaccine, zur Beförderung der Schutzblatternimpfung. Es muß einem Jeden erfreulich seyn, wie Paris, das im Gebiete des Luxus und der Moden den Ton angibt, und worin ein Jeder nur darauf hinaus zu gehen scheint, sich den Lebensgenuß so angenehm als möglich zu machen, so viele und schöne Anstalten zur Linderung der Leiden der armen und hilfsbedürftigen Menschheit in seinen Ringmauern hat, und wie die Einwohner über dem Haschen nach Freuden doch ihre armen Mitbrüder nicht vergessen. Im letztern ihrem Beispiele zu folgen möge das Bestreben eines jeden Deutschen seyn.

Dritter Theil. Dieser, der einen großen Theil des ganzen Werks ausfüllt, enthält Beobachtungen von chirurgischen Fällen, die unter der Behandlung Dupuytren's gemacht sind. Ihrer sind eine so große Menge, daß Rec. sich mit ihrer allgemeinen Anzeige begnügen muß. Unwichtig sind wohl keine darunter, allein ob sie alle den Werth haben, daß sie der Aufbewahrung würdig sind, daran ist sehr zu zweifeln, zum wenigsten möchten unsre Deutschen Gelehrten wohl wenige darunter finden, die sowohl in Rücksicht der Neuheit der pathologischen Ansicht, als auch des Heilverfahrens belehrende Winke geben könnten. Wahrscheinlich ist aber auch des Hrn. Verf. Absicht nicht darauf hinausgegangen, dadurch

die Deutsche Wundarzneykunst zu bereichern, sondern es lag wohl vielmehr in seinem Plane zu zeigen, wie einer der besten Wundärzte Frankreichs über einige chirurgische Krankheiten denke und wie er sie behandle, und in dieser Rücksicht verdient es den Dank des Publicums, daß er sich dieser Arbeit mit so vieler Genauigkeit unterzogen hat. Wünschen wird vielleicht Mancher, hier etwas weniger vom Hrn. Dupuytren, dagegen auch einige Ansichten von den Grundsätzen und der Handlungsweise anderer Französischer Aerzte und Wundärzte zu finden. Die vorkommenden Beobachtungen sind unter folgende Kapitel vertheilt. Erstes Kapitel: Von den Kopfverletzungen. Schwerlich wird die hier beschriebene Behandlungsweise auf allgemeinen Beyfall Anspruch machen können. Die Anwendung der Aderlässe und Abführungsmittel ist doch wohl zu übertrieben, und in Rücksicht der äußern Behandlung zu wenig gethan. Kalte Umschläge, so lange noch Zufälle von Gehirnleiden und Gefahr von Entzündung und Extravasat da waren, und die die Erfahrung so bewährt gefunden hat, findet man nirgends angewandt, von dem Trepane viel zu spät Gebrauch gemacht, und bey Zufällen von Ergießungen und Lähmung niemahls ein Mittel gegeben, welches die gesunde Lebenskraft zu heben, und das Einsaugungsvermögen der Gefäße zu erwecken im Stande war. Diese Handlungsact kann wahrlich nicht als Muster dienen. Zweytes Kapitel: Von dem Anthrax und Carbunkel. Drittes Kapitel: Von den Geschwüren und deren glücklicher Behandlung durch das glühende Eisen und die Kohle, ist sehr gut und die darin bekant gemachten Erfahrungen sind aller Beherzigung werth. Viertes Kapitel: Von den Wunden. Fünftes Kapitel: Von den Brüchen; auch hiebey möchte wohl manches zu erinnern seyn, doch kann man im



Ganzen der Behandlung seinen Beyfall nicht ver-  
 sagen. Die Radicalkur der Hydrocele wird von  
 Dupruyten vermittelst des Haarseils oder der Ein-  
 spritzungen bewirkt. Sechstes Kapitel: Von den  
 Brüchen der Extremitäten, enthält manches Gutes  
 in Rücksicht des Verbandes und der Lage der Theile.  
 Siebentes Kapitel: Von der Verbrennung. Du-  
 puytren nimmt sieben Grade derselben an: a) Ober-  
 flächige Entzündung der Hautfelle; b) Vesication  
 der Oberhaut; c) Ergriffenseyn des corpus mu-  
 cosum; d) Verletzung des corium; e) nicht nur  
 die Lederhaut, sondern auch das unter ihr liegende  
 Zellgewebe ist verbrannt; f) Sehnen, Muskeln und  
 selbst Knochen leiden von der Zerstörung; g) gänz-  
 liche Verbrennung aller dieser Theile. In den ersten  
 Graden empfiehlt er kalte Bleiumschläge oder das  
 Beträufeln mit Ol. terebint., oder das Anhal-  
 ten des Theils an das Feuer, bey den andern die  
 Anwendung des Bleycerals. Auf Kräfte und Con-  
 stitution des Kranken muß hierbey sorgfältig geachtet  
 und alles vermeiden werden, was ihn unfähig macht,  
 die den großen Verbrennungen folgende Eiterung  
 auszuhalten. Achtes Kapitel: Von dem Ausreißen  
 der Nägel bey Krankheiten dieser Gebilde oder  
 den daran erzeugten Ulcerationen. Neuntes  
 Kapitel: Von den Entzündungen der innern  
 Handfläche und ihren gefährlichen Folgen wenn  
 sie verbrannt werden. Zehntes Kapitel: Von  
 den Phlegmonen. Elftes Kapitel: Vom Krebse;  
 in demselben ist vom Nasen- und Lippenkrebs die  
 Rede, welche durch die Operation glücklich weg-  
 genommen wurden. Zwölftes Kapitel: Von einer  
 Lähmung der untern Hälfte des Körpers durch  
 Verletzung des Rückenmarks erzeugt. Dren-  
 zehntes Kapitel: Von der Verrenkung. Vierzehn-  
 tes Kapitel: Von der weißen Kniegeschwulst.  
 Außere Einreibungen, Haarseil und öftere spanische

Fliegenpflaster sind die einzigen Mittel, welche man angewandt findet. Nach dem Gebrauche der besonders im Anfange so wirksamen kalten Umschläge, und der Blutigel, sucht man vergeblich, so wie auch nichts von einer innern Behandlung erwähnt wird.

Fünfzehntes Kapitel: Einzelne Beobachtungen verschiedener Krankheiten. a) Zerreißung des Magens; b) Exstirpation einer Balggeschwulst; c) Gesichtsschmerz durch die Durchschneidung des nervi inframaxillaris gehoben; d) Exstirpation einer Zehe; e) ein convulsives Schlucken durch das Anhalten des glühenden Eisens an die Herzgrube schnell geheilet; f) von angebohrnen Erosten; g) von der Narbe der prostata und des Blasenhalles; g) von der Necrose. Kurze Bemerkungen über Narbenbildung, Nachtheil der lange in der Harnröhre liegenden Sonde, Exfoliation der Knochen nach der Amputation, Caries, Hydrocele bey Kindern, Schwilen und Warzen, Exfoliation, fibröse Geschwülste am Mutterhalse, Lypoma und generirte Luffteuche, Abscesse, Brüche und Blutausströmungen beschließen dieses brauchbare Werk, dessen Durchlesung dem Rec. Freude gemacht hat. Der Herr Verf. zeigt sich in demselben als ein scharfsinniger und treuer Beobachter, und es ist mit Grunde zu erwarten, daß er uns in seinen noch über den Zustand der Heilkunde in Frankreich herauszugebenden Bemerkungen eine sehr reiche Ausbeute liefern werde. Mit Verlangen sieht der Rec. diesem neuen Werke entgegen, und wünschet dem Hrn. Verf. zur Ausarbeitung desselben Gesundheit und Muße.

H. K. n.

### London.

On the slave trade and on the slavery of the blacks and of the whites. By a friend of men of all colours. Translated from the original

french of M. *Gregoire*, formerly bishop of Blois. To which are annexed prefatory observations and notes by the translator. 181 89 Seiten in groß Octav.

Das Original ist von uns ohnlängst angezeigt worden. Des Uebersetzers Bemerkungen in der Vorrede betreffen die von Buonaparte bald nach seiner Zurückkunft erklärte Aufhebung des Sklavenhandels in Frankreich, die Lebensumstände, den Charakter und die Schriften *Gregoires*. "Der Name des Verfassers — heißt es unter andern — ist schon lange in England mit Empfindungen der Verehrung und Liebe vergesellschaftet. Er ist einer von den wenigen Charakteren, die in der Französischen Revolution eine ausgezeichnete Rolle spielten, und welche solche Empfindungen von Rechtswegen gebühren. Was man auch für eine Meinung von seinen politischen Grundsätzen haben mag, seine beharrliche Festigkeit in der Vertheidigung der Rechte der Menschen von allen Farben, seine patriotische Anstrengungen in der Sache der Wissenschaft, der Litteratur und der Erziehung, seine liebenswürdigen Sitten und vor allem seine standhafte Behauptung der christlichen Religion, mitten unter dem Abfall und Atheismus geben ihm einen gerechten Anspruch auf die ihm gewöhnlich beygelegte Benennung des guten Bischofs von Blois." Die der Uebersetzung beygefügte Bemerkungen sind weder zahlreich noch bedeutend. Ambegierigsten waren wir darauf, was der Uebersetzer zu dem im Originale als Sklaverey dargestellten Verhältnisse der Katholiken in Irland sagen würde. Allein es läuft nur darauf hinaus, daß die Benennung unpassend sey, daß nur die moralische Emancipation der Segnungen der politischen Freyheit empfänglich machen könne, daß viele noch bestehenden Strafgesetze wider diese Katholiken ein todter Buchstabe geworden sind und nicht mehr vollzogen werde

---

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

25. Stück.

Den 12. Februar 1816.

---

## Paris.

Bei dem Verfasser, bey Courcier u. m. a.: Mémoire sur les lois que suivent dans leurs combinaisons entre elles les couleurs produites par la refraction de la lumière, ainsi que celles transmises ou réfléchies par les corps dits naturellement colorés, par *Ch. Bourgeois*, Peintre — — 80 Octavseiten, 1 Kupfertafel, und von eben dem Verfasser

Mémoire sur les couleurs de l'Iris produites par le réflexion de la lumière, et examen des bases des doctrines de *M. Henry Brougham*, de *Newton*, de *Gauthier* et de *M. Murat* sur la lumière et les couleurs. 1815. 88 Octavseiten, 1 Kupfertafel.

Der Verf. bemüht sich in diesen Abhandlungen zu zeigen, daß die Farben, wie sie auch durch Brechung oder Zurückwerfung hervorgebracht seyn mögen, nicht als Bestandtheile des weißen Lichts betrachtet werden könnten. "Annoncer que la lumière se

decompose dans la production des couleurs, c'était avancer, qu'en effet elle se resout en ses veritables élémens constitutifs, que les couleurs qui resultent de cette decomposition estoient ses élémens, et alors qu'ils doivent être nécessairement lumineux par eux-mêmes, ou avoir la propriété de reproduire la lumière, quoique *celleci soit le seul et unique principe de toute visibilité*, et que sa reproduction par les couleurs soit contraire à toutes les experiences." Wenn die Farben, meint er ferner, die Bestandtheile des Lichts selbst seyen, so müßten sie nothwendig eine anteriorité d'existence vor dem Lichte haben, aber diese anteriorité lasse sich durch keine einzige Thatsache beweisen. Vielmehr lehrten alle Thatsachen, über die Entstehung der Farben sowohl bey der Brechung als Zurückwerfung des Lichts, daß die Farben nicht an und für sich selbst leuchteten (nicht lumineuses par elles mêmes seyen), sondern um gesehen werden zu können, allemahl mit einer gewissen Quantität weißen Lichtes verbunden seyn müßten (ayant besoin, pour être sensibles à nos organes, d'être engagées elles mêmes avec une certaine quantité de lumière blanche). Wenn man nun aber die Thatsachen nachlieset, woraus der Verf. dieß folgern will, so zeigt sich, daß man sie ihm alle zugestehen kann, ohne daß man sich im geringsten gezwungen sähe, auch in seinen Folgerungen mit ihm übereinzustimmen. Zuerst stellt er Versuche über den Durchgang des weißen Lichtes durch unterschiedene gefärbte Flüssigkeiten an, und untersucht, was sich für Licht oder Farben auf einer weißen oder schwarzen Fläche hinter diesen Flüssigkeiten darstellen. Stehen drey Flüssigkeiten A, B, C, hinter einander, von denen A roth, B gelb, C blau gefärbt sind, und

läßt man ein weißes Licht hindurchgehen, so erblickt man auf der weißen Fläche hinter jenen Flüssigkeiten nur allemahl die Farbe derjenigen, welche die intensivste Färbung hatte. Sind die Flüssigkeiten zu stark gefärbt, daß zu wenig weißes Licht hindurch gehen kann, so sieht man auf der weißen Fläche nur einen dunkeln Schatten, von wenig oder gar keiner Farbe. Sind jene drey Flüssigkeiten in gleicher Intensität gefärbt, so erscheint gar keine Farbe, nur ein helleres oder dunkleres Schwarz, nach Verhältniß der geringern oder größern Intensität der Färbung jener Flüssigkeiten, woraus denn der Verf. die Folge ableitet, daß sich jene Farben in ihrer Mischung gänzlich decomponirten, und nur das weiße Licht, was bey dem Durchgange durch jene Flüssigkeiten mit den Farben vereinigt war, sich auf dem erwähnten Hintergrunde darstelle, aber gemischt mit Schwarz, dem Resultat der Vereinigung oder vielmehr gegenseitigen Decomposition der rothen, blauen und gelben Farbe, die mit dem weißen Licht hindurchgiengen. Uehnliche Phänomene zeigten sich auch bey den Mischungen gefärbter Pigmente. Je intensiveres Roth, Blau und Gelb man zusammenmische, desto schwärzer zeige sich auch das Gemisch, und man müsse immer erst jedes Pigment durch einen Zusatz von weiß schwächen, wenn es in der Mischung mit einem andern die gehörige Mittelfarbe soll hervorbringen können, und die Farben überhaupt die gehörige Lebhaftigkeit erhalten sollen. Denn jede Farbe sey an und für sich unsichtbar, und werde nur sichtbar durch einen Zusatz weißen Lichtes, weil nur dieses für das Princip aller Sichtbarkeit, also auch der Sichtbarkeit der Farben gehalten werden könne u. s. w. — Wir leugnen nicht, daß die mancherley Versuche, welche hier über die Mischungen gefärbter Pigmente vorkommen, Mahlern und Färbekünstlern

nützlich und instructiv seyn können; aber was der Verf. daraus in Rücksicht auf die physische Theorie des Lichts und der Farben argumentirt, scheint uns für die Wissenschaft selbst von gar keinem Erfolge, da sich bey näherer Untersuchung sehr bald ergibt, von welchen Gesichtspuncten er hätte ausgehen müssen, die richtige Erklärung der von ihm angegebenen Thatsachen aufzufinden. Dieß ist auch der Fall bey den Versuchen, welche er über die Mischung oder vielmehr Zusammenwirkung farbiger Strahlen hinter dreyeckigen Prismen angestellt hat, und aus welchen man noch deutlicher sieht, daß ihm die wahre Beschaffenheit der Entstehung der Farben und des farbigen Spectrums hinter einem Prisma nur unvollkommen bekannt ist, und daß er Newton Dinge zur Last legt, durch welche ein solcher Experimentator sich gewiß nicht hat täuschen lassen können. Es wäre ein leichtes, dem Verfasser das Schwankende in seinen Schlussfolgen und die Unstatthaftigkeit seiner Einwürfe gegen Newtons Lehre hier darzulegen, wenn wir nicht glaubten den Raum dieser Blätter zu etwas Besserm verwenden zu können. Indessen müssen wir ihn doch loben, daß er als Künstler sich bemüht, durch eine tiefere Einsicht in die Theorie des Lichts und der Farben, auch das Technische seiner Kunst zu vervollkommen. Aber jene Einsicht kann er sich nur durch ein gründliches Studium solcher Schriftsteller erwerben, welche sich bey ihren Experimental-Untersuchungen durch Beyhülfe der Mathematik vor Täuschungen und zweydeutigen Schlussfolgen zu sichern gewußt haben, und die ihm als Beispiel aufgestellt werden dürfen, mit eigenen Untersuchungen nicht eher ans Licht zu treten, als bis diese einen ähnlichen Provierstein ausgehalten haben.

## London.

Ben J. Murray: *An essay on certain points of resemblance between the ancient and modern Greeks.* By the Honorable Fred. Sylv. North Douglas, Student of Christchurch, oxon. Mit dem Motto: ἀμαχον δὴ πρόψαι τὸ σύγγραμμά σοι Pind. Ol. 13. Dritte verbesserte Ausg. 1813. 198 Seiten in Octav.

Seit Guenys Briefen, in welchen die alten und neuern Griechen verglichen wurden, und die wegen des Mangels an gründlicher Kunde des Griechischen Alterthums und wegen der Menge von Uebertreibungen und willkürlichen Schilderungen den Beyfall der Kenner nicht erhalten konnten, ob sie gleich eine zweyte Auflage erlebt haben, war die gründlichere Behandlung dieses Gegenstandes oft gewünscht, nie ins Werk gesetzt worden. Dieß fühlte Herr Douglas und liefert einen Versuch, der sich nur über einige Puncte erstreckt, und wenn er gleich noch manches zu wünschen übrig läßt, doch gute Einsichten, feines Gefühl und richtiges Urtheil des jungen geistreichen Verf. verräth. Wenn der Verf. gleich in manchen Puncten einer unrichtigen Ansicht geziehen werden dürfte, so hat er doch manches richtig bemerkt. So wird der Beyfall, den er im zehnten Kap. Hymen in Betreff der alten und neuen Bevölkerung Atticas gibt, und seine Behauptung, daß die vormahlige Bevölkerung Athens die jezige von etwa 12000 Seelen nicht beträchtlich übertroffen habe, keinen Leser, der mit Meursii attic. lectit. (zu Anfange) bekannt ist, für sich gewinnen. Auch seine Berechnung des alten und neuen Umfangs ist nicht richtig; die jezige Peripherie beträgt 12 Stadien, die alte wenigstens 43, Thuc. 2, 13, mit den Häfen 200 Stadien (= 5 Deutschen Meilen). Einige andere Unrichtigkeiten übergehen wir. Sechs Kapitel enthalten die Einleitung, vormahlige Schrift-



steller über Griechenland, Mannichfaltigkeit der diese Halbinsel bewohnenden Nationen, Bevölkerung, Gestalt des Landes, Klima, Religion, Literatur, Sprache, Gewohnheiten und Sitten, allgemeine Sinnesart der Neugriechen, Athener, Constantinopolitaner, Mainotten, Hydrioten ic. Der Verf. begann die Reise im Jahr 1810 über Spanien, und kam im April 1811 zu Zante an. Dann besuchte er in der eben so lehrreichen als empfehlenden Gesellschaft des Hrn. Friedrich North und andrer vornehmer Engländer Prevesa, Joannina, Thessalien, Troas, Constantinopel, Smyrna, Ephesus, Samos ic. In Athen blieb er drey Wochen ic. In Aegina sah er die Statuen, welche bey Gelegenheit der Nachforschungen in Betreff des Tempels des Jupiterpanhellenius von den Hrn. Cockrell, Foster u. a. dort entdeckt sind, und die er auf Herodot 8,64 sich stützend, für die Statuen der Aeaciden hält, welche vor dem Treffen bey Salamis den Aegimetern abgeborgt wurden. Allein diese scheinen den Penaten geglichen zu haben, folglich viel kleiner gewesen zu seyn, als die lezthin entdeckten sind. Auch Morea ward besucht. Da wir wahrscheinlich bald eine mit Anmerkungen ausgestattete Deutsche Uebersetzung dieses Werkchens erhalten werden, so mag diese Anzeige jetzt hinreichen, und wir behalten uns eine genauere Erörterung vor, wenn wir von derselben Bericht erstatten.

### Leipzig.

In der Weidmannischen Buchhandlung: *Commentarii critici in Thucydidis Octo libros a Traugott Frider. Benedict conscripti.* 1815. X und 230 Seiten in Octav.

So oft wir auf Bemühungen stoßen, deren Absicht Aufhellung und Erläuterung des ernstern Thucydides, dieses Löwen unter den Geschichtschrei-

bern, ist, umfassen wir sie mit Theilnahme und Liebe, um so mehr, da noch mancherley Kraftanstrengungen zu wünschen sind, bis wir das Ziel erreichen. Treffliche Männer waren es die sich um ihn verdient gemacht haben, von Heinrich Stephanus an bis auf Gail, Bredow und Seebode, und ihnen schließt Hr. Benedict mit rühmlichem Eifer, Fleiß und Urtheil sich an. In der Vorrede beurtheilt er sehr richtig die Critiker, die dem Thucydides ihre Kräfte gewidmet haben. Aufgehäuft ist viel, recht verarbeitet wenig oder nicht zweckmäßig genug. Die Gottleber — Bauer — Beckische Ausgabe ist in einem Geiste und Plane bearbeitet, woben noch vieles in critischer Hinsicht zu wünschen übrig blieb, wie der treffliche Beck nicht undeutlich zu verstehen gegeben hat. Rühmlich sind die Vergleichen und Bemühungen des thätigen Gail, aber theils sind seine aus der Vergleichung der Pariser 13 Manuscripte gehobenen Schätze nicht gehörig zur Verbesserung des Textes benutzt worden, theils erscheint auch, wie Hr. Benedict äußert, diese Vergleichung selbst nicht immer genau genug, besonders in den letzten Büchern des Geschichtschreibers. Genaue Kenntniß der Sprache, zumahl des Thucydideischen Sprachgebrauchs, richtige Beobachtung des Ideenganges und besonnenes Urtheil im Gebrauche der Varianten und Meinungen anderer Critiker, zeichnen diese Commentarien aus. Daß *ἐμβάλυσι* für *συμβ.* u. s. f., *ἐς* statt *εἰς* künftig im Thucydides zu lesen sey, leidet wohl keinen Zweifel: sehr wahrscheinlich überlegt er die bestrittenen Worte I, 3. *ὅσοι ἀλλήλων ἐνύλεσαν* quicunque inter se, si singulas urbes spectamus, bella gesserunt, weil der Ideengang des Thucydides dieß fordert; I, 24. *τινὲς καὶ τοῦ ἄλλου Δωριεῶν γένους*; in dem berühmten *κτῆμά τε ἐς αἰεὶ μᾶλλον, ἢ ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα* will er weil Diony-

sius Halic. einmahl  $\tau\epsilon$  und das andremahl  $\delta\epsilon$  hat lieber  $\gamma\epsilon$  lesen monumentum potius a posteris quidem perpetuo possidendum composui, aber hier ist  $\tau\epsilon$  für a uch sehr gut zu fassen. So möchten wir auch  $\tau\epsilon$  I, 50. schüzen und sonst, als etwas M-terthümliches, das in Thucydides und Sophokles noch übrig ist. Sehr richtig geht der Verf. gern auf den Herodot zurück, mit dem als dem Vater der Geschichte auch in Hinsicht der Sprache, zumahl wenn die Handschriften zu Hülfe kommen, er den Thucydides nicht selten vortheilhaft vergleicht, wie I, 46. wo  $\epsilon\epsilon\lambda\eta\sigma\iota$  dem  $\epsilon\epsilon\sigma\iota$ , I, 25. 72. u. s. f. Sehr gut ist S. 215 aus des achten Buches 78 Kapitel der Beweis geführt, daß man dieses Buch dem Thucydides nicht wohl zusprechen dürfe. Wenn gleich, wie in keinem Felde als gerade im critischen so oft vorkömmt und unvermeidlich ist, nicht auf den Beyfall aller Leser zu rechnen ist, so wird doch jeder dem Verf. das Lob ertheilen, daß Thucydides durch seine Bemühung viel gewonnen habe, und daß er mit Ehren in die Fußstapfen des verdienten Gottlebers, der in diesem Geschäfte wie in der Direction des Gymnasiums zu Annaberg sein Amtsvorfahr war, getreten sey, worin ihn die Musen länger gesund und thätig erhalten wollen, als jenen zu früh hingeschiednen Gelehrten.

### Bamberg.

Mit Vergnügen haben wir ein Lateinisches und ein Griechisches Gedicht gelesen, welches uns von dorther zugekommen ist; beide machen dem Patriotismus und der Geschicklichkeit des Verfassers Ehre. *Epinicio. I. Germania victrix. Parodia ad pythium octavum Pindari hymnum. II. Σύγγραμμα ad Germanos, Gallia iterum debellata, in patriam reduces.* Authore D. Francisco Anselmo Deuber, Historiarum Professore p. o.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

26. u. 27. St.

Den 15. Februar 1816.

---

## Tübingen.

Ben C. F. Otfander: Tübinger Blätter für Naturwissenschaften und Arzneykunde, herausgegeben von J. C. F. von Autenrieth, Ritt. und Prof. der innern Heilkunde und J. G. F. von Bohnenberger, Ritt. und Prof. der angewandten Mathematik und Astronomie. Erster Band. 1. St. 128 S. 2. St. 256 S. 3. St. 384 S. 1815. In Octav.

Die beiden gelehrten Männer A. und B. faßten für die medicinischen und physischen Wissenschaften sehr erfreulichen und vortheilhaften Entschluß in diesen Blättern alles bekannt zu machen, was von Beobachtungen im Gebiete der Naturwissenschaften und der Arzneykunde in Württemberg, vornehmlich aber in Tübingen gefunden und geprüft wurde, aber auch Prüfungen, die anderswo mit dem dort gefundenen angestellt werden. Physik im innern Sinne, und Arzneykunde mit ihren Hülfswissenschaften sollen zwar zunächst den Stoff für diese Blätter darbieten, jedoch soll der Kreis ihrer Gegenstände sich in dem Maße erweitern, als die

A (2)

Herausgeber mehr Mitarbeiter und mehr Unterstützung erhalten werden. Manche Artikel, wie die Beobachtung der Witterung, die auf die ganze organische Natur von so großen Einfluß ist, so wie eine genaue Schilderung des epidemischen Characters der Krankheiten sollen ein fortlaufendes Ganzes bilden. — Wie die Herausgeber diese guten Vorsätze und Verheißungen bereits erfüllt haben, wird aus der Anzeige des Inhalts dieses ersten Bandes zur Genüge erhellen. Erstes Stück. Character der herrschenden Krankheiten (1813. 14.). Vielfache Verflechtung des Jahre lang stehenden Characters der Krankheiten, nämlich des seit längerer Zeit schon zum gastrischen sich nähernden entzündlichen. Umwandlung des contagiosen Typhus in Reickhusten, Masern, Scharlachfieber und Mundfäule oder hitzigen Scharbock. Bewaffnete Völkerwanderungen, Armuth, verhältnißmäßige Unfruchtbarkeit des Jahrgangs (und was gewiß nicht zu übersehen aber nicht angedeutet ist, unter dem Druck der Zeiten Mangel an froher Gemüthsstimmung des belasteten Volks) vermehrten die Uebel und gaben ihnen eine epidemische Neigung. Verschiedene Ansichten der Aerzte von dem herrschenden Krankheitscharacter, daher ganz entgegengesetzte Behandlungsweise. Auch bey der naturwidrigsten Behandlung sterben nicht alle Kranken, daher manche Täuschung. Auf den ansteckenden Typhus im Winter 1813 — 14 entwickelte sich der Reickhusten, im May epidemisch in der Stadt Tübingen, besonders unter den Kindern bis zur ersten Periode des Zahnens. Brechweinsteinsalbe in die Herzgrube eingerieben, machte anfangs den Husten seltener, aber nicht immer auf die Dauer. Wenn die damit erschienenen Pusteln trocken zu werden schienen, und blaulicht wurden, wendete A. Bleypflaster mit etwas Butter überstrichen an, darauf

eiterten die Pusteln stark, und der Husten verlor sich. Belladonna nützte dießmahl nichts, hingegen öftere schleimichte Clystiere mit Essig, und der Gebrauch von Althäasyrup mit Salpetersäure, und darauf erst kleine Gaben von Opium. Im Anfange des Sommers neigte sich der Krankheitscharacter zum gastrischen. Schnell entstandene fieberlose Gelbfuchten durch schleichende Leberentzündung wichen bald Aderlassen und Calomel. Im August Cholera unter den Kindern. Schleimicht gastrischen Husten, den oft wiederholtes Brechen mit Diarrhöen endigten, heilten Mineralsäuren mit etwas Rhabarbertinctur oder Calomel. Nach der Gallenruhr kamen die Masern, welche fast die ganze Kinderwelt ergriffen, auch Jünglinge und mannbare Mädchen, und einige die in früheren Jahren schon die Masern gehabt hatten. (Rec. der 1814 in der Gegend war, hat es an sich selbst erfahren. Warum wollen doch manche noch zweifeln, ob man die Masern zweymahl bekommen könne? Jeder Arzt, der Jahre lang practicirte, muß solche Beispiele aus eigener Beobachtung kennen. Der Unterschied bleibt immer nur der, daß die zweite Krankheit meist, doch nicht immer, weit gelinder ist als die erste.) Zuweilen erschien allgemeine Röthe der Haut, wie Scharlach, und Halsentzündung von Masern in der Gaumendecke, endlich Scharlach selbst ohne Uebergang in Maserflecken. Kinder, welche kürzlich Masern überstanden hatten, wurden dennoch vom Scharlachfieber ergriffen, welches Typhus ähnlicher war, als die dem echtentzündlichen sich näherenden Masern. Darauf hitziges Fieber mit Schwämmchen und Submaxillardrüsen-geschwulst. — Ueber den innern Zusammenhang des Typhus, der Masern, des Reichhustens und des Scharlachfiebers. Glieder eines und desselben Krankheitsprocesses. Wahrer Reichhusten ist an-

steckend, sein Sitz ist in den Nerven der Brust. Bey der Leichenöffnung eines am Keichhusten gestorbenen Kindes zeigte sich der herumschweifende Nerve in der Brusthöhle in seinem Aeußern und Innern roth, entzündet, auch die großen sympathischen Nerven und die Gehirnadern strotzten von Blut. Dieselbe Erscheinung bey dem Typhus. Im ganzen Lande folgten auf den ansteckenden Typhus die Masern. Scharlachpriesel ist bloß Abänderung des gewöhnlichen Scharlachs. Rothlaufform des Scharlachs und leichtes Typhoswerden zeigt mehr Antheil des Nerven- und gastrischen Systems. Aus dem Uebergange der einen ansteckenden hitzigen Krankheit in die andere folgt der allgemeine Satz: daß nicht die Form der Ausschlagskrankheit, sondern der erkennbare stillstehende und wandelnde epidemische Krankheitscharacter in ihnen zu behandeln sey. — Die Masern erlaubten keine reizende Ausschlagtreibende Behandlung, wenn der Körper nicht schon zu schneller Entcheidung geneigt war. Der Ausschlag erschien oft erst, wenn Brechen, Abführen, Nasenbluten u. das Fieber herabgestimmt hatten. Wenn bey heftigem Fieber der Ausschlag zurücktrat, waren zuweilen noch örtlich reizende Mittel, nicht aber eine den ganzen Körper reizende Behandlung nützlich. Reizende Mittel schadeten im Ganzen. Es starben Kinder an Schwäche, aber ungleich mehr an Ueberreizung. Keine und kühle Zimmerluft, Salpetersäure, zuweilen mit etwas Salpeter, Calomet, Brechweinstein mit Zinkblumen, und viele Kleyenabsud = Clystiere mit Essig waren nützlich; im Betäubungszustand Campferjulep mit Essig. — Gegen Gehörkrankheiten, oft aus catarrhalischer Ursache beynahe epidemisch, hilft am besten das künstliche Erregen und Unterhalten einer leichten Schlundkopfsentzündung mit vielem Schleimauswurf durch Abkochung von

Seidelbast mit caustischem Ammonium. Gegen den erhärteten Propf von Ohrenschmalz, als Ursache des schweren Gehörs bey Alten fehle noch eine ganz brauchbare Methode. (Rec. fand doch das Ein- tauchen des Hinterkopfes bis über die Ohren im warmen Schwefel- und Salzbad sehr nützlich.) Versuche über das Gewicht des Wassers, besonders für die Physiker und Chemiker interessant. — Meteorologische Beobachtungen. — Das Wundwerden und Nässen der Kinder in verschiedenen Hautfalten ist oft eine wohlthätige Veranstaltung der Natur durch critischen Ausstoß die unregelmäßigen Fieber- anfälle der Kleinen zu beendigen oder eine krank- hafte Säure zu entfernen. Kinder, welche nie wund werden, sind leichter ernstlichen Krankheiten unter- worfen als Kinder die leicht wund werden. Bey schnellem Trockenwerden entstehen Beengung des Athems, Herzdrücken, Zuckungen, Kopfwassersucht. Das Erneuern des Wundwerdens ist daher manch- mahl nöthig und nützlich; dazu braucht Hr. v. A. die frisch gepulverte Seidelbastrinde, welche er mit- telst Baumwolle auf die Hautfalten streut, und die nicht so heftig wirkt wie Blasenpflaster. — De pu- pilla artificiali in sclerotica aperienda. Bey völlig verdunkelter klarer Hornhaut, Vernichtung der vordern Augenkammer schlägt Hr. v. A. vor, in die undurchsichtige sclerotica eine Oeffnung zu schneiden. An drey jungen Kagen wurde der Ver- such gemacht, und in einiger Entfernung von der durchsichtigen Hornhaut in die undurchsichtige Horn- Ader- und Nervenhaut eine Oeffnung geschnitten. Von fünf so verletzten Augen giengen nur zwey durch Entzündung verloren. In drey andern war die Lücke mit einer dünnen, festen, durchsichtigen, neuerzeugten Membran ausgefüllt, und wurde von Außen von der angewachsenen Haut des Augapfels,



wie die übrigen unverletzten Stellen der undurchsichtigen Hornhaut überzogen. Die Versuche verdienen allerdings Nachahmung an menschlichen, durch Staphylome 2c. verblendeten Augen, und wenn es geschickten Händen gelingt, heilbleibende Sehöffnungen ohne Verlust der Sehkraft in der undurchsichtigen Hornhaut zu bewirken, so hat die Augenheilkunst durch Hrn. v. A. einen wichtigen Zuwachs erhalten. — Versuche über die Veränderung der specifischen Schwere des Wassers durch die Wärme. — Diss. sistens Characteristicen et descriptiones decadis rariorum plantarum horti acad. Tubing. Der neue botanische Garten in Tübingen, reich an manchen seltenen Pflanzen, und wohlbenutzt unter der Aufsicht seines würdigen Vorstehers Hrn. von Kielmeyer, gab ihm zu näherer Beschreibung von zehn seltenen Pflanzenarten Anlaß, nämlich: *Lilium dauricum*; *Mimulus guttatus*; *Stevia ovata*; *Androsace lactiflora*; *Scabiosa coerulea*; *Berberis innominata*; *Abroma Wheleri*; *Mahernia incisa*; *Campanula lilifolia*; *Metrosideros Iophanta*; wovon wenigstens die Hälfte in den neuesten Ausgaben von Lin. Syst. nicht erwähnt ist. — Eine andere botanische Dissertation des Hrn. Hegetschweiler aus der Schweiz in Zürich 1813 gedruckt und unter dem Präsid. von Hrn. v. K. in Tübingen vertheidigt, auch durch diesen veranlaßt, sist. descript. *Scitaminum L. nonnullorum, nec non glycines heterocarpae*, stellt eine genaue Schilderung der Blumenstructur folgender Pflanzen auf: *Canna indica, speciosa, thyrsiflora, glauca*. Die Gattungen *Kämpferia, cestus, maranta* und *musa coccinea*. Von der *Canna indica* heißt es: "Caulis nodosus, teres, altitudine humana." (Die wenigsten Blumenkenner im nördlichen Deutschland mögen sie wohl von dieser Größe gesehen

haben. Rec. sah sie wenigstens zum erstenmahl im Sept. 1814 von solcher Höhe im botanischen Garten zu Tübingen im Freyen, aber bereits durch Frost abgestorben. Er brachte von da eine Pflanzenwurzel mit nach Göttingen, überwinterte sie fast trocken im kalten Zimmer, pflanzte sie im April ins Freye, in ein Gartenbett gegen Süden, und ungeachtet die ersten hervorkeimenden Blätter zweymahl durch Frost litten, und der Sommer naßfalt war, so schossen doch vier Stengel zu einer Höhe von 7 bis 8 Fuß, andere zu 4 bis 6 Fuß auf, und trieben sowohl oben als an der Seite 10 Zoll lange Blumenähren mit etlich und zwanzig Scharlachrothen Blüten, und mit Blättern von 20 Zoll Länge und 9 bis 10 Zoll Breite, die vom August an, und nachdem die ganze Pflanze sorgfältig in einen Kasten herausgehoben und in ein mäßig warmes Zimmer gebracht war, bis in November blühten und noch im December grünen. Sicher ist die *Canna indica* in solcher Vollkommenheit die erste Prachtpflanze unserer Gärten, und übertrifft selbst die *Musa coccinea* unserer Gewächshäuser. Bey dieser Gelegenheit kann Rec. nicht unbemerkt lassen einen gelungenen Versuch, den vielleicht noch wenige angestellt haben. Er brachte zugleich mit jener *Canna* eine junge *Musa Paradisiaca* aus dem Tübinger Garten mit. Durch Frost unterwegs hatte sie sehr gelitten; er pflanzte sie dennoch in einen Topf, und trieb sie ohne Lohbett im Wohnzimmer. Ungeachtet der kalten Sommertage, des Staubs, und der Sparsamkeit des Sonnenlichts gedeihete sie so gut, daß er es wagte sie in den schönen Tagen des Septembers der freyen Luft auszusetzen, wo sie ihre großen Blätter zusammenfaltete, und im Schatten wieder ausbreitete; und jetzt bey gewöhnlicher Stubenwärme sechs große und schöne Blätter hat. Umstände, die nicht

jedem Pflanzenkenner bekannt, aber angenehm zu wissen seyn werden.) — Chemie. Dissert. sist. Analysisin chemicam Acidularum Niedernowensium. Auct. G. A. Georgii Praes. J. G. Gmelin. Württemberg ist außerordentlich reich an Zahl und Verschiedenheit von Mineralquellen, mehr als irgend ein Land von gleichem Umfange, und viele von diesen Quellen, namentlich auch Niedernau, haben eine so romantische Lage, und so fruchtbare Umgebungen, daß, wenn für das Außere mehr verwendet wurde, sie manche berühmte Brunnenorte in aller Hinsicht übertreffen würden. Die Niedernauer Quellen sind außerordentlich reich an Kohlensaurem Gas, und haben dabey ein Erdharzöhl, was sie aus den Stinkkalklagern der dortigen Gebirge erhalten. — Ueber das gleichzeitige Sieden und Gefrieren des Wassers in sehr verdünnter Luft. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen, welche die Versuche mit der Luftpumpe darbieten. — Schwindsucht. Merkwürdig ist der Erfund in drey Leichen, in deren Lungen sich leere Säcke befanden, gewöhnlich am oberen Ende, und wo die Lungensubstanz umher ohne Luftzellen fleischartig war, von einem Mann und zwey Frauen, welche die Schwindsucht überstanden hatten. Die verlohrene Lungensubstanz wird also öfters durch Bildung einer geschlossenen Höhle, ähnlich den Höhlen der Schleimbeutel, ersetzt, und heilt selten mit Vernarbung ohne Lücke. — Gehörkrankheiten. Wenn durch Eiterung das Trommelfell verloren gegangen ist, so hören solche Menschen bey feuchter und kalter Luft gar nicht. Hr. v. A. schlägt daher das Tragen eines künstlichen Trommelfells von einer Fischblasenhaut über eine bleyerne Röhre gezogen, (oder vielleicht besser ein Amnion über eine elfenbeinerne Röhre,) vor. — Character der herrschenden Krankheiten vom Jahre 1815. Fortdau

rendes Scharlachfieber. Heilsam waren die kaum lauen Elysiere von Kleynabsud und Essig, daneben rauchende Salzsäure zu 4 Tropfen auf 1 Unze schleimichten Getränks, eine halbe Drachme Säure in 24 Stunden für einen Erwachsenen. Wo Entkräftung und Friesel eintrat, da waren Benzoeblumen von Nutzen. — Prüfung und Verichtigung der Thermometer. — Abweichung des ersten Halswirbels, Verschiebung des Zahnfortsatzes vom zweyten, und Anchylose beider so veränderter Knochen in einem weiblichen Leichnam, beobachtet vom Professor Bauer. — Ueber Venterie oder Durchfall unvertaueter Speisen. Sie entsteht oft auf übermäßigen Genuß saurer Speisen und Getränke. Bey der Cur wird meist ein wichtiger Umstand übersehen, nämlich ein der schleichenden Entzündung sich nähernder Aufreizungszustand des Darmcanals, durch den zuerst alles abgeht, was auf andern Wegen ausgestoßen werden sollte. Der Puls zeigt diesen Umstand nicht an, vielmehr öfteres Rückenweh, Hämmorrhoiden, stumpfe Magenschmerzen u. dergl. In solchen Fällen schaden geistige und zusammenziehende Mittel; dagegen ist das Einreiben einer Quecksilberfalbe, und der innere Gebrauch von Oehl in Emulsionen von großem Nutzen. Sind die übrigen Excretionen gehemmt, die Haut trocken, der Harn gering, und Mund und Lungen sondern wenig Feuchtigkeit ab, dann ist die Krankheit der Harnruhr ähnlich, und die Hautsecretionsorgane müssen durch Opium, Brechnuß oder Tormentilextract in einer starken Abkochung von Wachholder oder Fenchelwurzel, Dowerischen Pulver u. dergl. angetrieben werden. Alle Gaben aber müssen wegen der krankhaft erhöhten Reizbarkeit des Magens ganz klein seyn, aber in kleinen Zwischenräumen gereicht werden. — Stropheln. Heilsame Wirkung der salzsauren Schwer-

erde mit Opium verbunden. Will die Haut darauf sich nicht thätig zeigen, so ist die von Hrn. v. A. zuerst angegebene Brechweinsteinfalbe angezeigt. — Vom venerischen Gift entstehen manchemahl allgemeine Scropheln. Merkwürdiges Beispiel davon. Nach Castration krankhafter Hoden (auch nach Ausschneiden sarcomatöser Gewächse aus dem Uterus nach Rec. Beobachtung) entstehen zuweilen scrophelartige Gewächse im Innern, in der Bauchhöhle u. Entfernt man das Uertliche, so ist das Offenhalten einer Fontanelle rathsam. — Ueber das Höhenmessen mit dem Barometer. Drittes Stück. Auszug aus Dissertationen. Vom kreuzförmigen Knochen im Herzen drey bis vierjähriger Hirsche. (Berühmt durch die medicina superstitiosa. In der Württemberger Pharmacop. steht, daß er auch bey den Ochsen vorkomme.) Daseyn von Clavikeln bey wilden Katzen. Rudimente solcher Knochen bey Thieren, die keine mit den übrigen Knochen zusammenhängende Schlüsselbeine haben. Zwey Blinddärme des Auerhahns beynah eben so lang als der übrige Darmcanal. (Wie mögen diese sich zu der Oken'schen Hypothese von Entstehung des Blinddarms bequemen?) — Beschreibung eines monströsen Fetz Mädchens, das in einem Alter von zehn Jahren starb, nachdem es eine Höhe von 5 Fuß 3 Zoll und ein Gewicht von 219 Pfund erreicht hatte, beschrieben von Hrn. Prof. v. Eschenmayer. Sollen so selten seyn, daß unter zwölf Millionen von Menschen nur Eines zu finden sey. (Mit dieser Rechnung ist es so genau nicht zu nehmen; denn nicht alle solche monströse Kinder werden öffentlich bekannt. Rec. sah vor Jahren ein solches Kind eines Landgeistlichen, das, ehe es ein Jahr alt war, schon keine Kinderwärterin mehr wegen seiner Schwere herumtragen konnte; und er besigt die

Abbildung in einem Kupferstich von einem Knaben, J. G. Nus, geb. 1760 zu Mimming in Bayern, der in drey Vierteljahren 1 Centner und 7 Pfund wog nach der Aufschrift. Dieß sind schon zwey Beispiele, die nicht in jener Rechnung begriffen sind. Wie viel mögen andere noch wissen!) Sehr interessant sind die Angaben von Maß und Gewicht jenes Fettmädchens von Jahr zu Jahr, von 1806 bis 1814, die Beschreibung der physischen Ausbildung, der Geistesbildung, des diätetischen Verhaltens, und der Leichenöffnung. — Ueber Entwicklungsentzündung. Schaden der stärkenden Heilart bey Entwicklungsfiebern, besonders unter Skrophelkrankheiten. Nutzen hingegen der Quecksilberfalbe und der schleimichten und narcotischen Mittel. — Barometrisch und trigonometrisch gemessene Höhen in Schwaben. — Ueber das Osmazom des Lenards oder den gelatinös-resinösen thierischen Extractivstoff, Auswurfstoff, gegenüberstehend dem Chylus. Aehnlichkeit desselben mit Harnstoff. Dasselbe Osmazom in den Nieren. Viele phosphorsaure Kalkerde in den Kuhieren. Menge von Kali in den Kazennieren. — Beschreibung und Gebrauch eines sehr empfindlichen Electrometers, welches zugleich die Art der Electricität anzeigt, nach Angabe Hrn. Prof. v. Bohnenberges, verfertigt vom Universitäts-Mechanicus Wuzengeiger. — Aus allem dem Angezeigten erhellet die Reichhaltigkeit und Wichtigkeit dieser Blätter zu Beförderung medicinischer und physischer Kenntnisse; wir wünschen ihnen daher einen ausgetreteten und ununterbrochenen Fortgang.

### Berlin.

Wir verbinden die Anzeige zweyer Schriften welche hier erschienen sind: 1. Verzeichniß von Gemälden und Kunstwerken, welche durch die

Tapferkeit der vaterländischen Truppen wie-  
der erobert worden und auf Verfügung eines  
hohen Ministerii des Innern in den Sälen der  
Königl. Academie der Künste 2c. öffentlich aus-  
gestellt sind. 1815. Octav. 2. Ueber die diesjäh-  
rige Kunstausstellung auf der Königl. Acade-  
mie, von A. Girt. 1815. Octav.

Es war uns sehr erwünscht, daß zwey kenntniß-  
reiche Männer das Geschäft übernommen haben,  
dem großen Publicum die Gemählde und Kunst-  
werke bekannt zu machen, welche von den Franzosen  
in den Preussischen Staaten geraubt, durch die Ta-  
pferkeit der vaterländischen Truppen aber wieder er-  
obert worden sind, und wir können den Wunsch  
nicht unterdrücken, daß ähnliche Beschreibungen in  
andern Ländern ebenfalls erscheinen möchten, indem  
sie als Beiträge für den Forscher der Kunstgeschichte  
von der größten Wichtigkeit seyn müssen. Das erste  
Verzeichniß hebt mit einer Beschreibung des so be-  
rühmten jüngsten Gerichtes, eines Gemählde, an,  
das bis zum Jahr 1807 in der Ober-Pfarrkirche  
St. Marien zu Danzig bewundert wurde. Die Fran-  
zosen, die es in ihrem Museum aufstellten, hielten  
es für eine Arbeit des Johann van Eyck, ohne  
sich vielleicht die Mühe gegeben zu haben, es mit  
andern echten Gemählde dieses Meisters in demsel-  
ben Museum zu vergleichen; nach dem Urtheil der  
Mahler und Kenner zu Berlin, soll es das Werk  
eines spätern Künstlers seyn, und von Bernard  
von Orley oder vielmehr von Johann Mostaert  
herrühren. Eine Stelle in Reinhold Curikens Be-  
schreibung von Danzig aber (S. 312), nach welcher  
diese Altartafel im Jahr 1517 von einem Meister  
Michell genannt, gefertigt worden ist, führt auf  
die Vermuthung, daß es vielleicht unser berühmter  
Michel Wolgemuth gemahlt habe. Hr. Girt will

in dem Gemählde einen alten Bekannten wieder erkennen, indem er versichert, von der Hand desselben Meisters ein Bild in der Hospital-Kirche St. Maria Nuova zu Florenz, und ein anderes zu *Dovalino*, einem Dorfe in Calabrien am jonischen Meere unweit des alten *Locri*, gesehen zu haben. Als sich Hr. *Sirt* zum zweytenmahl zu Florenz befand, entdeckte er den Rahmen des Künstlers in dem *Vasari*, der, wo er von der Erfindung der Oehlmalerei handelt (T. I. c. 21.), unter den ersten Meistern, die sie trieben, einen *Ugo d'Anversa* (Hugo von Antwerpen) nennt, der die Altartafel in St. Maria Nuova gemacht hat. Außer diesem Zeugnisse aber erhielt Hr. *Sirt* noch mehrere mündliche Nachrichten. "Der Stifter der Hospitalkirche nämlich war einer von der Familie der *Portinari*, welcher sich Handelsgeschäfte wegen lange in *Flandern* aufhielt, und außer diesem Gemählde unseres *Hugo* dem Hospital beträchtliche Vermächtnisse machte. Die Porträte auf den beiden Flügeln sind der Stifter und seine Gattinn mit ihren vier Kindern. Letzteres ward mir durch die Gefälligkeit des Vorstehers aus archivalischen Nachrichten des Hospitals mitgetheilt." So Hr. *Sirt*, dessen Vermuthung über den Urheber des Gemähltes nicht ganz von Widersprüchen frey zu seyn scheint. *Folco di Ricovero di Folco de' Portinari*, der Stifter jenes wohlthätigen Hospitals u. s. w., kaufte die Ländereyen zu dem Plage um's Jahr 1285, so daß, wie es sich aus einer Bulle des Papsts *Honorius IV.* ergibt, im folgenden Jahr der Anfang mit dem Bau gemacht werden konnte. Dieser *Folco de' Portinari* kann also unmöglich ein Bild von dem *Hugo von Antwerpen*, der noch in den ersten Jahren des 16ten Jahrhunderts gelebt hat, haben mahlen lassen. *Folco* hinterließ vier Söhne — nicht zwey Söhne



und zwey Töchter, wie sie auf jenem Bilde dargestellt sind. Zwar behielt die Familie des Portinari lange Zeit hindurch das Patronatrecht über das Gebäude, aber ohne weitem Einfluß auf die innere Einrichtung desselben, indem bereits Folco de' Portinari kurz vor seinem Tode den ersten Aufseher des Hospitals 2c. ernannt hatte, dessen Stelle in der Folge durch Priester oder Ordensgeistliche verwaltet wurde. Man findet ihre Rahmen mit den wichtigsten Documenten im achten Bande von Michi's *Notizie istoriche delle chiese fiorentine*. Ob endlich Hugo van der Goes mit Hugo d'Anversa eine und dieselbe Person gewesen ist, verdient eine nähere Untersuchung, so wie es wirklich noch mehrere Künstler mit dem Taufnamen Hugo gegeben hat, wie den Vater des berühmten Lucas van Leyden, der Hugo Jacobsz hieß, und ein Zeitgenosse jenes Meisters war. Es folgen nun in dem Verzeichniß schätzbare Nachrichten von einigen Werken des Lukas Kranach, Rubens, van Dyck und andrer großen Mahler. Auch Hr. Zirt nimmt Gelegenheit, seine Meinung über ihre Arbeiten zu sagen, wo man den scharfsinnigen und gelehrten Kunstkenner gern hört. S. 15 hält er den bogenschnitzenden Amor für ein Gemählde des J. Mazzuola; diese Behauptung hat zwar viel für sich; dessen ungeachtet bleibt es für den Rec. noch immer am überzeugendsten, daß Correggio dasselbe verfertigt habe, und er verweist deßhalb auf Fiorillo's Geschichte der Malerei B. II. S. 286-290.. Daß Correggio nach Bologna geeilt sey, um das Gemählde von Raphael zu sehen, ist eine dem Rec. ganz unbekannt gebliebene Notiz, deren Bestätigung ihm sehr erwünscht wäre. Der Todestag des Correggio wird übrigens in dem Verzeichniß fälschlich in's Jahr 1513 gesetzt. Man weiß jetzt ganz bestimmt, daß er im J. 1494

auf die Welt kam, und 1534 gestorben ist. Indem Nec. beiden Schriften das ihnen gebührende Lob ertheilen muß, wiederholt er seinen Wunsch, daß nach ihrem Muster ähnliche in den übrigen Theilen unseres Vaterlands erscheinen mögen.

### Kiel.

Die Prorektoratsrede des Herrn D. Franke zu Kiel wird jeder Deutsche Mann des Inhaltes und Vortrags wegen mit lebendigem Antheil lesen: Num felicitatis, qua olim usae sunt universitates literariae Germaniae, aliquis resideat usus et fructus (18. S. 4). Der Vorsehung ewiger Dank, daß die Frage bejahet werden konnte! — „Entkommen sind wir wie ein Vogel, des Voglers Strick; der Strick zerriß, und wir entflohn“ (Ps. 124, 7). — Die Deutschen Universitäten sind weder zu Specialschulen herabgewürdigt, noch unter die Aufsicht einer zu Paris residirenden allgemeinen Universitäts-Inspection gestellt worden; ihre Rechte und Freiheiten werden nicht mehr verschrieen als mit einer guten Staatsverfassung und dem öffentlichen Wohle unverträglich; ihre gelehrten Blätter kommen nicht mehr in Gefahr, zu Affichen gestempelt zu werden; und sollte wirklich eine oder die andere (wie der Redner zu verstehen giebt) häßliche Spinnen in sich selbst genährt haben, — die wieder hergestellte alte Ordnung der Dinge wird dieses Ungeziefer für die Zukunft unschädlich zu machen wissen. Nur eine Trauer bleibt — die über die Vernichtung einiger sehr verdienten höherer Deutschen Bildungsanstalten, weil mit ihnen zugleich die Möglichkeit ihrer Wiederherstellung untergegangen ist. Am Ende des Mißgeschickes von Deutschland mußte die allgemeine Noth auch das baltische Meer erreichen, deren Folgen von der um die Wissenschaften sehr verdienten Uni-

versität Kiel noch empfunden werden. Mögen die Wunden, die ihr dadurch geschlagen worden, bald, wie bey uns, vernarben!

### Leiden.

Bei der Witwe Eyfveer: Specimen academicum inaugurale *de origine, fatis et officiis jurisconsultorum*, quod — pro gradu Licentiatum — in academia Lugduno-Batava — defendet Jo. Jac. van den Brandeler, die 13. Jul. 1814. — 90 Seiten in Quart.

Geht man von dem Grundsatz aus, daß eine Inauguralschrift eher als ein Theil des academischen Cursum betrachtet werden müsse, denn als eine wirkliche zur Belehrung des Publicum verfaßte Schrift, so erweckt das vorliegende Werkchen allerdings die Hoffnung, daß der Verf. vermähleinst im Stande sey, auch eine solche Schrift, wie zuletzt gedacht ist, auszuarbeiten; bis jetzt hat er uns das Gewöhnliche, und auch dieses nur im Umriss geliefert. Einiges Interesse hat das caput tertium, de praecipuis, jurisconsultorum apud Batavos fatis, wo der Verf. ein handschriftliches Werk des Prof. H. G. Tydemann Conspectus histor. liter. jurisprudentiae Batavae, welches nächstens erscheinen soll, benutzte. Als der erste bekannte Rechtsgelehrte wird Gherard Aleuvin (a Loeuwen?) genannt, sodann Philipp von Leiden zu Ende des 14ten Jahrhunderts, dessen Buch de cura reipublicae noch 1701 aufgelegt ist, im 15ten findet sich Johannes Matthiae zu Briel, und Piro erster Professor auf der neuen Universität zu Löwen, dessen Commentar über die Institutionen längst vergessen ist. Weiter weiß man nichts von ihnen.

---

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

28. Stück.

Den 17. Februar 1816.

---

Edinburgh.

Memoirs of the Life and Writings of the honourable *Henry Home* of *Kames* etc. containing sketches of the progress of literature and general improvement in Scotland during the greatest part of the eighteenth century. By the honourable *Alex. Fraser Tytler* of *Woodhouselee* etc. Second edition. 1814. 3 Voll. 8. Vol. I. 451. II. 349. III. 399 S., mit einem Bilde von *L. Kames* vor dem ersten, und vier Proben seiner Handschrift hinter dem zweyten Theil, einem Register am dritten. Ein Werk von sehr hohem Interesse für Schott- und England; aber auch von nicht geringem für das Ausland. Denn getreulich und meisterhaft ist durchweg geleistet, was der Titel verspricht; daß, außer den Denkwürdigkeiten des auch unter uns sehr geschätzten, aber bey weitem nicht so allseitig als er es verdient, gekannten Philosophen und Rechtsgelehrten, es Versuche enthalte über den Zustand und Fortgang nicht nur der Litteratur, sondern der Cultur überhaupt in Schottland, während des größten Theils

B (2)

des 18ten Jahrhunderts; woben L. K. Einwirkung nicht geringe war. So ist also das Buch für denjenigen, der aus der Litteratur sein Hauptstudium macht, unentbehrlich; aber auch belehrend für den Statistiker, und anziehend für jeden, dem gründliche und gut eingekleidete Unterhaltung über gelehrte Gegenstände von Belange Freude macht. Der Verfasser, ein zwar jüngerer, aber eines vollen Vertrauens gewürdigter Freund Home's, ist ein Mann von mannichfaltigen gründlichen Kenntnissen, und zu einem solchen Unternehmen vollkommen ausgebildet. Er berichtet nicht nur wie die Sachen standen und auf einander folgten, sondern treffende Bemerkungen über die Haupt- und Nebenursachen begleiten überall die Berichte; so wie einsichtsvolle Beurtheilung die Anzeige der in den Schriften enthaltenen Untersuchungen und darüber entstandenen Streitigkeiten; beide eben so wohl von unzeitiger Ausschweifung als ungenügender Kürze entfernt. Von vielen berühmten Männern sind die vornehmsten Lebensumstände, mit manchen hübschen Anekdoten, unter dem Texte, oder sonst beiläufig eingedrückt; und viele Briefe an und von L. K.; aus welchen sich die vertraulichen Verhältnisse und manche Characterzüge ausgezeichneter Männer ersehen lassen; z. B. David Hume, A. Smith, Th. Reid, Sam. Clarke, Hugh Blair und Franklin. Heinrich Home, in der Folge als Mitglied des Obergerichts in Edinburgh, nach seinem väterlichen Gute L. Kames, war 1696 geboren. Er widmete sich der Rechtswissenschaft; aber erst 1710 wurde in Edinburgh für diese ein Lehrstuhl errichtet. Bis dahin suchte man Unterricht bey einem Advocaten, oder in der Schreibstube eines Gerichts. So erhielt ihn denn auch Home (in the office or chambers of a writer to the signet, S. 10) gleich andern jungen Männern aus den angesehensten Familien. Home's vorzüglichste juristische

Schriften sind *Dictionary of Decisions*, eine nach den Entscheidungsgründen wissenschaftlich geordnete Sammlung von Rechtsfällen; wodurch H. hauptsächlich mehr Einstimmigkeit in den in Schottland besonders oft vorkommenden Entscheidungen nach dem ungeschriebenen Rechte zu bewirken suchte, und bewirkt hat; *Historical Tracts*, Aufklärung der Gesetze durch Geschichte, hier mit in der besondern Absicht die Uebereinstimmung der Schottischen mit den Englischen ins Licht zu setzen; und *Treatise on the principles of equity*. Bey letzterem Werke zog H. den berühmten damahligen Engl. Rechtsgelehrten L. Hardwicke zu Rathe; der auch in einem langen Brief seine Gedanken mittheilt. Es kam hier zuörderst in Untersuchung, ob für die Entscheidung nach der Billigkeit, *ex aequo et bono*, bey fehlenden, oder im vorkommenden Falle offenbar unbilligen Gesetzen, allgemeine Vorschriften sich geben lassen; da doch die eigenen Umstände und Beschaffenheiten des einzelnen Falles das Urtheil bestimmen sollen. Blackstone bestritt dieß, und zeigte sich überhaupt als unbilliger Gegner; wofür ihn der Biograph scharf vornimmt, und beweiset, daß derselbe in offenbarem Widerspruch mit sich selbst verfallen sey. Mit L. Hardwicke, welcher dem Schottischen Rechtsgelehrten große Achtung bezeugt, war nur darüber Streit: Ob ein eigener Gerichtshof für diese Art von Rechtsangelegenheiten anzunehmen — wie in England die *Chancery* es ist — oder die Entscheidung nach dem gemeinen Rechte und nach der Billigkeit einem und demselben Gerichte zu überlassen sey. Der Engl. Rechtsgelehrte ist für die Engl. Einrichtung, und trägt seine Gründe ausführlich vor; doch mit Anerkennung des Gewichtes der gegenseitigen Gründe, welche H. (wie auch sein Biograph) für überwiegend hält. Es kommt dabey manche schöne Bemerkung zum Vorschein; auch in

Beziehung auf die Benennung Chancery, (vom Chancellor, der, als der Repräsentant des Königs, the only dispenser of the King's conscience, die Entscheidungen nach der Billigkeit zuerst an sich zog I. 332). Die philosophischen Hauptschriften Home's, Grundsätze der Critik, Untersuchung über die Gründe der Religion und Sittlichkeit, und Versuche über die Geschichte der Menschheit sind früher durch Uebersetzungen in Deutschland bekannt geworden. Bey dem ersten Werke verweilet der Biograph von S. 376 — 451. Sein Urtheil enthält Lob und Tadel. Vornehmlich sucht er zu beweisen, daß H. dadurch einen neuen Theil der philosophischen Wissenschaften, der vorher ganz fehlte, geschaffen habe; in welcher Absicht er nicht nur die Alten, die darauf Anspruch machen könnten, vom Aristoteles bis Longin, sondern auch die Neuern, besonders Engländer, mustert und vergleicht; mit Scharfsinn und Sachkenntniß, wird man gestehen müssen, wenn man auch beym Hauptsätze anderer Meinung wäre, wie Rec. es doch nicht ist. Gern würde dieser manche Bemerkung, z. B. über den richtigen Begriff von Laune (humour), den Nutzen und Schaden der ästhetischen Theorie ausheben, wenn hier Raum dazu wäre. (In den Beylagen, die den dritten Theil dieses Werks ausmachen, kommen Dr. Warburton's, der sich, ohne hinreichenden Grund von H. angegriffen glaubte, und Voltaire's Ausfälle gegen H. in Beziehung auf seine Grundsätze der Critik vor; beide leidenschaftlich, der Voltairische fast scurrilisch, läppisch.) Ueber die Gründe der Religion und Sittlichkeit zu schreiben, gab unserm Home Freund Hume die Veranlassung; dessen Scepticismus der erste, obgleich des Mannes Freund, abgeneigt war, und dessen Lehre vom Nutzen, als dem einzigen Urgrund der Pflichten und Rechte, er (wie jeder rechtliche

Moralist) sehr verwerflich fand. Es kommt auch hierbey vor, was sonst schon bekannt war, wie sehr Hume sich in der Erwartung von seinem ersten Werke, *Treatise on human nature*, getäuscht sah; erst die *Political Essays*; und dann seine Geschichte Englands gründeten seinen schriftstellerischen Ruhm. Gegen Hume's Grundsätze der Religion und Sittlichkeit trat die Schottische Geistlichkeit auf, weil die Willensfreyheit als wohlthätige Täuschung darin vorgestellt war; Hume widerrief, erklärte sich in der Folge richtiger. Nicht nur durch diese Schriften hatte H. sehr bedeutenden Einfluß auf die Fortbildung seiner Landsleute; sondern auch als Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften, die hierbey genauer beschrieben werden. H. war sehr glücklich verheirathet. Für seinen einzigen Sohn, der auch durch eine gute Heirath ihm Freude machte, schrieb er eine eigene Art von Logik, meist practisch, nach Beyspielen abgefaßt; die, obgleich Franklin vielen Werth darauf legte, doch selbst in Schottland wenig bekannt wurde, und nach Proben, die hier eingedruckt sind, wenigstens nicht überall dem Zweck angemessen war. Die Landwirthschaft liebte H. nicht nur, und brachte gewöhnlich, in thätiger Theilnahme an derselben die Ferien auf seinem Gute zu, sondern er hat auch, zur Verbesserung derselben in Schottland, durch Lehre und Beyspiel, beygetragen. Seinen *Gentleman Farmer* den er 1776, in seinem 80sten Jahre herausgab, erklärt der Biograph für die erste auf wissenschaftlichen Grund gebaute Anweisung für Landwirthe; und, ungeachtet der in der Folge so sehr erweiterten und auf denselben Zweck angewendeten physischen und chymischen Einsichten, noch immer für sehr brauchbar. Eine ihm gehörige, bisher fast ganz unbenutzte Moorgegend verwandelte er in fruchtbares Land; so daß im Jahre 1805,



720 Pflanze in 169 Häusern darauf standen. Auch war er ein sehr thätiges Mitglied in der zur Beförderung der Industrie und Fortbildung unter den Bergschotten und auf den angrenzenden Inseln eigenst angeordneten Commission; und hauptsächlich auf seinen Betrieb bereisete der nachmalige Professor der Naturgeschichte Dr. John Walker diese westlichen Inseln; dessen Bericht darüber eingerückt ist. Spinneren und Linnenverfertigung haben seit der Zeit sich sehr gehoben. Wo H. Mistrauen in seine Kenntnisse setzte, suchte er sich durch Männer vom Fache unter seinen Freunden und Bekannten Belehrung zu verschaffen. Dieß that er besonders bey seinen Sketches of the History of man, für welche er lange Materialien gesammelt hatte; ein treffliches, wenn auch nicht überall haltbares Werk (Th. II. 146 — 211). Die Behauptung, daß der Glaube an Gott zu den ganz unmittelbar einleuchtenden Wahrheiten gehöre, bestreitet auch der Verf. dieser Memoirs. Die Voraussetzung, daß das menschliche Geschlecht überall von dem Zustande der Wildheit ausgegangen sey, fand einen erst anonymen Gegner an D. Doig, dessen in einen Brief ihm mitgetheilten Einwürfe H. so trefflich fand, daß er mit Hochachtung davon sprach, und begierig war ihn kennen zu lernen. What prodigy of learning, sagt er zu einem Freunde, durch den er ihn dann auch erfuhr, a fine fellow, he tells his mind roundly and plainly, I love him for that; he does not spare me, I respect him the more. Dieß edle Benehmen gibt dem Biographen Gelegenheit zu einer kräftigen Rüge des gewöhnlicheren entgegengesetzten Benehmens II. 194. Im 84sten Jahre gibt H. Select Decisions heraus; 264 Rechtsfälle, als Supplement zu seinen früher erschienenen Remarkable Decisions. Im folgenden

Jahre endlich seine letzte Schrift *Loose Hints on Education*. Der Anzeige dieser, wenn gleich die Schwäche des Alters hier und da verrathenden dennoch viel Gutes enthaltenden Schrift schickt der Biograph einige vortreffliche, mit unter vielleicht etwas zu scharf satyrische Bemerkungen über Rousseau's *Emile*, und die darauf erfolgte Fluch von pädagogischen Schriften voran. H. starb den 27. December 1782 im 87ten Jahre; fünf Tage vor seinem Tode ging er noch ins Gericht. Ein Zug in seinem Character war, daß er kein Freund von Gesprächen über die politischen Angelegenheiten des Tags war, ihnen auswich, davon ablenkte, wo er konnte; und daß nicht nur wegen des dabey so oft vorkommenden anmaßungsvollen und oberflächlichen Geschwätzes, sondern auch weil seine Gemüthsart ihn geneigt machte, bey allem eher die gute Seite zu nehmen, und also auch weniger als andere für die Zukunft besorgt zu seyn. Darum war er auch kein Freund von revolutionären Grundsätzen. Es kommt daher nicht auf seine Rechnung, daß ein Mann, der ihm einen großen Theil seiner Bildung zu verdanken hat, indem er mehrere Jahre in seinem Hause lebte, als Lehrer seines Sohns, zugleich aber auch als sein Zögling in Absicht auf juristische und philosophische Studien zu diesen Grundsätzen sich hinneigte. Dieß ist John Millar, dessen Schrift über den Ursprung der Verschiedenheit der Stände in der bürgerlichen Gesellschaft ins Deutsche übersetzt ist. Auch der Biograph gibt seine Mißbilligung in starken Ausdrücken zu erkennen I. 281. Er eben so wie H. befürchtet, besonders wenigstens für England, weit weniger von dem, nach mancher Meinung anwachsenden Einfluß der monarchischen Gewalt, als von jenem Hange, that ambition of power, felt by every turbulent

spirit, even among the lowest orders of the people, which prompts to exert an active controul over his rulers — whenever he fancies restraints or dreams of grievances. (Man muß bey dergleichen Aeußerungen auch immer die Zeit, in der sie vorkommen, in Erwägung ziehen.) Unter den Briefen, die in den zwey ersten, größtentheils aber in dem dritten, überhaupt Beylagen enthaltenden Bande mitgetheilt sind, zeichnen sich die von einer, auch als Schriftstellerinn bekannten Mrs Montagu, mit Franklin, Th. Reid, und dem vorher schon genannten D. Walker vorzüglich aus. Der Briefwechsel mit der Mrs M. ist zwar meist nur freundschaftlichen Inhalts; die Briefe aber, sowohl die von ihr als die von H. sind voll des feinsten Wizes und überhaupt sehr schön. Der Briefwechsel mit Franklin betrifft theils die alte Schottische Musik, theils die beginnende Americanische Revolution. H. gab den Americanern, in ihrer Rechts- theorie, Unrecht; hätte aber doch gern gesehen, daß man ihnen, um den Bruch zu verhindern, mehr zugestanden hätte, als sie dem Rechte nach fordern konnten. Franklin sagte frühe voraus, wie es kommen würde. Th. Reid rechtfertigt in seinen Briefen die Newtonschen Axiome und Bewegungsgesetze, und erläutert sie sehr gut; nicht so genügend behandelt er die Frage, ob innere Nothwendigkeit der Handlungen ihre Zurechnung zur Strafe aufhebe; ist für die präformirten Keime der organisirten Körper. D. Walker, ein besserer Naturhistoriker, bemerkt dagegen treffend, unter andern, daß da aus den Nahrungsmitteln, in den dazu eingerichteten organischen Körpern, Fleisch, Knochen, Nerven, der wunderschöne Schwanz des Pferdes u. s. w. werden, darinne wohl auch neue Individuen ihrer Art gebildet werden können. Ueberhaupt ent-

halten dessen Briefe, über Analogien des Menschen und der Thiere, des Thier- und Pflanzenreiches u. s. w. manche treffliche Bemerkung. Nach einem glaubwürdigen Zeugnisse wird angeführt, daß der Saame der Mongolia, der sonst in Europa nicht zu treiben pflege, es thue, wenn Puter ihn wieder von sich geben. II. 241. Zu Prestonfield habe ein 120 Jahre alter Aprikosenbaum Früchte geliefert more than sufficient for any family; weil man ihm Raum genug gelassen hat; er wäre vielleicht, schreibt W., vor 70 Jahren schon abgestorben, wenn man ihn, wie gewöhnlich eingeschränkt hätte. Von den Deutschen — wenigstens von the bulk of the French and German writers — im physicalischen und naturhistorischen Fache — hält W. nicht viel, in einem Briefe vom Jahre 1776. Der große Haufe glaube noch an die Berggeister und die Wünschelruthe! III. 245. Ein Brief von Harris, dem Verf. der unter dem Titel Hermes bekannten allgemeinen Grammatik, ist wenigstens characteristisch. Der dritte Band enthält auch etliche ausführliche Erörterungen des Verf. in Beziehung auf wichtige im Vorhergehenden berührte Punkte. Vortrefflich ist die über die Zuverlässigkeit und den Nutzen der teleologischen Philosophie; die schon vorher als Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Derham's Physico-Theology erschien, hier erweitert und verbessert. Die andere, über den Grundzweck der strafenden Gerechtigkeit, streitet für die von mehreren Schottischen Philosophen, besonders von A. Smith (aber auch von unserm Leibnitz) angenommene Behauptung, daß nicht Verhinderung künftiger Uebertretungen der wesentliche Grundzweck sey, sondern Beförderung der in der vernünftigen Natur liegenden absoluten Forderung der Gerechtigkeit, daß das Laster eine seiner Größe angemessene Strafe

erhalte. Rec. ist anderer Meinung; überzeugt, daß alle hierbey in Erwägung kommende Begriffe und Grundsätze sich am besten vereinigen und ordnen lassen, wenn als allgemeinsten Grundzweck der straffenden Gerechtigkeit angesetzt wird Verhinderung künftiger größerer Uebel, als die Strafe selbst; nicht bloß also künftiger Verbrechen, sondern auch der Uebel, die in der Unruhe, Unzufriedenheit, Erbitterung, Besorgniß liegen, welche entstehen oder bleiben, wenn nicht, oder wenn nicht nach dem Verhältniß der Schuld gestraft wird. Doch er verweilt hier um so weniger bey dieser wichtigen und noch immer streitigen Materie, da er sich vorlängst am gehörigen Orte ausführlich darüber erklärt hat.

### Leipzig.

Ben Enobloch: Vorträge und Urtheile über merkwürdige Straffälle aus Acten, von Dr. Carl August Tittmann, Königl. Sächs. Hof- und Justizrath und geh. Referendar. 1815. 210 Seiten in Octav.

Ben der Auswahl der in diesem Buche enthaltenen Urtheilsprüche über Straffälle, welche größtentheils von Sächsischen Spruchcollegien erlassen sind, und an denen der Verf. keinen Antheil als Richter genommen, sondern dieselben nur ausgehoben, und mit seiner größtentheils tadelnden Critik mitgetheilt hat, ist hauptsächlich auf ihr Interesse für den Gesetzgeber, und besonders in Betreff der beiden wichtigen Fragen: ob die Strafanwendung von dem Erfolge der Handlung, oder bloß von der Vollendung der zu diesem Erfolge unternommenen Handlung abhängig gemacht werden solle?, und: wenn der Thatbestand für gewiß anzunehmen sey? gesehen worden. Beide Fragen greifen in das

ganze System ein, und von der Bestimmung der Letztern insbesondere, hängt die Anwendung aller Strafbestimmungen ab. Denn so vollständig und genau auch diese seyn mögen, so weniger kann der Gesetzgeber da ihres Gebrauches gewiß seyn, wo es der regellosen Willkühr des Urtheilssprechers noch überlassen bleibt, eine Gewißheit des Thatbestandes anzunehmen, oder sie für nicht vorhanden zu erklären. — In Rücksicht der Darstellung hat der Verf. jedesmahl einen vollständigen Vortrag des Falles selbst vorausgeschickt, dann das Urtheil mit den Entscheidungsgründen gegeben, und zuletzt Bemerkungen über das Ganze folgen lassen. — Die Fälle sind folgende: I. Tödtung feindlicher Soldaten, eigentlich eines Französischen Soldaten am Wachtfeuer, durch zwey Sächsische Unterthanen, Kurz nach Ausbruch des Preussischen Krieges, bevor jedoch der König von Sachsen sich mit Frankreich alliiert hatte, aus Rache, weil die Franzosen früher das Dorf geplündert hatten. Der Schöppenstuhl zu Leipzig verurtheilte den, welcher den tödtlichen Schlag erteilt hatte, zum Tode, den andern, welcher den tödtlich Verwundeten in einen Bach geworfen, zu vierjähriger Zuchthausstrafe, und nahm auf die Eigenschaft des Getödteten, als feindlichen Soldaten, keine Rücksicht; der Schöppenstuhl zu Wittenberg dagegen den auctor delicti zu halbjähriger Zuchthaus-Arbeit, und den socius zu achtwöchigem Gefängnisse, weil ein feindlicher Soldat zwar nicht völlig rechtlos sey, die an ihm begangenen Verbrechen aber, da er weder ein wirklicher, noch ein temporärer Unterthan im Staate sey, nicht nach den positiven Gesetzen, sondern nach den allgemeinen Principien über das völkerrechtliche Schutzrecht, zu bestrafen seyen; mithin also bey dem Mangel einer großen angedrohten Strafe zur künftigen Abschref-

fung, eine solche nicht erkannt werden könne. Der Verf. tritt dieser letztern Ansicht im Ganzen bey, und ist der Meinung, daß wenn demnach die Tödtung eines feindlichen Soldaten von einem Bürger, an und für sich, als wirkliches Verbrechen zu betrachten, und nicht bloß um der Klugheit, sondern auch um des Rechts willen zu bestrafen sey, sie dennoch immer unter Umständen, wie hier, geschehen könne, welche eine ganz andere Beurtheilung und Bestrafung derselben erforderten, als die positiven Gesetze über Mord und Todtschlag überhaupt begründet hätten. Dieser Rechtsfall zeige deutlich, daß man mit diesen Gesetzen nicht ausreiche, denn sie redeten nur von einer vorsegllich verübten Tödtung, und gleichwohl gäbe es vorseglliche Tödtungen, die nur die Form derjenigen Handlungen hätten, welche eigentlich unter Mord und Todtschlag verstanden würden. Z. B. wenn ein Schwärmer seine Geliebte verabsredeter Maßen tödte, ein Verwandter seinem zum Tode verurtheilten Verwandten das Leben nähme, um nicht die Schande seiner öffentlichen Hinrichtung zu erleben. Hier passe das Gesetz vom Morde auf keinen; jener verübe eine ihm ausdrücklich gestattete That, diesem fehle die Absicht, dem Getödteten zu schaden. Die Handlung, die als Mord oder Todtschlag nach den bestehenden Gesetzen bestraft werden solle, müsse eine feindselige Absicht zum Grunde haben; jene Handlungen können nur als Polizeyvergehen in Betracht kommen. — II. Tödtung feindlicher Soldaten aus Noth. Zwey Soldaten erhalten drey Bauern als Begleiter und Wegweiser; der eine greift einen dieser Bauern ohne Ursache mit dem Seitengewehre an, der andere Bauer, um Hülfe gerufen, erschlägt den Soldaten. Die Besorgniß, der Gefährte des Erschlagenen werde den Vorfall anzeigen, und dann das Dorf verbrannt

werden, erzeugt den Entschluß, den andern Soldaten ebenfalls zu tödten. Der Schöppenstuhl zu Wittenberg sprach die Angeklagten frey, indem er den Fall aus dem Gesichtspuncte der Nothwehr betrachtete, und der Verf. stimmt diesem Ausspruche bey. — III. Mord an Caroline Gläser, zur Verichtigung der Urtheile über die zu einer Todesstrafe nöthige Gewißheit des Thatbestandes. Der Mörder hatte der Getödteten geständiger Maßen mit einem Beile die linke Seite des Unterkopfs eingeschlagen, dann derselben einen Strick um den Hals gelegt, sie in den Hof gezogen, und da verscharrt. Nach dreizehn Monathen ward der Körper ausgegraben, zu einer unförmlichen Masse verwandelt. Das Visum et repertum gieng dahin, daß zwar das Gesicht zerschmettert, der Tod der Gläsern aber durch das Umlegen des Stricks um den Hals (was die Obducenten nur aus dem Geständnisse wußten) mittelst eines Stic- oder Schlagflusses, entstanden sey (!) Dem gemäß verurtheilte das Spruchcollegium den Mörder zu einer vierjährigen Zuchthausstrafe, weil nur das Geständniß des Inquisiten vorhanden gewesen, dieses aber nicht durch das visum et repertum unterstützt sey. Der Verf. tadelt dieses Bekenntniß sehr, und bestreitet die Wahrheit des Grundsatzes, daß nur dann wegen eines Mordes auf Todesstrafe erkannt werden dürfe, wenn die Art und Weise, wie die Mißhandlung eines Menschen den Tod verursacht hat, mit Zuziehung der Sachverständigen gerichtlich erkannt sey; mit Recht, da die Gesetze nur verlangen, daß ein Geständniß durch einige Thatfachen bestätigt sey. Hier war es schon hinreichend, daß die Gläsern verscharrt war; schon hierin lag Mord, wenn sie auch noch lebte, und die Schläge nicht tödtlich gewesen wären. IV. Meuchelmord an Johann Christian Lydam, ein



Seitenstück. Wie weit die Vertheidiger der Inquisiten in der Erfindung von Möglichkeiten, um den Thatbestand zu schwächen, gehen, beweist die S. 127 angeführte Sache. Ein Mann war erschossen worden. Bey der Obduction fand sich, daß der Schuß aus drey Kugeln, und mehr als dreyßig Steinchen bestanden hatte, wodurch nicht allein die Kleidungsstücke des Ermordeten, sondern auch mehrere innere und äußere Körpertheile zerrissen worden waren. Der eine Vertheidiger sagte: Seit Jahrtausenden sind Steine vom Himmel gefallen und in die Erde eingedrungen; es ist nicht unmöglich, daß die Steine, welche in Herrn N. N. Körper gefunden worden, vom Himmel gefallen sind. Der andere Vertheidiger sagte: es gebe Menschen, in deren Körper sich kleine steinartige harte Massen von selbst bilden, und von deren Daseyn sich auf eine von außen her geschehene Gewalt nicht schließen lasse. Dieß könne auch hier der Fall seyn!! V. Joh. G. Thate, **Mörder seiner Geliebten**, ebenfalls zum Beweise des Sages, daß allerdings auf ein Geständniß, welches die erforderlichen Eigenschaften habe, jedes Straf- und selbst ein Todes-Urtheil gegründet werden könne, ohne daß die eingestandene Thatsache auf andere Art außerdem bewiesen zu werden brauche. VI. **Der Brandstifter Nücke**, ein Beytrag zur Beurtheilung des Einflusses ungegründeter Entschuldigungen auf Urtheilsprüche. Die Entschuldigung war ein gar nicht ersichtlicher, und von dem Richter bey den Haaren herbengezogener Wahnsinn des Inquisiten. — VII. **Miscellen**. I. Ueber die Unzulässigkeit der willkührlichen Abhörnung der Vertheidigungs-Zeugen in Strassachen von einem andern, als dem untersuchenden Gerichte. Vergl. Art. 71. der C. C. C. mit der Auth. Apud eloquentissimum C. IV. 21. de fide instrum. Nov. 90. cap. 5.

worin es geboten ist, daß die Production der Zeugen in Strassachen an das untersuchende Gericht zu verweisen sey, womit auch die reichsgerichtliche Praxis übereinstimme. II. Einige Bemerkungen über Steckbriefe. III. Ob die Zuerkennung oder Ablegung des Reinigungseides den Verlust eines öffentlichen Amtes nach sich ziehe? Verneint. IV. Ob 1. nach geschlossener Untersuchung und einmahliger Entscheidung noch ein interlocutorisches Urtheil abgefasset, und 2. dem Angeeschuldigten der Inhalt eines Urtheils verheimlicht werden könne? Bejaht.

### Paris.

La vérité de l'histoire ecclésiastique rétablie par des monuments authentiques contre le système d'un livre intitulé: Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique pendant le 18. Siècle. Par M. S\*<sup>o</sup> ancien magistrat. On donne dans cet écrit une première idée de lettres et de pièces inédites et curieuses d'après les archives du Vatican. 1814. 114 S. in groß Octav.

In den auf dem Titel gedachten Denkwürdigkeiten waren die Jansenisten eben so heftig angegriffen als die Jesuiten eifrig vertheidiget waren. Der Verfasser der vorliegenden Schrift nimmt sich der ersten an, und verspricht in einem zweyten Theile die Geschichte und den Geist der zweyten in ihr wahres Licht zu stellen. Er vertheidigt die großen Männer von Portroyal und beleuchtet die Geschichte der Bulle Unigenitus. Er benutzet dabey die Urkunden aus dem Archive des Vaticans, welches nach Paris gebracht worden war, und läßt sie zum Theil abdrucken. Dahin gehören besonders Original-Briefe von den Jesuiten d'Aubenton und

le Tellier, und von einem Capuciner la Fleche, Agenten des letzten, die Protocolle der Consultationen und Congregationen, die zu Rom über das Buch: Reflexions morales gehalten wurden, Original-Briefe von Quesnel an den Papst Clemens XI. und den Cardinal Paulucci, ein an eben diesen Papst gerichteter Aufsatz des Cardinals de la Tremouille. Kurz Alles, was in dem Archive unter dem Titel: Francia, Constitutio Unigenitus vorhanden war, und dessen war sehr viel, stand dem Verfasser zu Gebote. Dadurch erhält sein Buch ein besonderes Interesse. Uebrigens wird meist dadurch nur bestätigt und mit neuen Beweisgründen unterstützt, was man auch schon vorher wußte. Aus den Protocollen erhellt, daß die Consultatoren das Buch, welches sie verdammen wollten, kaum kannten, und daß die meisten das Französische nicht verstanden. Quesnel beschwört in seinem Briefe den Papst, ihn wenigstens vor seiner Verdammung zu hören. Daß man die Bulle Unigenitus der Universität unter starken Widersprüchen aufnöthigte, war der Grund und Anfang zu ihrem Verfälle, und vertrieb aus ihrem Schooße die verdientesten Lehrer. Der Verfasser, dem Vernehmen nach Silvy, widerlegt den Gegner, welcher zugleich Herausgeber eines Journals: l'ami de la religion et du roi ist, aus gedruckten und ungedruckten Schriften vollkommen. Im Schreiben ist er übrigens nicht sonderlich geübt. Die Archive des Vaticans hätten, so lange sie zu Paris waren, für die Kirchengeschichte trefflich benutzt werden können; diese Schrift ist aber bisher die erste und einzige uns bekannte, in welcher dieß geschehen ist.

---

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

29. Stück.

Den 19. Februar 1816.

---

**Paris.**

Ben Pancoucke und Magimel: Relation circonstanciée de la campagne de Russie, ouvrage orné des plans de la bataille de la Moskwa et du combat de Malo-Jaroslawetz; par *Eugène Labaume*, Capitaine du corps royal des ingénieurs-géographes, ex-officier d'ordonnance du prince Eugène, chevalier de la légion d'honneur et de la couronne de fer, auteur de l'histoire abrégée de la république de Venise. 1814. VIII und 404 Seiten in groß Octav.

Wohl selten ist ein Werk unter ähnlichen Umständen geschrieben worden, als das gegenwärtige Tagebuch des unvergeßlichen Feldzuges der Franzosen in Rußland. Unter Todten und Sterbenden, neben den Divouaksfeuern, oft bey 20 bis 22 Grad Kälte, schrieb der Verf. jede Nacht die Begebenheiten des vergangenen Tages nieder; etwas Schießpulver mit Schnee in hohler Hand gemischt, diente ihm statt der Dinte; mit demselben Messer, mit dem er von einem gefallenen Pferde sein Mahl geschnitten, schnitt er seine

E (2)

Nabenfeder um die Greuel zu beschreiben, unter denen er mit so vielen Tausenden litt. Doppelt interessant aber wird das Werk dadurch, daß hier ein unterrichteter Französischer Officier von dem Generalstabe des Vicetönigs von Italien, mit einer, seinen Landsleuten sonst nicht immer eigenen Unparteylichkeit, — daß er über die Niederlagen, welche die Franzosen in Rußland erlitten, etwas schnell hinwegeilt, mögen wir ihm nicht verargen — die Begebenheiten eines Feldzugs erzählt, über den wir bisher beynahe nur allein die Berichte der Gegenpartey hatten, deren Wahrhaftigkeit hierdurch von neuem in einem glänzenden Lichte erscheint. Zwar beschränkt sich die Erzählung des Verfassers hauptsächlich nur auf die Schicksale des vierten Corps, welches der Vicetönig von Italien anführte, allein sie reicht vollkommen hin, um ein schauderhaftes Gemälde jener beispiellosen Jammercenen zu entwerfen, unter denen ja alle Theile des zahlreichsten Heers, welches Europa seit der Völkerwanderung gesehen, gleichmäßig erlagen; auch sind die Hauptvorfälle des Krieges, wenn gleich das vierte Corps daran keinen Theil genommen, nicht übergangen. Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, alles auszuheben, was diesem Werke ein so lebhaftes Interesse gibt, wir müssen uns auf das Interessanteste beschränken. Schon bey dem Eintritt in das Russische Polen litt die Armee Mangel an Lebensmitteln, bey Pilony fielen die Pferde zu hunderten, die schrecklichen Wege waren mit zerbrochenen Wagen und verlohrenem Gepäcke bedeckt; der Soldat ernährte sich schon jetzt durch Plünderung der wenigen Ortschaften, die er auf seinem Marsche antraf. Was von dem Eifer der Litthauer gerühmt ward, beschränkte sich auf einen Theil des Adels, die Bauern waren in die Wälder gestohlen,

in den Dörfern und Flecken fand man nur Juden. Die Indisciplin unter der Französischen Armee war schon so groß, daß der von Buonaparte ernannte Unterpräfect von New-Troki auf der Reise von Wilna von seiner eigenen Escorte ausgeplündert ward. Unter beständigen Verheerungen ging der Marsch des vierten Corps, das an der Schlacht von Smolensk keinen Theil genommen, bis zur Moskwa. Um die Zukunft unbesorgt, obgleich der zwischen Rußland und der Pforte geschlossene Frieden, ersterem die Armee der Moldau zur freyen Disposition ließ, drang dennoch Buonaparte unaufhaltsam vor. Unmittelbar vor der Schlacht von Mosaisk oder Borodino war die Noth der Französischen Armee schon so hoch gestiegen, daß wenn Kutusow, wie der Verf. meint, sie nur einige Tage noch hätte aufhalten können, der Hunger ihm den vollständigsten Sieg würde verschafft haben. Mit vielem Interesse haben wir die Beschreibung der Schlacht selbst gelesen; der unerschütterlichen Tapferkeit der Russen läßt auch unser Verf. volle Gerechtigkeit widerfahren; der Verlust der Franzosen an getödteten und verwundeten Generalen war außerordentlich stark; kein Russe floh, in der Nacht zog sich Kutusow zurück. Diese Nacht war für die Französische Armee fürchterlich, Menschen und Pferde waren durch Hunger und Frost schrecklich erschöpft. Der Brand von Moskau, die heroische Hingebung seiner Bewohner, die namenlosen Jammerscenen und Greuel, die Französische Raubsucht in der unglücklichen Stadt verübten, werden hier von einem Augenzeugen mit den grellen Farben der Wahrheit geschildert; das heldenmüthige Betragen des Grafen Kostopschin hat auch an unserm Verf. einen warmen Lobredner gefunden. Bey ihrer Ankunft zu Moskau hatte die Französische Armee schon ein

Drittel ihrer Mannschaft durch die ungeheuren Mär-  
sche und die mörderischen Schlachten verloren, das  
vierte Corps allein, welches 48,000 Mann stark aus  
Bogau ausgezogen, war bis auf 22,000 Mann  
verringert. Dazu waren durch die Zügellosigkeit  
der Soldaten alle Gegenden, durch welche die Armee  
gezogen, in Wüsten verwandelt, die Pferde der  
Cavallerie und Artillerie aufs äußerste erschöpft, auf  
die Möglichkeit eines Rückzugs zu denken, war aber  
dem weltberühmten Anführer nicht eingefallen. Doch  
alles bisher Erzählte verschwindet vor der Beschrei-  
bung des schrecklichen Rückzugs. Was wir früher  
aus Russischen Verichten von dieser fürchterlichen  
Catastrophe erfahren, wird nicht nur von unserm  
Verf. vollkommen bestätigt, sondern durch seine Er-  
zählung noch übertroffen. Schon nach dem Ge-  
fechte von Malo Jaroslaweß mußte ein Theil der  
Bagage und der Artillerie, aus Mangel an Pferden,  
zurückgelassen werden, und doch hatte der Rückzug  
erst begonnen. Brand und Mord bezeichneten die  
Straße des fliehenden Heers, die Pferde konnten  
nur noch mit dem Stroh der Dächer gefüttert wer-  
den. Nichts desto weniger ließ Buonaparte, der dem  
vierten Corps einen Tagemarsch vorauszog, selbst  
die Orte, in welchen die Nachrückenden ihr Nacht-  
lager halten sollten, verwüsten und was er übrig  
gelassen, zerstörte das vierte Corps, obgleich Davoust  
noch mit dem Nachtrabe folgte. Die Indisciplin  
der Soldaten war durchaus nicht mehr zu bändi-  
gen; 2000 Russische Gefangene, welche die Armee  
von Moskau mit sich führte, nährten sich nur mit  
dem Fleische ihrer gestorbenen Unglücksgefährten,  
gefallene Pferde waren die einzige Nahrung der Fran-  
zosen. Dabey rissen Diebereyen und Räubereyen  
auf eine furchtbare Weise unter der Armee ein, bey  
dem ersten Corps vor allen, welches schon jetzt

größtentheils in Nachzügler verwandelt war, lösete sich alle Disciplin immer mehr auf, und die wiederholten Angriffe der Russen vollendeten bald die gänzliche Desorganisation des Heers. In dieser Lage der Dinge ward das unglückliche Treffen von Wiasma geliefert, und immer fürchterlicher ward der Rückzug, jeder kleine Bach war zum Strome angeschwollen und die Uebergänge wurden noch schrecklicher durch die beständigen Anfälle der Cosacken. Auf Smolensk waren alle Hoffnungen gerichtet, allein schon bey Dorogobusch überfiel die Armee ein furchtbares Schneegestöber und ein Sturmwind, der das Elend noch erhöhte; die Regimenter lösten sich auf, der Soldat gehorchte den Officieren nicht mehr, die Pferde fielen zu tausenden. So weit ging aber die tolle Verblendung Buonaparte's — wir brauchen die Ausdrücke unsers Verfassers selbst, — daß er zu Dorogobusch die Magazine vernichten ließ, obgleich noch ein Theil seiner ausgehungerten Armee auf derselben Straße ihm nachzog. Auch die Hoffnung auf Smolensk ward grausam getrübt, denn die Annäherung Wittgenstein's und der vereinigten Armeen von Polhynien und der Moldau unter Tschitschagow zwang zu immer schnellerem Rückzuge. So war es daher nicht sowohl der frühzeitige Winter, denn er trat später in Rußland ein als gewöhnlich, sondern die Hartnäckigkeit mit der Buonaparte nach Moskau gezogen, ohne der feindlichen Armee in seinem Rücken zu achten, die seinen Untergang herbeiführte. Schon am folgenden Tage, bey dem Marsche auf Witepsk fingen die Soldaten an, den Troß der Armee zu plündern und der Uebergang über das angeschwollene Flüsschen Wop kostete dem vierten Corps 100 Kanonen und den größten Theil seines Gepäcks; die herandringenden Russen vollendeten die Zerstörung und die grenzenlose Verwirrung; eine noch fürchterlichere Nacht



folgte auf diesen schrecklichen Tag. Kaum zu Smolensk angelangt, erfuhren die Truppen, daß sie ohne Aufenthalt weiter ziehen müßten, eine Todesnachricht, die den letzten Muth vollends niederschlug und eine furchtbare Ueberfüllung der Stadt mit allen Arten von Truppen, vermehrte das Schreckliche der hoffnungslosen Lage. Kranke und Verwundete mußten in großen Haufen des Nachts auf freyer Straße campiren und fanden bey der furchterlichen Kälte den Tod; traurige Nachrichten aller Art häuften sich, selbst die Muthigsten verzagten. Endlich wurden die Magazine von den wüthenden Soldaten mit Gewalt geplündert und der Frohsinn schien einen Augenblick zurückzukehren. Am 14. November verließ Buonaparte Smolensk; am folgenden Tage folgte ihm der Vicekönig mit seinem Corps; der Weg war mit Kanonen und Fuhrwerk, mit todtten Pferden und Menschen und Waffen, wie übersät. Unter den übrig gebliebenen herrschte eine gänzliche Gefühllosigkeit; jeder sorgte nur für sich, keiner bekümmerte sich mehr um den andern. Schon am folgenden Tage ward das vierte Corps, so wie auch Tages vorher Buonaparte, durch Miloradowitsch bey Krasnoi gänzlich geschlagen; am nächst folgenden Tage ward das Corps von Ney bis auf einige tausend Mann von den Russen vernichtet. Aus etwa 30,000 Mann bestand noch das Französische Heer, unter denen aber mit Einschluß der Garden kaum 8000 die Waffen führten. So ging der Marsch gegen die Beresina, wo man die vereinigten Heere von Tschitschagoff und Wittgenstein und Stengel und die Hauptarmee unter Kutusow erwarten mußte; das letzte Gepäck des vierten Corps ward unterweges verloren. Auch in Litthauen dauerten die Nordbrennereyen der Franzosen auf die gewohnte Weise fort; zu Lindoui verbrannten sie selbst drey Gebäude mit ihren eigenen Verwun-

deten. Buonaparte, der den größten Theil des Weges in einem trefflich verschlossenen, mit Pelzwerk reichlich versehenen Reisewagen gemacht hatte, versuchte vergeblich, je mehr er sich der Beresina näherte, durch gute Worte und Drohungen die Ordnung wieder herzustellen; allein die Zeit des Enthusiasmus war vorüber und alles blieb in grenzenloser Verwirrung. Die Beschreibung des Uebergangs über die Beresina selbst leidet keinen Auszug, es ist das entsetzliche Gemählde namenlosen Jammers jeder Art; mehr als 20,000 Mann und 200 Kanonen und alles Gepäck der beiden neuen Corps von Dudinot und Victor gingen verloren; kaum 20,000 Mann sammelten sich jenseits der Beresina. Zu Smorghoni verließ Buonaparte das Heer; die Truppen erfuhren jedoch erst zu Wilna die Desertion ihres Feldherrn; — seine Abreise tilgte auch bey den Befehlshabern jede Schaam; sie verließen ihre Truppen, die wenigen, die von diesen noch bewaffnet waren, ihre Fahnen. Immer fürchterlicher wurde der Marsch; Kranke und Sterbende wurden von den Lebenden ermordet, die sich ihrer letzten Habseligkeiten bemächtigten; jeder Unterschied des Ranges hörte auf, der Obrist flehte den Paktnecht um ein Stückchen Brot. Bey seiner Ankunft zu Wilna zählte das vierte Corps nur noch 400 Mann unter den Waffen, und als das Gerücht von der Annäherung der Cosacken erscholl, da lief der König von Neapel zu Fuß aus der Stadt auf dem Wege nach Kowno davon. In der Nacht folgte ihm ein Theil der Trümmer des Heers, ein anderer, die Befehle seiner Obern verachtend, blieb zu Wilna zurück. Nicht weit von der Stadt, bey einer Anhöhe, welche wegen des Glatteises die abgetriebenen Pferde nicht zu erklimmen vermochten, ging das letzte Gepäck und der Armeeschatz verloren, den die Soldaten plünderten; ihre Waffen warfen sie weg, das Geld

allein behielten sie. Ohne Unterlaß verfolgten die Cofacken; die Rheinbundstruppen entließen sie, nur die Franzosen nahmen sie jetzt noch gefangen. Zu Kowno lag das gesammte vierte Corps in einem einzigen Zimmer, nur einige Officiere waren noch übrig; selbst die alte Garde, die am längsten ausgehalten und für die am besten gesorgt worden war, befand sich jetzt um nichts besser als die übrigen Truppen. Am 13. December gingen die Reste der Armee, trotz der unterwegs zugestoßenen Verstärkungen, kaum 20,000 Mann, über den Niemen, wenigstens zwey Drittel derselben hatten Moskau nicht gesehen. Kaum in Polen angelangt, zerstreuten sich die Haufen nach allen Richtungen, jeder zog seine eigene Straße, in dem Wahn die Cofacken würden nicht über den Niemen gehen, allein dieß geschah dennoch, und ein großer Theil der Nachzügler ward gefangen. Zu Marienburg sammelte der Vicekönig alle Flüchtlinge seines Corps; kaum 820 Mann waren es, größtentheils verwundet und krank. So endigte der merkwürdige Feldzug!

### Sulzbach.

Bey Seidel: Ven. Viri Thomae a Kempis de imitatione Christi. Libri quatuor. Editio accurata: zwar mit kleinen Buchstaben, aber leserlich, sauber und genau gedruckt auf 324 S. in 16.

Es gehört zu den Zeichen unsrer Zeit, daß der unzählige Mahle gedruckte und übersezte Thomas von Kempen (wovon wir in diesen Blättern 1814. St. 16. S. 153. Nachricht gegeben haben) in unsern Tagen aufs neue ins Deutsche übersezt, diese Uebersetzung wiederholt aufgelegt worden (s. 1815. St. 39. S. 383), und ihr nun auch das Original in einem neuen Abdruck folgt. Mystik rechter Art und am rechten Orte verachten wir gar nicht.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

30. Stück.

Den 22. Februar 1816.

---

London.

Fragments of oriental literature with an outline of a painting on a curious China-vase. — By *Stephen Weston*, B. D. F. R. S. S. A, R. L. H. Auf Kosten des Verf. bey Rousseau. 1807. XXIV und 150 Seiten in groß Octav.

Der Verf. der sich in verschiedenen Gattungen versucht hat, gibt hier eine Sammlung von kleinen Aufsätzen und Bemerkungen, die größten Theils die Orientalische, theils aber auch die alte Litteratur betreffen, und von verschiedenem Gehalte sind. Um die Auswahl und Form scheint sich der Verf. wenig bekümmert zu haben; mehreres ist aus gedruckten Büchern ausgezogen, und an andern Stellen sind die Bemerkungen des Verf. so verworren, daß man sich kaum daraus finden kann. Wir können nur die bedeutendsten Fragmente auszeichnen: 1. Meleagers Gedicht auf den Frühling, Griechisch mit des Hrn. W. Lateinischer und Englischer Uebersetzung; darauf folgt eine freye Arabische und Persische Nachahmung aus Schriftstellern und Dichtern zusammengesetzt, wieder

D (2)

mit Englischer Uebersetzung und Anmerkungen.  
 2. Stammbaum eines Arabischen Pferdes, das während des letztern Feldzugs in Aegypten gekauft, und im Besiz des Obersten Ainslie war. Vom Arabischen Text sind (der Verf. sagt nicht warum,) nur einige Zeilen mitgetheilt; die Uebersetzung füllt zwey Seiten, deren Richtigkeit Rec. nicht verbürgen möchte. Das Arabische ist dem Rec. meist unverständlich und oft offenbar unrichtig, z. B. für *صلى على سيد محمد وسلم* (welches letztere der Verf. Jerusalem übersezt) muß gelesen werden *وصلى ... وصلىته وسلم*. Vermuthlich war die Schrift unleserlich, wie dergleichen Certificate zu seyn pflegen, daher Hr. W. nur den Anfang abdrucken ließ. Darauf folgt 3. ohne Ueberschrift S. 31 eine Art von Litanej oder Gebet für einen Arabischen Stamm, aus einem vom Ept. Ainslie aus Aegypten mitgebrachten Manuscript. Das Stück ist merkwürdig, aber auch hier übersezt der Verf. oft sehr willkürlich, und gibt keine Gründe seiner Erklärungen an. Z. B. S. 12 *من الختاني وروال نرنا جبر* from circumcision feasts and most surely from the spittle of adultery, may God grant immunity to this tribe, wo in der Note bemerkt wird, es sey Arabische Sitte dem Ehebrecher ins Gesicht zu spenen. Worauf gründet sich doch diese Nachricht? *ختاني* kann nicht die Pluralform von *ختان* seyn, und *نرنا* heißt nicht Ehebruch. Vermuthlich sind *نرنا* und *ختاني* Nahmen von Stämmen oder Familien. Daß der Volksname Psylli (S. 41) von Sila *سلا* (der Verf. schreibt *صلا*) herkomme, ist eben so willkürlich, als die ganze Note unpassend. 4. Ein

Distichon aus Dahhan von Bagdad, aus Herbelot, mit beygefügetem Arabischen Text aus der Haager Ausgabe, unbedeutend. Aber  $\text{داهان}$  ist ein Druckfehler für  $\text{داهان}$  und  $\text{داهان}$  für  $\text{داهان}$ . 5. Ueber Carun, oder Korah, mit einer Stelle aus dem Bustan des Saadi. 6. Etwas über Sprache und Sitten des Orients S. 49; eigen ist dem Verf. die Bemerkung, daß das Wort halo des Mondes aus dem Arabischen ( $\text{اله}$ ) geborgt sey, (nur kommt  $\text{اله}$  schon im Aristoteles vor) und daß der Türkische Halbmond eine Fortsetzung der alten Mondsverehrung der vormahligen Einwohner von Constantinopel sey. Denn bey der Einnahme dieser Stadt fanden sie die Mauern mit Halbmonden bedeckt, die Severus bey der Eroberung von Byzanz dort gelassen hatte! 7. Distichon eines Arabischen Dichters auf einen König der Schach spielte (aus Fabricii Specim. arab., welches der Verf. nicht anmerkt). Damit sind mehrere Sätze aus der ersten Confessus des Hariri zusammengesetzt, ohne alle Anzeige; wie denn überhaupt dieser Artikel sehr verworren ist. Dazwischen stehen Noten, die theils aus Fabricius genommen sind, theils vom Verf. herrühren. Unter den letztern ist manches auffallende und unrichtige, z. B. daß der Persische Name des Schachspiels, Schatrenj, von dem Namen des Erfinders, eines berühmten Persischen Philosophen und Mathematicers hergenommen sey, S. 57. Was der Verf. dem Fabricius (S. 144) nachschrieb, ohne die Aufklärungen von Hyde und Jones zu kennen. Daß die Alten wahrscheinlich die Druckerkunst kannten, weil man finde, daß sie Vieh und Gefäße mit Buchstaben bezeichneten, daß sie aber den Gebrauch derselben, wie die Türken, nicht gestatteten, um die Abschreiber nicht zu ruiniren. Baneeds Wine,

S. 68, gründet sich auf den aus Fabricius benutzten Druckfehler für زبيب, das bekanntlich Dattel- und Rosinenwein, auch Wein überhaupt bedeutet. Das Indien, هند, wo nach der von Kirsten edirten Lebensbeschreibung der vier Evangelisten, Matthäus sein Ev. vollendet haben soll, sucht der Verf. zu Sarepta in Phönicien. (Nach der Sage kann es kaum etwas anders seyn als Aethiopien.) Mehreres andre, meist aus Fabricius genommene, selbst mit den Deutschen Versen (S. 85. 89), mit einigen Erläuterungen des Verfassers, müssen wir übergehen; so wie 8. die Noten über einige Arabische Wörter im Wathek; das der Verf. nicht näher beschreibt. Mehrere Worte sind Persisch. 9. Die Colossalstatue von Bronze zu Alexandria, aus Demiri. Auszug aus Assemani Catal. bibl. Nanian. 10. Critische Conjectur zum Virgil Ge. III. 10. Virgil habe geschrieben primus Ithonaeas referam tibi Mantua palmas, vom Ithone in Böotien. 11. Arabisches Sprichwort. 12. Neuere Wörter die aus dem Orient abstammen. 13. Persische Wörter die die Sache treffend bezeichnen. 14. Vermischte Bemerkungen. Daß der Verf. in einem Persischen Verse einen Hexameter zu finden glaubt, beruht auf unrichtiger Scansion. 15. Eufische Münzen; ihr Nutzen für die Geschichte. Hr. Marsden, Secretair der Admiralität, besitze beynahe tausend Stück derselben vom J. 85 der Flucht an, in ununterbrochener (?) Folge. 16. Stücke aus Abulfeda's Geographie, nach Michaelis. Eigen ist die Vermuthung, daß die Angabe von dem Grabmahl des Galenus bey Katia, an der Aegyptischen Küste auf einer Vertheilung mit den Kaitus, an welchem Perganus lag, beruhe. Rec. hat den Inhalt dieser Fragmente vollständiger angegeben als der Verf. selbst in den Contents. Durch bessere

Auswahl und Anordnung würde die Sammlung sehr gewonnen haben. An sinnreichen Combinationen und mannichfaltiger Belesenheit fehlt es nicht, nur scheint der Verf. mit der neuern Litteratur und der Grammatik nicht genug bekannt zu seyn, und überläßt sich oft zu sehr der Neigung zum Etymologisiren. Den Nahmen *Barbar* leitet er vom Persischen *باربر*, Lastträger, ab, *Alhambra* vom *الهيم برا* Care-free, sans souci; *غير* vergleicht er S. 104 mit dem Franz. *guere*. (Es steht aber *غير* *aliud quid*.) Eben so sprachwidrig ist die Vermuthung *اصبح* S. 75, die zu *عربي* *nasus*, gar nicht paßt. *Jones* (*poes. as. p. 164*) hat den Sinn ganz richtig ausgedrückt. Dem Titelblatt ist ein Kupfer vorgesezt, mit einer von einer Sinesischen Nase copirten Zeichnung, die der Verf. nebst der Sinesischen Inschrift eines Theetopfs S. I – XIV der Vorrede erläutert; wobey er den Wunsch äußert, daß ein großes Sinesisch-Englisches Wörterbuch, das in London befindlich ist, durch den Druck bekannt gemacht werden möge.

### Berlin.

*Vey Nicolai*: *Vertrag zu Ideen über Kirche und Kirchengebräuche*. Von Sr. Wilh. Jung. Mainz im December 1814, 1815. 51 S. in Octav.

Der Verfasser dieser Schrift ist nicht erst durch bekannte neuere Begebenheiten und Anstalten veranlaßt worden, über die Verbesserung der kirchlichen Verfassung und des Cultus der Protestanten nachzudenken, schon seit länger als zwanzig Jahren trägt er gewisse dahin gehörige Ideen und Wünsche mit sich umher; wohl aber gaben ihm Zeitumstände Veranlassung, sie jetzt bekannt zu machen. Uebrigens klagt



er über Mangel an hinreichender Muße und mancherley Unterbrechungen und Abhaltungen, welche ihn verhindert haben, dieser Schrift die gehörige Reife und Vollständigkeit zu geben, und dennoch — setzt er hinzu — drängt mich die Zeit und die Besorgniß, mich mit der Einsendung derselben zu verspäten. S. 43. Allerdings trägt die Schrift Spuren davon, allein sie enthält doch Manches, was alle Aufmerksamkeit und Ueberlegung verdient, und was, wenn es auch zum Theil schon vorher gesagt ist, doch offenbar nicht nachgesprochen, sondern aus eigenem Nachdenken und selbstständiger Erfahrung und Ueberzeugung geflossen ist. Einige Punkte, welche der Verf. theils berührt, theils weiter ausführt, sind einer besondern Beachtung werth, und werden doch von vielen, welche jetzt über denselben Gegenstand schreiben, außer Acht gelassen. Es ist ein böses Französisches Wesen auch in Rücksicht auf Religion, Christenthum, Kirche, Cultus und theologische Wissenschaften in Deutschland besonders über Berlin eingedrungen. Man hat erst einen schwachen Anfang gemacht, davon zurückzukommen, und so lange man es nicht ganz verläßt, wird auch nichts Gedeihliches für die neue Emporhebung des Gottesdienstes gelingen. Die meisten kennen die ursprüngliche Quelle davon nicht, sie meinen, daß es eine Frucht gründlicher Deutscher Forschung und Aufklärung sey, allein es ist nicht auf deutschem Boden gewachsen, es ist eine fremde und giftige Pflanze. Es ist ein Geist der Frivolität, des beständigen Revolutionirens in den heiligsten Dingen, der Mißhandlung und Verachtung der Bibel, der Gemüthlosigkeit, des Hangs, nur Aufsehen zu machen und Neues hervorzubringen, der Geschäftigkeit im Kleinen, der Trägheit im wahrhaft Großen und Wichtigem, der Selbstsucht und der Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Wohl des Staats und der Kirche, der Verkennung und schiefen Beurtheilung des religiösen

Alterthums. Manches Bessere, was auf unserem Boden erwuchs, hat dagegen angekämpft, aber es noch nicht überwinden können. Wir müssen auch hierin wiederum mehr zu der Weise und Denkart unserer Väter zurückkehren, es kommt mehr darauf an, Altes mit Auswahl herzustellen, als Neues zu schaffen. Glaubt man nicht bey der Lesung mancher exegetischen, kirchenhistorischen, theologischen Schriften, die in Deutschland erschienen sind und erscheinen, die Bible enfin expliquée, das Evangile du jour, das Abrégé de l'histoire ecclesiastique de Mr. Fleury, das Systeme de la nature etc. zu lesen? Werden nicht die theologischen Wissenschaften oft ohne alle Beziehung auf die Kirche und die Bildung zum Kirchendienst, ja so, daß man dadurch nur unfähiger dazu werden muß, vorgetragen? Der Verf. weist sehr bedeutend auf die große in Preußen vorgegangene militärische, politische und religiöse Revolution hin, und sagt unter andern: "So wie Preußen die unseligen Folgen seiner schlimmen Französischen Sinnlichkeitsphilosophie und seiner thörichten Vernunftanmaßungen durch übernüchtere Leere des Gemüths und durch versunkene Sittlichkeit, endlich anerkannte, so will es jetzt eine bescheidene Vernunftforschung, einen menscheithümlischen Glauben und eine erweckende und stützende Kirche. Wunderbarer Gang der ewigen Vorsehung! Ein kleines, von der Natur karglich ausgestattetes Volk muß sich, neben strengen Formen der Staatsverwaltung, erst durch einen kriegerischen Geist, durch Entbehrungen und durch Sparsamkeit ausbilden; es muß erst eine fremde Philosophie sich aneignen und in einseitigem Verstand und Witz sich auslassen; es muß in dieser herzlosen, unbefriedigenden Philosophie erst untergehen und alle Drangsale und alle Schmach des Kriegs und der Willkühr eines fremden Eroberers erdulden — ein edler Mann

— der König — muß mächtig belehrt — durch seine Zeit, in seiner ehrwürdigen Einfachheit, in seinem glaubigen Biederinn, über schreckliche Prüfungen und über sich selber sich erheben; ausgezeichnete Denker und die wohlwollendsten Menschen eines jeden Standes, Alters und Geschlechts aus diesem preiswürdigen Volke, müssen die Seichtigkeit, die hohle Erstarrung und den sträflichen Leichtsinne früherer Tage begreifend und überall nach dem Wahren und Guten strebend, diesem vortrefflichen Könige kräftig zuvorarbeiten und liebend und thätig entgegenkommen; die heilige Noth muß, wie bey allen großen Landesgefahren und Bedrängnissen, so auch hier diesen König und dieß Volk einander immer näher bringen, und sie sich wechselseitig bestimmen und befeuern zur Selbsthülfe, zum frommen, kräftigen Vertrauen auf ihre gerechte Sache und auf Gott, den Allenkenden und Allgütigen ic.“ Borr. S. VII ff. Sehr richtig zeigt auch der Verfasser, wie und warum größere Religionsgesellschaften mehr zu ihrem Cultus bedürfen als kleinere, S. 5–7, und wie die Reformation nicht sowohl von ihrem Hauptstifter, als von anderen und in späteren Zeiten viel weiter getrieben worden sey, als sich mit dem Wesen einer Kirche, besonders einer weit ausgebreiteten, verträgt, S. 8–15, wie eine Staatskirche auch nothwendig und für beide Theile wohlthätig sey, und wie es gewisse dahin gehörige heilige Pflichten des Staatsbürgers gebe, S. 13 f. 20–23, wie die evangelische Kirche schlechterdings auf dem Glauben an Offenbarung ruhe und Bibelverehrung ganz wesentlich in ihr sey, auch gewisse sich darauf ausdrücklich beziehende Gebräuche angeordnet werden müßten, S. 46 f. Wir würden alles dieß hier ausziehen und mit unseren eigenen Bemerkungen beglätten, wenn Raum dazu wäre.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

31. Stück.

Den 24. Februar 1816.

Altona.

Ueber das Paaren und Verpaaren der Menschen und der Thiere, nebst einer Abhandlung über die Folgen und Krankheiten die aus der Verpaarung entstehen. Von Johann Gottlieb Wollstein. 1815. 115 Seiten in Octav.

Dieses kleine von dem würdigen Veteran der Thierarznei verfaßte Buch, ist als die zweite Auflage einer früher unter dem Titel: "von den Menschen, von ihren Arten und ihrer Zucht" erschienenen Broschüre anzusehen, die wie der Verf. sagt, auch mehrere Nachdrucke gehabt hat, unter andern einen mit der Ueberschrift: Physiognomisch-physicalisches Handbuch der Natur, oder von den Menschen beiderley Geschlechts, ihren Arten, ihrer Zucht und Fortpflanzung u. s. w. aus dem Englischen übersetzt, Bozen und Zurzach. Nach der Angabe selbst ist an dieser neuen Auflage nur der Titel verändert, der Text aber geblieben. Originelle Ideen und Bemerkungen, merkwürdige für den Naturhistoriker besonders wichtige Beobachtungen findet der Leser hier

E (2)

aufgezeichnet, die durch den eindringenden genialen Vortrag des Verf. an Interesse gewinnen, wenn man auch mitunter nicht der Meinung desselben ist. Der Zweck dieses Buchs geht auf Verbesserung des Menschengeschlechts in geistiger und körperlicher Hinsicht, und indem der Verf. sich hierüber erklärt, drückt er sich also aus: Denkern, Beobachtern, Gesezgebern, Vätern die ihren Nahmen erhalten, verschönern und verbessern wollen, — Müttern die für ihre wackern Töchter wackere Männer suchen, soll es Stoff zu denken, zu beobachten, zu vergleichen geben, für diese ist es geschrieben; diesen soll es nützlich seyn. Ein edler, ein hoher Zweck, durch den allein der Verf. sich den Dank der Menschheit in reichem Maß erwirbt. Einen Auszug aus dieser Schrift zu geben läßt die behandelte Materie nicht zu, da überdem die Hauptsache auf den mitgetheilten zahlreichen Beobachtungen beruht. Rec. kann aber doch nicht umhin einige Hauptmomente zu berühren. Der Verf. theilt die Menschen in Gattungen, Arten, Bastarden und Rassen ein. Zu den erstern, welche er Originalmenschen nennt, werden diejenigen, welche an Geist und Körper die edelsten und vollkommensten sind, zu den Arten die minder edlen, zu den Bastarden solche, welche durch üble Verpaarung oder ein Naturspiel entstanden sind, und zu den Rassen das Product der Paarung der Gattungen unter einander gerechnet. S. 32 drückt sich der Verf. sehr bündig über die Ehen und über die Unschicklichkeit der ungleichen und zweckwidrigen Verbindungen aus, die von verdorbenen, schwachen Menschenarten, Bastarden, kränklichen oder von solchen Personen geschlossen werden, welche an Temperament und Körperbildung durchaus verschieden sind. Die Folgen davon werden angegeben. Kein Volk habe mehr Verstand und gesundes Gefühl bey Einrichtung der

Ehen gezeigt als die Juden, Griechen und Römer; daher habe sich die erste Menschenart noch immer ähnlich erhalten. Die Griechen zeugten die weisesten, schönsten und größten Menschen, denen der Römer weit nachstehe. Diesen Abstand dürfe man weder in der Beschaffenheit des Landes noch im Klima suchen. (?) Der Einfluß den beide hätten, wirke mehr auf die Gewächse als auf Thiere und Menschen. Wenn man nur die Cultur und Auswahl des Saamens studiere, könnten alle gesunde Himmelsgegenden (was macht aber anders die Himmelsgegend aus, als Boden und Klima? ein kleiner Widerspruch!) Griechische Menschen, Griechische, Arabische, Englische und Spanische Hausthiere zeugen. Nec. möchte doch aber diesem Satz nicht in allen Theilen beypflichten, weil die Erfahrung bey der in vielen Ländern angewandten Sorgsamkeit und dem ins weite getriebenen Eifer für die Verbesserung gewisser Thierzuchten, dennoch nicht die Bestätigung desselben geliefert hat. Woher kommen denn die Rassen? Selbst bey der besten Auswahl des Saamens bleibt immer mehr oder weniger ein dem Boden und Klima eigenthümlicher Zug an den Thieren; daher werden in keinem Theil von Europa Arabische Pferde, in Deutschland keine Merinos gezeugt, und daher erhalten sich beide durch ihren eigenen cultivirten Saamen so selten bey uns. S. 48 eine treffende Schilderung der Folgen einer conventionellen Verbindung. S. 50 über politische Ehen, S. 55 folgen nun die Erfahrungssätze und Beobachtungen, aus denen der Verf. die Lehren für die Paarung hergeleitet hat, wie sich Männer und Weiber zu einander schicken, und wie sich die Fruchtbarkeit zu ihrer Affinität verhält. (Höchst interessant, lehrreich und für den Naturkennner wichtig.) Es folgt dann ein Brief an einen Bekannten in London,

worin der Verf. demselben Anleitung zu der Wahl einer Gattinn für seinen Sohn gibt. Zuletzt über die Krankheiten, welche aus der Verpaarung der Menschen und Thiere entstehen, besonders über diejenigen, die sich mit den Geschlechtern verbreiten. Der Verf. zählt hierher den Blödsinn, angeerbte Verrückung des Verstandes, die Fallsuchten, Schwind-suchten, Dürresuchten und schwächende Krankheiten, angebohrne Blindheit, Schielen, Kurzsichtigkeit, schwaches Gesicht, Stottern, schwarzen und weißen Staar, das frühe Sterben und Verwesen der Zähne des männlichen, besonders aber des weiblichen Geschlechts von siebzehn bis dreißig Jahren, Scropheln, die Hasenscharten, die Englische Krankheit, den Wind-dorn, das Podagra, den angeerbten Lippen- Brust- und Mutterkrebs, den Bandwurm, Kopfgrind, die Elephantenkrankheit, den Aussatz, die vielerley Flecken, Warzen, Blut- und Bastarden-Mäler u. s. w. Auf dieselbe Weise verpflanzt der Schafbock den Blasenbandwurm und mit ihm die Drehkrankheit, das Pferd die Gehirnwassersucht und den Koller, der Hund die Anlage zur Hundspest und zur Wuth, der Stier zu der Kinderpest. So sehr Rec. im Ganzen mit dem Hrn. Verf. übereinstimmt, sowohl in Hinsicht der Verpaarungen unter Menschen und Thieren als ihrer nöthigen Verbesserungen, so zweifelt er doch, ob bey den erstern der Zweck dieses Buchs sobald seine Erreichung erlebt, ob er überhaupt erfüllt werden kann, nach dem Wesen der menschlichen Verfassungen, nach den menschlichen Verhältnissen, nach den Leidenschaften der Menschen, die nie vermieden werden können, die so manches nicht zu beseitigende Hinderniß in den Weg legen, und selbst bey der erwünschtesten Seelen- und Körper-Verwandtschaft zwischen beiden Geschlechtern oft ein ungünstiges Resultat herbeiführen. Die Stimmung

der Seele eines Menschen wird überdem selten durch die größte Aehnlichkeit mit einer andern zu dieser hingezogen, wenn auch bloß das Gefühl hier schaltet, und wie oft glaubt man nicht mit den Gesinnungen eines Andern übereinzustimmen, während nur der Eingang der innigsten Bekanntschaft das richtige Verhältniß zwischen beiden Theilen zu bestätigen scheint. Die Theorie der passendsten Eheverbündnisse in Hinsicht auf Gleichheit des Geistes und Körpers, und die Rückwirkung auf die Zeugung, ist überall noch nicht gebildet, und von einer richtigen Anwendung derselben kann um so weniger die Rede seyn. Wie wahr das übrigens ist, was der Verf. von vererbten, ungestalteten, kränklichen Menschen sagt, in so fern sie zwar wohl zur Population beitragen können, aber dadurch doch mehr schaden als der Gesellschaft nützen, sieht man im täglichen Leben oft; wenn aber die Verfassungen solche widrige Ehen nicht abstellen, wie läßt sich erwarten, daß das Temperament berücksichtigt werde? Ob auch der Staat dem freyen Willen der Menschen in willkürlichen Handlungen, hauptsächlich in diesem Puncte, wenn nicht offenerer Nachtheil für die menschliche Gesellschaft ist, Gesetze vorschreiben kann, überläßt Nec. Andern zur Entscheidung. So viel ist aber gewiß, das Leben würde seine Annehmlichkeit alsdann verlieren, und der Mensch seine angenehmsten Empfindungen bey der bedungenen Erirrit dem Zwange unterwerfen müssen, welches selbst für die menschliche Gesellschaft keine ersprießlichen Folgen haben dürfte. Vom Fürsten bis zur Tagelöhner, in welcher Classe von Staatsbürgern trifft man wohl eine auf völliger Uebereinstimmung in Gefühl und Denkart beruhende Wahl? Wie schwer läßt sie sich bey den mancherley Nüancen des menschlichen Sinnes nach einer gewissen Form beurtheilen, und wer soll denn dieses Geschäft haben? Oder kann die Vernunft



der Menschen in Anspruch genommen werden? Läuft nicht fast immer das Herz mit dem Kopf davon? Ist es den Eltern zuzumuthen, bey dem wichtigsten Schritte ihrer Kinder, den Neigungen derselben vorzugreifen? Diese Fragen werden sich Jedem bey Besung dieses Buchs aufdringen, aber Rec. freut sich, daß ungeachtet er sie sich verneinen mußte, doch noch heutigen Tages so viele glückliche Ehen angetroffen werden; im übrigen bedenkt er, daß Menschenwerke überall das Gepräge der Unvollkommenheit an sich tragen.

### Regensburg.

Gedruckt bey Schaupp: Genealogisch-diplomatische Geschichte der Grafen von Hohenburg, Markgrafen auf dem Nordgau, von Thomas Ried, Erzbisch. Consistorial-Canzellisten in Regensburg, 1812. 100 S. in Quart und 12 S. geneal. Tabellen.

Die Geschichte des Landes im Norden der Donau, zwischen ihr, der Fränkischen Grenze, und dem Böhmerwalde gehört mit zu den dunkelsten Theilen der Deutschen. Hier war eine Markgrafschaft (Ostfrankens, des Nordgaus später, dann von Cham genannt) nach einander vom Babenbergischen, Schweinfurtschen und Woburgischen Geschlecht beherrscht, aber auch das Land der Grafen und Markgrafen von Hohenburg (Schloß an der Lauter), welches sich von da über Amberg und Sulzbach zur Böhmischen Grenze zog. So bedeutende Besitzungen brachten schon früher auf die Vermuthung, dieses Haus sey eine Nebenlinie der Markgrafen von Woburg, mit denen sie ziemlich zu einer Zeit hier erscheinen. Nagl, der sehr fleißige, aber nicht sehr glückliche Untersuchungen über den Ursprung Baierscher Geschlechter (beynah im Geiste unsers Falke) führte, leitete sie ohne allen Grund zu den Grafen von Maythal und Eppenstein in Kärnthén hinauf. Dieser

Meinung folgte unser Verfasser, aus dem Markte Hohenburg gebürtig. Die Hälfte der Arbeit ist also eine Hypothese und muß mit ihr dahinfallen. Vor dem Anfang des 14ten Jahrhunderts erscheinen aber keine Grafen von Hohenburg, und die früher aufgeführten gehören in andere Geschlechter. Vor Ernst (hier der VIII. bezeichnet) ist keine sichere Spur; denn Angehörig von Ortschaften des spätern Gebiets an einen darüber laufenden Grafschaftsprengel und dessen Vorsteher kann nichts entscheiden. Seit der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts erhalten die Besitzer von Hohenburg erst den Markgräflichen Titel, wahrscheinlich von Italiänischen Erwerbungen. Grabsteine im Kloster Kastel haben zwar den Namen früher, aber sind sie auch gleichzeitig? Nach 1258 ist das Geschlecht erloschen, ihre Güter kommen in sehr verschiedene Hände, Hohenburg an das Stift Regensburg.

Jeder Beytrag zur Aufhellung so dunkler Gebiete und so verworrener Geschlechtsreihen muß mit Dank aufgenommen werden; den verdient auch der Verf. des vorliegenden Werks. Die Punkte, worauf es ankommt, werden wenigstens näher hervorgehoben, und manches Neue und Unbekannte öffnet er uns, wenn wir gleich noch mehrere Mittheilungen gern gesehen hätten, wie die Regensburger Tradition von 900. (S. 23.) Mit der Ausführung können wir aber nicht einverstanden seyn. Nicht allein in Hinsicht der oben erwähnten Annahme der unbestimmtesten Abstammung, welche ihn verwirrte, das Einmischen fremder Glieder, die Verwechslung mit andern Hohenburgen, zu rasche Schlüsse, wie die Herabholung des Truhendingenschen Geschlechts aus Thüringen, kurz die zu wenige Critik, bewirkt dieses Urtheil, auch die undeutliche Anordnung und die etwas zu sehr veraltete Behandlung. (Magl be-

hauptet ersteres per formalia u. dergl.) Hr. von Lang hat in seiner Vereinigung Baierns (II. 102 ff.) diesen Gegenstand auch erörtert, mit verschiedenen Abweichungen von unserm Verf. jedoch, nach seiner Art, ohne weitere Beweise. Aber es geht auch daraus hervor, daß für dieß Geschlecht der Grafen von Hohenburg uns noch die Urkunden abgehen. Um so weniger darf der Rec. die aufgestellte Reihe durchgehen; einige von beiden Verf. abweichende Ansichten liegen in dem Obigen. Lang führt auch den (hier versprochenen) zweiten Theil des kleinen Werkchens als erschienen an, der uns aber noch nicht zu Gesicht gekommen ist, ob wir gleich unsere Anzeige deshalb lange zurückbehalten haben. Die Abbildung des Schlosses Hohenburg ist eine zweckmäßige Zugabe!

### Göttingen.

Auf Kosten des Verfassers: Uebersicht der Ereignisse in der Entbindungs-Lehranstalt im Jahre 1815, dargestellt in einer Rede an seine Herren Zuhörer am 4. Januar 1816. Von Dr. J. B. Osiander, Hofr. und Professor 2c. 15 S. in Octav.

Der Verf. theilte sonst von Zeit zu Zeit eine Nachricht von diesen Ereignissen in den gegenwärtigen Anzeigen mit. Da aber dieselben vorzüglich seine Zuhörer interessiren, so ließ er eine Uebersicht derselben, womit er seine Vorlesungen im Anfang eines neuen Jahres fortzusetzen pflegt, besonders drucken, und vertheilte sie unter seine Zuhörer, als ein Andenken an das, was sie gelernt und beobachtet haben. Man sieht aus dieser Uebersicht eines Theils den Eifer für das Studium der Entbindungskunst auf dieser Universität, andern Theils den guten Fortgang der, der Erlernung dieser Kunst bestimmten, Lehranstalt.

Göttingische  
 gelehrte Anzeigen  
 unter der Aufsicht  
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 24. Februar 1816.

**London und Hamburg.**

Reports of the British and foreign Bible-Society with Extracts of Correspondence. Vol. I. for the Years 1805 to 1810 incl. Vol. II. for 1811. 1812. 1813. Vol. III. for 1814. with an Appendix and a List of Subscribers and Benefactors. 1815. in Octav.

Summary Account of the Proceedings of the British and foreign Bible-Society and of the beneficial effects, which have resulted from its institution. By the Committee of the Society. 1814. S. 83 in Octav.

Die Thätigkeit der Britisch-ausländischen Bibel-Gesellschaft zu Verbreitung der heiligen Schrift in den Ländern und Sprachen der verschiedenen Welttheile. Dargestellt von einem Mitgliede der Hamburg-Altonaischen Bibel-Gesellschaft. 1815. S. 164. Mit einem Anh. S. 16 in Octav.

Bei der Anzeige dieser Werke, von denen uns die zwey ersten mit einem für die Bibliothek unserer Universität bestimmten eben so kostbaren als schätz-

baren Geschenke der Gesellschaft von 24 durch sie veranstalteten Ausgaben der Bibel in verschiedenen Sprachen, vor einiger Zeit aus London gekommen sind, kann es natürlich nicht unsere Absicht seyn, das Institut der Englischen Bibel-Gesellschaft erst unserem Publico bekannt zu machen. Nicht nur der Ruf von demjenigen was sie gewirkt hat, sondern auch ihre Wirksamkeit selbst hat sich ja schon in alle Gegenden und Theile des bewohnten Erdbodens verbreitet. Sie hat auch in Deutschland, sie hat in unserer Nähe, sie hat unter uns selbst ihr Daseyn durch ihren segensvollen Einfluß angekündigt, also dürfen wir gewiß auch voraussetzen, daß es eben so wenig nöthig seyn kann, unsere Leser noch besonders darauf aufmerksam, als überhaupt damit bekannt zu machen. Hingegen sind wir überzeugt, daß ihnen einige speciellere aus den Berichten der Gesellschaft ausgezogene Notizen über den Totalbetrag des von ihr gewirkten, und über die Mittel, durch die es von ihr gewirkt wurde, desto willkommener seyn werden, jemehr jenes und diese dazu geeignet sind, durch ihre Größe — die letzten aber zugleich durch ihre Einfachheit Erstaunen zu erregen. Wenn wir uns aber dabey nicht entbrechen können, einige von den Empfindungen der Bewunderung, der Freude und zugleich der Hoffnung zu äußern, die sich gewiß auch mehreren von ihnen dabey von selbst aufdrängen werden, so mögen wir desto weniger eine Entschuldigung bedürfen.

Die Gesellschaft bildete sich zuerst im Jahr 1804, wahrscheinlich aus mehreren der Gesellschaften heraus, die schon vorher in England zu dem Zwecke, die Ausbreitung des Christenthums durch Missionen, durch Austheilung religiöser Schriften, durch Errichtung von Schulen und durch andere Mittel zu befördern, sich vereinigt hatten. Sie nahm näm-

sich höchst wahrscheinlich nicht nur diese Gesellschaften zum Muster, sondern mehrere der Mitglieder, die schon zu diesen gehörten, verbanden sich, die neue Bibel-Gesellschaft zu bilden, welche es sich, wie es in der ersten von ihr erlassenen Ankündigung heißt, zum ersten und einzigen Zweck gemacht hatte "die Verbreitung der Bibel in dem möglich=größten und weitesten Umfange zu befördern." Der Plan, nach welchem sie sich organisirte, war sehr bedachtam darauf angelegt, daß ihre fortschreitende Vergrößerung eben so leicht als wahrscheinlich erfolgen konnte. Gleich bey ihrem ersten Zusammentreten hatte sich der edle Lord Teignmouth als Präsident an ihre Spitze gestellt; in ihrem ersten Berichte aber, der im J. 1805 erschien, konnten unter ihren acht Vice-Präsidenten schon vier Bischöffe genannt werden, und die Comitee, welcher die Beforgung aller Gesellschafts-Angelegenheiten übertragen war, bestand außer drey ordentlichen und zwey assistirenden Secretarien und einem Schatzmeister bereits aus den 36 Mitgliedern, welche sie constitutionsmäßig erhalten sollte. Schon mit dem folgenden Jahre fingen aber in allen Gegenden des Reichs, und selbst in den entferntesten der Länder, die zu dem Britischen Gebiete gehören, Hülfsgesellschaften sich zu bilden an, welche sich an die Hauptgesellschaft in London angeschlossen, und eine beständige mehr oder weniger unmittelbare Verbindung mit ihr unterhielten, wobey sie sich für den nehmlichen Zweck nach einem und eben demselben Plane zu handeln verpflichteten. Solcher Hülfsgesellschaften, von denen sich mehrere wieder in kleinere Branchen vertheilten, existirten zu Ende des Jahres 1814 im Britischen Reiche allein nicht weniger als 406. Zu gleicher Zeit hatten aber auch ihre Operationen in einem gleichen Verhältniß an Größe und

Ausdehnung zugenommen, da sie schon von dem ersten Jahre ihrer Entstehung an ihre Wirksamkeit auch außer Britannien verbreitet, sie allmählich in alle bekannte Welttheile ausgedehnt, sich aber auch mit jedem Jahre mehr Mittel dazu verschafft hatte. Die anschaulichste Idee von der Größe der einen und der andern, von der Größe ihrer Operationen und ihrer Mittel läßt sich durch Zahlen geben, und man bedarf selbst noch dazu nicht mehr als zwey, um eine höchst überraschende Anschauung davon zu bekommen. Vom J. 1804—1814, also in einem Zeitraume von zehn Jahren, wurde die Gesellschaft durch die Beiträge, welche sie erhielt, in den Stand gesetzt, 299287 Pf. Sterl. für ihren Zweck zu verwenden, und diese Summe brauchte sie nicht ganz, um die Kosten der Anschaffung von 1148850 Exemplaren der Bibel zu bestreiten, welche von ihr oder durch ihre Verwendung in der ganzen Welt-verteilt wurden.

Doch selbst damit bekommt man noch keinen ganz vollständigen Begriff von demjenigen, was durch sie gewirkt wurde. Jene Summen geben nur dasjenige an, was mittelbar und unmittelbar in ihre Cassen floß, und aus dieser durch Anweisungen oder durch baare Zahlungen wieder für ihren Zweck verwandt wurde: dasjenige hingegen ist nicht darin begriffen, was dafür in andern Ländern gethan, aber fast allein auf ihre Anregung gethan wurde, mithin mit dem vollsten Rechte auch auf ihre Rechnung geschrieben werden darf. Schon in den ersten Jahren arbeitete nämlich die Gesellschaft eifrig daran, auch außer England für ihren großen Plan ein Interesse zu erwecken, und überall, wo ihr dieß gelang — es gelang ihr aber in allen protestantischen Ländern von Europa, und besonders auch in dem großen nordischen Kaiser-Reiche — brachte sie es zugleich dahin,

daß ähnliche Associationen zusammentraten, welche fast ganz nach ihrem Muster gebildet, und von ihrem Geiste beseelt, auch ganz nach der von ihr bereits im Großen als so nützlich bewährten Methode für ihren Zweck in einem bestimmten kleineren Kreise arbeiteten und wirkten. Durch diese Associationen wurde in jedem Lande das locale Bibel-Bedürfniß genauer ausgemittelt, der Drang dem Bedürfnisse abzuhelpen, bey mehreren, welche sich dazu vermögend fühlten, geweckt, eine zweckmäßige Verwendung auch der kleinsten Beyträge zu dieser Hülfe möglich gemacht, und dadurch wirklich hier und da so viel ausgerichtet, als sich gewiß auf keinem andern Wege hätte erzielen lassen. Außer dem ersten Impulse, den die Englische Mutter-Gesellschaft dazu gab, wirkte sie freylich fast überall auch noch dadurch dazu mit, daß sie den auswärtigen Gesellschaften ihre ersten Operationen durch bedeutende, und zum Theil sehr bedeutende Zuschüsse möglich machte oder erleichterte; aber immer trug es doch auch etwas sehr großes aus, was an einigen Orten durch die eigenen von ihr nur angeregten Kräfte für die große Sache schon gethan worden ist. Daß aber so viel theils von ihr theils von diesen gethan werden konnte, dieß darf vorzüglich auch der sehr weisen Sparsamkeit und einigen öconomischen Künften zugeschrieben werden, welche sie von Anfang an in ihrem Verfahren beobachtet, und auch allen ihren Hülfs-Gesellschaften empfohlen hat. Sie hat einmahl bey den meisten der von ihr besorgten Bibelabdrücke es durch verschiedene Veranstaltungen eingeleitet, daß die Kosten davon möglichst gering ausfielen. Sie läßt hernach nicht alle diese Abdrücke ganz unentgeltlich vertheilen, sondern selbst ihre Mitglieder erhalten für einen bestimmten Theil ihrer Beyträge nur Abdrücke um einen bestimmten niedrigen Preis,



und auch diejenige, welche sie selbst durch ihre Agenten an die Oerter, wo der größte Mangel ist, bringen läßt, werden in der Regel nur den ganz dürftigen ohne Bezahlung gegeben, indem sie den weniger unvermögenden bloß die Hälfte oder zwey Dritttheile des Preises erläßt. Unstreitig ist dieß Verfahren noch für mehrere sehr weise Nebenzwecke berechnet; aus einer sehr leichten Rechnung ergibt sich aber höchst auffallend, wie viel die Gesellschaft auch für ihren Hauptzweck dabey gewinnen muß.

Am liebsten wünschten wir hier ein Verzeichniß der verschiedenen Sprachen und Dialekte geben zu können, in welchen Abdrücke der Bibel theils durch ihre Veranstaltung, theils durch ihre Unterstützung besorgt worden sind, dabey aber auch besonders dasjenige auszeichnen zu können, was zu der Geschichte der ganz neuen von ihr veranstalteten Bibel-Üebersetzungen in mehrere Sprachen gehört, in welche unsere heilige Schriften noch nie übertragen worden waren. In Ansehung der schon vorhandenen Uebersetzungen ging sie von dem Grundsatz aus, diejenigen, welche bereits in einem Lande autorisirt, oder schon am häufigsten in den Händen des Volks waren, unverändert abdrucken zu lassen; bey andern, die keine solche Autorität für sich haben, und meistens auch nicht sehr weit verbreitet worden waren, durfte sie weniger Bedenken tragen, verbessernde Aenderungen vorzunehmen oder auch ganz neue Uebersetzungen veranstalten zu lassen; doch kommen auch ohne diese der ganz neuen erst durch sie veranstalteten oder doch beförderten Uebersetzungen mehrere heraus, als der Abdrücke von schon vorhandenen, welche sie verändert oder unverändert in einen neuen größeren Umlauf setzen ließ. Unter die letzten gehören die Abdrücke, welche sie in allen Europäischen Hauptsprachen, wie in der Deutschen, Französischen,

Italiänischen, Spanischen und Portugiesischen, Ungarischen und Böhmischen, Polnischen und Russischen, wie in der Schwedischen, Dänischen, Lappländischen, Finnischen und Isländischen verbreitete. Auch mehrere von jenen darf man darunter rechnen, die in noch lebenden aber nur auf einen kleinen Bezirk beschränkten Sprachen und Mundarten, wie in dem Romanschen, Gälischen, Erssischen und in dem Celtischen Dialekte der Insel Man von ihr veranstaltet wurden, so wie auch ein neuer Arabischer Abdruck der ganzen Bibel und dasjenige darunter gehören mag, was sie in der Neugriechischen, Türkischen, Tartarischen und Kalmukischen, wie in der Sprache der Esquimaux und einiger andern Americanisch-Indische Stämme davon abdrucken ließ. Aber unter die ganz neuen Uebersetzungen der biblischen Schriften gehören nicht weniger als fünf und zwanzig Versionen in Astatisch-Indische Dialekte, welche noch außer der Chinesischen durch ihre Veranstaltung oder durch ihre Unterstützung in Bengalen bereits vollendet oder der Vollendung wenigstens nahe gebracht worden sind. Bey dieser Menge gestattet uns aber unser Raum nicht, in das besondere hineinzugehen, dafür erlauben wir uns jedoch den Wunsch zu äußern, daß die Gesellschaft selbst durch eines ihrer gelehrten Mitglieder der Welt eine besondere Nachricht von allen ihren Bibel-Ausgaben mittheilen lassen möchte. Was man in einer solchen Nachricht vorzüglich zu finden wünschen dürfte, zeichnet sich selbst aus; wenn es jedoch auch noch so kurz zusammengedrängt würde, so dürfte es dennoch ein beträchtliches, aber gewiß würde es auch ein für die Litterärsgeschichte der Bibel wie für die Sprachgeschichte sehr wichtiges und daher für den Gelehrten mehrfach anziehendes Werk werden. Wenigstens bey dem historischen das von einigen der

ganz neuen Bibel-Übersetzungen angebracht werden könnte, dürfte man vielleicht noch manche eben so belehrende als überraschende Notiz von der Art derjenigen erwarten, worauf man im dritten Bericht der Gesellschaft Vol. I. S. 154 stößt, daß die Uebersetzer der Bibel in die Sanscrit-Sprache und in die Chinesische ihr Geschäft viel weniger schwierig fanden, als sie voraus besorgt hätten, weil sich diese Sprachen dem heiligen Texte mit größerer Leichtigkeit als andere Astatische Dialekte anschmiegen.

In der Hoffnung einer baldigen Erfüllung dieses Wunsches, der gewiß noch von mehreren Seiten an die Gesellschaft gebracht werden wird, beschränken wir uns daher hier, um nur noch einiges über ihren Zweck im allgemeinen und über das verhältnißmäßige des zu der Erreichung dieses Zweckes von ihr gewählten Mittels bemerklich zu machen. Jener geht allein; wie sie sich auf das bestimmteste erklärt hat, auf die Beförderung des Christenthums. Die möglichst sichere Befestigung, und die möglichst weite Verbreitung des Glaubens an seine Lehren ist das letzte Ziel, das sie im Auge hat, nur freylich auch mit allen den beglückenden Folgen im Auge hat, die daraus mittelbar und unmittelbar für die Menschheit im Ganzen und für den Menschen im einzelnen nach ihren Hoffnungen nicht nur entspringen können, sondern nach ihrem festen Glauben unfehlbar entspringen müssen. Dabey hat sie sich aber durch ihr Institut und durch die Gesetze von diesem gesessentlich darauf beschränkt, nur von einem einzigen Mittel zu der Erreichung dieses Zweckes, so weit sie als Gesellschaft wirken kann, Gebrauch zu machen, und die Befestigung und Verbreitung des Glaubens an die Lehren des Christenthums nur allein durch die möglichst ausgedehnte Verbreitung der biblischen Schriften zu befördern. Was sie dazu bestimmte,

darf man nicht erst fragen. Wenn sie nicht ihre ganze Thätigkeit und die ganze Masse ihrer Kraft in der Anwendung dieses einzigen Mittels concentrirt hätte, so hätte sie es nie in der Erstaunen erregenden Ausdehnung zum Wirken bringen können, die es in einem Zeitraum von zehn Jahren erhalten hat, also ist es klar, daß sie ihre Mittel bloß deswegen beschränkte, um mehr im Großen wirken zu können. Noch weniger wird man erst fragen, wodurch sie sich bewogen fühlte, sich auch noch bey der Anwendung dieses Mittels eine gewisse Schranke zu setzen, indem sie es sich zum Gesetz machte, nur den reinen und lautern Bibel-Text ohne alle Erläuterungen, Glossen und Erläuterungen zur allgemeinen Kenntniß zu bringen; denn die mehrfachen Rücksichten, welche ihr dieß Gesetz vorschrieben, sobald sie ins Große und im Großen zu wirken entschlossen war, legen sich von selbst dar. Uebrigens sind wir doch zu glauben geneigt, daß man schwerlich irgendwo außer England den Plan, durch ein einziges einfaches Mittel zu wirken, so rein aufgefaßt und das weise davon so schnell allgemein gefaßt haben würde, denn dazu war nur der Geist einer Nation fähig, die des Wirkens im Großen und eben deswegen auch des Wirkens durch einfache Mittel gewohnt ist; aber noch geneigter sind wir zu glauben, daß doch die Gesellschaft selbst und ihre Stifter erst hintereach durch die Erfahrung die ganze Wirksamkeit des von ihnen gewählten Mittels kennen lernten, weil sie erst durch die Erfahrung mit dem Bedürfniß seiner Anwendung in dem ungläublich hohen Grade, in welchem es wirklich statt fand, bekannt werden konnten. Die Gesellschaft mochte voraus darauf rechnen, daß sie durch die Verbreitung der biblischen Schriften in nicht-christlichen und auch in katholischen Ländern unendlich viel für ihren Zweck würde ausrichten

können; aber sie konnte nicht voraus glauben, daß auch in protestantischen und in andern Staaten, in welchen dem an die Bibel glaubenden Christen ihr Besitz und ihre Benutzung durch kein Verboth erschwert wird, ein solcher Bibel-Mangel statt finden dürfte, als sich bey den durch ihr Institut veranlaßten Untersuchungen einer gefunden hat. Vielleicht zeigte sich schon in ihrer eigenen Nähe, besonders in Schottland, der Mangel dem sie abzuhelpfen entschlossen war, größer als sie sich ihn voraus vorgestellt hatte; aber dieß hatte sie gewiß nicht gedacht, daß sich in dem protestantischen Deutschland nach allem, was hier schon durch die Cansteinische Bibel-Anstalt gethan worden war, daß sich in Schweden und Dänemark noch hundert tausend Menschen, daß sich allein in Esthland und Liefland viermahl hundert tausend Familien, und daß sich in dem übrigen Russischen Reich mehr als vier Millionen Familien finden dürften, für welche das Geschenk einer Bibel eine Wohlthat werden könnte. Wenn sie jedoch nicht erwartete, daß sie für ihren unmittelbaren Zweck noch so viel zu thun finden würde, so hoffte sie gemiß auch nicht, daß sie an den meisten Orten so offene Thüren oder so offene Herzen und Hände und so wenig Widerstand zu bekämpfen finden würde, als sie wirklich fand: aber dieß begreift man doch am leichtesten, wie aufmunternd diese Erfahrungen für sie werden, und wie leicht sie ihr das Beharren bey ihrem Plane machen mußten, ja wie leicht sie ihr selbst das Schweigen bey den Angriffen hätten machen können, welche vielleicht nur Mißverstand, oder, was wir am liebsten annehmen, weil doch die Angriffe nur in England statt fanden, vielleicht auch nur der nationale Oppositionsgeist gegen ihr Institut veranlaßt hat. Sie kann unmöglich auf diese Angriffe achten, so lange ihr von allen Seiten

her so viele rührende, auch in ihren Berichten dem Publico mitgetheilte Aeußerungen des reinen Dankes und der frommen Freude zukommen, womit ihr schon tausende bezeugt haben, wie glücklich sie durch die von ihr erhaltene Wohlthat geworden sind. Sie kann noch weniger darauf achten, so lange sie eben so viele zum Theil noch rührendere Briefe erhält, wie viel geistiges Leben überhaupt durch ihren Aufruf und durch ihre Aufmunterung aufgeregt, wie viele Herzen dadurch erweitert, wie viele Gemüther durch den Gedanken, zu einem großen Zwecke mitzuwirken, gehoben, und für die vielleicht nie vorher gefühlte Freude des Mitwirkens dazu empfänglich geworden sind. Dieß letzte vorzüglich muß für sie selbst am aufmunterndsten seyn, denn sie erhält damit immer auch einen factischen Beweis, daß außer dem von ihr abgezielten Guten die Vorsehung noch unendlich viel anderes und weiteres durch ihr Institut bewirken kann und bewirken will. Dieß ist zwar der Segen jeder reinen Absicht. Es ist der Ueberschuß von Lohn, auf den man bey jedem in einer reinen Absicht unternommenen Werk unfehlbar rechnen, und meistens gewisser als auf die Erreichung der bestimmten Absicht selbst rechnen darf: aber wenn man nicht nur darauf rechnen, sondern den Lohn selbst schon voraus hinnehmen darf, so muß ja wohl der Muth zum Ausharren am kräftigsten gehoben werden. Bey dem Institut der Bibel-Gesellschaft läßt sich jedoch noch überdieß voraussehen, daß sich aus dem von ihr gestifteten Guten mit der Zeit immer mehr entwickeln, und in größern Massen, in vielfacheren Beziehungen, und in vielfacher wohlthätigen Folgen in der Welt verbreiten muß, und dieß läßt sich so gewiß voraussehen, daß es auch, wie wir glauben, bey jedem Urtheil darüber mit in die Schätzung genommen werden muß, wenn diese gerecht ausfallen

folll. Wer wenigstens das Institut bloß nach demjenigen würdigen wollte, was vielleicht nur in seinem eigenen beschränkten Kreise dadurch bewirkt werden kann, der würde Gefahr laufen es auf die unbilligste Art zu unterschätzen, denn es ist sehr möglich und denkbar, daß nach der Verschiedenheit des localen Bedürfnisses und hundert anderer localer Umstände auch ein sehr verschiedener, hier und da nur ein sehr unscheinbarer, und selbst in einzelnen Fällen nur ein sehr zweydeutiger und zweifelhafter Gewinn herauskommen kann. Aber die Strahlen der Sonne bewirken zuweilen in einem bestimmten Raume auch weiter nichts, als daß sie aus einem sumpfigsten Boden Dünste ziehen; und würde es wohl gerecht und vernünftig seyn, den ganzen Segen der allbelebenden Wärme und des Lichts; das von ihr ausfließt, bloß darnach schätzen zu wollen?

### Strasburg.

Gedruckt bey F. G. Levrault: *Recherches et observations sur le phosphore*. Ouvrage dans lequel on fait connaître les effets extraordinaires de ce remede dans le traitement de différentes maladies internes par *J. F. Daniel Lobstein*, Docteur en Med. Médecin et Accoucheur à Strasbourg. 1815. 107 S. in Octav.

Der durch mehrere nützliche Schriften verdiente Verfasser, liefert hier eine, jedem Arzt lesenswerthe, Monographie über den Phosphor, als Heilmittel. Er erzählt zuerst dessen Erfindung durch Brandt und Kuntzel, dann die physischen und chemischen Eigenschaften desselben, und seine verschiedenen Auflösungs- und Mischungsarten zum medicinischen Gebrauche. Ferner die Wirkung desselben auf organische Körper nach den Versuchen des Alph. le Roy, Bouitaz, Weickard, Löbels, Löbel, u. a. Wie

müssen uns billig wundern, daß der Verf. bey sonst erwiesener großer Vorsicht zu glauben scheint, als hätte Alphons le Roy, der neulich in Paris mörderisch umkam, wirklich drey Gran Phosphor in Theriak ohne weiteren Schaden, als eine irritation vénérienne insupportable, und der verstorbene Geh. Rath Weickard den Phosphor zu zwey und drey Gran, sans en être incommode, genommen, da er doch selbst Beyspiele anführt, daß Erwachsene von einer weit geringeren Gabe in kurzem starben. — Die Apotheker sind freylich oft klüger, als die unvorsichtigen Aerzte, und geben die abscheulichen Gaben nicht, welche sie verordnen, aber sie handeln unrecht, indem sie dieses stillschweigend thun, und diese Aerzte sodann glauben, sie haben das wirklich erhalten, was sie aufschrieben, und so zu Täuschungen in den Gaben Anlaß geben. — Wir können aus Ueberzeugung dreist behaupten, daß jeder Mensch, der drey Gran Phosphor, es sey auf welche Art es wolle, auf einmahl einnimmt, in kurzem des Todes ist. Löbelstein = Löbel gab einem Fallüchtigen auf zweymahl einen Viertelsgran Phosphor in Substanz und in kurzem war er todt. Weickard gab einem paralytischen Juden zwey Gran in Rosenconserve und am vierten Tage war er todt. Brera verschrieb einer vom Schlag gerührten Frau einen Gran Phosphor mit Arabischem Gummi und Engelb, den andern Tag nahm sie noch eine solche Gabe und starb. Prof. Lauth in Straßburg erzählt einen Fall, daß man einer Frau einen Löffel voll Phosphorsaft, Looch phosphoré, gab, der einen Viertelsgran Phosphor enthielt; den vierten Tag gab man ihr drey Löffel voll, also in allem Einen Gran, und sie starb. Wie man sie öffnete waren Magen und Dünn = Gedärme heftig entzündet. Diese angeführten Beyspiele könnten mit noch mehr andern traurigen Exempeln zur



ernstlichen Warnung für junge und alte heroische Aerzte vermehrt werden. Arneemann verschrieb einem Kranken drey Gran Phosphor mit Mandeln abgerieben in acht Unzen Baldrianaußguß, wovon täglich viermahl ein Eßlöffel voll genommen werden sollte. Schon die erste Gabe verursachte Schmerzen im Leibe und am zehnten Tage war der Mann todt. S. dessen Annalen S. 120. Der Magen war, wie Rec. weis, bey der Leichenöffnung entzündet und voll Brandflecken gefunden. — Clinische Beobachtungen von dem Nutzen des Phosphors. Was soll man solchen Aerzten, wie Alph. le Roy glauben? Für die Treue der Beobachtungen des verstorbenen Conradi können wir bürgen. Angeführt sind noch die Beobachtungen Hufelands, Lentins, Kemers 2c. und diesen die eigenen Beobachtungen des Verf. beygefügt, die keinen Auszug leiden. Aus allem Angeführten zieht der Verf. die Schlüsse: 1. daß der Phosphor zu rechter Zeit und in gehöriger Gabe verordnet in verschiedenen Krankheiten von außerordentlicher Wirkung sey; 2. daß er in Substanz gegeben Entzündung erzeuge und tödtlich wirke; 3. daß alle Mischungsarten, in welchen der Phosphor nicht aufgelöset, sondern nur eingemischt sey, wie in Electuarien, Conserven, Loochs, Emulsionen, Pillen 2c. verwerflich seyen; 4. daß die Auflösung in Schwefeläther mit einem kleinen Zusatz aromatischen Oehls die einzig sichere sey; 5. daß er auf diese Weise seine caustische Eigenschaft verliere, und ein stark belebendes Mittel werde; 6. daß man ungeachtet sein Gebrauch alle mögliche Vorsicht erfordere; 7. daß man allezeit mit kleinen Gaben anfangen müsse; 8. nicht glauben dürfe, es können alle hartnäckige Krankheiten damit geheilt werden; 9. ihn nie anwenden solle, ehe man andere sichere Mittel versucht habe; 10. daß er nur bey Schwäche

Zustand, der eine schnelle und starke Aufreizung erfordere, anzuwenden sey, und 11. die Krankheiten, in denen er sich wirksam erzeigt habe, Fieber mit großer Schwäche, hartnäckige intermittirende Fieber, Rheumatismus und Gicht, Unterdrückung der monatlichen Reinigung, Bleichsucht, wasserfüchtige Geschwulsten, vorzüglich aber Nervenfieber, Schlagflüsse, Lähmung, anhaltende Ohnmachten, Epilepsie, Manie, schwarzer Star und Magenweh senen; 12. die Phosphorsäure aber sich bey Blutflüssen, Schwindsucht und Knochenfraß sehr nützlich erzeigt habe. — Diesem wollen wir noch die höchst nothwendige Vorsicht und den Wunsch hinzufügen, das Einnehmen oder Eingeben dieses heroischen Mittels niemahls dem Kranken oder den ihn Umgebenden zu überlassen, sondern daß der Arzt verpflichtet seyn möchte, diese Arzneyen unter Siegel zu halten, und sie dem Kranken selbst zuzumessen und einzugeben, zumahl da ein solcher Kranker nur ein oder zweymal im Tage davon zu nehmen hat, und da selbst die vom Verf. vorgeschlagene Mischung nach und nach wieder gefährlich wird, wenn man das Glas nicht aufsebeste verschlossen hält, indem sich der Phosphor, so wie der Aether verfliegt, niedersetzt, und wenn der Kranke endlich den niedergeschlagenen Phosphor ausschüttelt und nimmt, er sicher des Todes ist. Von eben diesem Verfasser haben wir noch in diesem Jahre eine Deutsche Uebersetzung der nächstens erscheinenden *Topographie physique et médicale de la ville de Strasbourg* par *J. P. Graffenauer* zu erwarten.

### Haag.

Hauptsächlich aus dem Grunde, so viel an uns liegt, zur Vollständigkeit der Litteratur beizutragen, gedenken wir eines Streits, der über die Kantische

Philosophie oder bey Gelegenheit derselben in Holland vor einigen Jahren entstanden, und wie wir aus der *Strena Pauli van Hemert ad Danielem Wyttenbach nussa ipsis Kalendis Januariis* 1815, mit dem Motto: *Sua quisque exempla debet aequo animo pati.* Phaedrus, die bey Joh. Allart in Octav auf 160 Seiten erschien, ersehen haben, noch nicht geendigt ist. Die beiden Streiter, Hr. Paulus van Hemert sowohl als Hr. Prof. Wyttenbach, sind sehr geachtete Gelehrte: beider Verdienste um die Wissenschaften sind bekannt, indem jener sich die Verbreitung und Aufhellung der Kantischen Philosophie in Holland sehr ruhmlich eine Zeitlang zu einem eignen Geschäfte machte, dieser sowohl mundlich als schriftlich sich dem Ruhm eines verehrten Lehrers der gesammten Alterthumskunde erwarb. Die Aeußerungen des letztern in seiner *Bibliotheca* erizt gegen die Kantische Philosophie reizten den Hrn. Paulus van Hemert zur Widerlegung, welche Hr. Wyttenbach in der *Philomathia* erwiederte, worauf die Hemert'sche *trias epistolarum* folgte. Darauf antwortete Hr. Rector Mahn in den *epistolis sodal. socrat.*, denen wie den Wyttenbach'schen Aeußerungen diese *strena* entgegen gesetzt ist. Da die Wissenschaft durch diesen Streit gar nicht gefördert ist, der sich hauptsächlich um Persönlichkeiten, Auffuchung von Fehlern gegen die Latinität in den Hemert'schen Aufsätzen, die nicht einmahl erwiesen sind, u. dergl. herumdrehet; so wünschen wir, um der guten Sache willen, daß dieser unnütze Schriftwechsel, der schwerlich den Ruhm des Hrn. Prof. Wyttenbach und seiner Freunde vermehren, noch den des Hrn. Paulus van Hemert vermindern wird, aufhören möge.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück.

Den 26. Februar 1816.

Prag.

Bei G. Haase: Uebersicht der bey der K. K. Oesterreichischen Armee bestehenden Militär-Deconomie-Systeme, bearbeitet und herausgegeben von Carl Edlen von Bundschuh, K. K. Ober-Feld-Kriegscommissär etc. Erster Band 266 S., zweyter Band 304 S. und dritter Band 356 S. in Quart.

Die Darstellung der Vertheidigungs-Anstalten und der Militär-Deconomie eines Staats von dem Umfange und der Bedeutung wie der Oesterreichischen, erregt mit Recht großes Interesse. Seitdem der nicht als Feldherr, aber als General-Quartiermeister und Kriegsminister berühmte Laschy dem Deconomie-System der Oesterreichischen Armee eine ganz neue Einrichtung gab, wurden die öconomischen Einrichtungen desselben als die vorzüglichsten in ganz Europa angesehen. Wenn im Anfange des Revolutionskriegs der Soldat anderer Mächte nach einigen Monathen nach Eröffnung des Feldzugs fast nackend war, und oft sich mit trockenem Brod be-

G (2)

helfen mußte, während der neben ihm im Lager stehende Oesterreicher wohlgekleidet und genährt war: so war jeder Militär begierig, die Grundsätze der Einrichtungen kennen zu lernen, denen die Oesterreichische Armee so ausgezeichnete Vorzüge verdanke. Allein das militärische Oeconomie-System war gleichsam mit einem Schleier bedeckt. Erst im Jahre 1812 sammelte Hr. v. Bundschuh zuerst die für die Militär-Oeconomie herausgegebenen Verordnungen, wovon die älteste sich von dem Jahre 1767 herschreibt. Diese Sammlung ist eigentlich nie in dem großen Buchhandel erschienen; selbst in Wien ist sie selten, und dieß ist die Ursache der verspäteten Anzeige dieses wichtigen Werks. Das Werk selbst eignet sich mehr zum Nachschlagen bey vorkommenden Fällen, als zur eigentlichen Lectüre, beynähe die Hälfte desselben ist mit Formularen von Listen angefüllt; wir heben nur eine gedrängte Anzeige der wichtigsten Züge heraus, durch welche die Oesterreichische Kriegsverfassung sich von andern unterscheidet.

Die erste Abtheilung des ersten Bandes beschäftigt sich mit dem Bestand, der Zahl und der Gattung der Truppen; ein Gegenstand, der, weil er bey jedem Kriege Abänderungen unterworfen ist, kein allgemeines Interesse hat. Nur den Deutschen Infanterie-Regimentern ist es der Regel nach erlaubt, Ausländer zu nehmen, bey den übrigen Corps wird es nur als seltene Ausnahme verstattet. Schon seit dem Jahre 1808 war in den conscribirten Deutschen Erbländern eine Landwehr vorhanden, angemessen der Volksmenge einer jeden Provinz, die nach einer Hofkriegsrathlichen Verordnung vom 13. Juni 1811 im Ganzen auf 50,000 Mann festgesetzt worden ist. Bey dieser Landwehr sind verpflichtet zu dienen: 1. diejenigen Einländer, welche nach vollstreckter gesetzlicher Dienstzeit als Veteranen, auf die zur

Entlassung der Capitulanten ergehende Bewilligung, ihren Abschied nehmen, und noch nicht 20 Jahre gedient haben. 2. Dann die in der Rubrique der anwendbaren conscribirten Unterthanen. Die Schuldigkeit dieser Individuen, in der Landwehr zu dienen, ist bis auf das Alter von 45 Jahren festgesetzt. Die Uebungen der Landwehr in den Waffen geschieht nicht einzeln, sondern mit dem regulären Militär in angemessenen Abtheilungen, jährlich 14 Tage, und zwar die eine Hälfte der Mannschaft im Frühjahr, die andere Hälfte im Herbst gleich nach vollendeter Abrichtung des Regiments-Ergänzungs-Mannschaft. Die Landwehr-Mannschaft wird auf Kosten der Provinz verpflegt; sie ist in jeder Provinz in zwey Abtheilungen zusammengestellt, wovon die erste aus der mehr, und die zweyte aus der minder diensttauglichen Mannschaft besteht; und ihre erste Ausrüstung besorgt die Provinz. Sie ist zur innern Vertheidigung der Monarchie, gemeinschaftlich mit dem Militär, und zur Vernehmung des Garnisonsdienstes bey dem Ausmarsche der regulären Truppen bestimmt. Indessen müssen wir bemerken, daß diese Landwehr, bey dem jetzt mit Frankreich beendigten Kriege, ihrer ersten Bestimmung zuwider mit nach Frankreich marschirt ist. Beym Ausbruche des Kriegs erhält die Landwehr, nebst den dabey-befindlichen Officieren, die in Friedenszeiten aus dem Pensionsstand zugetheilt sind, von dem Tage der Versammlung die Verpflegung ab aerario, und so lange bis sie wieder nach Hause kommt. Ueber die Schicksale der Officiere bey der Landwehr nach geendigtem Kriege finden wir keine Bestimmungen, vermuthlich werden sie alsdann in Pension gesetzt. Außer dieser Landwehr hat jedes Infanterie-Regiment noch 2500 Ergänzungs-Mannschaften, welche vier Wochen im Jahre exercirt werden, und dann

ohne Sold zu erhalten, auf Urlaub gehen. Diese Ergänzungs-Mannschaften werden vermöge der Con-  
 scription ausgehoben, wovon jedoch Hungarische  
 Adelige, Studierende und andere Exempte ausge-  
 nommen sind; wenn sich welche aus dieser Classe  
 freywillig engagiren, so steht es ihnen frey bey  
 welcher Truppen-Gattung und welchem Regimente  
 sie dienen wollen. Die Privatdiener, welche für die  
 Officiere, und zwar für die bey der Infanterie vom  
 Oberlieutenant, bey der Cavallerie aber vom Stabs-  
 Rittmeister abwärts bewilligt sind, sollen halbe In-  
 validen seyn.

Wir übergehen die zweyte Abtheilung, von der  
 Ausweisung des Standes, und bemerken aus der  
 dritten, von der Bequartierung, daß jeder Provinz,  
 nach der Verordnung von 1748, obliegt, daß in  
 selbiger liegende Militär zu bequartieren und auch  
 für die Hospitäler und Wachthäuser zu sorgen. Wenn  
 jedoch das Militär in Casernen liegt, so steht der  
 Staat die Kosten des Betts, Lichts und der Feurung.

Bei der vierten Abtheilung, die von der Gebühr  
 handelt, muß bey einer Vergleichung der Bezahlung  
 der Oesterreichischen mit der anderer Deutschen  
 Mächte, die geringe Gage, welche die Oesterreichi-  
 schen Officiere erhalten, nothwendig zu der Ver-  
 muthung führen, daß es im südlichen Deutschland  
 viel wohlfeiler seyn muß als im nördlichen. Ein  
 Oesterreichischer Feldmarschall hat im Frieden jährlich  
 nur 10,000 Fl. und im Kriege 12,000 Fl. Com-  
 mandirt er eine Armee, so erhält er außerdem jähr-  
 lich 18,000 Fl. Tafelgelder. Der Soldat erhält  
 1 $\frac{2}{3}$  Pfund Brot; für starke Esser ist eine Brotzulage  
 von einer halben Portion bewilligt. Als eine Eigen-  
 thümlichkeit der Oesterreichischen Armee, bemerken  
 wir die Tapferkeits-Medaillen-Zulage. Im Jahre  
 1789 verordnete Joseph II. zuerst, daß eine vor dem

Feinde bewiesene tapfere Handlung vom Feldwebel abwärts mit einem öffentlichen Ehrenzeichen, bestehend in einer goldenen oder silbernen Medaille, nebst anflebender Geld-Zulage belohnt werden sollte. Se. Majestät Kaiser Franz I. bestätigte und erweiterte diese Verordnung im Jahre 1800 dahin, daß die Zulage für die goldene Medaille in der ganzen und bey silbernen in der halben Friedens-Gage bestehen sollte. Ein Individuum, das mit der Ehren-Medaille begnadigt wird, behält solche so lange, als es im Militärdienst bleibt. Die Vorschriften in Betreff der Kleidung und der Armatur und Equipagestücke sind sehr ausgedehnt. Bey den Beur-laubten tritt von einer Friedenszeit zur andern eine doppelte Montirungszeit ein. Alle abgetragene Montirungsstücke werden abgeliefert und auf mancherley Art zur Bekleidung der Armee wieder verwandt.

Aus dem zweyten Bande bemerken wir folgendes aus dem Abschnitt von den wohlthätigen Anstalten: Die Einrichtung der Friedens- und Feld-hospitäler ist fast zu sparsam, um ihrem Zweck ganz zu entsprechen. In Wien ist eine Thierarzneu-Anstalt, um der Cavallerie brauchbare Schmiede im Curiren und im Hufbeschlag der Pferde zu verschaffen; noch sind in jeder Provinz Veterinär-Aerzte angestellt. Für die Officiere der Cavallerie-Regimenter, vom Staabs-Rittmeister abwärts, ist die wohlthätige Einrichtung getroffen, daß er ein Pferd aus dem Regimente im Dienst reiten darf, er braucht sich also nie ein eigenes Pferd zu halten. Hat der Officier sein Dienstpferd fünf Jahre ununterbrochen geritten, so kann er ein neues Remontepferd verlangen. Unglücksfälle mit den Pferden verstaten Ausnahmen. In Wienerisch-Neustadt ist ein Militär-Equitations-Institut, in welchem die Officiere und Cadets der Cavallerie, so wie die Staabs-



officiere der Infanterie Unterricht im Reiten erhalten. Der Cursus dauert ein Jahr. Bey jedem Deutschen und Hungarischen Infanterie-Regiment ist seit 1782 ein Erziehungs-Institut vorhanden, in welchem 48 Soldatenkinder vom siebenten bis zum achtzehnten Jahre auf Kosten des Staats erzogen und unterhalten werden. Es wird vorzüglich auf diejenigen Kinder Rücksicht genommen, deren Väter vor dem Feind geblieben, oder Invaliden geworden sind. Arme Soldaten-Mädchen werden im Waisen-hause zu Wien und in der Spinn-Fabrik zu Pot-tendorf aufgenommen. Die Officier-Söhne werden in der Neustädter Militär-Academie, auch in der Ingenieur-Academie zu Wien, auf Kosten des Staats erzogen. Für Officier-Töchter besteht eine Funda-tion zu Hernals in Oesterreich. Um denjenigen Ca-detten, welche nicht schon vor ihrem Eintritt in die Armee eine militärische Bildung erhalten haben, die unentbehrlichsten Vorkenntnisse bezubringen, bestehen seit dem Jahre 1808 vier Cadettenschulen, nämlich eine in Böhmen, eine in Mähren, eine in Nieder-Oesterreich, und eine in Inner-Oesterreich. Die real-invalid gewordenen Militärs haben (außer der Aus-zeichnung durch Verleihung des militärischen The-resia- und Elisabeth-Ordens, der Ehren-Medaillen und Veteranschilder) noch einer lebenslänglichen Versorgung sich zu erfreuen, theils in den Invali-denhäusern, theils durch Erhaltung von Pension. Den Maria-Theresia-Orden können alle Ober-officiere erhalten. Die Großkreuze erhalten eine jährliche Pension von 1500 Fl., die Commandörs von 800 Fl. und die Ritter von 400 Fl. Diese Pensionen sind nur auf eine gewisse Zahl festgesetzt, es können aber so viele Großkreuze, Commandörs und Ritter angenommen werden, als dessen sich würdig machen. Um in den Orden aufgenommen

zu werden, muß die von den Candidaten geschehene tapferere That hinreichend beschrieben, mit Beweisen bestärkt, und von dem Ordens-Capitel, ob diese That rechtens erwiesen, und das große oder kleine Kreuz verdiene, erkannt werden. Ueberhaupt sind jene Thaten, die jemand ohne Verantwortung hätte unterlassen können, und zum Nutzen der Armee gereichen, des Ordens würdig. Das Ordenskreuz legt jedem in den Orden Aufgenommenen den Rittersstand bey, wenn er sich noch nicht darin befindet. — Von der in jährlich 16,000 Fl. bestehenden von der K. Elisabeth errichteten und von Maria Theresia vermehrten Stiftung, sollen jederzeit 21 bedürftige und verdienstliche Generale und Obersten einen Genuß halbjährig beziehen, und zwar in drey Classen so eingetheilt, daß sechs Individuen in der ersten Classe jedes 1000 Fl., acht in der zweyten Classe jedes 800 Fl., und sieben in der dritten Classe jedes 500 Fl. jährlich ohne Abzug bekommen.

Wir bemerken aus dem dritten Bande, daß die darin befindlichen Verordnungen, nach welcher die Knöpfe von den alten Röcken und Westen immer auf die neuen eingezogen werden müssen, folglich bey allgemeinen Categorien die neuen Röcke unbeknüpft abgegeben werden, zu außerordentlichen Mißbräuchen in der Oesterreichischen Armee Anlaß gegeben hat. Seit 1808 ist alles Messing aus der Armee verbannt, und statt dessen zur Ersparung Eisen eingeführt. Die Instruction von 1809 wegen der Fleisch-Manipulation im Kriege, enthält viele nützliche Vorschriften. Das Armee-Commando bestimmt die Punkte, wo, nach der Bestimmung der Lager das Hauptvertheilungs- oder die Ectuil-Abgabs-Depots des Schlachtviehs von Tag zu Tag sich zu etabliren habe. Von diesen Treibs-Stationen wird das Vieh auf die Vertheilungsplätze oder Depots gebracht. Legtere dürfen höchstens nur drey Märsche hinter der

Armee bestehen, und müssen immer auf die Fleisch-Erforderniß der betreffenden Corps mit einem zehntägigen Vorrathe versehen seyn. Man behauptet, daß in dem eben geendigten Feldzuge die Oesterreichische Armee minder gut ausgerüstet gewesen sey, auch nicht so vorzügliche Verpflegungs-Einrichtungen gehabt habe als in den vorhergehenden Kriegen. Der bedeutende Verlust den Oesterreich im Jahre 1809 an allen Militär-Vorräthen erlitten hat, mag wohl als die vorzüglichste Ursache dieser Vernachlässigung anzusehen seyn.

### Leipzig.

Von Tauchnitz: De opere locato et conducto Romanorum Commentatio grammatica et historica, quam — philosophorum ordinis auctoritate, d. 7. M. Decembr. 1814 — defendet — *Car. Aug. Haase*, Friburgensis. 35 Seiten. — De opere locato et conducto commentatio juris civilis Romani, quam — jurisconsultorum ordinis auctoritate pro summis in utroque jure honoribus rite capessendis die 8. M. Decembr. 1814 defendet *C. A. Haase*. 40 S. in groß Quart.

Diese fleißig ausgearbeitete Streitschrift beschäftigt sich mit einem Contracte des Römischen Rechts, welcher von den meisten Rechtslehrern nur sehr oberflächlich berührt worden ist — dem Contracte, vermöge welchem ein Werk verdingen wird. Der Verf. hat seinen Gegenstand sowohl antiquarisch, als rechtlich behandelt, und ihn von mehreren Seiten ins Licht zu setzen gewußt, so daß diese Abhandlung das Vollständigste ist, was wir über denselben besitzen. Die, oft wohl zu reichlich, gespendeten Allegate, zeugen von einer wahrhaft classischen Bildung des Verf. und einer nicht gemeinen Belesenheit.

---

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

34. Stück.

Den 29. Februar 1816.

---

**Cambridge.**

Ben Joh. Murray u. a.: *Museum criticum, or, Cambridge classical researches*. Vol. I. 572 S. in Octav. Der Preis dieser vier Nummern, woraus der erste Band besteht, ist 19 Schillings.

Dieses critische schätzbare Blatt erscheint ungefähr in halbjährigen Nummern; das erste Stück May 1813; das zweyte October 1813; das dritte und vierte, März und October 1814: unter Aufsicht des Hrn. J. Smith. Die erste Hälfte begreift Abhandlungen, die zweyte kurze Nachrichten neuer classischer Producte. Die Redaction hat die Absicht, die vergessenen oder die über der Beschäftigung mit den großen Auctoren vernachlässigten Partien des Alterthums ins Andenken zu bringen, als die zerstreuten Reste der alten Dichter zu sammeln und zu erläutern; verschiedene Inedita von Noten, Verbesserungen und Erläuterungen der vorzüglichsten Gelehrten, deren Originalschriften in den öffentlichen Bibliotheken deponirt sind, zuerst ans Licht zu stellen, wie auch Vergleichen von Handschriften, oder selten ge-

wordene Werkchen in Auszügen u. s. w. wieder abzudrucken. Die Originalaufsätze sollen auf die Sitten, Gewohnheiten, Künste, Wissenschaften, Geschichte und Antiquitäten der Griechischen und Römischen Reiche ein Licht werfen. Hier und da werden gelegentlich biographische und andere historische Notizen eingerückt, und alles mit Urtheil besorgt werden u. s. w. Bescheiden und doch determinirt und gründlich drückt sich die Vorrede über den Zweck des Unternehmens aus, das sie mit Recht eine Quelle von verschiedener Belehrung in den mannichfachen Abtheilungen der classischen Kenntnisse nennt, und nicht als die Stimme eines literarischen Tribunals angesehen wissen will. In der That, der unterrichtete Leser sowohl, als der, welcher sich unterrichten lassen muß und will, wird in diesem Museum criticum viel Gutes finden. Wir wollen den Inhalt kurz angeben. Das erste Stück dieses ersten Bandes eröffnet *Sapphonis fragmenta*: es sind 89, da das fragm. de auro dem Pindar gehört. Diese Abhandlung, bereits von Hrn. Möbius in Detmold benutzt, ist von Hrn. Blomfield. S. 1—31. *Tryphonis Grammatici Opuscula quaedam* aus dem Coder des sel. Gale, in der Cambridger Univ. Bibl. S. 32—59: alle schon edirt, aber in entlegnen Werken: *πᾶσι λέξεων* (bey Stephan. ad calcem Thesauri): *περὶ τρόπων*. Varinus Phavorinus Camers hat alles in sein durch Vast und Vredow noch bekannter gewordenes Lexicon aufgenommen, das 1523 in Folio erschien (Fabric. B. G. X. p. 69 ff.), und selten ist. Critisch verglichen. Mehr Mühe ist daran gewandt als die Sachen verdienen. Noten über Sophocles, Elektra, wovon der Beschluß folgt: Hr. Carl Jak. Blomfield hat einige Bemerkungen bengefügt. Brunk ist richtig beurtheilt: Porson wird sehr herausgestrichen: bis 78. Ueber

gewisse frühe Griechische Historiker, deren Dionysius von Halikarnas gedenkt, Kadmus von Milet, Eugron von Samos, u. a.; eine gute Arbeit: bis 101. Ueber das Griechische Medium, unbedeutend: bis 104. Bibliographische Notiz über die Ausgaben des Aeschylus. — S. 114: wahrscheinlich von Hrn. Blomfield. Die Schüzische Ausgabe findet gar keine Gnade, so wenig als die Vossische. Dr. Butler ward von den Syndicis der Universität zu Cambridge beauftragt, da Porson es ablehnte, die Stanley'sche Ausgabe wieder aufzulegen, die nun mit Recht eine verbesserte und vermehrte zu nennen ist. Cambridge, 1809 in Quart und Octav. Im Jahre 1812 erschien der dritte Band, der vierte wird die Persae, fragm. u. s. w. enthalten. Von der Blomfield'schen Ausgabe sind Prometheus in zwey Ausgaben von 1810. 1811. und die Septem contra Thebas erschienen: das Ganze wird in drey Octavbänden bestehen, gedruckt auf Kosten der Universität. Von unserm Hermann heißt es: et ferrum et ignis saepe medicinae loco est. Die zweite Abtheilung, oder Nachricht von neuen classischen Producten, erstreckt sich über 1) Ricardi Porsoni Adversaria, Cantabrigiae 1812 (vom Prof. Jak. Heinr. Monk und Mag. Carl Jak. Blomfield besorgt). Hier wird erzählt, daß das Trinity-Collegium zu Cambridge, wovon Porson Mitglied war, gegen 320 Bände, denen Porson Noten beigeschrieben, und alle seine Papiere für eintausend Guineen gekauft, und die Herausgabe dieser Adversarien durch Hrn. Monk und Blomfield veranlasset habe. Einige Bände werden noch nachfolgen. Es ist nur Schade, daß der Preis so hoch ist, selbst in England. 2) Ueber *Φιλήμωνος λεξιμόν τεχνολόγικον*. Ex Bibliotheca Parisiensi, Londini 1812. Quart und Octav 167 S. Der Herausgeber, Dr. Carl Burney, hat

dies durch Willoison, Ruhnken, Schneider (Philol. Bibl. II. S. 520), Vass und Bredow bekannte Werken bloß abdrucken lassen. Varinus Phavorinus Camers hatte es schon in sein oben angeführtes Lexicon aufgenommen. 3) Ueber Catalogus sive notitia manuscriptorum, qui a Cel. E. D. Clarke, comparati in Biblioth. Bodleiana adservantur etc. Oxonii e typographeo Clarendoniano 1812. 4. p. 105. Pars prior etc. Vom Prof. Gaisford in Oxford. 4) Ueber Bredows Epistolae Parisienses. 5) Ueber Petr. Elmsley Ausgabe von Euripides Heraklida. Oxford 1813. 144 S. 8. Hr. Elmsley wird als ein sehr geistreicher Critiker geschildert, durch den der Text dieses Stückes sehr gewonnen hat. 6) Ueber Walpys Ausgabe des Tacitus, besonders nach Brotier, mit vielen Zusätzen. London 1812, 5 Bände in Octav 1c. Das zweite Stück enthält: einige Bemerkungen über die Brunnische Sammlung der Sophokleischen Fragmente, Edmund Chishull's notae in Horatium hactenus ineditae, carmen antistrophicum aus Aristophanes Lysistrata, Bemerkungen über Euripides Supplices und Iphig., Rich. Bentleys unedirte Noten zu Horaz, einige Bemerkungen zu Philemons Lexicon, Noten über Sophokles Elektra 1c. Der zweite Abschnitt enthält Anzeigen von der Französischen Uebersetzung des Strabo, Platons Phädo von Wittenbach, Schleusners opuscula crit., Blonds Englischer Uebersetzung aus der Griechischen Anthologie mit Noten, Nachricht über den jetzigen Zustand der classischen Litteratur in Deutschland, nebst einigen Notizen litterarischer Art. Das dritte Stück enthält Joh. Miltons, des berühmten Dichters, Verbesserungen im Euripides, Chishulls Noten zum Horaz, carmen hexametrum in Mnemosynen, carmen hexametrum in Phantasiam, Porfons

Brief an Dalzel: über Hippocentaurus; über Michaels Sophianus: biographische Notiz über Jos. Just Scaliger; Samische Inschrift u. Das vierte Stück enthält Alcaei Mitylenaei fragmenta, Nicandri theriaca cum emendationibus Bentleji hactenus ineditis, wovon der Anfang schon im vorigen Stücke war; marasues, carmen hexametrum; ars piscatoria, carmen hexametrum; Noten über des Sophokles Ajax; Porsons Recension von Knights Versuch über das Griechische Alphabet, Joseph Just. Scaligers auserwählte Briefe; Bemerkungen über Griechische Inschriften; Syntaxeos atticae canones Dawesiani XI. eine alte Eleische Inschrift; Porsons Inschrift zur Statue der Eleusinischen Ceres. Der zweyte Abschnitt enthält Recensionen u.

### Sulzbach.

Ben J. E. Seidel: ΣΟΦΟΚΛΕΟΥΣ ΤΡΑΓΩΔΙΑΙ. *Sophokles Tragoedien*, emendirt und erläutert durch *Johann von Gott Froelich*. Erster Theil, enthaltend Philoktetes, Elektra, die Trachinerinnen. 1815. S. XII und 211 und 322. In Octav.

Der Verf. hat in diesen beiden Bändchen, wovon das erste den Brunckschen Text unverändert darstellt, und das zweyte die Erläuterungen enthält, eine Ausgabe und Erklärung für die Schulen zu liefern angefangen. Ein drittes und viertes Bändchen wird das übrige enthalten. Unter dem Texte sind theils die ältern Lesarten, welche Brunck, nach des Verf. Meinung mit Unrecht, verdrängt hatte, theils Conjecturen, sey es von andern, oder (was bey weitem der häufigste Fall ist) von eigener Erfindung, beygebracht. Diese letztern müßten, wie er meint, in den Text hineingelesen werden, wenn er durchgehends verständlich und mit sich selbst über-



einstimmend werden soll. Es versteht sich von selbst, daß der Verf. damit die Absicht hat, auch zur Berichtigung und endlicher Wiederherstellung des ursprünglichen Textes der Sophokleischen Tragödien einen Beitrag zu liefern, und für Gelehrte und eigentliche Philologen zu arbeiten.

Ueber seine Conjecturen, denen er selbst Reckheit nicht abspricht, erklärt er sich, daß sie wegen ihrer Menge und Dreistigkeit vielen als bloße Launen und Einfälle eines neuerungsfüchtigen Geistes, oder wohl gar als einer, unsrer Zeit, wie man sagt, eignen Emendationswuth erscheinen möchten. Aber theils findet er in der warmen Liebe und ruhigen Besonnenheit, womit er am Auctor gearbeitet, theils in der ihm vorkommenden Evidenz vieler Verbesserungsvorschläge die Widerlegung jener Ansicht. Auch hält er den jetzigen Text der Sophokleischen Tragödien für sehr verdorben, und nicht bloß durch zufällige kleine Mißgriffe der alten Abschreiber, sondern auch stellenweise schon durch künstliche, in der Absicht des Besserns und Herstellens in den Text eingeführte Corruptelen gänzlich entstellt ic.

So sehr wir den forschenden, nicht ohne Einsicht in den Geist des Sophokles eindringenden oft bescheidenen Verf. achten, und die Absicht loben, welche ihn bey dieser Unternehmung geleitet hat, so wenig können wir, doch seinen Anstehen den Beyfall geben, den er wünschen mag. Schon das ist ihm sehr entgegen, daß der fast gänzliche Mangel an den nöthigen litterarischen Hülfsmitteln, dessen er S. XI selbst gedenkt, nur zu oft merklich ist, und daß er in metrischer Hinsicht noch nicht die nöthige Festigkeit erlangt hat: auch die Erklärung des Sinns, oder die gehörige Einsicht in den Ideengang des Dichters scheint ihm nicht selten gefehlt und zu Emendationen bewogen zu haben, welche ganz unzulässig sind, und gewöhnlich den anerkannten Regeln der Critik zu-

wider auf offenbare Verbesserung des Dichters hinauslaufen. Nach Jahren wird er bey mehr Unbefangenheit und reiferer Einsicht selbst so urtheilen. Gleich vorn herein im Philoktetes wird es ihm dann einleuchten, daß S. 49 δευτέρω λόγῳ ohne Zwang den Sinn haben könne: Ulysses möge ihm, dem Philoktetes, die Sache noch einmahl und deutlicher als es in der Gegenwart des zum Ausundschaften oder Spähen fortgeschickten Matrosen thunlich war, an Ort und Stelle auseinandersetzen. W. 54 wird bey dem Comma nach λέγων und bey der Verbindung des ἔστ' mit λύσει keine Conjectur nöthig: indem du mit ihm sprichst täusche ihn durch Worte ꝛc. W. 146 ist δεινός ὀδύτης mit προχορῶν verknüpft auf den Philoktetes zu deuten: Προουρεῖν ὄμμ', daß mein Auge wache. Diese und viele ähnliche Stellen hat der Verf. umgeändert, weil er den Sinn der Vulgata nicht genehmigte, als schwer oder gar nicht zu rechtfertigen: so kommt oft ein ganz neuer, wie ein Exercitium durchcorrigirter, Text zum Vorschein, wobey doch die billige Bescheidenheit beobachtet ist, daß er nur unten steht, und nicht wie neulich von einem Englischen Critiker geschah, oben, wofür das echte dem neuen Nachwerke daselbst weichen mußte. Wenn gleich dieses critische Verfahren wie natürlich auf den Commentar sehr bedeutende Einwirkung hat, so list doch das Selbstdenken, sehr oft Scharfsinn und Gelehrsamkeit, wie auch ein richtiges Gefühl gar nicht zu verkennen, wodurch manche Stellen, besonders Chöre, dem Lichte näher gebracht werden, was immer auch schon ein Verdienst ist; manches wird als schwierig dargestellt, was es bisher nicht zu seyn schien; das Nachdenken und Prüfen erregt dasselbe ebenfals bey dem Leser, der dem Verf. dafür zu danken hat, auch wenn er finden sollte, daß demselben eine verführerische Ansicht vorgeschwebt haben sollte. Nur dürfte es den Schüler viel zu

beschwerlich zerstreuen, sich so häufig durch Critik beschäftigt und aufgehalten zu sehen, obgleich die nöthige Hülfe ihm doch auch dabey im Commentare nicht verweigert wird. Wer freylich den Sophokles lesen will, muß schon vieles vorher, besonders den Homer, recht gelesen haben, kann also hier nur das erwarten, was ihm fehlen möchte: und dieß findet er hier in der Regel, denn daß dergleichen relativ zu verstehen sey, ist bekannt. Wir sind gar nicht Willens durch obiges Urtheil über diese Arbeit den Verf. und Verleger von der Fortsetzung abzuhalten: vielmehr wünschen wir, daß das Werk mit diesen beiden Bändchen nicht abgebrochen, sondern standhaft zu Ende gebracht werde, weil dadurch Sophokles gewinnen kann und die so erleichterte Lesung dieses vortrefflichen so geistreichen Dichters unstreitig dadurch mehr befördert wird, und das eigne Denken Stoff gewinnt. Bey einer zweyten Auflage, die wir des Sophokles wegen wünschen, wird das Werkchen gewiß in einer ganz andern Gestalt erscheinen, wenn der Verf., wie wir wünschen, in Sache der alten Litteratur wirksam fortarbeiten wird.

A.

### Erlangen.

Ben Heyder: English Dialogues upon the most common subjects of *the* life, with an english-german Vocabulary for schools and private use. By John Christian Fick. 127 S. Octav.

Zum Gebrauch für die ersten Anfänger, die Englisch wollen sprechen lernen. Lehrer neuerer Sprachen haben häufig für den Druck solcher Gespräche gesorgt; haben sie nach ihrer Erfahrung das Sprechenlernen erleichtert, so kann die Critik dagegen nichts einzuwenden haben, wenn gleich solche Unterredungen ihrer Natur nach eben nichts Geistreiches haben können.

---

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

55. Stück.

Den 2. März 1816.

---

## Göttingen.

Nachdem die im 204 Stück dieser Anzeigen v. v. J. angezeigte Vorlesung des Hrn. Prof. Gauß bereits abgedruckt war, hatte derselbe bey fortgesetzter Beschäftigung mit demselben Gegenstande das Glück, dasselbe Ziel noch auf einem ganz neuen Wege zu erreichen. Er hat hierüber am 30. Januar der Königl. Societät eine kleine Abhandlung eingebracht, die die Aufschrift führt: *Theorematis de resolubilitate functionum algebraicarum integralium in factores reales demonstratio tertia.* Die beiden frühern Beweise des wichtigsten Lehresatzes in der Lehre von den Gleichungen unterschieden sich dadurch, daß der erstere sehr kurz und einfach, aber zum Theil auf geometrische Betrachtungen gegründet war, der andere hingegen rein analytisch aber viel complicirter, so daß es unmöglich wurde, in dem engen Raume dieser Blätter einen genügenden Auszug daraus zu geben. Dagegen ist nun der gegenwärtige dritte auf gänzlich verschiedenen Principien beruhende Beweis ebenfalls rein

J (2)

analytisch, übertrifft aber selbst den ersten so sehr an Einfachheit und Kürze, daß wir hier ganzfüglich alles Wesentliche desselben auf wenigen Seiten mittheilen können.

Es bezeichne  $X$  die algebraische Function der unbestimmten Größe  $x$ ,

$x^m + Ax^{m-1} + Bx^{m-2} + Cx^{m-3} + \text{u. s. w.}$   
wo die Coefficienten  $A, B, C$  u. s. w. bestimmte reelle Größen sind. Es seyen ferner  $r$  und  $\Phi$  zwey neue unbestimmte Größen, und man setze

$$\begin{aligned} & r^m \cos m\Phi + Ar^{m-1} \cos (m-1)\Phi + \\ & Br^{m-2} \cos (m-2)\Phi + Cr^{m-3} \cos (m-3)\Phi \\ & + \text{u. s. w.} = t \\ & r^m \sin m\Phi + Ar^{m-1} \sin (m-1)\Phi + \\ & Br^{m-2} \sin (m-2)\Phi + Cr^{m-3} \sin (m-3)\Phi \\ & + \text{u. s. w.} = u \\ & mr^m \cos m\Phi + (m-1)Ar^{m-1} \cos (m-1)\Phi \\ & + (m-2)Br^{m-2} \cos (m-2)\Phi \\ & + (m-3)Cr^{m-3} \cos (m-3)\Phi + \text{u. s. w.} = t' \\ & mr^m \sin m\Phi + (m-1)Ar^{m-1} \sin (m-1)\Phi \\ & + (m-2)Br^{m-2} \sin (m-2)\Phi \\ & + (m-3)Cr^{m-3} \sin (m-3)\Phi + \text{u. s. w.} = u' \\ & m^2 r^m \cos m\Phi + (m-1)^2 Ar^{m-1} \cos (m-1)\Phi \\ & + (m-2)^2 Br^{m-2} \cos (m-2)\Phi \\ & + (m-3)^2 Cr^{m-3} \cos (m-3)\Phi + \text{u. s. w.} = t'' \\ & m^2 r^m \sin m\Phi + (m-1)^2 Ar^{m-1} \sin (m-1)\Phi \\ & + (m-2)^2 Br^{m-2} \sin (m-2)\Phi \\ & + (m-3)^2 Cr^{m-3} \sin (m-3)\Phi + \text{u. s. w.} = u'' \\ & \frac{(tt+uu)(tt'+uu')+(tu'-ut')^2-(t't'+uu')^2}{r(tt+uu)^2} = y \end{aligned}$$

Der Factor  $r$  kann offenbat aus dem Nenner des Ausdrucks für  $y$  weggeschafft werden, da  $t', u', t'', u''$  durch  $r$  theilbar sind.

Es sey ferner  $R$  eine beliebige bestimmte positive Größe, mit der einzigen Einschränkung, daß sie größer sey, als die größte von folgenden

$mAV_2, V(mBV_2), \sqrt[m]{mCV_2}, \sqrt[m]{mDV_2}$  etc. abgesehen von dem Zeichen von  $A, B, C$  u. f. w., oder indem man alle als positiv betrachtet.

Endlich mögen noch folgende Bezeichnungen Statt finden:

$$\begin{aligned}
 & R^m \cos 45^\circ + AR^{m-1} \cos(45^\circ + \varphi) \\
 & + BR^{m-2} \cos(45^\circ + 2\varphi) \\
 & + CR^{m-3} \cos(45^\circ + 3\varphi) + \text{u. f. w.} = T \\
 & R^m \sin 45^\circ + AR^{m-1} \sin(45^\circ + \varphi) \\
 & + BR^{m-2} \sin(45^\circ + 2\varphi) \\
 & + CR^{m-3} \sin(45^\circ + 3\varphi) + \text{u. f. w.} = U \\
 & mR^m \cos 45^\circ + (m-1)AR^{m-1} \cos(45^\circ + \varphi) \\
 & + (m-2)BR^{m-2} \cos(45^\circ + 2\varphi) \\
 & + (m-3)CR^{m-3} \cos(45^\circ + 3\varphi) + \text{u. f. w.} = T'' \\
 & mR^m \sin 45^\circ + (m-1)AR^{m-1} \sin(45^\circ + \varphi) \\
 & + (m-2)BR^{m-2} \sin(45^\circ + 2\varphi) \\
 & + (m-3)CR^{m-3} \sin(45^\circ + 3\varphi) + \text{u. f. w.} = U''
 \end{aligned}$$

Nach allen diesen Vorbereitungen, welche wir der bequemern Uebersicht wegen zusammengestellt haben, ergeben sich leicht nachstehende Folgerungen:

1. Die Größe  $T$  ist nothwendig positiv, welchen Werth man auch immer der Größe  $\varphi$  beylege. Dieß ist leicht zu übersehen, wenn man  $T$  in folgende Form bringt:

$$\begin{aligned}
 & \frac{R^{m-1}}{mV_2} (R + mAV_2 \cos(45^\circ + \varphi)) \\
 & + \frac{R^{m-2}}{mV_2} (RR + mBV_2 \cos(45^\circ + 2\varphi)) \\
 & + \frac{R^{m-3}}{mV_2} (R^3 + mCV_2 \cos(45^\circ + 3\varphi)) \\
 & + \frac{R^{m-4}}{mV_2} (R^4 + mDV_2 \cos(45^\circ + 4\varphi)) \\
 & + \text{u. f. w.}
 \end{aligned}$$

da jeder Theil einzeln genommen nothwendig posi-

tiv wird. Auf ähnliche Weise ist leicht zu beweisen, daß für jeden Werth von  $\varphi$  auch  $U, T', U'$  nothwendig positiv werden.

II. Für  $r = R$  erhalten die Functionen  $t, u, t', u'$  der Reihe nach folgende Werthe

$$\begin{aligned} & T \cos(45^\circ + m\varphi) + U \sin(45^\circ + m\varphi) \\ & T \sin(45^\circ + m\varphi) - U \cos(45^\circ + m\varphi) \\ & T' \cos(45^\circ + m\varphi) + U' \sin(45^\circ + m\varphi) \\ & T' \sin(45^\circ + m\varphi) - U' \cos(45^\circ + m\varphi) \end{aligned}$$

Hieraus folgt, daß für  $r = R$

$$\begin{aligned} tt + uu &= TT + UU \\ tt' + uu' &= TT' + UU' \end{aligned}$$

also beide nothwendig positiv werden.

III. Es kann also für keinen Werth von  $r$ , der größer ist als jede der Größen  $m\sqrt{2}, \sqrt{mB\sqrt{2}}, \sqrt[3]{mC\sqrt{2}}$  u. s. w., zugleich  $t = 0$  und  $u = 0$  werden.

Das Haupttheorem ist nun folgendes:

Innerhalb der Grenzen  $r = 0, r = R$ , und  $\varphi = 0, \varphi = 360^\circ$  (einschl.) gibt es gewiß Werthe für  $r$  und  $\varphi$ , aus denen zugleich  $t = 0$  und  $u = 0$  wird.

Der Beweis davon wird auf folgende Art geführt. Wenn man annimmt, das Theorem sey nicht wahr, so folgt, daß  $tt + uu$  für jede Werthe von  $r$  und  $\varphi$  zwischen den angegebenen Grenzen immer positiv, und folglich  $y$  immer endlich werden muß. Betrachten wir nur den Werth des doppelten Integrals

$$\iint y dx d\varphi$$

von  $r = 0$  bis  $r = R$ , und von  $\varphi = 0$  bis  $\varphi = 360^\circ$  erstreckt, der also eine ganz bestimmte endliche Größe haben wird. Dieser mit  $\Omega$  zu bezeichnende Werth kann auf zwiefache Art gefunden werden; indem man entweder zuerst nach  $\varphi$  und dann nach  $r$  integrirt, oder in umgekehrter Ordnung. Beide Wege müssen nothwendig zu einerley Resultate führen.

Nun hat man aber, wenn man  $r$  als beständig betrachtet, unbestimmt

$$\int y d\varphi = \frac{tu' - ut'}{r(tt + uu)}$$

wie man sich leicht durch Differentiation versichern kann. Eine beständige Größe ist bei der Integration nicht hinzuzufügen, insofern diese von  $\varphi = 0$  anfangen soll, da für diesen Werth offenbar

$$\frac{tu' - ut'}{tt + uu} = 0$$

wird: und da eben dies für  $\varphi = 360^\circ$  gilt, so ist der Werth von  $\int y d\varphi$ , von  $\varphi = 0$  bis  $\varphi = 360^\circ$  erstreckt,  $= 0$ , bei jedem Werthe von  $r$ . Hieraus schließen wir also  $\Omega = 0$ .

Von der andern Seite hat man, wenn man  $\varphi$  als beständig betrachtet, unbestimmt

$$\int y dr = \frac{tt' + uu'}{tt + uu}$$

wie ebenfalls leicht durch die Differentiation nach  $r$  bestätigt wird. Auch hier ist keine beständige Größe hinzuzusetzen, insofern die Integration von  $r = 0$  anfangen soll. Das Integral  $\int y dr$ , von  $r = 0$  bis  $r = R$  ausgedehnt, wird folglich nach II.

$$= \frac{TT' + UU'}{TT + UU}$$

also gewiß positiv für jeden Werth von  $\varphi$ . Hieraus wird demnach auch  $\Omega$ , d. i. der Werth des Integrals

$$\int \frac{TT' + UU'}{TT + UU} d\varphi$$

von  $\varphi = 0$  bis  $\varphi = 360^\circ$  ausgedehnt, nothwendig positiv werden, welches mit dem erstern Resultate in Widerspruch steht. Die Voraussetzung



war folglich unstatthaft, und dadurch ist die Wahrheit des Theorems selbst bewiesen.

Daß nun für jede Werthe von  $r$  und  $\varphi$ , welche zugleich  $x = 0$  und  $u = 0$  geben,  $r(\cos \varphi + \sin \varphi \sqrt{-1})$  und  $r(\cos \varphi - \sin \varphi \sqrt{-1})$  Wurzeln der Gleichung  $X = 0$  sind, oder daß die Function  $X$  dann entweder den Factor der zweyten Ordnung

$$x^2 - 2r \cos \varphi \cdot x + rr$$

(wenn weder  $r$  noch  $\sin \varphi$  verschwinden)  
oder den Factor der ersten Ordnung

$$x - r$$

(wenn entweder  $\sin \varphi = 0$  also  $\cos \varphi = \pm 1$ , oder  $r = 0$  wird) enthält, ist bekannt genug, und braucht hier nicht erst weiter entwickelt zu werden. Was von  $X$  so eben bewiesen ist, gilt nachher wieder von dem Quotienten, wenn  $X$  durch jenen Factor dividirt ist, u. s. f., woraus die vollständige Zerlegbarkeit der Function  $X$  in dergleichen Factoren erhellet.

Durch diese kurze Reihe von Schlüssen ist das eigentliche Ziel vollständig erreicht. Nicht gefordert, aber doch gewünscht werden konnte noch eine Erläuterung, in wiefern der obige Widerspruch — der unvermeidlich war, wenn man das Theorem als unwahr ansah — wegfalle, wenn man von der Wahrheit des Theorems ausgeht. Der Verf. hat darüber einige Winke gegeben, die hier nur kurz berührt werden können. Ist das Theorem wahr, so sind nicht mehr alle Werth von  $y$  endlich; es ist folglich nicht mehr ohne weiteres verstatet,  $\int y dr d\varphi$  als eine wirkliche bestimmte Größe anzunehmen, und man darf sich daher nicht wundern, daß der bloße blinde Mechanismus des Calcüls, auf verschiedenen Wegen widersprechende Resultate liefert. Die Analyse pflegt sehr häufig sich so zu helfen, daß sie auf Fragen, die man ihr ohne Einschränkung vorlegt,

obgleich sie in gewissen Fällen ungeraint seyn können, nur halbbestimmte Antworten gibt. So ist es bey der Bestimmung des Werthes des Integrals  $\int \int y dr d\varphi$ . Soll dasselbe allgemein, von  $r=k$  bis  $r=l$  und von  $\varphi=K$  bis  $\varphi=L$  erstreckt werden, und bezeichnet man den Werth von  $\frac{u}{z}$

- für  $r=k, \varphi=K$  durch  $\theta$
- $r=k, \varphi=L$  durch  $\theta'$
- $r=l, \varphi=K$  durch  $\theta''$
- $r=l, \varphi=L$  durch  $\theta'''$

so geben die analytischen Operationen für jenes Integral den Ausdruck

$$\text{Arc tg}\theta - \text{Arc tg}\theta' - \text{Arc tg}\theta'' + \text{Arc tg}\theta'''$$

Das Integral hat in der That nur dann einen wahren Werth, wenn  $y$  innerhalb der angegebenen Grenzen immer endlich bleibt: dieser wahre Werth ist dann unter obigem Ausdruck allerdings begriffen, aber an sich dadurch noch nicht ganz bestimmt, da die Function Arc tg eine vielförmige ist, und erst aus anderweitigen (übrigens nicht schwierigen) Betrachtungen muß entschieden werden, welche Werthe dieser Function im bestimmten Fall zu nehmen sind. So oft hingegen innerhalb der angegebenen Grenzen  $y$  irgendwo unendlich wird, ist eigentlich die Frage nach dem Werthe von  $\int \int y dr d\varphi$  ungeraint; unterfängt man sich, diese Ungereimtheit ignorirend, dennoch, sie zu beantworten, so darf man sich nicht befremden lassen, auf einem Wege diese, auf andern jene Antwort zu erhalten, welche verschiedene Beantwortungen inzwischen allemahl unter dem obigen halbbestimmten Ausdrucke begriffen sind.

### Basel.

Ben Schweighauser: Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung der kirchlichen Reforma-

tion zu Basel im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, von Mark. Luz, Pfarrer zu Läuferlingen, der gesellschaftlichen Vereine Schweizerischer Geschichtsforscher zu Bern und Krau Mitglied. 1814. 193 Seiten in klein Octav.

Diese Geschichte der Entstehung und Einführung der Reformation zu Basel läßt die Ausbildung des neuen Lehrbegriffs und die theologischen Streitigkeiten fast ganz bey Seite liegen, und beschäftigt sich am meisten damit, zu zeigen, auf welche Art, unter welchen Umständen, durch welche Männer die neue kirchliche Lehre und Verfassung eingeführt worden sey. Dawider ist nichts zu erinnern, der Zweck des Verf. brachte es so mit sich, das Uebrige findet man anderswo zur Genüge, und es hat auch in unseren Zeiten nicht mehr das Interesse wie ehemahls. Die Begebenheiten sind kurz und mit einer zweckmäßigen Auswahl erzählt. Es sind auch hie und da handschriftliche Chroniken gebraucht und angeführt, und in der Vorrede sagt der V., daß ihm von Männern, deren weiter Geschäftskreis ihnen zur Zeit keine Ausarbeitung gestatte, schätzbare Beyträge vertraulich mitgetheilt worden seyen. Man findet auch verschiedene nicht gemeine Züge. Litteratur ist nicht viel beygefügt, desto auffallender ist es, daß S. 40 in einer Note gar aus Baur's biographischem Handwörterbuche angeführt wird, wer Duns Scotus, Thomas von Straßburg, Richard und Gerson gewesen. Der Anhang begreift I. Pfarrer im Münster und Antistites der Baslerischen Geistlichkeit mit Lebensumständen, von Desolampadius bis auf jegige Zeit. II. Die Basler Confession vom Jahre 1534 ganz abgedruckt. III. Von Kirchen- und Prediger-Ordnungen. IV. Vom Prediger- Wittwen- und Waisen-Fonds. V. Vom Lammergut der Landcapitel.

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

36. Stück.

Den 2. März 1816.

---

London.

Bey Longman und Comp.: A Treatise on the Puerperal Fever; illustrated by cases which occurred in Leeds and its vicinity in the Year 1809 – 1812. By *William Hey*, jun. Member of the Royal College of Surgeons etc. 1815. XIV und 238 Seiten in Octav.

Der Verf. sagt gleich Anfangs in der Einleitung, man könne das Puerperal-Fieber als ein Fieber bey einer Kindbetterinn definiren, welches mit Schmerzen im Unterleibe, die nie ganz nachlassen, und mit einer großen Empfindlichkeit desselben verbunden ist. Dagegen aber müssen wir einwenden, daß Rec. mehrere Kranke behandelt hat, die oft gar keine Schmerzen hatten, wenigstens, bey der sorgfältigsten Untersuchung, nie darüber klagten: so wie hingegen nicht jede Wöchnerinn mit einem Fieber und Schmerzen im Unterleibe an dem so genannten wahren Kindbetterinnen-Fieber leidet. Schon vor mehreren Jahren herrschte das Kindbetterinnen-Fieber epidemisch in verschiedenen Theilen von Yorkshire. Im Jahre

R (2)

1808 war es sehr heftig in Warrnsley, wo es sich zuerst zeigte und viele Frauen daran starben. Zwey Jahre vor dem Kindbetterinnen-Fieber, dessen Beschreibung der Verfasser hier mittheilt, zeigte sich gleichfalls das Kindbetterinnen-Fieber epidemisch in Leeds; allein es war nicht so heftig als das zuerst erwähnte, es wurde bloß in einem Theile der Stadt bemerkt, befiel nur arme Leute, und die Tödtlichkeit bey demselben war auch nicht so groß. Das Puerperal-Fieber, welches den Gegenstand dieser Schrift ausmacht, dauerte vom November 1809 mit abwechselnder Heftigkeit und beträchtlichen Zwischenräumen bis Weihnachten 1812, wo der Verf. selbst krank ward, und keine weitere Kranke sah. Hr. H. sah keinen Fall, welcher nach einer widernatürlichen, oder selbst auch nur schweren Entbindung erfolgte. Gewöhnlich entstand die Krankheit 44 Stunden nach der Entbindung, mit einem starken Froste und bald darauf folgenden heftigen Schmerze im Unterleibe, welcher keine völlige Intermission, zuweilen keine Remission hatte. Der Puls, welcher im Anfange der Krankheit oft voll und stark war, verlor sehr bald diese Beschaffenheit, und schlug oft wenige Stunden nach Entstehung der Krankheit 110 bis 150 Schläge in einer Minute. Entstand die Krankheit vor der Absonderung der Milch, so wurde diese gänzlich dadurch verhindert; so wie bey der späteren Entstehung dieselbe bald aufhörte und die Brüste schlaff wurden. Bey den heftigen Fällen erfolgte leicht Erbrechen, und der Stuhlgang, welcher ganz im Anfange der Krankheit leicht bewirkt werden konnte, erforderte oft schon nach weniger Stunden Dauer den fortgesetzten Gebrauch der Abführungsmittel. Am Ende der Krankheit zeigte sich oft eine heftige Diarrhöe. Die Gebärmutter, welche bey der Berührung zuweilen sehr schmerzhaft war, konnte

man gleich anfangs deutlich fühlen; sehr bald aber entstand eine allgemeine Geschwulst des Unterleibes, welche verhinderte, daß man die Anschwellung dieses Organs mehr wahrnehmen konnte; so wie eine Abnahme der Größe desselben ein glückliches Zeichen war. Es ist leicht zu erachten, daß bey dieser Epidemie wie bey den Epidemien aller anderer Krankheiten, eine große Verschiedenheit sowohl in Hinsicht des ganzen Verlaufs der Krankheit als auch in Rücksicht einzelner Symptome, herrschte, welche der Verf. sehr umständlich angibt. — Nichts war nachtheiliger, als wenn man sich durch die Gelindigkeit der Zufälle in Hinsicht des wahren Characters der Krankheit täuschte. Der Verfasser beobachtete zwey Fälle von Puerperal-Fieber nach vorhergegangenem Abortus: der Eine war im dritten, der Andere im sechsten Monathe. So viele Fälle von dieser Krankheit wir auch beobachtet haben, so sahen wir sie nach so frühzeitigen Entbindungen nie, und halten daher diese Wahrnehmungen, deren nur sehr wenige Schriftsteller erwähnen, für selten. Der Grad des Schmerzes im Unterleibe war sehr verschieden: doch fehlte er nie ganz, wie Rec. mehrere Fälle beobachtet, und bey welchen die Leichenöffnung die Natur der Krankheit außer allen Zweifel setzte. Wandte man gleich anfangs die gehörige Behandlung an, so wurde die Krankheit oft sogleich gehoben; suchte man aber erst späterhin, etwa nach zwölf Stunden, Hülfe, so erfolgte die Heilung am zweyten oder dritten Tage. Wurden die Mittel nicht gleich anfangs mit gehöriger Kraft gebraucht, so verzögerte sich die Krankheit bis zum fünften, und in Einem Falle sogar bis zum vierzehnten Tage. War der Ausgang tödtlich, so erfolgte dieser gewöhnlich zwischen dem zweyten und zehnten Tage; in einigen Fällen in vier und zwanzig Stunden, und einmahl

in weniger als achtzehn Stunden, von der ersten Entstehung an gerechnet. Vom December 1809 bis zum Juny 1810 sah der Verf. nebst seinem Vater vierzehn Fälle, von welchen Eilf starben, und nur Drey gerettet wurden. Herr H. sucht durch acht größtentheils umständlich erzählte Krankengeschichten zu beweisen, daß die von ihm in Verbindung mit seinem Vater und andern Aerzten anfangs angewandte Heilmethode zu Rettung der Kranken nicht hinreichte, und daß nur die dabey gebrauchten Purgiermittel allein Erleichterung verschafften: so wie denselben die Rettung der acht Kranken zugeschrieben wird. Wir haben diese Krankengeschichten mit großer Aufmerksamkeit und wiederholt gelesen, und müssen es freulich offen gestehen, daß wir von der in keiner Hinsicht musterhaften Behandlung durchaus auch keine Heilung würden erwartet haben. Ohne alle Rücksicht auf die eigentliche Natur der Krankheit, verfuhr man ganz symptomatisch, und selbst in dieser Rücksicht war die Wahl der Mittel meistens so sonderbar, nicht selten gewiß so offenbar schädlich, daß Rec. auch, der von dem Verf. vermeinte Nutzen der Abführungsmittel wohl nur in dem im Vergleich mit andern Mitteln weniger schädlichen derselben zu bestehen scheint. Der neunte Fall wurde abwechselnd mit Blutaussäuerungen, Purgiermitteln, Opium und China behandelt, und Hr. H. glaubt, daß die Krankheit als Folge einer Metastase der Entzündung des Unterleibes nach dem Gehirn entstanden ist, welches uns aus der ganzen Krankengeschichte nicht zu erhellen scheint; so wie es uns überhaupt noch zweifelhaft ist, ob die Kranke wirklich eine Metritis oder Enteritis hatte. Von dem zehnten Falle ist es uns ebenfalls ungewiß, ob die Kranke eine Entzündung in dem Unterleibe gehabt habe. Wir haben öfters Frauen im Wochenbette

behandelt, die Fieber und remittirende Schmerzen im Unterleibe hatten, ohne daß Entzündung der Fall davon war. Der Nutzen der Blutaussleerung und des purgierenden Clysters bleibt hier also sehr ungewiß. Der Eilfte Fall, bey welchem die Behandlung gleichfalls im Aderlassen und Purgiermitteln bestand, hatte einen tödtlichen Ausgang, welchen der Verf. dem Umstande zuschreibt, daß der Kranken bey der Rückkehr der Schmerzen nicht gleich wieder zur Ader gelassen war. Von dieser Zeit an behandelte Hr. H. seine Kranken ganz nach der Vorschrift von Dr. Gordon, welche derselbe in seiner Schrift: *Treatise on the puerperal fever*, mitgetheilt hat, und die kürzlich folgende ist: Der Kranken wird gleich nach Entstehung der Krankheit zur Ader gelassen; denn ein kleiner Aderlaß hilft nichts. Dr. Gordon sagt davon S. 77: "When I took away only ten or twelve ounces of blood from my patient, she always died; but when I had courage to take away twenty or twenty-four ounces, at one bleeding, in the beginning of the disease (h. e. within six or eight hours after the attack) the patient never failed to recover." Hierauf bekam die Kranke ein starkes Purgiermittel, (gewöhnlich 3 Gran Calomel und 2 Scrupel Jalappe mit Rosenconserve zu einem Bolus gemacht) um einen Durchfall zu erregen, der absichtlich während des ganzen Verlaufs der Krankheit unterhalten wurde. Jeden Abend erhielt die Kranke ein Opiat. Die Worte, womit der Verf. sich ausdrückt, sind merkwürdig: Er sagt nämlich: "Every night, I administered an opiate; in order to give a respite to nature and strength to the patient, to enable her to bear the evacuations, which she must necessarily undergo the ensuing day." Der vorerwähnte Purgier-



bolus wurde auch als Präservativ-Mittel gebraucht, und Hr. G. rühmt von ihm: "This bolus was given the day after delivery, in the morning — and all, who got it, escaped, except one." (S. 100.) Hr. H. theilt nun vierzehn Krankengeschichten mit, bey welchen diese Behandlung Statt fand, und von welchen nur der dreyzehnte und vierzehnte einen unglücklichen Ausgang hatte.

Wir theilen hier unsern Lesern in möglichster Kürze das Wichtigste aus diesen Fällen mit. Der zwölfte Fall, oder der Erste nach der neuen Behandlungsart des Verfassers, wurde in einem Tage geheilt. Die Hauptzufälle waren Fieber und Schmerzen im Unterleibe. Der dreyzehnte Fall hatte einen unglücklichen Ausgang, obgleich anfangs ein Aderlaß von 26 Unzen und der purgierende Bolus angewandt wurden. Die ganze Krankengeschichte ist höchst unvollkommen, und es heißt bloß: "She was seized in the usual manner with the puerperal fever." Beym vierzehnten Falle hatte die Kranke heftige anhaltende Schmerzen im Unterleibe, der bey der Berührung sehr empfindlich war. Vom Fieber wird wenig gesagt. Es wurde sogleich ein Aderlaß von 30 Unzen Bluts und der Purgierbolus verordnet. Dieses geschah am Sonntage, und am Dienstage verließ Dr. H. als consultirender Arzt die Kranke geheilt. Der funfzehnte Fall war eine schwindfüchtige Frau, die am Tage nach der Entbindung den Purgierbolus erhielt, worauf sie eine äußerst heftige Diarrhöe bekam. Am vierten Tage soll sie das Kindbetterinnen-Fieber bekommen haben: doch nennt der Verf. kein weiteres Symptom, als einen Schmerz im Unterleibe, der geringer als gewöhnlich war. Dessen ungeachtet wurden ihr 12 Unzen Bluts gelassen, erhielt 10 Gran Jalappe, und nachher öftere Gaben von Sal mir. Glaub.

(Sulphate of magnesia). Am andern Tage ließ man ihr wieder zur Ader; es wurde ihr ein Blasenpflaster auf den Unterleib gelegt, auch erhielt sie täglich einige Zeit hindurch Purgiermittel und Opiate: letztere wegen der besondern Reizbarkeit des Magens und der Gedärme. Von der Anwendung der andern genannten Mittel wird kein Grund angegeben. Herr H. glaubt, daß durch diese Behandlung das Leben der Kranken bis zur sechsten Woche sey hingehalten worden, und daß sie auch ohne das hinzugekommene Kindbetterinnen-Fieber nicht viel länger würde gelebt haben, welches der Verf. als die nächste Ursache des Todes ansieht: indem die stets zunehmende Anschwellung des Leibes ihm ein Beweis ist, daß die Entzündung in demselben nicht aufgehört hatte. Wir zeigen diesen Fall absichtlich so umständlich an, bey welchem das Unpaßliche der Behandlung unsern Lesern, ohne weitere Erörterung gewiß auffallend seyn wird. Sechszehnter Fall. Von diesem Falle glaubt Rec. bestimmt nicht, daß die Kranke an Enteritis gelitten, sondern ist fest überzeugt, daß die Schmerzen, welche die Kranke zuerst im Unterleibe erlitt, als Folge des Purgier-Volus entstanden waren, die bey der eintretenden Diarrhöe, welche weiterhin durch Purgiermittel unterhalten wurde, aufhörten.

Case XVII. Die Kranke wurde am 29. November entbunden, und bekam am 2. December das Kindbetterinnen-Fieber, wie Hr. H. sich ausdrückt: "in the manner in the last case." Außer dem Purgier-Volus, einem Laxieren erregenden Clystiere und einem sonstigen Abführungsmittel, wurde diese durch einen gleich nach der Entbindung erlittenen Blutsturz äußerst geschwächte Frau am 3. December Mittags so stark zur Ader gelassen, daß sie zwey Stunden nachher ohnmächtig blieb: dann erhielt

sie alle drey Stunden 1 Scrupel Jalappe mit 3 Gran Calomel, und erst am Abend um 8 Uhr, wo sie anfing umher zu gehen, bekam sie Erleichterung, so wie von der Zeit an die Genesung ohne weitere Unterbrechung erfolgte.

Achtzehnter Fall. Nach einer leichten Entbindung am 9ten Januar 1811, nahm die Kranke am 11ten dess. als Präservativmittel den Purgier-Volus. Am 12ten bekam sie das Kindbetterinnen-Fieber, von welchem aber nicht ein einziges Symptom angegeben wird. Um 9 Uhr besuchte sie der Vater des Verfassers, wo der Puls 120 war. Er ließ ihr stark zur Ader, verordnete ein abführendes Clystier und die Cathartic Solution, wie der Verf. sie nennt. Um 2 Uhr, da der Schmerz sich nicht gelegt hatte, wurde das Aderlassen wiederholt, und um 6 Uhr des Abends noch einmahl. Hierauf erfolgte Erleichterung. Die Abführungsmittel wirkten reichlich und wurden so fortgesetzt, daß die Diarrhöe stets unterhalten wurde. Am 13ten war der Puls nur noch 84, und der Unterleib ohne Schmerzen. Die abführende Solution wurde in passlichen Zwischenräumen fortgebraucht, und die Genesung erfolgte ohne weiteren Rückfall.

Der Raum unserer Blätter erlaubt uns keinen weiteren Auszug aus den übrigen Krankengeschichten mitzutheilen: und wir gehen daher zu den diesen Krankengeschichten angehängten Bemerkungen der Heilmethode des Verfassers über, welche er unter der Aufschrift: Method of cure liefert. Herr H. sagt, daß das Purgiermittel aus 25 Gran Jalappe und 5 Gran Calomel, welches er nach jeder Entbindung zu geben pflege, oft so heftige Wirkung hervorgebracht habe, daß er es nicht hätte wagen mögen ein stärkeres zu geben: deßhalb er auch Dr. Gordon zu tadeln scheint, welcher ein eben so starkes Ab-

führungsmittel zum Vorbeugen der Krankheit, als beim Ausbruch derselben vorschrieb. Herr H. sagt gleich darauf: "I was the more reluctant to exhibit so large a dose, before the necessity for it was apparent; because I did not feel such confidence in its efficacy, as that author (Dr. Gordon) ascribes to it; since some of the worst cases in my practice, occurred after an excessive, operation of the purgative." Dieser Satz ist dem Rec., wegen seines Schlusses, besonders merkwürdig, und wir glauben, daß Herr H. sehr wahr würde geredet haben, wenn er statt des Wortes *after* sich des Ausdrucks *by* würde bedient haben, da Rec. wenigstens fest überzeugt ist, daß viele von den Weibern durch das Purgiermittel Schmerzen im Unterleibe und das Fieber bekommen haben, die der Verf. gewiß oft irrig als untrügliche Symptome des Kindbetterinnen-Fiebers ansah. Weder die Erfahrungen des Hrn. Dr. Gordon, noch des Hrn. Zey sind, nach unserer Ansicht, hinreichend, Abführungsmittel, und am wenigsten die hier empfohlenen, als Präservative bey epidemisch herrschenden Kindbetterinnen-Fiebern anzusehen, und die Zukunft wird gewiß über die Hrn. Gordon und Zey eben so richten, als es von der Gegenwart über die Hrn. Doulcer und Boer in dieser Hinsicht schon lange geschah. Wenn die Krankheit ihren Anfang genommen hat, so sind, nach Hrn. H. Verstärkung, Blutaussäuerungen und Abführungsmittel die einzigen Mittel, worauf man sich verlassen kann, und die auch bey früher gehöriger Anwendung allein hinreichend sind. Herr H. suchte auf alle Weise gleich bey der ersten Entstehung der Krankheit gerufen zu werden: wo er dann selten weniger als 24 Unzen Bluts ausleerte. Sah er die Kranken erst nach acht oder zehn Stunden, oder waren die

Symptome besonders heftig, so wurde ein Aderlaß von 30, 40 und einmahl sogar von 50 Unzen gemacht: Verlor sich der Schmerz und die Empfindlichkeit des Unterleibes in sechs Stunden nicht, so mußte der Aderlaß wiederholt werden. Wenn Herr H. sagt, daß die Beschaffenheit des Pulses in Hinsicht des Aderlassens wenig bestimmen könne, so geht er wohl zu weit: doch hat er Recht, wenn er behauptet, daß ein kleiner Puls vom Aderlassen nicht abschrecken dürfe. Nach dem Aderlassen waren Purgiermittel die schnellsten und wirksamsten Mittel, die zwey bis drey Tage fortgesetzt werden mußten, und mit welchen man erst allmählich aufhörte, nachdem sich die Symptome völlig verloren hatten. Daß das Opium oft ohne Nutzen angewandt wurde, glaubt Rec. Hrn. H. recht gern, da dieses Mittel im Allgemeinen bey dieser Krankheit gar nicht paßlich ist. Umschläge von warmem Wasser zeigten sich besänftigend und schadeten wenigstens nicht. Blasenpflaster waren selten nothwendig: doch fand der Verf. sie zuweilen nützlich. Rec., der letztere Mittel so häufig bey dem Kindbetterinnen-Fieber gebraucht, hat eine weit größere Idee von dem Nutzen derselben, besonders des Ersteren, das in Deutschland von vielen Aerzten, welche die in der Bauchhöhle ergoffene plastische Lymphe für Milch ansehen, aus Furcht diese Absonderung dadurch zu vermehren, nicht gebraucht wird. Die Potio River. wurde, den Umständen nach, zwischen den Abführungsmitteln gebraucht. Halfen diese Mittel nicht, entweder weil sie zu spät, oder nicht schicklich angewandt wurden, so konnte man der Kranken nur noch angenehme, belebende Mittel (cordials) geben, um ihr die letzten Augenblicke ihres Lebens zu erleichtern, obgleich sie sonst fruchtlos waren. Wenn Hr. H. die herrliche Wirkung des Kamphers, entweder allein,

oder in Verbindung mit Moschus kenne, so würde er dieses gewiß nicht geschrieben haben. Die im Unterleibe ergossene plastische Lymphe macht die Krankheit nicht stets unheilbar, wie Hr. H. glaubt; noch wird sie bloß durch Absorption hinweggeschafft, sondern ein großer Theil wird zu neuen Häuten organisirt. Die Peritonitis puerperarum charakterisirt sich wie die Tracheitis der Kinder durch schnelle und häufige Absonderung der plastischen Lymphe; und wenige Kindbettelinnen dürften daher wohl gerettet werden, bey welchen gar keine Absonderung der plastischen Lymphe statt gefunden hätte. Im vierten Kapitel, welches allgemeine Bemerkungen über das Kindbettelinnen-Fieber enthält, sagt Hr. H., daß seine Definition von dieser Krankheit, nämlich: "Ein Fieber im Kindbette mit Schmerzen und außerordentlicher Empfindlichkeit des Unterleibes," auch die Existenz der Entzündung mit einschliesse: welches aber sehr irrig ist, da wir gar nicht selten Wöchnerinnen am Fieber und Schmerzen, nebst großer Empfindlichkeit des Unterleibes leiden sehen, von welchen letzteren Krampf der Grund ist. Gerade hierin beruht der Irrthum des Verfassers, daß er dieses nicht beachtet, und ganz vergessen zu haben scheint, daß krampfhaftes Beswerden des Darmcanals gar nicht selten durch Blutausleerungen und Purgiermittel geheilt werden, und keinesweges der Nutzen ihrer Anwendung die entzündliche Natur der Krankheit beweiset. Sehr schön sind die Bemerkungen des Hrn. H. über die irrige Vorstellung so vieler Aerzte, daß das Kindbettelinnen-Fieber zum Typhus müsse gerechnet werden. Eben so richtig sagt Hr. H., daß die Ursache, warum man sich so sehr vor den Blutausleerungen bey dieser Krankheit fürchte, daraus erklärt werden müsse, weil man sie entweder nicht hinreichend, oder zu spät mache.

Als einen Grund gegen diese Blutaussäuerungen hat man auch den angeführt, daß diese Krankheit gerade bey Weibern häufig entsteht und tödtlich wird, welche starke Hämorrhagien bey oder nach der Entbindung erlitten, welches auch mit des Rec. Erfahrungen übereinstimmt, der die Peritonitis puerperarum mehrere Male nach der Entbindung erfolgen sah, bey welcher die Nachgeburt vorlag, und welche bekanntlich mit dem fürchterlichsten Blutverluste verbunden sind. Herr H. gibt zwar keine Erklärung hierüber; sagt aber, daß diese Fälle die wahre Natur der Krankheit und die erforderliche Heilart durch Blutaussäuerungen am besten beweisen. In Hinsicht des ursprünglichen Sitzes der Krankheit bedauert der Verf. durch Leichenöffnungen nichts bestimmen zu können: glaubt indessen aber, daß in der von ihm beobachteten Epidemie der Uterus der ursprüngliche Sitz der Krankheit gewesen sey, weil nämlich dieses Eingeweide oft beträchtlich groß war, und beym Drücken eine außerordentliche Empfindlichkeit zeigte. In Hinsicht dieser beiden Symptome muß Rec. bekennen, daß Herr H. die oft beträchtliche Größe des Uterus, welche nach der Entbindung überhaupt bleibt, nicht genug beachtet zu haben scheint, und sie stets als Folge der Entzündung angesehen; so wie überhaupt diese Entzündungs-Geschwulst nie so groß ist, als Herr H. zu glauben scheint: wovon Rec. durch häufige Leichenöffnungen sich belehrt hat. So wie endlich diese Geschwulst nebst dem Schmerze beym Drucke fehlen können, selbst wenn es beträchtlich entzündet ist, und unser großer P. Franck sagt daher in seiner Schilderung der metritis sehr richtig: "Neque manifestus utique tumor, neque oris uterini ardor dolorque ab attactu auctus, a primis saltem morbi initiis et ubique comparant." (Epitome de curand. hom. morb. lib. II,

§. 223.) Der Schmerz in der Gegend des Uterus ist überdem kein sicherer Beweis der Entzündung der Substanz der Gebärmutter, sondern wird nicht selten durch die Entzündung der Theile des Bauchfells hervorgebracht, welches die Gebärmutter bekleidet. — Wenn Hr. H. sagt: “A genuine Puerperal Fever may arise from an inflammation of the uterus, as well as from inflammation in other parts of the abdomen;” so glaubt Rec., daß doch wohl hierunter das peritonaeum verstanden werden könne, wenigstens ist ihm kein anderer Theil bekannt, der hiermit gemeint seyn könne. Ueber die Frage: ob das Puerperal-Fieber ansteckend sey, oder nicht? kann Hr. H. nichts entscheidendes sagen. Rec., der lange im Gebärhause zu Wien wohnte, wo er während eines Winters viele Weiber daran sterben sah, glaubt es nach den damaligen Erfahrungen nicht, so wie auch seine jetzige zwanzigjährige Praxis keinen einzigen Beweis hierüber liefert. Hr. H. sagt, daß außer seiner Heilmethode er nur die von Doulcet empfohlene Behandlung, mit wiederholten Brechmitteln, bey dieser Krankheit für hinreichend halte, und daß er es nicht begreifen könne, warum sie nachher von allen Schriftstellern verworfen sey. Der Grund ist unbezweifelnd, daß Doulcet sie bey einer Menge von Weibern anwandte, welche gar kein Kindbetterinnen-Fieber hatten: mithin seine Erfahrungen falsch waren. Rec. muß noch einmahl wiederholen, daß er recht sehr fürchtet, daß die Zeit daselbe von Hrn. Hey's und Dr. Gordon's Heilmethode (in so fern wir von letzterer und nur aus Hrn. Hey's Schrift urtheilen können, da wir die Schrift des Dr. Gordon's noch nicht besitzen) lehren wird. — Ein Anhang von S. 203—238 enthält einige Beobachtungen, welche der Verf. im Jahre 1815 machte, und die gleichfalls den Nutzen seiner Heilungsart beweisen sollen: so



wie der Verf. den Rec. schriftlich benachrichtigte, daß seit dem 11. März 1815, wo dieses Werk erschien, eilf Fälle von Kindbetterinnen-Fieber von ihm glücklich behandelt worden wären. Bis sorgfältige Erfahrungen Anderer den Nutzen dieser Behandlungsart gleichfalls bestätigen, sey es uns erlaubt, den größten Werth dieses Werks vorläufig darin zu setzen, daß es uns lehrt, daß starke wiederholte Blutausleerungen und Purgiermittel bey Kindbetterinnen lange so schädlich oder sogar tödtlich nicht sind, wie es von vielen Aerzten geglaubt wird: aus welcher ungegründeten Furcht das Ueberlassen bey der metritis und peritonitis puerperarum, leider! fast allgemein veräuht wird.

### Göttingen.

Bei Prose: *Caj. Corn. Tacitus Lebensbeschreibung des Julius Agricola*. Lateinisch und Deutsch von C. S. Kenner, Dr. der Philos. Ruff. Kaiserl. Hofrath, ord. Professor der Mathematik zu Kasan, und J. C. Rinke, weil. Dr. der Rechte, Ruff. Kaiserl. Hofrath und ord. Prof. zu Kasan. Zweyte Auflage, durchgesehen, berichtigt und mit Anmerkungen vermehrt von Aug. Schlegel, Lehrer am Königl. Pädagogium zu Jlfeld. 1816. XIV und 142 Seiten in Octav.

Diese in den hiesigen gel. Anz. 1809. St. 114. S. 1136 angezeigte Uebersetzung des Agricola von zwey Gelehrten anderer Fächer, erscheint jetzt durch die Bemühung eines jungen Humanisten gereinigter und vermehrter. Aus der Verdeutschung sind mehrere offenbare Unrichtigkeiten getilgt, und der gegenüberstehende Text, welcher größtentheils aus der Zwenbrücker Ausgabe genommen, und ganz und gar nicht ein getreuer Abdruck des Oberlinischen war, ist verbessert. Von beiden geben die Anmerkungen S. 112 <sup>2</sup> 142, die eigne Arbeit des

jetzigen Herausgebers, gewissenhafte Rechenschaft. Rec. fand darunter mehreres, dem er seine Zustimmung nicht versagen kann. So zeigt die Anmerkung S. 115–119 über eine schwere Stelle des sechsten Kapitels vom richtigen Eindringen in den Sinn der Kurze des Tacitus. Mit Gewißheit konnte der H. sagen, *laus est in aliquo* es ist Lob für jemanden sey Unlatein. Seine Erklärung von *par c. 9.* ist die einzig richtige. *Cap. 18. f. steht ipsa dissimulatione famae famam auxit* (*Agricola*) *aestimantibus, quanta futuri spe tam magna tacuisset;* hier meint der Hr., mit den Uebersetzern: indem man bedachte, *aestim.* sey abl. absol. mit Auslassung von *hominibus*, und führt auch aus dem Griechischen mehrere passende Beispiele von solchem Gebrauche der Participien im Genitiv an. Rec. erinnert dagegen, wäre diese Erklärung hier zulässig, so müßten alle Menschen scharf in *Agricolae* Inneres eingedrungen seyn, um eine so tiefe Absicht hinter der Verbergung zu entdecken. Allein nur die Einsichtsvollen (*sapientiores, prudentiores*) vermochten solche Schlüsse zu machen. Offenbar ist also *aestim.* Dativ, bey denen, welche erwogen. Man vergleiche *Germ. c. 6. In universum aestimanti plus penes perditum roboris;* und *Hist. IV, 17. reputantibus.* Diesen ausgesuchten Gebrauch des Dativs entlehnten die spätern Lateiner aus den Dichtern. Dem Rec. ist diese Zugabe von Anmerkungen ein erfreulicher Beweis von der philologischen Genauigkeit, mit welcher der junge Herausgeber seine Zöglinge im Erklären der alten Schriftsteller übt.

W.

### Neapel.

*Μερκουρίου Μοναχοῦ Ἀναγκαιότατη διδασκαλία περὶ σφύγγων. Mercurii Monachi pernecessa-*

*ria de pulsibus doctrina.* Ex ms. Cod. Regiae Neapolitanae Bibliothecae edidit, atque illustravit *Salvator Cyrillus.* 1812. 63 S. in Octavo. Typis Vincentii Orsini, superiorum venia.

Der Verf. entdeckte in einem Manuscripte des Dioscorides dieß eintige Seiten enthaltende Schriftchen des Mönchs Mercurius, und beschloß es, von dem trefflichen Bibliothekar Andres, seinem Gönner und Vorgesetzten unterstützt, herauszugeben. Er schickt eine mit Fleiß abgefaßte Geschichte der Lehre vom Pulse voraus, bis auf die Zeit, in welcher nach seiner Meinung der Mönch gelebt hat, und läßt denn das Werkchen selbst, Griechisch mit gegenüberstehender Lateinischer Uebersetzung, nebst kurzen Noten unter dem Texte, abdrucken. In drey Handschriften hat sich das Schriftchen erhalten, in der Leidenschen, aus welcher J. A. Fabricius *Bibl. Gr.* Vol. VI. c. 9. und v. Haller *Bibl. anat.* I. fin. es kennen lernten; in einer Parisischen, und in der Neapolitanischen, aus welcher der Verf. es abdrucken ließ, und worin es mit Albicianus noch ungedruckter Abhandlung *de urinis* enthalten war. Wo dieser Mönch lebte, und wenn, ist sonst nicht ausgemittelt. Der Verf. schreibt ihn dem 10. oder 11. Jahrh. zu, und meint, er habe in Calabrien geschrieben; eine Vermuthung, die man allenfalls annehmen kann. Die Schreibart führt allerdings in eine solche Zeit. Der gute Mönch, der fast Chinesisch über den Pulsschlag urtheilt, giebt 28 Regeln, z. B. schlägt der Puls, den du befühlst, an deinen Zeigefinger, so hat der Kranke Kopfschmerzen, schlägt er an den dritten Finger, so leiden die Nieren, u. s. f. Daß die Kunst aus diesem Schriftchen nichts gewinne, ist klar. Doch kann die Herausgabe nicht ohne Nutzen für den Litterator seyn.

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

37. Stück.

Den 4. März 1816.

---

**Hameln.**

Gedruckt auf Kosten des Verf. und in Commission bey den Gebrüdern Hahn in Hannover: Bemerkungen über das Vorkommen des Bleyglanzes, Brauneisensteins und Gallmeyes bey und um Tarnowitz in Oberschlesien. Ein Beytrag zur Geschichte des Tarnowitzer Bergbaues aus den Jahren 1802—1806. Aufgesetzt im Jahre 1807 von Wilhelm Schulz (vormahligem Oberbergingenieur zu Hameln). 1813. X und 226 S. in Octav.

Wenn die Geognosie als ein wissenschaftliches Ganzes die glänzendsten Resultate sich von Reisenden versprechen darf, die im scharfen und schnellen Beobachten geübt, viele Gegenden der Erde besuchen und dadurch in den Stand gesetzt werden, Vergleichen zwischen den Beschaffenheiten und Verhältnissen entlegener Theile der Erdenrinde anzustellen; das Allgemeineren, Constantere, von dem mehr Localen und Variablen zu unterscheiden, und so zur Erkenntniß der allgemeinen Norm und Ord-

L (2)

nung in dem zusammengesetzten Gezimmer der Erde zu gelangen; — so wird doch jene im Aufsteigen begriffene, aber schon jetzt eine schöne Blüte versprechende Wissenschaft, einen vollkommen festen Grund nur durch sorgfältige, bis auf das kleinste Einzelne sich verbreitende, Beobachtungen kenntnißreicher Personen erhalten können, die lange genug in einer Gegend weilten, um mit völliger Muße und Ruhe alle Beschaffenheiten und Verhältnisse ihres Erdenrindentheils zu durchspähen. Je geringer nun aber jetzt noch die Anzahl solcher Specialuntersuchungen ist, die für ein festes und dauerhaftes Material zu jenem Grunde gelten können, um so dankbarer muß eine jede neue aufgenommen werden, die auf diesen Ruhm gerechten Anspruch hat. Mit vollkommenster Ueberzeugung dürfen wir die vorliegende Schrift zu dem engeren Ausschusse der Vorzüglichen zählen; denn sie enthält eine Fülle treuer Beobachtungen, über eine in geognostischer Hinsicht nicht minder als in technischen Beziehungen sehr merkwürdige Gegend, in welcher der, gegenwärtig einen bedeutenden Bergwerksposten im Preussischen bekleidende Verfasser, mehrere Jahre als Bergwerksbeamter verlebte. Wir erkennen in dieser Schrift aufs Neue, wie ganz besonders theoretisch und practisch gebildete Bergmänner dazu geeignet sind, die Geognosie zu fördern: die Wissenschaft, welche gerade an dem Bergbaue die ihr geleisteten Dienste am reichsten zu vergelten vermag. Das vorliegende Buch enthält nicht allein ungemein schätzbare geognostische Beobachtungen, sondern daneben auch viele lehrreiche Berg- und Hüttenmännische Nachrichten. Sehr zweckmäßig finden wir die Ordnung des Vortrages; der Verf. gibt nämlich zuerst eine bündige, zusammenhängende Darstellung vor

dem Vorkommen des Bleiglanzes, Brauneisensteins und Galmeyes bey und um Tarnowitz in Oberschlesien, und ertheilt alsdann einzelne instructive Erläuterungen zu dem vorstehenden Aufsatz.

Das Kalksteingebirge, welches den ganzen nördlichen auf dem rechten Oderufer belegenden Theil von Oberschlesien, so wie den nördlichen größeren Theil von Neuschlesien bedeckt, ist im Allgemeinen betrachtet auch dasjenige, welches in dortiger Gegend den Bleiglanz, Brauneisenstein und Galmey ohne Ausnahme begleitet. Der erzführende Kalkstein ist in der Regel zweyerley Art: ein unterer und folglich älterer, ein oberer und jüngerer. Jener ist grobsplittrig, vor graulich- oder gelblichweißer Farbe, und führt zuweilen Pectiniten und Chamiten; dieser ist graulich gelb, dicht und in der Grube fest, verwittert aber an der Luft und erhält dadurch ein sandiges Ansehen. Es würde sich viel darüber sagen lassen, zu welcher Flözformation diese Kalksteine gehören mögen; ob sie zu einer oder zu verschiedenen zu zählen seyen u. s. w. worüber schon mehrere Geognosten ihre Meinung ziemlich bestimmt ausgesprochen haben. Der Hr. Verfasser hält sein Urtheil darüber ganz zurück, welches zu beweisen scheint, daß er sich nicht getraute, bestimmt darüber zu entscheiden. Es ist auch in der That besser gar nicht zu entscheiden, als ein Urtheil auszusprechen, welches nicht gehörig motivirt ist, wodurch nur gar zu leicht die Aufforderung zum weiteren Forschen unterdrückt und daher die Wahrheit länger verborgen gehalten wird. Auf der andern Seite ist es nicht zu läugnen, daß man ungleich vollkommner durch Beobachtungen befriedigt wird, denen zugleich eine bestimmte Stelle in dem allgemeinen Fachwerke der Wissenschaft angewiesen worden, als wenn man diese Einordnung erst in der

Folge, vielleicht von einer fremden Hand sich versprechen darf.

Der Hr. Verfasser gibt die Verbreitung obiger Formationen genau an. Bleiglanz, Eisenstein und Galmey kommen an mehreren Puncten beyammen vor; aber in Oberschlesien ist doch immer nur eine dieser Minern an demselben Puncte vorwaltend und bauwürdig. — Characteristik des Bleiglanzes. Eine Lettenschicht zwischen den beiden Kalksteinlagen ist die Hauptlagerstätte desselben. Er liegt darin in Knollen, in Krystallen; selten bildet er eine ganze Schicht, die nur von dünnen Lettenlagen eingeschlossen, oder wohl gar an das Dach- und Sohlengestein angewachsen ist. Der Silbergehalt des Bleiglanzes beträgt im Centner nur  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Loth. Auch Bleyspath, Bleyerde, Grün-Bleierz, Schwarz-Bleierz, am seltensten Roth-Bleierz, kommen zugleich vor. — Die Eisensteinslager finden sich jedesmahl über dem vorhin erwähnten Dachkalkstein; an den Stellen wo derselbe fehlt, unmittelbar über dem Bleiglanze; wo beide fehlen, unmittelbar auf dem Sohlenkalkstein. Besonders kommen dichter und saftiger Brauneisenstein vor; auch ochriger Braun- und Rotheisenstein; außerdem brechen Braunsteinminern und Bleiglanz mit ein. Unmittelbar über dem Eisenstein liegt in der Regel gelber, fester Letten, dann ein grauer, dichter Thon (Kurjawka), darüber Sand und oben auf Dammerde. — Der Galmey liegt in abgerissenen Mulden, deren größte nicht über hundert Fachter in Länge und Breite betragen. Man unterscheidet weißen und rothen Galmen, von denen der erstere am häufigsten vorkommt. Am Trockenberge sind die Lagen von oben nieder folgende: Dammerde, grauer Letten, Sand, Kurjawka, gelber und rother Letten, Letten mit Eisenstein, gelber fester

Letten, grauer Letten (Krechy), Galmei in runden abgeforderten Stücken in Letten. Hierunter liegt der Sohlenkalkstein (Scala). — Von den Abweichungen die diese Erzlagerstätten in Neuschlesien zeigen.

Aus den Erläuterungen, die den größeren Theil der vorliegenden Schrift einnehmen, können wir wegen des beschränkten Raumes nur Einiges ausheben, um auf ihren reichen Gehalt wenigstens aufmerksam zu machen. — Der Hr. Verfasser theilt interessante Bemerkungen darüber mit, wie in Oberschlesien die Natur den Gebieten des blenglanzführenden Kalksteins und des Steinkohlenegebirges gegenseitig Grenzen gesetzt hat. — Schätzbare Nachrichten aus der Geschichte des Zarnowiger und Beuthner Bergbaues. — Von der mechanischen Aufbereitung der Zarnowiger Blei- und Silbererze, dem Grubenbetriebe, den Hüttenprocessen zu Zarnowig. Das Schmelzen des Stuffs Wasch- und Graupenerzes wird getrennt von dem Schliebschmelzen betrieben, jenes in Krummöfen, dieses in 20füßigen Hochöfen. Man beschickt mit Granalien, Wascheisen, Eisenfrischschlacken und schmelzt mit abgeschwefelten Steinkohlen. Die Treibarbeit theilt sich in das Concentrations-Treiben und das Reichtreiben. Der Heerd im Treibofen wird aus Knochenasche und Kalk geschlagen. Gefeuert wird mit Steinkohlen. 160 Centner Werke liefern bey dem Arm-treiben 10 Centner concentrirte Werke von  $1\frac{1}{4}$  bis  $1\frac{1}{2}$  Mark Silbers pr. Centner. Bey dem Reichtreiben erfolgen aus 140 Centner 170 Mark Silber. Das Anfrischen der Glätte theilt sich auch wieder in das Arm- und Reichfrischen. In jenem wird die Frischglätte ohne Zuschlag mit rohen Steinkohlen reducirt; dieses besteht in dem Heerd- Abstrich- und Aschenfrischen und liefert silberhaltige Bleie, die vertrie-



ben werden. — Lehrreiche Beschreibung des Verfahrens bey Abteufung und Ausmauerung eines Dampfmaschinenschachtes auf dem Stadtrevier, wobey man die Senkarbeit anwandte. — Interessante Nachrichten über die verschiedene Construction der Larnowiger Dampfmaschinen und ihre respectiven Effecte; nebst einem genauen Kostenanschlage zur Erbauung einer 24zölligen Boulton- und Wattischen Dampfmaschine, von dem Hrn. Maschineninspector Holzhausen. — Geognostische Bemerkungen über einige Gegenden von Neuschlesien. — Zuletzt noch ein Nachtrag, angrenzende Gebirge betreffend: Nachrichten über das Sandomirische Erzgebirge und über das Südpreußische Thonsteinsteins Gebirge.

Beygefügt ist dieser empfehlungswerthen Schrift eine Karte, welche die isolirten Lagerungsverhältnisse des Eisensteins und Galmeyes zwischen Larnowiz und Beuthen darstellt.

### Leipzig.

Ben U. H. Köchly: Die Fürsten und ihre Völker in ihren gegenseitigen Forderungen dargestellt. 156 Seiten in klein Octav.

Daß nach den großen erschütternden und hebenden Ereignissen, auch in Deutschland der Trieb, seine politischen Ansichten und Wünsche mitzutheilen, mächtiger aufgeregt ist, kann nicht befremden; und, überhaupt betrachtet, um so weniger getadelt werden, da an der Bewirkung des Großen und Guten der letzten Jahre den Schriftstellern ein bedeutender Antheil ohne Ungerechtigkeit nicht kann abgesprochen werden. Wenn diese Mittheilung nicht immer durch genügende Einsicht begründet oder mit angemessener Bescheidenheit und Vorsicht begleitet ist, so muß

hier, wie überall, dem Mißbrauch, um des davon unzertrennlichen Guten willen, nachgesehen werden. Freylich wäre es schlimm, wenn die brausenden Hitzköpfe allein das Wort führen, oder den entscheidenden Einfluß sich erwerben sollten; welches aber auch nicht zu befürchten ist, da, um ihnen Einhalt zu thun, es an gründlich aufgeklärten, redlichen und besonnenen Männern nicht fehlet. Zu diesen gehört unverkennbar der Verfasser der vorliegenden, der hohen Bundes-Verammlung zu Frankfurt besonders gewidmeten Schrift. Die Forderungen der Völker, die er S. 1-70 vorträgt, sind 1) eine rechtliche Verfassung, Landstände; nicht mit Ausschließung der im Dienst des Regenten angestellten; 2) volle Freyheit der Gottesverehrungen, welchen Begriff der Verf. aber so erweitert, daß diejenigen, die sich ohne irgend eine Ausnahme und irgend einen Vorbehalt allen Bürgerpflichten unterziehen, auch zu allen Staatsämtern zugelassen werden sollen; und daher die in England noch Statt findende (freylich dort auch schon heftig bestrittene) Einschränkung tadelt (daß die Dissenters nicht im Parlament sitzen können, ist irrlich hieben angenommen). 3) Freyheit der Presse; wie es scheint ohne alle Censur. (Diese läßt sich aber so denken, daß, ohne nachtheilige Einschränkung, noch viel Schädliches, auch selbst zum Besten der Schriftsteller, dadurch verhindert werden kann; Rec. hat hier schon Erfahrung für sich.) 4) Gute Bildungsanstalten. 5) Ein verbessertes Kriegswesen; Landwehr, Landsturm u. 6) Aufrichtige Ausöhnung der verschiedenen Classen der Gesellschaft. Der erbliche Adel, für dessen natürliches und rechtliches Daseyn der Verf. mit gründlicher Einsicht sich erklärt, muß, wenn diese Ausöhnung Statt finden

soll, an den Lasten des Staats verhältnißmäßig gleichen Antheil nehmen; auch wäre Beschränkung des Geburtsadels auf die erstgebohrnen Söhne, wie in England, dazu dienlich. Endlich wünscht der Verf. wie viele, für Deutschland, ein beständiges Bundeshaupt, einen Kaiser, mit erblicher Würde, eingeschränkt durch einen, gleichfalls erblichen, Erzkanzler, und ein unabhängiges Bundesgericht. Die Forderungen der Fürsten dagegen an ihre Völker sind 1) Vertrauen auf ihren guten Willen sowohl als auf ihre Weisheit; 2) Geduld, wenn dem gegenwärtigen Druck der Zeiten nicht sogleich abgeholfen, das künftige Gute nicht sogleich bewerkstelliget werden kann; 3) Anhänglichkeit an ihre Person und ihre Familie. Von S. 85 bis zu Ende beleuchtet der Verf. einige Aeußerungen des Hrn. Ancillon, in dessen Schrift: Ueber Souveränität und Staatsverfassungen; mit Scharfsinn und anständiger Mäßigung. (Der eine Punct, den Vertrag zwischen Regenten und Volk betreffend, hätte in noch etwas helleres Licht gesetzt werden können, durch die, einigermaßen zwar angedeutete, Bemerkung, daß dieser Vertrag nicht just als zwischen den Regenten und dem Volk zusammengenommen abgeschlossen gedacht werden muß; sondern, wie es der gemeinere Fall ist, zwischen dem Oberhaupte und den sich ihm unterwerfenden Einzelnen, oder Familien; die entweder im Lande gebohren doch nicht da zu bleiben genöthigt waren, oder von außen her sich zugesellt haben; aus welcher Zugesehung der Einzelnen dennoch eine Pflichten, folglich auch Rechte, mit sich führende Verbindung derselben unter einander zu einem Ganzen entspringt.) Wir wünschen dieser kleinen Schrift, wie sie es verdient, viele Leser.

---

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

38. Stück.

Den 7. März 1816.

---

## Paris.

Ben Buiffon, 1813: Souvenirs et Portraits. 1780—1789. Par M. de Levis. XXIV und 268 S. in groß Octav.

Der seit der Rückkehr der Bourbons wiederum Duc und Pair gewordne Verfasser hat durch allerhand mit Beyfall aufgenommene Schriften sich bereits als witziger Kopf bekannt gemacht; aber auch als guter Beobachter durch die ungleich ernsthaftere, wiewohl noch nicht vollendete, Beschreibung seiner Reise nach England. In der Einleitung zu vorliegendem Werkchen, die sich, wie alles Uebrige, angenehm lesen läßt, setzt er ziemlich befriedigend auseinander, was von den Wahrnehmungen eines gehörig unterrichteten Zeitgenossen, und also auch des Memoirenschreibers, zu verlangen und nicht zu verlangen sey. Er selbst hatte von Jugend an am Hofe Ludwigs XVI., und, wie sich von selbst versteht, in den besten Gesellschaften der Hauptstadt gelebt, vor und während der Revolution sich auch im Auslande umgesehen, und keine Gelegenheit ver-

M (2)

säumt, was ihm bloß durchs Hörensagen beachtenswerth geworden, auch mittelst eigener Erfahrung zu prüfen. Daß er die Sprache zu handhaben wisse, durfte er wegen des Beyfalls, den seine übrigen Schriften gefunden, sich schmeicheln. Desto auffallender bleibt es, ihn hierüber noch im Vorberichte mit vieler Wärme sich Luft machen und gegen die ausschweifenden Forderungen sich ereifern zu sehn, womit heut zu Tage die Kunsttrichter Frankreichs, oder vielmehr der Hauptstadt nur, den armen Schriftstellern das Leben immer saurer machen, und eine Correctheit, Ründung und Glätte ihnen zumuthen, die endlich alles Wesentlichere zu verdrängen, und die Geburten des Geistes zum leeren Spiel verwöhnter Ohren herabzuwürdigen drohn. Seine Aeußerungen über dergleichen Irreführer des Geschmacks gehören unter die auch fürs Ausland lehrreichsten des ganzen Werkchens; denn auch bey uns ist man hierüber noch gar nicht auf dem Reinen!

Was nun die aufgestellte Gallerie der Charactere, die im Zeitraume von 1780 bis 1789 noch hervorgeragt haben, betrifft, so sind es vor der Hand 36 Personen aus beiden Geschlechtern, die der Duc, durch seinen Rang und übrige Verhältnisse begünstigt, näher gekannt zu haben, und daher manches über sie von Andern gewagte Urtheil berichtigen zu können glaubt. Neun darunter befindliche Damen, obgleich ihr Einfluß in öffentliche Angelegenheiten nicht unbedeutend gewesen, wollen wir schon deßhalb unerwähnt lassen, weil solche zum Uebergewicht einer Maintenon oder Pompadour es doch nicht hatten bringen können, und in Hinsicht auf guten Gesellschaftston, dieser, wie bekant, von jeher in Frankreich aus ihren Kreisen hervorgegangen ist. So viel man hingegen z. B. über Ludwig XVI., die Grafen Maurepas und Mirabeau, die Cardinäle de Someni

und Koban, die Herren de Calonne und Necker, den Bischof von Arras, den Marschall Richelieu, den Grafen Aranda und Marquis Caraccioli uns auch bisher schon zu lesen gegeben, bleibt es doch immer unterhaltend, mitunter auch belehrend, einen Zuschauer von des Verf. Weltkenntniß und bereits reif gewordenem Alter, über die mancherley Seiten dieser Männer seine Meinung äußern zu hören. Auch ein paar sehr beliebt gewesene Redner und Parteyhäupter aus der frühern Revolutionszeit, Barnave nämlich und de Cazales, als die er näher kennen gelernt, werden aufgeführt, und letzterer mit dem berühmten Fox verglichen; ohne diesem jedoch den Vorzug tieferer Gründlichkeit streitig zu machen. Leidenschaft und Partey Sinn scheinen überhaupt ihn nur selten verführt zu haben; allein, naturam furca expellas! Wenn auf Hoston und Hoffitten die Rede fällt, blickt der Zögling aus Versailles doch überall durch; kein Wunder daher, daß bey Schilderung Gustav III., der überdies ihm sehr gebogen scheint gewesen zu seyn, die Farben doch etwas zu blendend ausfielen; bekanntlich aber hatte dieser Fürst auch dermaßen sich dem Französischen Geschmacke zu fügen und ihn sich anzueignen gewußt, daß auch unser Duc gleichfalls davon hingerissen wurde, und manche Schattenseite, die andern Ausländern nicht entgieng, gern mag übersehen haben. An Tact fürs Wesentlichere fehlt es ihm übrigens so wenig, daß, was er S. 187 u. f. einer Polnischen Fürstinn über die Erziehung ihres Neffen und die Nachtheile seines längern Aufenthalts in Frankreich in den Mund legt, für vorurtheilsfren genug gelten kann.

Vermuthlich sind es die neuesten Staatserschütterungen gewesen, wodurch der Verfasser gehindert worden, diesen Portraits und Souvenirs ein zweytes

Bändchen folgen zu lassen, worin an lehrreiche Bekanntschaften, die er in England, Deutschland und Rußland zu machen Gelegenheit gehabt, die Reihe kommen sollte; was für unsre Landsleute, wie natürlich, noch anziehender seyn würde als so manches andre in vorliegende Abtheilung niedergelegte, worüber wir uns schon ziemlich genau unterrichtet befanden. Daß außer den bereits oben erwähnten Nahmen auch solche vorkommen würden, die außerhalb Frankreich wenig oder gar nicht bekannt sind, auch im Vaterlande selbst es nur durch ihre Launen oder unschuldige Excentritäten waren, ließ schon deßhalb sich erwarten, weil er, wie billig, zunächst nur für seine Landsleute schrieb. Eben so wenig ist er darüber zu tadeln, daß er da, wo er den Gegenstand nicht erschöpfen wollen oder können, sich nur mit einigen Pinselstrichen und kurzen Andeutungen begnügt hat; noch weniger über den Umstand, daß er seinem verstorbenen Vater, dem Marschall *Duc de Levis*, darin ein Ehrendenkmal gesetzt. Dieser wackre Mann hatte als ein *Cadet de Gascogne* sich von der Pike emporgeschwungen, und um die Provinz *Artois*, der er als *Gouverneur* vorgestanden, sich so ausnehmend verdient gemacht, daß der jetzt wieder regierende König auch den Sohn dazu auserwählte, in der zur neuen Deputirtenwahl unlängst berufenen Ständeversammlung des Departements den Vorsiz zu führen; wo er denn auch, wie öffentliche Blätter es bezeugt, mit offenen Armen empfangen wurde, und die Verdienste seines Vaters noch im besten Andenken fand.

#### London.

*Chronicle of the Cid, Rodrigo Diaz de Bivar, the Campeador; from the Spanish by Robert Southey. 1308. XXXIX und 468 S. in Quart.*

Das gegenwärtige Werk ist aus der fruchtbaren Feder desselben Verfassers geflossen, dem wir eine Geschichte von Brasilien, und mehrere poetische Werke, theils als Originale, theils als Uebersetzungen verdanken. Es ist erst jetzt zu uns gekommen, und das Jahr in welchem es erschien, zeigt im voraus, daß es den damaligen Zeitumständen, die Allem was sich auf Spanien bezog eine Wichtigkeit gaben, seinen Ursprung verdankt. Denn in der That möchte es sonst schwer zu erklären seyn, wie eine Uebersetzung alter Spanischer Chroniken von einem solchen Umfange ausführbar war, die bey aller Vorliebe für Spanische Litteratur selbst in Deutschland ihr Publicum schwerlich finden möchte. Denn das gegenwärtige Werk ist keine Bearbeitung der Geschichte des Cid, des Lieblingshelden der Spanischen Poesie nicht weniger als Geschichte, der im eilften Jahrhundert unter R. Ferdinand I., einem der Söhne von Sanctius Mayor, dem er 1034 in einem Theil seines Reichs, in Castilien, folgte, durch seine ritterlichen Heldenthaten glänzt; sondern eine Uebersetzung und zwar aus mehreren Spanischen Quellen, die wir zuerst den Lesern einzeln bekannt machen müssen. Die erste und reichhaltigste ist die *Chronica del famoso Cavallero Cid Ruydiez Campeador*, das erstemahl gedruckt 1552, das andremahl zu Burgos 1593. Der Verfasser dieser Chronik und ihr Zeitalter sind unbekannt. Man hat sie fälschlich Arabern beylegen wollen; es ist Nichts Arabisches in ihrem Styl, als die Klage über Valenzia. Sie scheint das Werk eines Spaniers zu seyn, der Arabische Documente benutzte. Sie steht mit der *Coronica general* in einem solchen Verhältniß, daß gewiß eine die andere benutzt hat; nur läßt sich nicht ausmachen, welche? Ist sie aus letzterer gezogen, so muß ihr Alter spätestens gegen das Ende



des dreizehnten Jahrhunderts, ungefähr 170 Jahre nach dem Tode des Cid fallen. Eben ihre Reichhaltigkeit macht es aber wahrscheinlich, daß sie erst eine spätere Compilation sey. Die zweyte Quelle ist die erwähnte Cronica general, die Alphons X. entwerfen ließ, oder selbst entwarf; und die Kaiser Carl V. im Jahre 1541 durch seinen Geschichtschreiber Florian de Ocampo zuerst herausgeben ließ. Sie ward in diesem Jahre in Zamora gedruckt. Die Handschrift aber nach der dieser Abdruck gemacht ward, ist voller Fehler, und selbst lückenhaft. Zur Vergleichung die Ausgabe mit einer alten Handschrift, und füllte daraus die Lücken aus. Eine spätere Ausgabe deren sich der Verf. bediente, erschien 1604 zu Valladolid. Die dritte Quelle ist das Poema del Cid; eine gereimte Chronik, die schon aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts seyn soll. (Man s. Bouterwek Geschichte der Spanischen Poesie, I, S. 29. Es ist auch in Schubert Poësia Castellana abgedruckt.) Endlich die Romances del Cid, die man theils in der Sammlung von Escobar, Sevilla 1632, theils in dem Romancero general findet. — Dieß sind also die Quellen des Verfassers, Um seine Methode kennen zu lernen, wollen wir ihn selber sprechen lassen. "Die Chronik des Cid (Nr. 1.) ist, sagt er, das Grundgewebe meines Werks. Ich habe die Theile weggelassen, die sich auf die allgemeine Geschichte von Spanien beziehen, aber keinen Bezug auf den Cid haben. Zugleich habe ich aber Alles eingeschaltet (incorporated), was von Zusätzen, mögen sich diese auf Facta oder Sitten beziehen, (additional circumstances, either of fact or of customs,) in der Cronica general, oder auch dem Poema del Cid enthalten ist. Das Gedicht muß als metrische Geschichte, nicht als Romanze, betrachtet werden. Es ward eher geschrieben

als die Dichtungen entstanden, welche die Geschichte des Cid ausschmücken. Ich habe es zuweilen in Bezug auf Facta, und jedesmahl in Bezug auf Sitten, den Chroniken vorgezogen; denn als Sittenbeschreiber ist dieser Dichter der Homer der Spanier." Gegen diese Verfahungsart möchte die Critik wohl wichtige Einwendungen zu machen haben. Ist das Poema del Cid die älteste und reinste Quelle, warum legte der Verf. nicht dieses zum Grunde? War die Absicht, die Dichtung des Cid in ihrem nachmahligem Umfange darzulegen, so möchte allerdings die spätere Chronik vorzuziehen seyn; allein nun verliert das Werk seinen historischen Werth, und der ästhetische möchte schwerlich so hoch anzuschlagen seyn, daß die gewählte Methode dadurch gerechtfertigt würde. Aber was billig noch mehr befremdet, ist, daß der Verf. nach dem was Spanien für die Geschichte des Cid besitzt, sich so wenig umgesehen hat, daß eine noch nicht lange entdeckte Hauptquelle dafür ihm gänzlich unbekannt geblieben zu seyn scheint. Dieß ist die in einem Kloster zu Leon gefundene Lateinische Chronik: Gesta Roderici Campedocti, welche der Augustiner Manuel Risco in seiner 1792 zu Madrid erschienenen Historia del Cid im Anhang hat abdrucken lassen. Wir Deutschen besitzen bereits eine nach dieser Quelle bearbeitete Geschichte, oder vielmehr Uebersicht der Geschichte, des Cid, die wir einem unsrer ersten Historiker Johann v. Müller verdanken, in dem achten Theile seiner Werke. In so fern Deutschen Lesern daran liegt, das Historische der Geschichte des Cid kennen zu lernen, werden sie hier leichter als bey unserm Verfasser ihre Wißbegierde befriedigen können. Eine Einleitung gibt eine Uebersicht der Spanischen Geschichte vor dem Cid, meist nach Cardonne und Marianus. Der Text selbst ist, wie aus

dem obigen erhellt, Uebersetzung, die, nach dem was wir vergleichen konnten, uns mit Treue und Sorgfalt gemacht zu seyn scheint. Am Rande sind stets die Quellen mit Genauigkeit citirt. Der Gesichtspunct aus dem die Leser das Ganze zu betrachten haben, wird sich aus dem Obigen von selbst ergeben, Nicht als eine critische Geschichte, sondern eine in Prosa vorgetragene Dichtergeschichte. In wie fern diese dem Geschmack der Leser zusagen wird, wollen wir ihnen selber zu beurtheilen überlassen. Der größte Gewinn ist unsers Erachtens daraus für die Kunde des Spanischen Ritterwesens, und für die Sitten der Nation überhaupt zu ziehen. Beygefügt sind als Anhang zuerst Anmerkungen, meist historischen Inhalts zur Erläuterung einzelner Facten die in der Dichtung vorkommen; dann aber Proben aus dem Poëma del Cid, mit der Englischen Uebersetzung in gereimten Versen. Hn.

### Bremen.

Von J. G. Henze: *Italiänische Sprachlehre* nebst Uebungen zur Anwendung der Grundsätze, der Wortfügung und der Schreibart, von Joh. Daniel Wagener, Doctor und Professor. 1816. V und 536 Seiten in Octav.

Für den Zweck, welchen der Verf. mit dieser Sprachlehre beabsichtigt und zu erreichen strebt, ist das Werk sehr gut angelegt, indem es nicht sowohl solchen Schülern bestimmt ist, welche bloß Italiänisch lesen und verstehen wollen, als denen, deren Lage es erfordert, die Geschicklichkeit schnell und geschmackvoll in dieser Sprache sich auszudrücken, zu besitzen. Der Verf. hat sich um die leichtere Erlernung dieser Sprache also sehr verdient gemacht.

---

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

39. Stück.

Den 9. März 1816.

---

Berlin.

Realschulbuchhandlung: Der heilige Bernhard und sein Zeitalter. Dargestellt von Aug. Neander, ord. Prof. der Theologie zu Berlin. 1813. 338 S. in groß Octav.

Von dem heiligen Bernhard haben wir schon mehrere alte Lebensbeschreibungen, worunter drey von seinen Zeitgenossen herrühren. Sie sind durchaus lobrednerisch bis zum Fabelhaften, aber doch voll interessanter Züge, und geben der Critik immer noch eine schöne und fruchtbare Ausbeute. Diese Critik ist aber in dem mehrmahls wieder aufgelegten Werke: *La vie de St. Bernard* nicht beobachtet worden, welches gleichfalls mehr eine Lobschrift als eine unparteyische Biographie ist. In neueren Zeiten ist man auch hier auf ein entgegengesetztes Extrem gekommen, Spott und Schimpf sind an die Stelle des Ernstes und der Bewunderung getreten, und eine Mischung von Schwärmeren, Aberglauben, Betrügeren und Politik sollten auch hier alles erklären. Die vorliegende Schrift unterscheidet sich dadurch, daß sie unparteyisch ist, Menschen und Lehren nach

N (2)

den Grundsätzen einer religiösen Philosophie würdigt und zugleich Bernhards Zeitalter in Betracht zieht. Es ist keine erschöpfende und vollständige Lebensbeschreibung, aber die Auswahl ist gut. Ueberall wird auf die ersten Quellen und Hülfsmittel zurückgegangen. In den Text selbst werden viele Stellen aus den alten Schriftstellern eingerückt, welche oft weit sprechender sind, als eigene Erzählungen, Schilderungen und Bemerkungen. In den Anmerkungen, welche besonders hinter jedem Abschnitte stehen, ist auch manches dem Hauptgegenstande verwandte beigebracht. Mit den häretischen Secten im damaligen Zeitalter hat sich der Verf. viel Mühe gegeben, es ist aber hier ungemein schwer, mehr Licht zu schaffen. Die ganze Erzählung ist einfach, ruhig, mit kurzen Reflexionen durchwebt, doch meist nur die Thatfachen gebend und dem Leser selbst das Urtheil überlassend. Ohne in den Ton der alten Lebensbeschreiber der Heiligen einzustimmen, ist doch alles darauf angelegt, dem Leser ein ehrwürdiges Bild von der seltenen Vielseitigkeit, der tiefen Religion, der rastlosen Thätigkeit, der Beredsamkeit Bernhards und von seiner außerordentlichen Gabe, große Plane auszuführen, Menschen von allen Gattungen zu leiten, zu unterhandeln, auszusöhnen, gegeben. Wohl hätte hier und da auch die Möglichkeit anderer Ansicht und Auslegung eine Erwähnung verdient. Vom Zeitalter Bernhards ist viel hereingezogen, doch hätte ein lebendigeres, mehr gehaltenes und ausgeführteres Bild davon geliefert werden können. Um Proben von der Weise des Verf. zu geben und zur Lesung der ganzen Schrift anzureizen, wollen wir einige Stellen auszeichnen, auf andere aufmerksam machen. S. 9. „Bernhards außerordentliche Strenge gegen seine sinnliche Natur entkräftete zuletzt seinen Körper ganz. — Er selbst klagte sich späterhin an, daß er seinen Körper dem Dienste

Gettes und seiner Brüder entzogen. — Doch das brauchte er nicht zu bedauern; ganz anders als sein Körper hätte wirken können, wirkte sein Geist, und dadurch gerade desto gewaltiger, weil er aus einem solchen Körper sprach und handelte — des Geistes Uebermacht in einer unansehnlichen Hülle gegenüber der stürmischen Gewalt kriegerischer Ritter; daher konnte so leicht bey denen, welche Bernhard sahen und reden hörten im wichtigen Momente, der schon während seines Lebens sich verbreitende Glaube entstehen, daß er die Gesetze der Natur durch die Kraft, die ihm die Gottheit gegeben, überschreite, dabey die feurige Zuversicht des Manns, der wirklich glauben konnte, daß für das, was er wollte, Wunder geschehen, daß das eintreffen müsse, was ihm gegenwärtig war in seiner Seele.“ Man findet sonst überall nichts in diesem Buche von Bernhards Wundern, ausgenommen S. 108, daß die Krankheiten, die er geheilt haben soll, meist Nervenübel, Raserey (die man damahls von den Dämonen ableitete) und Fieber gewesen seyen. Und doch ist dieser Punct in der Characteristik des Manns wichtig, weil er sich selbst sehr bestimmt die Wundergabe zuschrieb und ohne Zweifel auch davon überzeugt war. S. 32 f. “Durch die größte ascetische Strenge, die buchstäbliche Beobachtung der Benedictinerregel zeichneten sich die Cistercienser aus vor den weichen Cluniacensern, und erhielten desto größere Verehrung, ihre Klöster und Kirchen, die den Character der Armuth und Demuth ausdrücken sollten, einfach und ganz schmucklos, standen in auffallendem Contrast mit den durch Pracht und mahlerische Kunst vielfach ausgeschmückten Cluniacenser-Kirchen und Klöstern. Aus diesem verschiedenen Geist entstand ein Kampf zwischen den beiden Orden. — Man sah kleinlichen Hochmuth und eitle Eifersucht wirken. — Doch die Häupter der beiden Orden, Bernhard von

Clairvaur und Peter von Clugny waren Männer von zu großer Seele, hatten das Wesen der Religion zu richtig erkannt, um sich von diesen Leidenschaften beherrschen zu lassen und einander wegen der Verschiedenheit äußerer Formen anzuseinden. Wenn sie zuweilen durch streitendes Interesse von einander entfernt wurden, so that der sanfte, liebevolle Peter den ersten Schritt zur Versöhnung und das alte Verhältniß zwischen ihnen wurde bald wieder hergestellt. Sie schätzten und liebten einander gegenseitig; Peter freute sich der allgemeinen Verehrung, mit der Bernhard betrachtet wurde, bey großen Angelegenheiten wirkten sie mit einander gemeinschaftlich. Sie selbst haben ihre Ansicht von dem Verhältnisse der beiden Orden zu einander dargelegt in mehreren Schriften, welche sie in der Absicht verfaßten, um die Mängel in beiden aufzudecken, die richtige Schätzung der Verschiedenheiten und die gegenseitige Mäßigung und Liebe zu befördern." Eben so ist das Verhältniß und der Streit zwischen Bernhard und Abälard S. 139 - 156 gut auseinander gesetzt. S. 209. "So zog denn ein zahlreiches Heer von Kreuzfahrern nach dem Orient, so viel vermochten in diesem Zeitalter Empfindungen andächtiger Erinnerung, daß Hohe und Niedrige Familien, Gut und Vaterland verließen, ihr Leben hinzugeben bereit waren, um die Stätten, die mit Recht ihnen als die heiligsten in der Welt erschienen, geheiligt durch die erhabensten und rührendsten, die ganze Menschheit betreffenden Begebenheiten von profanen Händen zu befreien und der Andacht zu denselben freyen Zutritt zu verschaffen. Freylich war es ein Mißverständnis, die Stätte, von der der Friede sich unter das Menschengeschlecht verbreiten sollte, mit Gewalt und Blutvergießen erobern zu wollen, allerdings giengen die rohen Menschen von den Empfindungen der Andacht,

die ihnen nicht klar genug wurden, in ihr inneres Leben nicht genug eingriffen, oft zu den Ausbrüchen wilder Leidenschaft und Sinnlichkeit über. Immer aber erkennen wir in einem auf nichts den Sinnen Begreifliches gerichteten Enthusiasmus, der ganze Nationen ergriff, außerordentlichen Anstrengungen für etwas Außerordentliches Spuren von des Menschen erhabener Abkunft. Auf der niedrigsten Stufe, am meisten den uralten Adel des Menschengeschlechts verleugnend, steht der kalte Verstand, der mit vornehmem Mitleiden auf solche Zeiten hinabsieht, nicht weil er begeistert ist von der wahren Realität, sondern weil ihm das allein als reell erscheint, was das niedrigste ist unter allem Schein, weil ihm gerade das als das Wahnsinnige erscheint, was hier das Schöne ist, arbeiten und wagen für etwas, was lebt und einen Werth hat nur in der Brust des Menschen." Die philosophische Ansicht der Hildegardis, die Stellen, die aus ihren Schriften angeführt werden, die Beschreibung der Wirkung, die sie auf ihr Zeitalter hervorbrachte, S. 210—216, 300—305, haben unsere ganze Zustimmung, sind aber zu weitläufig, um hier ausgezeichnet zu werden. Wir setzen dafür noch eine andere kürzere Stelle her S. 297 f. "Es fällt wohl dem, welcher aus dem Strome der die Menschen mit sich forttreißenden Zeit herausgehoben, in der Beschränkung der Parteien nicht mehr befangen, das Gute und das Schlechte, wie beides sich offenbart, betrachtet, die Frage auf: Warum mußten Männer, die darin übereinkamen, daß sie das Gute wollten, ein Bernhard, Abälard, die Stifter der Secten, einander bekämpfen, wie anders wäre es in dem Zeitalter geworden, wenn Abälards speculativer, Bernhards contemplativer und an dem Positiven festhaltender Geist, der herzliche Mysticismus der Secten statt gegen einander zu wirken, in einander gewirkt hätten,



denn sie kamen ja alle darin überein, daß es ihnen Ernst war, das Böse zu strafen, daß sie das Sittliche wollten, die Seligkeit für das einzige wahre Ziel menschlichen Strebens hielten. Da aber fast jedem Guten im Menschen und in der Menschheit ein eigenes Böses sich beygesetzt, so ist dieser sich immer wiederholende Kampf nothwendig, das gänzliche Uebergewicht des Eigenen und Bösen, die Fäulniß im geistigen Leben zu verhindern, so ruft das Schlechte das Gute immer wieder hervor."

### Paris.

Bei Didot dem jüngern: Séance publique de la Faculté de Médecine de Paris, le 4 Novembre 1815. 27 Seiten in Quart.

Ebendasselbst und bey demselben Verleger: Reflexions sur l'Etablissement d'une Société Royale de Médecine et Chirurgie. 20 Seiten in Quart.

Der Inhalt der ersten Schrift ist eine Rede des berühmten Hrn. Prof. Hallé, in einer Sitzung der medicinischen Facultät zu Paris, bey welcher der achtungswerthe Hr. Dr. Royer-Collard präsidirte, und deren Gegenstand besonders den großen, unlängbaren Nutzen betrifft, welcher aus der Vereinigung der einzelnen Zweige der Heilkunde entsteht; so wie Herr Prof. H. mit vielem Feuer und Wahrheit die Vortheile aus einander setzt, welche die Medicin aus der Cultur der Wissenschaften und Künste überhaupt enthält. Am Ende berichtet Herr Prof. H. von den Preis-Austheilungen der medicinischen Facultät und den derselben vorgelegten Dissertationen, die alle als trefflich gerühmt werden.

Die zweyte Schrift ist eigentlich die Beantwortung eines am 4. Juli 1814, vom Minister des Innern, an die medicinische Facultät erlassenen Schreibens, in welchem er zu wissen verlangt, in

wie fern die jetzige Societé de la Faculté de Médecine de Paris, welche die Arbeiten der ehemaligen Societé Royale de Médecine, so wie der vormahligen Académie Royale de Chirurgie fortsetzt, einer Verbesserung fähig wären. Buonapartens Besuch von Elba ist wahrscheinlich die Ursache, daß erst jetzt der Vorschlag der medicinischen Facultät bey dem Minister erfolgt ist, eine Societé Royale de Médecine et de Chirurgie zu errichten, die aus zwey Abtheilungen bestünde, nämlich aus der Section de Médecine, welche die Stelle der vormahligen Societé Royale de Médecine ersetze, und aus der Section de Chirurgie; welche den Platz der vormahligen Académie Royale de Chirurgie einnehmen.

Die medicinische Facultät wünscht bey dieser Gelegenheit, daß der Unterricht in der Medicin und der Chirurgie nicht getrennt würde, sondern wie jetzt, vereint bleibe, welche Einrichtung gewiß zu vortheilhaft ist, als daß sie nicht sollte beygehalten werden.

Wir fügen diesem noch bey, daß mit dem Anfange dieses Jahres ein *Journal universel des Sciences médicales* zu Paris erscheint, welches die berühmten Männer Pinel, Desfontaines, Bauquelin, Alibert, Pariset, Chardel, Maigrier, Marjolin, Bielt, Chaumeton ic. zu Mitarbeitern hat. Es wird sich über alle Zweige der Arzneywissenschaft verbreiten, die neuesten Entdeckungen und Schriften derselben bekannt machen, und die verschiedenen Behandlungsarten der Krankheiten unter Menschen und Thieren mittheilen. Die Herausgeber ersuchen Gelehrte aller Länder an diesem Journal Theil zu nehmen, und wir sind authorisirt anzuzeigen, daß die Französischen Gesandtschaften in Deutschland die Einsendung der für die Redaction bestimmten Aufsätze gerne übernehmen werden. Briefe, Bücher, Aufsätze, Beobach-

tungen werden Postfrey an Dr. *Regnault*, Médecin consultant du Roi, rue des Moulins, butte Saint-Roch, Nr. 14. à Paris, eingesandt.

### Leipzig.

Von Gerh. Fleischer d. j.: *Ἀνωνυμοῦ οἰκονομικῶν*. Anonymi Oeconomica, quae vulgo Aristotelis falso ferebantur. E libris scriptis et versione antiqua emendavit et enarravit *Io. Gottlob Schneider*, Saxo. 1815. XXIV und 69 Seiten in klein Octav.

Eine Recension in einem unsrer vielgelesenen literarischen Blätter hatte den Herausgeber auf seine vormahlige Sammlung für die schon lange mit Recht dem Aristoteles abgesprochene Wert aufmerksam gemacht, so daß er sich zur Herausgabe desselben entschloß, das der sel. Schlosser, wiewohl unvollkommen, verdeutscht hat. In der Vorrede handelt der Herausgeber gelehrt vom Inhalte, Plane, Leben, Vaterlande ic. des Verfassers, woraus klar genug hervorgeht, daß Aristoteles nicht der Urheber sey, welcher zu Alexanders Zeit oder nachher gelebt haben mag. Hr. Prof. S. hat durch den geschickten Gebrauch des ganz guten Leipziger Coder im Collegium Paulinum der Sylburgischen Ausgabe, und einiger alten Uebersetzungen von Wilhelm von Morbeck u. a. das Büchelchen lesbar gemacht, obgleich noch hier und da Stellen übrig geblieben sind, welche der Hülfe bedürfen. Die kleinen Erzählungen, welche das Schriftchen bilden, können sehr wohl aus des Aristoteles und Theophrastes statistischen Werken entlehnt seyn, woher es unter die Aristotelischen Werke kam. Es ist eine solche Sammlung von Anekdoten, wie das Werkchen von den Republiken, das unter *Heraclides Ponticus* Nahmen bekannt ist.

---

---

Göttingische  
Gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

40. Stück.

Den 9. März 1816.

---

London.

Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the Year 1814. Part I. 284 Quartseiten. Part II. von S. 284 – 619. XX Kupfertafeln. 1814.

I. Zur allgemeinen Physik und Mathematik gehörige Abhandlungen: Methods of clearing equations of quadratic, cubic, quadratocubic and higher surds, by *William Allmann*. Von der allgemeinen Aufgabe, aus einer Gleichung wie  $\sqrt[n]{a} + \sqrt[n]{b} + \sqrt[n]{c} \dots = 0$  die Wurzelzeichen wegzuschaffen, werden hier nur einige specielle Fälle erörtert, welche in Rücksicht auf die dabey angewandte Methode eben nichts vorzügliches darbieten. Von den hieher gehörigen Kunstgriffen der combinatorischen Analytik, und der von Lambert angegebenen Elevations-Methode (m. s. Zindenburgs Sammlung combinatorisch-analytischer Abhandl. zweyte Samml. 1800. S. 232, und dessen Archiv der reinen und angewandten Mathematik, sechstes Heft 1797) scheint dem Verfasser nichts bekannt zu seyn.

D (2)

On some new Electrochemical phenomena, by *Will. Thom. Brande*. Der Verf. bemüht sich in dieser Abhandlung zu zeigen, daß die chemischen Wirkungen der beiden Pole einer Voltaischen Säule, vermöge deren gewisse Substanzen dem positiven Pole, andere dem negativen folgen, sich auch, wiewohl in einem geringern Grade der Intensität, an einer gewöhnlichen Electrirmaschine darstellen lassen, wenn man jene Substanzen zwischen zwey isolirte Leiter bringt, deren einer mit dem Reibezeuge also mit der negativen Seite der Maschine, der andere hingegen mit der geriebenen Fläche oder der positiven Seite in Verbindung steht. Der Verf. beschreibt die zu diesen Versuchen gehörigen Apparate, Vorrichtungen u. dergl., um vor Täuschungen sicher zu seyn, und findet dann, daß diejenigen Stoffe, welche vor dem positiven oder negativen Pole der Voltaischen Säule angezogen werden, sich eben so auch gegen jenen positiven oder negativen Leiter hinwenden, mithin kein Grund vorhanden sey, bey der Erklärung der Wirkungen der Voltaischen Säule, außer der Electricität noch ein anderes Agens herbey zu rufen.

A new method of deducing a first Approximation to the Orbit of a Comet from three geocentric observations by *James Ivory*. Das Besondere und Vorzügliche dieser Methode vor andern bereits bekannten will uns zwar nicht einleuchten. Aber in der Entwicklung der bey diesem Problem vorkommenden Fundamentalgleichungen und der Größen, welche dabey als unbedeutend weggelassen werden können, ist diese Abhandlung ausführlicher als andere, woben denn der Verf. auf eine Gleichung (10) gelangt, welche nur eine unbekante Größe enthält, und wodurch das Problem auf eine einfach und elegante Weise aufgelöst seyn würde, wenn nicht der darin vorkommende Factor  $\zeta$  einen gar zu

geringen, und von den Beobachtungsfehlern zu sehr abhängigen Werth hätte, wodurch die Auflösung in vielen Fällen zu sehr beschränkt wird. Dieser Factor hängt nämlich gänzlich von der Abweichung des beobachteten scheinbaren Stücks der Cometenbahn, von dem Bogen eines größten Kreises ab, den man sich durch den ersten und dritten beobachteten scheinbaren Ort des Cometen am Himmel gedenkt, und diese ist öfters so gering, daß sie sich in die Beobachtungsfehler verhüllt, und den wahren Werth dieses Factors unbestimmt läßt, daher denn die angeführte Gleichung nur in dem Falle eine brauchbare Anwendung verstatet, wenn die Beobachtungen so beschaffen sind, daß jene Abweichung von dem Bogen eines größten Kreises erheblich genug ist, um auf den Werth von  $\zeta$  mit hinlänglicher Genauigkeit rechnen zu dürfen. Der Verf. erläutert nun sein Verfahren durch die Berechnung der Bahnen der Cometen von 1769, 1781, 1805, wobey man jedoch die Rechnungen selbst noch immer weitläufig genug finden wird. Von der Berechnungs-Methode des Hrn. Dr. Olbers scheint der Verf. keine Kenntniß zu haben. On the affections of Light transmitted through crystallized Bodies, by *Dav. Brewster*. Der Verf. handelt in diesem Aufsatz: 1) Von der Eigenschaft des Achat's das Licht zu polarisiren. 2) Von der innern Structur des Achat's in so fern jene Polarisirung mit ihr in Verbindung steht. 3) Von den besondern Farben-Erscheinungen welche diese Phänomene begleiten. 4) Ueber die Depolarisirung des Lichts. 5) Ueber die elliptischen gefärbten Ringe welche zum Vorschein kommen, wenn man polarisirtes Licht unter den gehörigen Einfallswinkel auf krySTALLIRTE durchsichtige Körper fallen läßt. Der Verf. bedient sich zu diesen Versuchen Platten von Achat, welche durch parallele und auf

die Lamellen woraus der Achat zusammengesetzt ist, senkrechte Schnitte erhalten worden sind. Läßt man auf eine solche Platte einen Bündel Lichtstrahlen auffallen, so erfährt dieß Licht, wie in dem Isländischen Krystall, eine doppelte Brechung, und wird dabei wie in diesem nach zwey senkrecht auf einander stehenden Richtungen polarisirt. Es entstehen hierdurch zwey Bilder des leuchtenden Gegenstandes, wie in dem Isländischen Krystall, aber das eine Bild ist breit und neblicht, und erstreckt sich auf  $7^{\circ} 30'$  in die Länge, und  $1^{\circ} 7'$  in die Breite, auf jeder Seite des hellen und deutlichen Bildes. Es verhält sich dieß neblichte Licht gegen das andere in seinen Eigenschaften völlig wie der ungewöhnlich gebrochene Lichtstrahl im Isländischen Krystall zu dem gewöhnlich gebrochenen, wenn man die Art seiner Polarisation in Bezug auf die Einfallsebene durch die Reflexion von einem ebenen Spiegel oder durch Hilfe eines Isländischen Krystalles nach den bereits bekannten Methoden untersucht. Der Verf. betrachtet dieß neblichte Licht als ein unvollkommenes Bild, was durch eine minder vollkommene Structur des Achats hervorgebracht werde. Läßt man übrigens das durch die Brechung in dem Achat entstandene polarisirte Licht durch ein Glimmerblättchen gehen, so zeigen sich auch hier complementäre Farben, wie bey dem Isländischen Krystall, indem die von dem neblichten Bilde entstehende Farbe, allemahl mit jener des hellen Bildes, ein vollkommenes Weiß ausmacht. Einige Bemerkungen über die Varietäten in der innern Structur des Achats, und ihre Verbindung mit den angeführten Erscheinungen. Merkwürdig sind die elliptischen farbigen Ringe, welche sich dem Auge darstellen, wenn man einen gemeinen oder auch bereits polarisirten Lichtstrahl unter dem gehörigen Winkel auf eine Achatplatte fallen läßt,

und nun das Auge so hält, daß es den von der Platte zurückgeworfenen Strahl empfängt. Ueber die Verschiedenheit dieser farbigen Ringe je nachdem die Platte diese oder jene Lage gegen die Polarisationsaxe des auffallenden Lichtes hat. Ähnliche farbige Ringe zeigen andere durchsichtige kristallisirte Körper, über welche denn der Verf. interessante Bemerkungen beifügt, die hier keinen Auszug verstaten. On the Polarisation of Light by oblique transmission through all Bodies whether crystallised or uncrystallised by *Dav. Brewster*. Die von dem Verf. hier mitgetheilten Versuche betreffen hauptsächlich die Polarisirung des Lichtes, wenn dasselbe durch mehrere parallel über einander geschichtete Glasplatten hindurch geht, woben er denn zeigt, unter welchem Winkel die Lichtstrahlen einfallen müssen, wenn sie durch eine gegebene Zahl von Platten vollständig polarisirt werden sollen. Sind die Platten von Crownglas, so findet er für die Tangente des Einfallswinkels den Ausdruck

$$\text{tang } \varphi = \frac{41,84}{n}$$

wenn  $n$  die Zahl der Platten bedeutet. Sodann auch über die Farbenercheinungen, welche solche Schichtungen von Glasplatten unter den gehörigen Umständen dem Auge darstellen, und welche denen des Achats ganz ähnlich sind, nebst mehr andern hierher gehörigen merkwürdigen Erscheinungen der Bilder, welche durch das von den einzelnen Platten einer jeden Schichtung zurückgeworfene Licht eines leuchtenden Gegenstandes entstehen. Further experiments on the Light of the Cassegrainian Telescope compared with that of the Gregorian, by Captain *Henry Kater*. Der Verf. findet, nach einem Mittel aus drey Versuchen das Verhältniß der Lichtstärke des zuerst genannten Telescops zum letztern = 32,5 : 10 bey



gleicher Vergrößerung und Apertur. In einem An-  
hange Versuche über das Verhältniß der Intensität  
des Lichts in gleichen Entfernungen dießseits und  
jenseits des Brennpuncts eines Hohlspiegels. Er  
findet die Intensität des Lichtes dießseits des Brenn-  
puncts nach dem Spiegel zu beständig größer als  
diejenige jenseits des Brennpuncts ungefähr in dem  
Verhältniß 1000:655. *Astronomical observa-  
tions relating to the sidereal part of the Heavens  
and its connection with the nebulous part,  
arranged for the purpose of a critical Exami-  
nation, by Will. Herschel.* Wieder eine große  
Menge von Merkwürdigkeiten an einzelnen mit Nebeln  
umgebenen Sternchen, aus welchen sich ergibt, daß  
dergleichen Nebel solchen Weltkörpern oft eigen-  
thümlich als Atmosphäre zugehören, und solche  
Körper sich aus der neblichten Materie selbst ge-  
bildet haben müssen, ja daß selbst bereits gebildete  
Sternhaufen sich dereinst noch zu größern Massen  
vereinigen werden. Sehr merkwürdig zeigen dieß  
die Sternhaufen Fig. 15. 16. 17. Tab. IX.

Part II. On a new principle of constructing  
His Majesty's Ships of War, by *Robert Seppings.*  
Die Vorschläge welche der Verf. hier zur Verbesse-  
rung des Schiffsbaues macht, gründen sich auf die  
Anwendung schief stehender Streben, nach Art der  
Sprengwerke, wodurch dem Holzwerk mehr Steifig-  
keit und Spannung gegeben wird, daß dasselbe  
weniger dem Verschieben ausgesetzt ist, als bey den  
beym Schiffsbau bisher gewöhnlichen rechtwinklich-  
ten Verbindungen der einzeln Holzstücke zu befürch-  
ten sey. *Remarks on the oblique Riggers and  
other alterations in the Construction of Ships,  
being the Substance of a Raport to the Board  
of Admiralty, with additional demonstrations  
and illustrations, by Thomas Young.* Dieser

Aufsatz enthält eigentlich ein Gutachten über die in der vorhergehenden Abhandlung gegebenen Vorschläge, und prüft solche nach physischer und mechanischen Principien. *Some further Observations on Atmosphaerical Refraction, by Stephan Groombridge.* Bestimmung der beständigen Größen in Bradleys Refractionsformel, aus unmittelbaren Beobachtungen von Sternen, welche dem Horizonte der Grenwicher Sternwarte sehr nahe kommen, und daher besonders geeignet sind, jene Formel auch für die niedrigsten Sternhöhen brauchbar einzurichten. Der Verf. hat aus diesen Beobachtungen eine Tafel der mittlern Refractionen von  $0^{\circ}$  bis  $90^{\circ} 18'$  Abstand vom Scheitel (für 29,6 Engl.) Barometerstand und  $45^{\circ}$  (Fahrenheit. Therm.) abgeleitet, und noch Täfelchen beigefügt, um die mittleren Refractionen durch den Barometer- und Thermometerstand zu verbessern. Die mittlere Refraction für  $90^{\circ}$  Zenithd. setzt der Verf. zu  $34'. 28'', 13$  an die für  $90^{\circ} 18'$  zu  $38'. 27'' 5$ , und die für  $45^{\circ}$  zu  $58'', 01$ . *Propositions containing some properties of Tangents to Circles, and of Trapezions inscribed in Circles and non inscribed. Together with propositions on the elliptic Representation of Circles upon a plane surface, by Perspective.* By *Richard Hey.* In Ermangelung von Figuren läßt sich von diesen Sätzen hier nichts im Auszuge mittheilen. Was die perspectivischen Entwürfen des Kreises betrifft, so lassen sich die von dem Verf. bewiesenen Sätze mit weniger Weitläufigkeit aus Formeln entwickeln. *On new Properties of Light exhibited in the optical Phaenomena of Mother of Pearl and other Bodies to which the superficial structure of that substance can be communicated,* by *David Brewster.* Von der Oberfläche einer etwas matt geschliffenen Platte von weißer Perlmutter,

wird das Licht nach zwey verschiedenen Richtungen zurückgeworfen, und man sieht mittelst dieser doppelten Zurückwerfung zwey Bilder eines leuchtenden Gegenstandes, eines durch die gewöhnliche Zurückwerfung, wobey Einfallswinkel und Zurückprallungswinkel einander gleich sind, und ein anderes durch die ungewöhnliche, wobey jene beiden Winkel von ungleicher Größe sind, und nach Verhältniß des Einfallswinkels zwischen 2 und 10 Graden von einander verschieden seyn können. Das durch die gewöhnliche Zurückwerfung entstehende Bild (z. B. einer Lichtflamme) ist matt und ungefärbt, aber das durch die ungewöhnliche Zurückwerfung entstehende, ziemlich hell und schön gefärbt. Dreht man die Platten in ihrer eigenen Ebene um ihren Mittelpunkt, so beschreibt das ungewöhnliche Bild eine Ellipse um das gewöhnliche. Kehrt man die Platte um, daß ihre äntere Fläche zu oberst kömmt, so zeigen sich ähnliche Erscheinungen, aber in der Einfallsebene erscheint jetzt das ungewöhnliche Bild über dem gewöhnlichen, wenn es zuvor unter dem letztern erschien. Nach dem Verf. rühren diese und mehr andere Erscheinungen von einer besondern Structur der Oberflächen der Perlmutter her, nämlich von ganz feinen parallelen Furchen, gleich denen auf der Haut eines Fingers, welche auch selbst nach dem Abschleifen und Poliren noch durch ein Microscop sich wahrnehmen lassen. Aber das merkwürdigste ist, daß diese streifigen Vertiefungen sich auch in Pech, Wachs u. dergl. abdrucken lassen, und nun diese Substanzen in Rücksicht auf die Zurückwerfung des Lichtes eben die Erscheinungen wie die Perlmutter darbieten. Uebrigens polarisirt die Perlmutter auch das Licht, aber die Polarisirung richtet sich nicht, wie bey krySTALLisirten Körpern, nach einer gewissen fixen Linie oder Axe.

An improved method of dividing astronomical

*Circles and other Instruments* by Capt. *Henry Kater*. Besteht in einer Verbesserung der vom *Duc de Chaulnes* angegebenen Theilungsmethode. *Results of some recent Experiments on the properties impressed upon Light by the action of Glass raised to different Temperatures and cooled under different Circumstances*, by *Dav. Brewster*. Aus den Versuchen des Verf. ergibt sich, daß das Glas zu einer gewissen Temperatur erhoben, zwey Bilder eines leuchtenden Gegenstandes macht, welche wie im Doppelspath auf eine entgegengesetzte Art polarisirt sind, aber nur mit einander zusammenfallen. Ueber Farbenercheinungen welche durch polarisirtes Licht in schnell abgekühlten Gläsern hervorgebracht werden. *Consideration of various points of Analysis*, by *John F. W. Herschel*. Dieser Aufsatz beschäftigt sich hauptsächlich mit dem von *Laplace* angegebenen calcul des fonctions génératrices, zu dessen Behufe Hr. H. neue Bezeichnungen vorschlägt, die aber unserm Bedünken nach die Sache nur unnöthiger Weise erschweren. Einige Anwendungen auf logarithmisch transcendente Größen. Von Functionalgleichungen, Bestimmung der Functionen, aus gegebenen Bedingungen derselben u. dergl. Alles nach der von dem Verf. gewählten Bezeichnungsart. *Some experiments on the Combustion of the Diamond and other carbonaceous Substances* by *Humphry Davy*. Von diesem Aufsatze ist bereits eine Uebersetzung in *Gilberts Ann. der Ph.* XX. B. 1 St. mitgetheilt. *An Account of some Experiments on animal Heat*, von demselben. Der Verf. findet nach seinen Versuchen keinen erheblichen Unterschied in den specifischen Wärmen des arteriellen und venösen Blutes, und der geringe Unterschied sey bloß dem verschiedenen specifischen Gewichte zuzuschreiben. Aber die Temperatur des

arteriellen Blutes ist höher als die des venösen. In beiden Kammern des Herzens ist gleiche Temperatur, aber diejenigen Theile des Körpers, welche weiter vom Herzen abliegen, haben eine niedrigere Temperatur als diejenigen, welche dem Herzen näher sind, das Gegentheil von dem was Crawford behauptet habe. Dr. Black's Hypothese über die Erzeugung der thierischen Wärme scheine noch die annehmbarste zu seyn, jedoch sey über diesen Gegenstand überhaupt noch vieles zu untersuchen.

II. Zur Chemie gehörige Abhandlungen: Den Anfang derselben macht in Part I. Seite 1. A Synoptic Scale of Chemical Equivalents. Von *William Hyde Wollaston*. Die von W. hier mitgetheilte stöchiometrische Tafel zeichnet sich nicht nur durch ihre sinnreiche Einrichtung, sondern vorzüglich auch dadurch vor ähnlichen Versuchen vortheilhaft aus, daß sie mit Umgehung aller Hypothesen über die Gesetze der fixen Mischungsverhältnisse bloß auf Thatsachen fußt. Hierdurch erhält sie einen vorzüglich practischen Werth, und empfiehlt sich allen Chemikern als ein wichtiges Hülfsmittel bey ihren Untersuchungen, sowohl zur Ersparung weitläufiger Rechnungen als insbesondere auch zur Prüfung der Genauigkeit ihrer Versuche. Da diese Tafel übrigens unsern Lesern schon aus dem Journal der Chemie des Prof. Schweigger hinlänglich bekannt seyn wird, so halten wir es für überflüssig von derselben hier etwas näheres anzugeben. — S. 45. Analysis of a new Species of Copper Ore. Von *Thomas Thomson*. Diese Kupferminer, welche nach der von dem Verf. damit vorgenommenen Untersuchung ein inniges Gemenge von kohlensaurem Kupferoxyd und rothem Eisenoxyd ist, unterscheidet sich von den bekannten kohlensauren Kupferminern dadurch, daß das kohlensaure Kupferoxyd derselben

kein Wasser enthält. 100 Theile desselben sind nach Thomson zusammengesetzt aus: 16,70 Kohlen säure, 60,75 Kupferoxyd, 19,50 rothes Eisenoxyd und 2,10 Quarzfragmenten. Dieselbe ist vom Dr. Benjamin Seyne in Hindostan, nicht weit von der östlichen Grenze von Mysore in einem Urgrünstein entdeckt worden, kommt nur unkrystallisirt mit Quarzkrystallen und Malachit durchwachsen vor, hat eine dunkel schwarzbraune Farbe, ist wachsglänzend und im Bruch muschlig. In dem vom Dr. Seyne bald erscheinenden Werke über Indien wird von demselben eine vollständige und ausführlichere Beschreibung dieser neuen Mineralsubstanz mitgetheilt werden. —

E. 62. An Account of some new Experiments on the fluoric Compounds; with some Observations on other Objects of Chemical Inquiry. Von Sir H. Davy. Außer einigen Nachträgen über das Mischungsverhältniß des flußsauren Kalks, flußsauren Ammoniaks und einiger andern flußsauren Salze, theilt der Verf. die Resultate verschiedener neuer Versuche mit, von denen er glaubt, daß sie seiner Ansicht über die Zusammensetzung der Flußsäure aus Wasserstoff und einem eigenthümlichen säuremachenden Principe eine neue Stütze gewähren. Außerdem enthält diese Abhandlung Versuche über die Reduction der Kieselerde mittelst des Kaliums. Dieselben entsprachen aber auch dießmahl dem Wunsche des Verf. nicht das Silicium für sich rein darzustellen. Bey dieser Gelegenheit erhielt D. indessen eine in dem gebildeten Kali vertheilte schwarze Substanz, die sich durch Einwirkung von Wasser in Kieselerde umänderte und daher von ihm für die combustible Grundlage der Kieselerde gehalten wird. Demnach findet er es auch sehr wahrscheinlich, daß das Silicium kein Metall sondern ein Inflammabil ist, und vermuthlich der Bore gleiche, weil die Kieseler-

erde mit der Boraxsäure in ihrem chemischen Verhalten am meisten übereinkomme. Den Beschluß machen ein paar Versuche über oxygenirte Salzsäure. Der Verf. erhitzte Bleiglanz in oxygenirtem Salzsäure Gas, und da er hierbey eben so wenig schwefelhaftes Blei erhielt, als bey dem Erhitzen von Hornblei in schwefelichtsaurem Gas, so sieht er diesen Versuch als einen unzweydeutigen Beweis für die Abwesenheit des Sauerstoffs in der oxygenirten Salzsäure an. Hierbey scheint der Verf. indessen nicht bedacht zu haben, daß die Schwefelsäure der Salzsäure das Bleioxyd nicht immer zu entziehen vermögend ist. — S. 74. Some Experiments and Observations on a new Substance which becomes a violet coloured Gas by Heat. Von Eben demselben. Enthält die bereits bey uns bekannten ersten Untersuchungen Davy's über die Jode, welche er während seines Aufenthalts in Paris im December 1813 anstellte.

Part II. S. 487. Further Experiments and Observations on Iodine. Ebenfalls von Sir H. Davy. In dieser Abhandlung beschäftigt sich der Verf. vorzüglich mit der Untersuchung der Jodsauren Salze, der Jode-Wasserstoffsäure und den Verbindungen der Jode mit seiner Chlorine. Die erstern sind nach ihm dreyfache Verbindungen der Jode und des Sauerstoffs mit Metallen, und werden daher auch von ihm oxy-iodes genannt. Schliesslich empfiehlt er polirtes Silber als das beste Reagens zur Entdeckung der Jode in den Aschen der Seegewächse, indem dieses Metall noch durch  $\frac{1}{1000}$  der in denselben enthaltenen alkalischen Jode-Verbindung geschwärzt wird, auch nachdem man die Flüssigkeiten zuvor mit etwas Salzsäure gekocht hat. Zugleich theilt er die Resultate einiger Versuche mit, welche er über das Vorkommen der Jode im

Seewasser und in den Aschen verschiedener Seegewächse gemacht hat. Im Seewasser konnte er keine bestimmte Anzeigen dieser Substanz erhalten, auch in den Aschen der Meerstrandgewächse war keine Jode zu bemerken, hingegen fand er sie in mehreren Fucus- und Ulvenarten. — S. 508. Observations respecting the natural production of Salpeter on the walls of Subterraneous and other Buildings. Von *John Kidd*. Enthält einige dankenswerthe Beobachtungen über diesen Gegenstand, ohne übrigens über diese Erzeugung des Salpeters uns neue Aufschlüsse zu geben. — S. 527. On the Nature of the Salts termed triple Prussiates, and on Acids formed by the union of certain Bodies with the Elements of the Prussic Acid. Von *Robert Porret jun.* Herr P. sucht in dieser Abhandlung darzuthun, daß in den so genannten dreifachen blausauren Salzen das Eisenorydul nicht als salzfähige Basis vorkomme, sondern mit den Elementen der Blausäure zu einer eigenthümlichen von der Blausäure verschiedenen Säure vereinigt sey, welche von ihm hier mit dem Namen ferruretted chyazic acid belegt wird. Die dreifachen blausauren Salze werden demnach auch von ihm als ferruretted chyazates betrachtet. Durch Zerlegung des blausauren Eisen-Varns ist es ihm geglückt diese neue Säure für sich darzustellen. Der Verf. ist ferner der Meinung, daß auch noch mehrere andere Körper sich mit den Elementen der Blausäure zu ähnlichen eigenthümlichen Säuren vereinigen können, von denen er bis jetzt aber nur die Verbindung mit dem Schwefel untersucht hat, welche er sulphuretted Chyazic Acid nennt, und wovon er in dieser Abhandlung gleichfalls Nachricht ertheilt. In wie weit diese Angaben gegründet sind, müssen fernere Untersuchungen indessen erst ausweisen. —



§. 578. On an easier Mode of procuring Potassium than that which is now adopted. Von *Smithson Tennant*. Dieses sehr vereinfachte Verfahren Kalium darzustellen, wird unsern Lesern schon aus *Gilbert's Ann. der Phys.* B. 49. S. 206. bekannt seyn. — §. 587. On the Means of producing a double Distillation by the same heat. Von *Ebendenselben*. Die von *T.* zu diesem Ende angegebene und in Abbildung beygefügte Geräthschaft besteht in zwey Blasen, wovon das Schlangengeröhr der erstern durch die zweyte hindurchgeht, und die zweyte Blase nebst dem Kühlrobre und ihrem Recipienten durch Hähne luftdicht verschlossen werden kann. Um nun durch die Abkühlung der Dämpfe der erstern Blase die in der zweyten befindliche Flüssigkeit zum Kochen zu bringen, und auf diese Weise mit einem Feuer zwey Destillationen zu verrichten, wird aus der zweyten Blase die Luft durch Erhitzen der Flüssigkeit zuvor ausgetrieben, und sobald diese bewerkstelligt ist, und nur Dämpfe austreten, dieselbe durch die bezeichneten Hähne verschlossen. Der Verf. empfiehlt diese Geräthschaft insbesondere den Seefahrern zur Destillation des Seewassers.

III. Einige andere zur Geologie, Physiologie u. gehörige Abhandlungen: An Account of a Family having Hands and Teet with supernumerary Fingers and Toes, by *Anton Carlisle*. Diese Nachricht von überzähligen Fingern und Zehen in den Individuen einer Familie Namens *Colburn* aus Nordamerica, hat der Verf. von einem Nachkommen dieser Familie aus der vierten Generation, Namens *Abiah Colburn*, erhalten, welcher seinen Sohn *Serah* nach London gebracht hatte, um ihn daselbst öffentliche Proben seiner ungewöhnlichen Fertigkeit in Kopfrechnen ablegen zu lassen. Es ist merkwürdig, daß jene Abnormitäten an den

Händen und Füßen sich vorzüglich bey dem männlichen Geschlechte dieser Familie zeigten. Unter acht Kindern des Abiah waren vier Söhne damit behaftet, zwey Söhne und zwey Töchter waren ganz frey davon. Aber die Urgroßmutter hatte fünf Finger und einen Daumen an jeder Hand, und sechs Zehen an jedem Fuße. Ihr Mann war natürlich gestaltet. Der Verfasser begleitet diese Nachricht mit einigen phystologischen Bemerkungen über die erblichen Fehler überhaupt. Experiments and Observations on the influence of the Nerves of the eight Pair on the secretions of the Stomach, by B. C. Brody. Der Verf. hatte schon ehemals beobachtet, daß in dem Magen oder Eingeweiden eines durch Arsenik getödteten Hundes sich eine häufige Secretion einer wässerigen und schleimigen Flüssigkeit aus der Schleimhaut des Magens und der Gedärme abgesetzt hatte. Um zu untersuchen was das mit dem Magen in Verbindung stehende achte Nervenpaar (par vagum) auf jene Secretion für einen Einfluß habe, zerschnitt er an einem Hunde jenes achte Nervenpaar, und tödtete nun den Hund durch weißes Arsenikoryd, welches er in eine Wunde des Schenkels gebracht hatte. Das Thier starb an dieser Vergiftung nach Verlauf von einigen Stunden, aber in dem Magen zeigte sich auch nicht die geringste Spur einer Absonderung jener Flüssigkeiten. Da indessen das Thier während dieses Versuchs sehr schwer athmete, wie dieß geschehen muß, wenn jene Nerven zerschnitten werden, so wiederholte er den Versuch, nur mit dem Unterschiede, daß bloß die zunächst den Magen umgebenden Zweige jenes Nervens von den Magen abgesondert wurden. Das Thier athmete nun ohne die geringste Beschwerlichkeit. Es starb wieder nach einigen Stunden an der beygebrachten Vergiftung, aber auch jetzt zeigte sich nichts von

einer abgefonderten Flüssigkeit, weder in dem Magen noch in den kleinen Eingeweiden. Nur in dem Colon befand sich eine unbedeutende Quantität abgesetzten Schleims, woraus denn der Verf. die Folge ableitet, daß jenes Nervenpaar mit den Secretionen des Magens in der innigsten Verbindung stehe. On a found human skeleton from Guadaloupe, by *Charles König*. Dieses Gerippe fand sich im Ganzen ziemlich wohl erhalten, in einem dichten Kalk, der sich auf keinerley Weise mit einer stalactitischen Concretion verwechseln ließ. Dadurch werde also dieses besondere Beispiel eines fossilen Menschengerippes für die Geologie um so interessanter, da bis jetzt dergleichen in einer dichten Steinmasse noch nicht vorgefunden worden sey (I. Jahrg. 1815. S. 1753). Some Account of the fossil Remains of an Animal more nearly allied to fishes, than any of the other Classes of Animals, by *Sir Everard Home*. Ein sonderbares Geschöpf, dessen Kopf hier in einer Zeichnung mitgetheilt ist, und mancherley Abweichungen sowohl von dem Kopfe eines Fisches, als eines andern bekannten Thieres darstellt, wenn er gleich im Ganzen mit dem eines Crocodils überein zu kommen scheint. On the influence of the Nerves upon the action of the Arteries, by *Everard Home*. Der Gegenstand dieser Abhandlung ist zu zeigen, daß die Nerven, welche die Arterien begleiten, auf die regelmäßigen Functionen der letztern einen wesentlichen Einfluß haben, und daß durch die Wirksamkeit jener das Blut in seinem gehörigen Verhältnisse durch die verschiedenen Theile des Körpers ausgetheilt werde.

S. 272. Z. 3 von unten l. Schwanz des Pfaues

S. 273. Z. 24 l. Zulässigkeit

---

Göttingische  
 gelehrte Anzeigen  
 unter der Aufsicht  
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 11. März 1816.

Bath und London.

Cases of Tetanus and Rabies contagiosa, or Canine Hydrophobia with Remarks, chiefly intended to ascertain the characteristic symptoms of the latter Disease, in Man and certain Brutes, and to point out the most effectual means of prevention; by *Caleb Hillier Parry*, M. D. one of the Physicians of the General Hospital at Bath etc. 1814. 218 S. in groß Octav.

Dieses von dem Verfasser Hrn. Edward Jenner, seinem 50jährigen Freunde gewidmete Werk, verdient seiner ungemeinen Gründlichkeit, Genauigkeit im Beobachten, strengen, aber sehr besonnenen und bescheidenen Prüfung ähnlicher Krankengeschichten wegen, die ernsteste Beachtung. Im Case 1. wird ein nach einer Unter-Schenkel-Wegnahme entstandener tödtlicher Tetanus, so wie im Case 2. ein tödtlicher Tetanus durch Quetschung des Fußes mittelst eines Karrenrades geschildert, gegen welchen kalte Begießungen und Mohnsaft nichts fruchteten. Im Case 3. ward ein Tetanus nach einer Verwundung

P (2)

der Wade durch große Gaben Opium geheilt. In Case 4. lief der Tetanus nach Verfrüerung der Füße tödtlich ab. In seinen Betrachtungen über diese Fälle, äußert Hr. Parry, daß man eigentlich noch nicht mit Bestimmtheit wisse, was für eine besondere Textur des Körpers verändert werden müsse, um den Tetanus hervorzubringen, welcher ja auch ohne Verwundung entstünde. Es scheine die Ursache desselben wirke auf eine noch unbekante Weise auf die *vis insita musculorum*. Das Herz verlöre im Tetanus seine Lebenskräfte. Steige der Puls am fünften Tage nicht über 100 bis 110 in einer Minute, so erhohle sich der Kranke, widrigenfalls sey er verloren. Herr P. zweifle sehr an der Wirksamkeit irgend eines Arzneymittels im Tetanus. Es wäre zu wünschen, daß die Beobachter des Tetanus jederzeit die Beschaffenheit des Pulses angäben. In ferner ihm vorkommenden Fällen würde er Calomel mit Jalappe und reichliche Quecksilber-Einreibungen anwenden. Noch werden vier Fälle von idiopathischem Tetanus bey Pferden geschildert. Rabies Contagiosa or Canine Hydrophobia. Case 1. Ein dreijähriges Kind ward im Januar gebissen, bekam im März die Wasserscheu und starb. Im Leichname desselben entdeckte man nichts Krankhaftes. Case 2. Umständlich und musterhaft erzählt. Ein vermuthlich im November Gebissener starb im Januar. Außer der entzündeten portio cardiaca des Magens fand man nur die Luftröhre inwendig etwas röther als gewöhnlich. Case 3. Ein 5½ Jahr alter Knabe ward im May gebissen, starb im Junius, wie die vorigen, an Wasserscheu. Seine Leidensgeschichte wird sehr genau, ganz der Natur treu geschildert. Case 4. Ein Fall von hysterischer Wasserscheu, glücklich geheilt. — Der Theil der bey der Hundeswuth besonders angegriffen erscheine, sey nicht der Schlund-

Kopf, der Schlund oder Magen, sondern die obere Portion der Luftröhre. Man bemerkt ferner unordentliche Wirkung der willkürlichen Muskeln und ein Delirium ganz eigener Art. Der Verf. glaubt, die Hundswuth entsünde bloß oder lediglich nur durch Ansteckung, nicht de novo, gerade wie z. B. die Pocken; daher wisse man nichts von Hundswuth in Antigua und Südamerica, weil glücklicher Weise noch kein angestektes Thier dahin gekommen sey. Schaafse, die der Verf. absichtlich von tollen Hunden beißen ließ, wurden nicht toll, wenn gleich Hunde, die er vor und nach diesen Schaafen beißen ließ, toll wurden. Vielleicht weil die Wolle die Einbringung des Giftes in die Wunde abhielt. Der Ausbruch der Krankheit erfolgt gewöhnlich am 40sten Tage nach dem Biße, selten früher, wie er selbst einen Fall vom 23ten Tage anführt. Gewöhnlich dauert die Krankheit nur vier Tage. Auch wird gewöhnlich an der gebissenen zugeheilten Stelle etwas gespürt, wenn es gleich nicht richtig sey, daß sich diese Stelle zum zweytenmale entzünde. Die ersten Symptome der Hundswuth seyen die eines Fiebers. Daß bey allem Durste und Verlangen des Kranken zum Trinken er doch nicht zu trinken vermöge, gibt Hr. Parry für ein pathognomonisches Zeichen. Der Leichnam solcher Personen gehe sehr schnell in Fäulniß über. Höchst verdienstlich scheint uns des Verfassers kritische Beleuchtung, der am meisten in England Aufsehen gemacht habenden ähnlichen Fälle von Hundswuth, da man dem würdigen Verfasser wohl wird zugeben müssen, daß die wenigsten dieser Fälle, besonders von geheilter Hundswuth, eine nähere Prüfung aushalten, wie er denn unter andern aufs bündigste beweiset, daß man Oesophagitis, Laryngitis; Mania und Gastritis irrig für Hundswuth ausgab. So zeigt der Verf. insbesondere, daß der Fall, den Dr. Symon im 28ten Bande des London

Med. and Phys. Journal als eine geheilte Hundswuth schildert, (und welcher auch in Deutschland Glauben fand,) Phrenitis nicht hydrophobia canina gewesen sey. Auf gleiche Art analysirt er mehrere ähnliche, nicht Probehaltende, Fälle, so daß in dieser Hinsicht gegenwärtiges Werk, selbst prüfenden, nicht alles auf Treu und Glauben annehmenden Aerzten sehr willkommen seyn dürfte. Der Verf. wünscht den Nahmen Hydrophobia als Bezeichnung eines genus annullirt, und schlug schon vor vierzig Jahren an dessen Statt Rabies contagiosa vor. Von allen bis jetzt vorgeschlagenen Mitteln nütze eigentlich keines, außer der Ausschneidung der gebissenen Stelle, und zwar zu jeder Zeit, selbst noch nach längst geheilter Wunde. Im Anfange nütze überreichliches Auswaschen der Wunde mit kaltem und warmen Wasser, selbst vor dem Ausschneiden, damit jede Spur des Giftes so viel nur möglich weggeschafft wurde. Ferner läßt er selbst nach dem Ausschneiden noch Schröpfköpfe aufsetzen und auswaschen. Aetzmittel gewähren doch nicht Sicherheit genug. Ein Fontanelle sollte wenigstens drey Monate lang auf der Stelle unterhalten werden. S. 162. We are yet to seek the real marks of rabies in dogs. Herr Normann schildert sodann genau die Krankheitsgeschichte und Beschreibung eines wirklich wüthenden Hundes. Am wichtigsten scheinen Hrn. Parry die convulsivischen, bis jetzt wenig beachteten Bewegungen der Respirationsorgane, und der häufig ausfließende Speichel. Die Symptome der rabies contagiosa seyen bey Hunden fast die nämlichen wie bey Menschen. Gegen Hrn. Gillman's Diss. on the Bite of a rabid animal lasse sich alles vorhin bemerkte erinnern. Auch Pferde von tollen Hunden gebissen wurden wasserscheu. Der Verf. thut sehr ernstlich Befehls-Vorschläge zur Verminderung der Menge von herrnlosen Hunden, als

durch welche hauptsächlich solch Unglück geschähe. Er gibt eine Liste von acht und dreyßig von Englischen Schriftstellern geschilderten Fällen wahrer Rabies contagiosa, mit Bemerkung der Dauer der Krankheit und ihrer Behandlung. Salin zu Paris setze irrig die Ursache der Krankheit in eine Entzündung des Rückenmarkes. Obgleich unser Verf. keine Heilung der rabies contagiosa bis jetzt für gelungen gelten lassen kann, so gibt er dennoch nicht die Hoffnung auf, daß nicht einstens durch einen künftigen Jenner (some future Jenner) ein Mittel gegen diese fürchterliche Krankheit gefunden werden dürfte. Den Schluß machen meist von Sargatth entnommene Plain Directions for Preventing the Hydrophobia from the Bites of Mad Animals.

### Paris.

Ben Treuttel und Würz, 1815: *Les Français justifiés du reproche de Légèreté*. Par J. J. Lemoine. VI und 264 Seiten in groß Octav.

Nur bis S. 120 erstreckt sich die eigentliche, von der Academie zu Dijon gekrönte, und bereits im Jahre 1809 abgedruckte Beantwortung der Preisfrage: Ob die Französische Nation den von Ausländern ihr gemachten Vorwurf des Leichtsinns wirklich verdiene? Seitdem hat der Verfasser — aus dessen Feder in *Ersch France litteraire* noch nichts zu finden — über manches in seiner Abhandlung enthaltne schärfer nachgedacht, und die Früchte davon füllen den Raum bis S. 232; worauf denn, außer einem sehr umständlichen Inhaltsverzeichnisse, es noch ein halbes Schock Anmerkungen zu lesen gibt, die theils als Belege anzusehen, theils curae novissimae sind. Schon durch eine solche Behandlungsart des Gegenstandes wird die Leserey sehr erschwert; weil nämlich nirgend sich voraussehen läßt, ob der Autor nicht etwa in seinen nouveaux développemens,



wie er sie nennt, oder gar in den Zusatz-Noten ersch, sich vielleicht eines andern, wo nicht bessern, könne besonnen haben? Den schlimmsten Dienst aber erwiesen der patriotischen Preisfrage die Verleger dadurch, daß sie auf dem Titelblatte ausdrücklich den Monat März als Zeitraum des Abdrucks nahmhaft machten; denn wenn hätten unsre Nachbarn je einen schneidenden Beweis ihres Wankelmuths geliefert, als gerade in jenem Monate, wo ihr Bonaparte mit einem Erfolge wiederum auftrat, den er sich nimmermehr versprechen durfte, wäre ihm dieser Leichtsinns der cidevant großen Nation nicht zur Gnüge bekannt gewesen!

Zwar würde, wie Hr. L. bey der Ehrenrettung seiner Landsleute zu Werk geht, es ihm sehr leicht geworden seyn, auch in diesem Ereignisse die Festigkeit der Volksgefinnung wieder zu finden; als welche, ob schon eine Zeitlang niedergedrückt, doch nie aufgehört habe im Stillen zu wirken. Ob diese Beobachtung der Wahrheit und Geschichte entspreche, kümmert ihn wenig; denn überhaupt werden Ausnahmen bey ihm durchweg zu Regeln, und umgekehrt. Auf die Erscheinungen während der 25jährigen Revolution, als wo bekanntlich Beyspiele des unverzeihlichsten Leichtsinns sich in zahlloser Menge darbieten, hat er jedoch rathsamer gefunden nur sehr obenhin Rücksicht zu nehmen. Bloß den unüberwindlichen Heeren wird in seiner Schutzschrift hier und da Weihrauch gestreut; als welche durch ihre Beharrlichkeit im Siegen den kräftigsten Beweis vom Gegentheile des Leichtsinns geführt hätten; und von solchem Schlage sind die meisten seiner Schlußfolgen. Der Wahne Bonaparte läßt übrigens in dieser neuen und vermehrten Auflage sich nirgend blicken; die erste müßte man also zur Hand haben, um zu erfahren, wie der Lobredner des Vaterlands sich benahm, den Antheil, den an Verherrlichung des Nationalgeistes der

so genannte Held seines Jahrhunderts gehabt, recht anschaulich zu machen; denn kaum läßt sich denken, daß eine Preisschrift dieser Art ohne Präconisirung desselben damals habe zum Vorschein kommen dürfen!

Proben zu geben, wie Hr. L. es versucht die Vorwürfe des Leichtsinns zu entkräften, womit eine Menge Schriftsteller des Auslands sich von jeher an den Bewohnern Galliens versündigt haben, und dagegen Zeugnisse aufstellt, die sie etwas glimpflicher behandeln, würde schon deshalb zu weit führen, weil er von jenen mehr als einen unerwähnt läßt, unter letztern aber zu sehr unbedeutenden, oft zweideutigen, seine Zuflucht nimmt. Daß es unter seinen eignen Landsleuten Nahmen von Gewicht gibt, wie z. B. einen Montesquieu, Voltaire, J. J. Rousseau, Duclos, die in den Vorwurf eines überall sichtbaren Leichtsinns unbedenklich mit eingestimmt, kann er freylich nicht wegläugnen, weiß aber, nach rabulistischen Ausflüchten jeder Art, doch nichts triftigers dagegen vorzubringen, als daß es zu allen Zeiten Leute gegeben, die des Vaterlandes Vorzüge muthwillig herabgesetzt, um ihren eignen Werth desto stärker ins Auge fallend zu machen. Wer hat jemahls geläugnet, daß seine Landsleute, wenn auch nicht in allen, doch in den meisten Feldern der Wissenschaft, Kunst und Vertriebsamkeit so gut wie ihre civilisirten Nachbarn sich ausgezeichnet? diesen rühmlichen Antheil an allgemeiner Ausbildung aber zur förmlichen Suprematie zu erheben, wie auch dieser Franzos mit unnützem Wortaufwand es thut, und daraus allein schon das Unstatthafte der seiner Nation gemachten Vorwürfe herzuleiten, ist und bleibt doch eine schreyende Eitelkeit, die so nah als irgend etwas an den vorgeworfnen Leichtsinn grenzt, so wie an die eben so einstimmig ihnen schuldgegebne leidige Figurirsucht, deren Folgen Europa nur allzulange gefühlt hat!

Nur ein Pröbchen wie weit er diese Einseitigkeit und den Kitzel Alles entschuldigen zu wollen treibt, sogar wenn auf Beschimpfungen seiner Landsleute die Rede fällt! In einer Aufwallung gegen Französische Ränke war Papst Alexander VII. mit den Worten herausgeplagt: *Questi maledetti Francesi sono piu furbi di noi altri!* Was, meint man, folgert der Sachwalter hieraus? Nichts anders, als daß ein Volk, dem es im Fache der *Pointik* so trefflich gelänge, unmöglich für leichtsinnig zu halten sey. Als ob Politif und Gaunerey ganz einerley wären! Auch Paris ist ihm noch immer *le centre d'activite le plus fécond qui soit dans l'univers*, und in der Zeitperiode worin er lebt *tout est noble, tout est grand!* Weiß er sich nicht anders zu helfen, so wird die so halsstarrig vorgeworfne *légerete* zu einer bloßen *apparence*, qui masque la profondeur. Oder gar der klägliche Trost: *si les bourreaux se montrèrent atroces, les victimes furent admirables.* — In den so genannten *nouveaux développemens* macht er sich viel mit den Aeußerungen des trefflichen *Villers* über den Nationalgeist Frankreichs und dessen allmähliche Entwicklung zu schaffen; wo es aber selten klar wird, was er davon billigt, oder im Ernste verwirft. Auch über unsre neuesten Deutschen Philosophien und Dichtereyen wird darin dieß und jenes zum Besten gegeben; was daraus für uns zu lernen, kann man sich vorstellen. Unter andern gilt Graf *Sinzendorf* ihm gleichfalls für einen Philosophen. Als Psycholog, der Einfalt und Ueberspannung — denn auch hier berühren sich die Endpuncte — so geschickt zu benutzen verstand, war er dieß freylich; desto weniger in so viel anderm Betracht. Herr *L.* hingegen kann nicht einmahl für einen angenehmen Schwätzer gelten: denn die dreyschweifige Diatribe hat seine eignen Landsleute zum Gähnen gebracht.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. Stück.

Den 14. März 1816.

London.

The agricultural Magazine or farmers monthly Journal of Husbandry and rural affairs including occasional observations on Gardening; illustrated by a variety of Plates and Wood-Cuts, of new inventions and improvements in the implements and machinerie of this art. Vol. III. New series from January to June inclus. 1814. VIII und 430 S. Vol. IV. from July to December inclus. 1814. VII und 430 S. Printed and published by Vaughan Griffiths. 1815. In Octav.

Die Einrichtung dieser Zeitschrift ist noch dieselbe, die unsere Leser aus unserer Anzeige der ersten beiden Bände kennen; und wir müssen hinzufügen, auch die Güte derselben hat sich nicht verändert; der gegenwärtige Jahrgang ist indessen noch immer den Discussionen über die große National-Angelegenheit, die neue Kornbill, vorzugsweise gewidmet; aber bey dem hohen Interesse, das die Sache hat, und da Zeitschriften in England die Organe sind, wodurch die öffentliche Meinung sich ausspricht, gewiß auch

N (2)

mit vollem Rechte. Denn es mußte entschieden werden — auf der einen Seite, ob die Nation von sich selbst oder von dem Auslande abhängt; und auf der andern, ob die Landwirthschaft stehen oder fallen solle. Die Ereignisse der so eben vergangenen Jahre hatten die Gefahr gezeigt, in der das Land schwebte, wenn es sein erstes Bedürfniß nicht in sich selbst producirte. In den vier Jahren von 1809 bis 1812 hatte man aber erfahren, daß die eignen Erndten, nicht nur den ganzen Bedarf erfüllen, sondern selbst noch einigen Ueberschuß zur Ausfuhr geben konnten. Sollte nun die Landwirthschaft mit einer solchen Energie betrieben werden, daß ein so großes Resultat davon mit Gewißheit erwartet werden dürfte, so mußte der Landwirth der verhältnißmäßigen Belohnung seines Gewerbs gesichert werden. Dieß konnte jedoch nicht anders als durch eine indirecte Fixation des niedrigsten Getreidepreises geschehen. Dadurch wurden aber der Erzeuger und der Verzehrter gegen einander in Opposition gebracht. Der Kampf mußte natürlicher Weise hart seyn; indessen ließ sich doch schon im J. 1814 alles dazu an, daß der gute gesunde Menschenverstand der Nation für die den Umständen angemessene Fixation entscheiden würde, aber für das Ausland, das Korn ausführen muß, leider eine höchst traurige Perspective! Ein anderer Gegenstand, der zwar auch für die ganze Nation wichtig, worüber aber vorzüglich die Landwirthe mit sich selbst bey weitem nicht im Reinen sind, ist die Theorie der Viehwirthschaft. Welche Rassen jeder Art Vieh sind die nützlichsten; gebührt dem großen oder kleinen Vieh der Vorzug; steht es in der Macht des Viehzüchters, auf die Beschaffenheit des Viehs beym Züchten mitzuwirken; wie kann die Mästung des Viehs am zweckmäßigsten eingerichtet werden; wie wirkt die

Mäßigung auf die oder jene Theile des Viehes unter diesen oder jenen Modificationen insbesondere? — dieß sind die Fragen, die jetzt jeder Landwirth thut, deren Beantwortung aber unendlich schwer ist. In dem gegenwärtigen Jahrgange des landwirthschaftlichen Magazins ist ein Schatz vortrefflicher Erfahrung darüber niedergelegt. Aber auch darüber können wir uns hier nicht weiter ausbreiten: indem wir auch einige Aufsätze über einzelne Materien nicht ganz übergehen möchten. Im Januar-Hefte ist uns als Beweis des weitaussehenden Speculationsgeistes der Vorschlag eines Pflanzers von St. Vincent aufgefallen, in Brasilien und Buenos-Ayres eine Fabrik von Suppentuchen anzulegen, weil da das beste Hornvieh bekanntlich so wohlfeil sey, daß es nicht mehr als den Werth der Haut koste. So sonderbar dieser Vorschlag auch scheint, so möchte er doch wohl mit großem Erfolge ausgeführt werden können. Für schwieriger in der Ausführung halten wir einen andern hier gemachten Vorschlag, nach Abschaffung des Sclavenhandels aus dem an Menschen überreichen Indien eine Colonie nach St. Trinidad zu führen, um da den Manioc zu Cassave-Mehl besser anzubauen: indem diese Insel durch die Abschaffung des gedachten Handels für England sonst allen Werth verliere. Ueber die Vortheilhaftigkeit der Einführung der Marino's fängt das Publicum wieder an seine Meinung zu theilen. Die Merino-Gesellschaft läßt sich hier also angelegen seyn, die gute Stimmung dafür zu erhalten. In den Nachrichten von der Verhandlung der Bath- und West-Englands-Gesellschaft wird der Erfindung einer Maschine zum Ausreihen des Getreides erwähnt, welcher Kenner den Vorzug vor den Dreschmühlen zugestanden haben. Ein Dr. Hewison hat schon eine Fabrik von Opium aus unserm gemeinen Mohn angelegt. Es wird bemerkt,

daß es zur Verbesserung der Aenger und Wiesen gereichen könne, wenn sie gleich nach dem Winter dem Vieh auf einige Zeit zur Weide eingeräumt, und dann erst zugeschlagen werden: indem das Vieh das frühere herbe und schlechte Gewächs wegfresse, und das bessere dann erst desto ungestörter fortwachsen könne. Unter Umständen unterschreiben wir diese Bemerkung gern, und fügen hinzu, daß bey unsern östern Spätfrösten das frühere Gewächs dadurch oft noch gerettet und zu Nutzen gebracht werden würde. Lord Sommerville hat fett geweidet und Herr James King vollends ausgemästet zwey Individuen von einer neuen Spielart, von einem Indischen, kaum zwölf Hände hohen Sabu-Bullen und einer Durham-Kuh, die aber doch über sechs hoch geworden waren, und sich jedes zu 2 bis 300 Pfund ausschlachteten. Die Saburasse, die in Indien wegen ihrer Thätigkeit und Lebhaftigkeit zum Tragen und zum Fahren gebraucht wird, und in einer Stunde sechs bis zehn Englische Meilen zurücklegt, soll ein sehr feines Fleisch haben, und würde sich vielleicht auch in Europa vorzüglich zu Arbeits-Vieh eignen. Einer von den Hrn. Cook und Fisher angelegten Handlung mit Ackergeräthen und der Saamenhandlung des Hrn. Gibbs für Landleute wird mit Lobe erwähnt; wir machen daher das Ausland auf beide Anstalten aufmerksam. Die Gemeinheits-Theilungs-Erkenntnisse von 8. der Königin Anna bis zu 53. Sr. jetzigen Königlichen Majestät werden angegeben: es sind ihrer doch nur 3442. Die Anwendung des Kartoffeln-Mehls im Großen zu Schiffs-Zwieback; die Vorke des Lerchenbaums zum Gecken wird vorgeschlagen ic.

### Berlin.

Ben Nicolai: חֲרִיבֵי - חֲרִיבֵי oder Katechismus der Israelitischen Religion, sowohl nach den

dogmatischen und moralischen Grundsätzen, als auch nach den Ceremonial-Verordnungen der heiligen Schrift alten Bundes. Auf Veranlassung mehrerer Israelitischen Gemeinen bearbeitet von M. S. Bock, Lehrer der Israelitischen Religion, Vorsteher zweier Lehr- und Bildungs-Anstalten für Söhne und Töchter, und einer Pensions-Anstalt für Söhne gebildeter Familien. 1814, 88 S. in kl. Octav.

Der Verfasser hat schon seit mehreren Jahren die Lehren der Israelitischen Religion in den auf dem Titel angeführten Anstalten vorgetragen, und beruft sich auf das Zeugniß seiner Gemeine, daß er in dieser Sache etwas geleistet habe, was der erste Anfang dieser Art sey. Er hat auch bereits eine Anzahl Knaben und Mädchen in Gegenwart von Mitgliedern des Departements für den Cultus und Unterricht, so wie von Aeltesten und Mitgliedern seiner Gemeine in seinem Schulhause geprüft. Er pflegt auch am Sonnabend mit Gesang begleitete Andachtsübungen in seinem Schulsaale und religiöse Reden zu halten. Schon im Jahre 1810 gab er auch eine Deutsche mit Hebräischen Lettern gedruckte Schrift heraus, worin er seine Glaubensgenossen aufforderte, die Wichtigkeit des Religions-Unterrichts zu beherzigen und ihn auf alle Weise zu befördern. Wer es weiß, wie sehr Lehre und Erbauung gewöhnlich unter dieser Nation vernachlässigt und dadurch höhere Bildung zurückgehalten wird, der wird alle diese Bemühungen für desto verdienstlicher halten. Dazu kommt nun noch der gegenwärtige Katechismus, welchen der Verfasser nach dem Wunsche einiger Israelitischen Gemeinen und ehemahliger Schüler herausgegeben hat. Er versichert, daß er sich immer in seinem Religions-unterrichte gleich weit von blindem Glauben und Neuerungsucht entfernt gehalten, und sowohl bey



altgläubigen als freyer denkenden Israeliten Beyfall gefunden habe. In dem Katechismus wird aus Vernunft, h. Schrift und Talmud geschöpft, die Sittenlehren werden ausführlicher abgehandelt, als die Glaubenslehren; in den beiden letzten Abschnitten wird auch von den Cerimonialgesetzen gehandelt und die Geschichte des Israelitischen Volks erzählt. Doch rath der Verfasser, diese Geschichte sogleich mit dem eigentlichen Religionsunterrichte zu verbinden und dazu einen besondern Tag in der Woche zu bestimmen. Zuletzt folgt noch ein Anhang, welcher die zehn Gebote, die dreizehn Glaubensartikel der Israeliten, wie sie Maimonides festgesetzt hat, eine Uebersicht der Bücher der h. Schrift, des Talmuds und etwas von der Zeitrechnung der Israeliten enthält. Der Verfasser schließt diese ganze Schrift mit dem Wunsche: "Mögen sich bald Israelitische Schriftgelehrte, von wahren religiösem Sinne befeelt, vereinigen, und das, was spätere Jüdische Gelehrte, nur aus Besorgniß für die Aufrechthaltung der Religion noch zur heiligen Schrift hinzufügten, und auf unsere jezige bürgerliche und religiöse Verfassung nicht mehr anwendbar ist, mit großer Vorsicht von dem wesentlichen Theil der Religion absondern und Gott wird ihr Werk vielfach segnen." Wahrscheinlich will er zugleich zu verstehen geben, daß auch er manches dieser Art habe beybehalten und ihm eine größere Wichtigkeit beylegen müssen, als es an sich hat, um nicht bey vielen anzustoßen. Bey aller Anerkennung der Verdienstlichkeit dieses Unternehmens müssen wir übrigens gestehen, daß uns die angenommenen philosophischen Grundsätze zum Theil, einseitig und übel angebracht dünken, daß nicht selten die echte Katechetische Entwicklung und Kunst, welche doch schon im Lehrbuche wenigstens hervorleuchten muß, fehlt, daß wider die Exegese dieses Buchs viel zu

erinnern ist. Wir wollen theils in diesen Beziehungen, theils um überhaupt diese Schrift noch kenntlicher zu machen, noch Einiges auszeichnen. Sowohl in der Dogmatik als Moral wird von dem Glückseligkeitsprincipe ausgegangen, welches doch wohl in unseren Zeiten keine besondere Widerlegung mehr bedarf. Daß die Welt nicht von Ewigkeit her seyn könne, wird daraus bewiesen, weil wir sehen, daß alles, was um uns ist, einen Anfang gehabt habe. Die Lehre von den Eigenschaften Gottes fängt so an: Fr. Konnte Gott von einem anderen Wesen erschaffen worden seyn? Antw. Nein. Denn es müßte dieses Wesen auch sein Daseyn einem andern wieder zu verdanken haben. Fr. Was entsteht daraus für eine Eigenschaft Gottes? Antw. Daß er durch sich selbst, für sich selbst besteht und ewig ist. Offenbarung und heilige Schrift werden ganz in gleicher Bedeutung genommen; doch wird noch hinzugefügt, daß auch der Talmud geoffenbarte Lehren in sich enthalte. Daß der Körper dereinst, nachdem er im Grabe zu Staub geworden, wieder aufleben und sich mit der Seele vereinigen werde, wird aus Hiob 19, 25 – 27. Ps. 17, 15. Dan. 12, 2. Pred. 3, 17. 12, 14. Jes. 26, 9. Hesek. 27, 13. erwiesen. Daß Gott den Israeliten eine Erlösung verheißt habe, wodurch sie aus allem Elende und aller Bedrückung der Seele und des Körpers befreit werden sollen, wird unter andern aus Ps. 16, 10 f. dargethan. Die Ceremonialgesetze werden durchaus als Mittel vorgestellt, die Ausübung der Pflichten zu erleichtern.

#### Kiel.

Ben Hefß: *Augusti Twesteni*, theol. et philos. prof. extr. in Univ. Kiliensi, *Commentatio critica de Hesiodi carmine quod inscribitur Opera et Dies*, scripta ad impetrandos summos in philos. honores A. 1813. 74 S. in Octav. 1815.

Die Critik sollte mit dem Hesiodus zwar eben so verfahren als mit dem Homerus geschehen ist, aber man sieht sich, sagt der Verf., hier überall verlassen; man muß sich also an das Gedicht selbst und allein halten. Und hier sind gleich die ersten zehn Verse unecht, weshalb sie Brunck auch in den gnom. poet. graec. weggelassen hat, sie sind ein citharoedi prooemium. Bescheidner hätte Brunck dergleichen Verse, die er für unecht hielt, in Klammern einschließen sollen. Der Verf. zeigt den Mangel des Zusammenhanges im Gedichte, wie wir es haben: 11—41 und 202—326 stimmen überein, 42—201 gar nicht. Von 327 folgt eine Reihe weder unter sich noch mit dem vorigen zusammenhängender Verse, die anders woher genommen sind. Was der Verf. hierüber geschickt beibringt, erhält aus den alterthümlichen Notizen, daß Hesiods Gedichte von Rhapsoden declamirt wurden, daß viele Interpolationen Statt gefunden, daß die einzelnen Theile unter verschiednen Titeln angeführt und benannt werden, selbst aus der Vergleichung dieses Gedichts mit der Theogonie, ungemein viele Wahrscheinlichkeit. Eben so richtig ist auch des Verf. Urtheil im folgenden. Der letzte Theil ist ganz zusammenhängend und beschreibt den Ackerbau und die Schifffahrt als die beiden damahls einzigen Arten den Unterhalt zu erwerben; doch können B. 507—535 und 631—662 nur von einem Interpolator herrühren. Auch der letzte Theil 724 ff. ist schwerlich Hesiodisch, er klingt orphisch, als ob geheime Lehre verkündet werde, besonders die Tagwählerer 724—759. Der Verf. findet hier fünf größere Gedichte, 42—105 von Prometheus. 108—203 die Fabel von den Zeitaltern: drei Lehrgedichte, 10—41, 222—326, 383—693. Glückliche und unglückliche Tage 724—828, 327—382; mystisch sind 724—764. Hrn. Prof. Heinrichs Epimetrum enthält einige schätzbare grammatische Bemerkungen.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

43. Stüd.

Den 16. März 1816.

---

## London.

Ben Murray: *Miscellaneous Works of Edward Gibbon, Esquire.* With memoirs of his life and writings composed by himself, illustrated from his letters, with occasional notes and narrative by *John Lord Sheffield.* In three Volumes. Vol. III. 690 Seiten in Quart.

Die zwey ersten Bände dieser wichtigen Sammlung sind im Jahre 1796 erschienen, und in demselben Jahre noch in diesen Blättern (S. 1254) angezeigt worden. Von Gibbon's vertrautem Freunde aus dessen nachgelassenen, zum Theil unvollendeten Papieren ausgesucht, und durch In two volumes auf dem Titelblatte für den vollständigen des Druckes würdigen Nachlaß erklärt, hatte man keiner Fortsetzung entgegen zu sehen: dennoch fand sich nach der Zeit noch Stoff zu einer Art von Nachlese, die in diesem dritten Bande enthalten ist, über dessen allmähliche Entstehung aber keine Nachrichten mitgetheilt sind. Obgleich nichts in diesem Bande das Interesse der Autobiographie in dem ersten hat; so

R (2)

sind doch darin sehr schätzbare Ueberbleibsel des scharfsinnigen und geistreichen Geschichtsforschers zu finden: die letzten Vermächnisse seines weit umfassenden litterarischen Verdienstes. Die Abhandlungen desselben sind meistens Französisch geschrieben, und ob sich gleich der Rec. erinnert, von einem gelehrten Franzosen gehört zu haben, es gebe keine Seite in Gibbon's Französischen Werken, in der sich nicht mehrere Sprachfehler nachweisen ließen (und selbst unser Besner wies ihm in seiner Antwort auf dessen ersten Brief einen nach); so ist doch wohl aus seinem langen Aufenthalt zu Lausanne zu vermuthen, daß sie — von einer etwa hie und da vorkommenden nicht ganz Französischen Haltung des Styls abgesehen — selten von anderer Art seyn werden, als sie die strenge Critik selbst in den Werken eingebohrner Schriftsteller ausspüren kann. Der berühmte Engländer war, wenn Rec. seinem eigenen Urtheil trauen darf, in der Französischen Sprache und Litteratur ganz einheimisch, ohne daß sein Englischer Styl, obgleich kein Muster, eine Französische Wendung angenommen hätte.

1. Mémoire sur la monarchie des Medes pour servir de supplement aux dissertations de Mrs. Freret et de Rougainville (S. 1—62). Sie führt die Meinungen der beiden Französischen Gelehrten und namentlich ihre Aeußerung weiter aus, daß die sehr verschiedenen Dynastien von Ctesias und Herodot nur durch die Annahme zweyer verschiedenen Monarchien durch die Nachkommen des Arbaces und Dioces neben einander bestehen könne. In dieser Abhandlung erklärt sich Gibbon gegen die Meinung, daß die Cyropädie ein politischer Roman sey. Er hält sie für echte Geschichte, doch findet er viel an dem Xenophontischen Cyrus zu tadeln.

2. Remarques critiques sur le nouveau systeme

de Chronologie du Chevalier Newton (bis S. 73). 3. Einige Bemerkungen über einen Extrait de trois mémoires de M. l'Abbé de Bleterie sur la succession de l'Empire Romain et d'un sur le pronom d'Auguste. 4. Remarques critiques sur le nombre des habitans dans la cité des Sybarites (bis S. 82). Aus diesen Bemerkungen erhellt, daß Hr. Wallace in seinem Buch upon the numbers of mankind 300,000 kämpfende Menschen in der Stadt Sybaris angibt. Diese Freygebigkeit erinnert an die 14 Millionen Einwohner, denen ein vormahliger Gelehrter in dem alten Rom ihre Wohnung anweist. 5. Du gouvernement feodal, surtout en France, (bis S. 95). 6. Relation des noces de Charles Duc de Bourgogne avec la princesse Marguerite soeur d'Edouard IV. roi d'Angleterre (bis S. 97). 7. Introduction à l'histoire générale de la république des Suisses, (S. 98—155). G. bezweifelt die gewöhnliche Erzählung von W. Tell, und sagt sogar S. 114; notre siècle, qui substitue un doute éclairé à la credulité de nos ancêtres, semble reprouver une fable qui n'a pas même le mérite de l'invention; et ne voit dans Guillaume Tell que l'imitation assez grossière d'un héros Danois aussi fabuleux peut-être que lui. Dazu bemerkt der Herausgeber, Lord Sheffield: Gibbon habe in seiner Handschrift auf eine Schrift von Theoph. Eman. Haller angespielt, die er anzuführen versäumt habe. Er wisse von Haller, dem Sohn des genannten: sein Vater habe in einer Rede, die er als Sprecher in einer Gesellschaft der vornehmsten jungen Leute zu Bern gehalten und die nachher gedruckt worden sey, die Wahrheit der Erzählung von W. Tell mehr zur Uebung des Scharfsinns und Wizes, als weil er sie für fabelhaft gehalten habe, bezweifelt, da sie ja von so vielerley

Denkmählern aus damahligen Zeiten bestätigt werde. Es habe sich aber der Canton Uri durch diese Zweifel über seinen großen Helden beleidiget gefunden und vom Canton Bern Genugthuung gefordert, wodurch sein Vater veranlaßt worden, sich einige Zeit von Bern zu entfernen. Nach seiner Rückkunft habe er in einer eigenen Abhandlung die Echtheit der Erzählung bewiesen, womit sich der Canton Uri beruhiget habe. J. von Müller nimmt sie auch für echt an, nur fällt bey ihm das Abenteuer vom Apfel weg. Die ehemals angenommene Ableitung der Erzählung aus der Dänischen Geschichte, war dem Geiße und Verfahr der Zeiten zuwider. 8. Bemerkungen über die *Doutes historiques sur la vie et le regne du roi. Richard III. par M. Horace Walpole* (S. 156 – 167). 9. *Antiquities of the house of Brunswick* (S. 172 – 220). Drey Abschnitte dieser Alterthümer waren schon im zweyten Bande dieser Works erschienen. Dieser vierte gibt jenen in Hinsicht der Lebhaftigkeit des Styls und der Auswahl der Umstände nichts nach; sie ist immer eine geistreiche Darstellung, wenn sie gleich keinen Anspruch auf den Nahmen einer völligen Ausarbeitung dieses weitläufigen und verwickelten Gegenstandes machen kann. Ungern vermißt man die Fortsetzung bis auf die Erhebung des Hauses auf den Englischen Thron, 10. *Digression on the character of Brutus* (S. 221 – 231). 11. *Nomina gentesque antiquae Italiae* (Französisch geschrieben, S. 232 – 352). Meistentheils aus Cluver und andern bekannten Büchern, mit Benennung der erläuternden und erläuterten Stellen Römischer Dichter. 12. *Remarques sur les ouvrages et sur le caractère de Salluste, Jules Cesar, Cornelius Nepos et Tite Live* (S. 553 – 376). Die Bemerkungen sind meist literarhistorisch, von G. ungefähr in seinem 19ten Jahre

gemacht, als er sich vorgenommen hatte, alle Römische Schriftsteller, nach Materien geordnet, durchzulesen. Von Livius ward unter Ludwig XIV. die Sage verbreitet, alle seine Decaden wären vor der Einnahme von Constantinopel auf den Berg Athos gerettet worden; Colbert hatte im Sinn, von zwey Maltesischen Fregatten alle litterarische Schätze des dasigen Klosters durch einen unvermutheten Ueberfall weghohlen zu lassen, welches aber nachher, um die Pforte nicht zu reizen, unterblieb. Man schickte nur ein paar Gelehrte in Kaufleute verkleidet dahin ab, um die dasigen Schätze auszufundschaffen; die Sendung war aber vergeblich "les moines ou n'ayant rien, ou cachant soigneusement ce qu'ils avoient. 13. Remarques critiques sur un passage de Plaute (Poenulus Act. III. sc. 3. v. 50) S. 377—381. 14. Remarques sur quelques endroits de Virgile (S. 382—398) über Georg. II. 161. IV. 287. 15. Remarques sur quelques prodiges (S. 398—402). 16. Remarques critiques sur les dignités sacerdotales de Jules Cesar (S. 403—405). 17. Principes des poids, des monnoies, et des mesures des anciens (S. 406—441), nur allgemeine Begriffe und Grundsätze enthaltend. 18. Dissertation sur les poids, les monnoies et les mesures des anciens (S. 441—477), mit Tafeln versehen. Im Ganzen kein unbequemes Handbuch, das aber aus neuern Untersuchungen mancher Ergänzungen bedürfte. 19. Ueber die Mémoires posthumes de M. de Cheseaux (S. 477—481). 20. On the position of the meridional line, and an enquiry into the supposed circumnavigation of Africa by the ancients (S. 481—507). G. erklärt sich gegen die Meinung, daß die Alten Africa umschiffet hätten. Der Aufsatz ist ein schätzbarer Beytrag über diesen längst in Europa, auch vor 25 Jahren von Dr.



Belknap in America durchgestrittene Frage. 21. Ueber diesen Aufsatz sind Anmerkungen von D. Vincent eingerückt, aus einem Brief an Lord Sheffield. This disquisition (sagt D. Vincent S. 507) is more interesting to me, as it corroborates all the arguments which I have advanced, and all the opinions I had formed, and give me leave to add, that, if my judgment is of weight, a more masterly treatise than this never came from the pen of Gibbon. — 22. Selections from Mr. Gibbon's common place books, Memoranda etc. (Französisch bis S. 528, Englisch bis S. 545). 23. Hint- bis S. 553. 24. Index expurgatorius, kurze Widerlegungen von allerley Angaben und Meinungen verschiedener Schriftsteller (S. 553—575). 25. Remarks on Blackstone's commentaries (S. 575—577). 26. Noten aus einem durchschossenen Exemplar der vierten Ausgabe von Harwood's Classicks (S. 578—584). Briefe (ein sehr interessanter Theil dieses Bandes). An dem Briefwechsel hatten Antheil: Horace Walpole, Madame Necker, Buffon, Madame Deffand (der Anstoß, den sie an Gibbon's Gesichtszügen genommen hat, läßt sich nicht wohl aus dem diesem Bande beygefügtcn Bildniß Gibbon's (ob ihm gleich darin geschmeichelt ist) widerlegen), Mad. de Genlis, Lord Thurlow, Lord Loughborough, Lord North (dem das große Werk vom Verfall und Untergang des R. Reichs auf eine dem Verf. sowohl als seinem edeln Freunde gleich ehrenvolle Art gewidmet wird), Major Kennel, de Saussüre und Heyne. Zur Probe der naiven Offenherzigkeit des gelehrten Mannes in seinem Briefwechsel heben wir folgendes Briefchen aus (S. 628): *Edward Gibbon Esq. to . . . . .* (der Name ist nicht angegeben, aber wahrscheinlich Lord Loughborough, Gesandter zu Paris): *My Lord, I am*

ignorant (as I ought to be) of the present state of our negotiations of peace; I am likewise ignorant how far I may appear qualified to cooperate in this important and salutary work. If, from any advantages of language or local connections, your lordship should think that services might be usefully employed, particularly in any future intercourse with the Court of France, permit me to say, that my love of ease and literary leisure shall never stand in competition with the obligations of duty and gratitude which I owe to his Majesty's government. I am, with the highest respect etc.

### Stade.

Von H. A. Friedrich: Erstes Sendschreiben an die Herren Superintendenten, Pröbste und Prediger in den Herzogthümern Bremen und Verden, worin ihnen den neuen mit ihnen geschlossenen Verein empfiehlt, und die diesjährigen Synoden und General-Kirchenvisitationen ankündigt *G. A. Ruperti*, Gen. Sup. der Herz. Bremen und Verden, Cons. Rath und Doct. der Theol. Angehängt die von dem Verf. am Friedensfest den 24. Jul. 1814 in der Garnison-kirche zu Stade gehaltene Predigt. 1815. 99 Seiten in klein Octav.

Sendschreiben und Friedenspredigt enthalten schaudererregende Beschreibungen von dem vor Wiedererringung der Freiheit hergegangenen Zustande, besonders der Kirche und ihrer Diener, vornehmlich in den beiden Herzogthümern, in welchen der Verfasser Nachfolger des sel. Welthufen geworden ist. Das erste drückt so würdige Gesinnungen, Vorsätze, Wünsche, Ermahnungen, Warnungen und Anord-

nungen aus, daß man davon die wohlthätigsten Folgen für Religion, Kirche, Schulen und Staat erwarten kann. Die Synoden bestimmt Hr. Kupert nicht bloß zu Vorlesungen und Disputirübungen in Lateinischer Sprache oder wortreichen Beantwortungen aufgeworfener Fragen und Erklärungen ganzer und mehrerer Kapitel der Bibel, sondern er wünscht, daß jedes Mitglied Gedanken, Fragen, Wünsche und Zweifel, die sich auf die theologischen Wissenschaften, Amtsführung, merkwürdige Amts-Erfahrungen, Kirchen, Schulen, Cultus beziehen, zwölf wenigstens zehn Wochen vor der Zusammenkunft allen Amtsbrüdern in demselben Kirchenbezirke mittheile, daß diese sie in drey Tagen durchlesen, auf einem besonderen Bogen freymüthig und bescheiden recensiren, mit diesem Bogen weiter senden, daß endlich ihm, dem Generalsuperintendenten, alle Arbeiten vier Wochen vor der Synode von den Superintendenten und Pröpsten zugeschickt werden, damit auch er Alles vorher prüfen, in der Versammlung vortragen und mit seinen Urtheilen begleiten könne. Man sieht von selbst ein, daß der Verf. mit dieser nützlichen Einrichtung sich selbst die größte Last auflegt; um seinen Plan auch nur ausführbar zu machen, verlangt er aber von jedem nur kurze und einen Bogen füllende Aufsätze und etwa sechs bis zehn Bemerkungen. Man erkennt schon in dem Sendschreiben, noch mehr in der Friedenspredigt einen Mann, der durch das Studium der alten Griechen und Römer gebildet ist, nur findet man zu viel Wortreichthum, zu lange Perioden, zu viel Politisches und Anregung heftiger Affecten und Leidenschaften, freylich gegen etwas, was allerdings hassenswürdig ist.

---

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

44. Stück.

Den 16. März 1816.

---

**Göttingen.**

In der ersten dießjährigen Versammlung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 10. Februar verlas der Herr Hofr. Tychsen eine Abhandlung: De poeseos Arabum origine et indole antiquissima. Die auffallende Erscheinung, daß zwey so verwandte und gleichzeitige Völker, Hebräer und Araber, in so verschiedenen Zeiträumen zur Cultur und Litteratur gelangten, daß erstere schon 1000 Jahre vor unsrer Zeitrechnung Dichter und Schriftsteller hatten, indeß die Araber erst um Mohammeds Zeit, 1500 Jahre später, dahin gelangten, veranlaßte diese Untersuchung. Zwar finden sich bey den Arabischen Schriftstellern Lieder und Bruchstücke von Gedichten, die einige Jahrhunderte älter, ja bis in die Zeit des Salomo, David oder gar Moses hinauf zu setzen wären, dergleichen einige von Schultens in der bekannten Sammlung, andre von de Sacy in seiner Abhandlung über verschiedene Ereignisse der alten Arabischen Geschichte bekannt gemacht sind; allein schon Reiske bezweifelte das

Alter der in jener Sammlung enthaltenen für uralt gegebenen Gedichte, und de Sacy zeigt in der im 50ten Bande der Mémoires de Littérature eingerückten Abhandlung, durch eine ins einzelne gehende Critik, daß fast alle diese Stücke, so wie die in der Hamasa aus dem Zeitalter kurz vor Mohammed, die angeblich ältern aber später gedichtet seyen. Der Verf. der anzuzeigenden Abhandlung gibt der Untersuchung einen weitem Umfang, indem er aus der Geschichte zeigt, wann und wie die Poesie bey den Arabern entstand, und aus den ältesten Gedichten selbst die Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit derselben darzulegen sucht, so daß diese Abhandlung als ein Beytrag zur Geschichte der Poesie der Araber vor Mohammed kann betrachtet werden.

Der Verf. schickt einige Bemerkungen voraus, als Nachtrag der de Sacy'schen Untersuchung, die angeblichen alten Gedichte betreffend. Aus der spätern Einführung der Schrift unter den Arabern würde noch nicht das gleich späte Alter der Poesie sich folgern lassen, da Gedichte durch mündliche Ueberlieferung sich erhalten lassen, wie z. B. die Homerischen unter den Griechen, obgleich allerdings die Kunst zu schreiben mit der Ausbildung des Geistes in genauem Verhältniß steht. Aber ein stärkerer Grund gegen das Alter dieser Stücke ist die Sprache, die in nichts von der gewöhnlichen Koraischitischen abweicht, ferner die Form und die Versmaße, die ganz so sind, wie in den Zeiten der blühenden Arabischen Poesie. Da in allem was der menschliche Geist hervorbringt ein allmähliches Fortschreiten sichtbar ist; so mußten diese Anfänge der Dichtkunst, nicht 13-15syllbige, sondern kurze Versmaße, mit unregelmäßigen Füßen haben, wie es in der Volkspoesie aller Nationen gewöhnlich ist. Letzteres zeigt der Verfasser durch Beyspiele aus dem Hebräischen

(Gen. 4, 23. Num. 21. 17. u. a.), aus dem Griechischen, wo selbst der Hexameter, der als das vollkommenste Versmaß für die epische Poesie bestimmt ist, in zwey Hälften zerfällt, aus dem Deutschen Alterthum, dem Syrischen und dem Arabischen selbst. Es gibt nämlich noch einzelne alte Volkslieder, Orakel- und Prophetensprüche, die diese Eigenschaften haben, und der Verf. bemerkt, daß Mohammed in seinen ersten Suren, z. B. 96. 64. 74. und den folgenden, die sich durch kurze Verse auszeichnen, ob sie gleich wie jene nur gereimte Prosa sind, diese Manier nachzuahmen scheine.

Die Frage, wann die Poesie unter den Arabern entstanden sey, kann sich natürlich nur auf diejenige beziehen die wir kennen, auf die Gedichte im Koraischitischen Dialect. Hätte es auch unter den Amalekiten, Midianiten oder im glücklichen Arabien Dichter gegeben, so sind diese für uns verloren, und können kein Gegenstand der Untersuchung seyn. Da die zahlreichen Völkerschaften, die unter dem Nahmen Araber begriffen werden, zerstreut, und lange in weniger Verbindung, meist als Nomaden lebten, so müssen bedeutende Veränderungen vorangegangen seyn, ehe der Dialect eines kleinen Stammes, der Koraischiten zu Mecca und im Hegiaz, der allgemeine Dialect wurde, in welchem alle Dichter sangen, wie die Griechischen Epiker in dem Ionischen. Arabien war ursprünglich von verschiedenen Stämmen bewohnt, deren die Antiquarier zehne zählen, und unter welchen Ad, Themud und Amalek die berühmtesten sind. Die Joktaniden besetzten vorzüglich die südlichen Gegenden der Halbinsel, und zu Saba oder Mareb entstand ein bedeutendes Reich, dessen Könige Eroberungen machten, die durch die Sage ins Fabelhafte vergrößert wurden, und dessen Einwohner durch die reichen Producte des Landes bald auf Industrie

und Handel geführt wurden, der jedoch mehr passiv gewesen zu seyn scheint. Mit diesen alten Einwohnern vereinigten sich aus Palästina eingewanderte Stämme, besonders Ismaeliten im Hegjaz und Mecca. Alle diese Völkerschaften redeten, wenn auch verwandte, doch, wie bey kleinen Völkerschaften immer der Fall ist, verschiedene Sprachen. Die der Aditen, Themudäer, Amalekiten u. kennen wir nicht; man weiß nicht einmahl zu welchem Stamme sie gehörten. Die Jostaniden oder Rahtaniden waren allerdings Semiten, sprachen also einen mit dem Hebräischen und Aramäischen verwandten Dialect, der aber durch die Besiegung und Aufnahme jener Stämme von Urbewohnern Arabiens merklich mußte verändert werden. Aehnlicher dem Hebräischen mußte die Sprache von Mecca und im Hegjaz durch die Vereinigung der Ismaeliten mit den alten Einwohnern, den Ghorhamiden werden. Indessen konnte bey diesen, so lange sie bloß räuberische Nomaden blieben, weder der Grad von Cultur noch diejenige Bildung und Reichthum der Sprache Statt finden, bey welcher allein Poesie möglich wird. Erst zwey Jahrhunderte nach unsrer Aera erfolgte im Hegjaz eine Begebenheit die für die Sprache, Poesie und Cultur von großen Folgen war, die Einwanderung der Aditen aus Yemen, die, was Hrn. de Sacy wahrscheinlich gemacht hat, mehr aus politischen Ursachen, um sich der Herrschaft der Himjariten zu entziehen, als aus Furcht vor der nachher erfolgten Ueberschwemmung (Sail ol Arim) ihr Vaterland verließen. Die Ausgewanderten theilten sich, einige zogen nach Hira, andre nach Gassan u., und da sie mehr Cultur hatten, so wurden sie überall wo sie sich ansiedelten der herrschende Stamm; so auch die Chozaiten, die in Mecca sich niederließen. In Mecca war ein altes Heiligthum, die noch jetzt fortdauende

Caaba, das in ganz Arabien berühmt war; über dieses erhielt jetzt der Chozait Amru die Aufsicht, der es mit Götterbildern schmückte, wodurch es noch mehr Glanz und Verehrung gewonnen zu haben scheint. Um diese Zeit, etwa um 230 (nach Hrn. de Sacy, dessen auf scharfsinnige Combinationen gebauten Zeitrechnung der Verf. folgt), breiteten die Himjaritischen Könige in Innern ihre Macht aus, und hatten sich zu Anfang des vierten Jahrhunderts auch Mecca und Medina unterwürfig gemacht. Aber die Ismaelitischen Stämme ermannten sich, und erkämpften, nachdem sie in zwey entscheidenden Schlachten die Himjariten besiegt hatten, endlich um 450 ihre Freiheit. Die Zeitrechnung ist hier, wie in mehreren Puncten des Arabischen Alterthums, schwierig und verworren, da die Annalisten den Himjaritischen König Sabbah und den Heerführer der Maaditen Colaiß zusammenbringen, die nach andern Datis gar nicht gleichzeitig waren. Der Verf. vermuthet, daß letzterer hier unrichtig genannt, und in einem späteren Kriege mit dem Könige von Jemen um 510 Anführer gewesen sey. Genug die Epoche der Vereinigung der Stämme gegen einen äußern Feind, und der errungenen Freiheit, ward für die Araber, wie einst für die Griechen, die Epoche der Cultur und der Poesie. Andere Umstände trugen dazu bey. Durch die Einwanderung der Chozaiten mußte Sprache und Cultur der Meccaner gewinnen, und sie fingen an Handel, selbst zur See, zu treiben. Die Könige von Hira und Gassan standen mit Persern und Neu-Römern als Vasallen in genauer Verbindung, und liebten die Poesie, so daß man noch jetzt ein kleines Gedicht eines Prinzen von Hira hat, und mehrere berühmte Dichter lebten am Hofe zu Hira oder Gassan. Die Caaba war das gemeinschaftliche Heiligthum Arabiens geworden, wohin



man aus allen Gegenden wallfartete, und diese Monate als heilige betrachtete, wo alle Fehden ruhten. Dadurch ward die Meccanische Sprache bereichert und in ganz Arabien verbreitet, welches um so leichter geschehen konnte, da sie selbst aus der von Jemen und der Ismaelitischen sich gebildet hatte. Nach der Verbreitung der Chozaiten durch Kosai oder Kussa, aus dem Geschlecht Koreisch, heißt sie die Koraischitische. Die Dichtkunst blühte vorzüglich bey den Nezariten, dem edelsten der Arabischen Stämme, wozu die Stämme Kerie, Kais ic. gehörten, und bildete sich im sechsten und siebenten Jahrhundert völlig aus, so daß dieser Zeitraum das goldne Zeitalter der Arabischen Poesie ward. Die Liebe zur Dichtkunst ward so allgemein, daß es als Eigenschaft eines edlen und gebildeten Mannes betrachtet wurde, seine Empfindungen und Gesinnungen poetisch auszudrücken, und man bey jeder merkwürdigen Begebenheit, oder stärkern Gemüthsbe-  
 wegung, sich in Versen aussprach. Es entstanden Dichter von Profession und poetische Wettstreite auf der jährlichen Versammlung oder Messe zu Ofsath, wovon noch die sieben Moallacas übrig sind, die aber mit der Einführung des Islam aufhörten, und wahrscheinlich erst kurz vor Mohammed in Gebrauch kamen. Von den vielen Dichtern die in dieser Zeit blühten, und von welchen mehrere Sammlungen sind, kennen wir nur wenige. Der Verf. führt eine Reihe von mehr als dreyßig Dichtern nach der Zeitfolge an, deren Zeitalter man kennt, mit Weglassung der ungewissen. Abu Adina aus der Königsfamilie von Hira, um 460 vor Ehr., Kiub b. Mahruf, Adi Mohalhel. Der Verf. glaubt, daß wenn der Beynahme sich auf eine von ihm eingeführte Veränderung in der Dichtkunst bezieht, diese darin zu setzen seyn möchte, daß er längere Verse machte,

die nur bey dem zweenen Hemistich den Reim hatten. Hareth ben Abbad, Ghorair Motallemas, Tharafa, Amru b. Reithum, Hareth b. Helza, Schamfari, Zaabbata Sharran, Abulkebir, Nabegah, Uscha, Abdolmotalleb, Saad b. Malek, den der Verf. in die Zeit des Nooman b. Abu Rabus setzt, Hatem, Lebid, Antarah, Zohair, Caab, Amrukfais, Zemaah ic. Bey jedem werden die von ihnen vorhandenen Gedichte kurz erwähnt oder auf Schriftsteller gewiesen, die davon ausführlicher reden, besonders die oben angeführte Abhandlung des Hrn. de Sacy. Zuletzt noch über die von Schultens in den mon. vetust. Arab. S. 15 - 33 bekannt gemachten Gedichte auf einen Sieg der Stämme Abd. Menat und Calb über die Himjariten. Der Verf. ist geneigt, diese Begebenheit in die Zeit nach Mohammed, unter Abdolmalek zu setzen, wo bey dem wankenden Zustande des Omniadischen Chalifats die Zobairiden in Mecca und im Irak herrschten, und Arabien eine Zeitlang fast unabhängig war. Da unter diesen Gedichten Verse von Gjerir und Ferazdak vorkommen, die unter Abdolmalek lebten, und von den Begebenheiten als einer gegenwärtigen Sache sprechen, so können sie schwerlich lange vor Abdolmalek vorgefallen seyn.

**Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit.** Alle Alt-Arabische Poesie ist lyrisch, wenn man nicht die längern Gedichte, die die Araber Kasiden nennen, und die größtentheils beschreibenden Inhalts sind, davon unterscheiden, und etwa Elegien nennen will. Späterhin findet man Grammatiken, Metriken, Astronomien, ja Mohammedanische Rechtslehre in Verse gebracht; man sieht aber leicht, daß man dergleichen Reimwerke nicht als Lehrgedichte betrachten kann. Die Klassen von Gedichten, die theils Araber, theils neuere Gelehrte machen, beziehen sich entweder auf

den Inhalt, oder auf spätere Gedichte, oder sind, wie der Verf. zeigt, unstatthast. Die meisten alten Gedichte drücken eine einzelne Empfindung aus, und beziehen sich auf eine bestimmte Veranlassung oder Gegenstand, wie sämmtliche Stücke der *Hamasa*; und diese hält der Verf. für die schönste und eigenthümliche Blüthe der Arabischen Poesie. Die *Kasiden*, wohin die *Moallaka's* gehören, haben keinen bestimmten Inhalt; es ist eine Reihe von Bildern und Beschreibungen, von verödeten Gegenden, dem Grauen der Nacht, der Schönheit der Geliebten, dem Pferde oder Camel des Dichters, das besonders ausführlich beschrieben wird, von Kampf, Lanze, Schwerdt, einem Ungewitter ic. die nicht unter sich zusammenhängen und kein Ganzes ausmachen. Der Dichter sucht darin seine Kenntniß des Sprachreichtums und sein poetisches Talent zu zeigen, und diese Stücke sind eigentlich *Ostentations-* oder *Prunkgedichte*, in welchen sich die reichste Phantasie in einer Fülle von Bildern und Beschreibungen zeigt. — Die meisten dieser Gedichte haben etwas wildes und rauhes, und sind ein treues Bild der Arabischen Natur und der Sitten und Denkart der Araber, und in dieser Rücksicht sehr anziehend. Diejenigen, die kriegerische Thaten, Blutrache, Tapferkeit zum Gegenstande haben, kann man heroische nennen, aber nicht episch. Inder, Perfer, Griechen haben epische, d. i. erzählende Gedichte von Heldenthaten, die Araber, die keine Mythologie, keine höheren Naturen hatten, um das Wunderbare zu bewirken, kannten diese Gattung nicht. Bey ihnen wurden merkwürdige Begebenheiten auf andere Weise, durch bloßes Erzählen erhalten. Erstlich durch die nächtlichen Unterhaltungen *سَمَر*, in welchen durch Erzählungen der Alten die Stammesbegebenheiten, die Thaten und

Neden berühmter Vorfahren fortgepflanzt wurden. Nachher fanden sich Erzähler, die die Sache als eine Kunst oder Gewerbe trieben, und in Versammlungen auftreten, wie noch jetzt im Orient. Sie erzählten die Thaten berühmter Männer, auch der alten Könige und überhaupt Ereignisse älterer Zeit. Die Erzählung war in Prosa, aber da in späterer Zeit die Helden bey merkwürdigen Vorfällen oft in Versen sprachen, so ahmten sie nicht nur dieses nach, sondern ließen auch alte Könige, Wahrsager u. dergl. in Versen reden. Daher kommt es, daß in den Geschichtbüchern der Araber bis in das zweyte Jahrhundert nach Mohammed so viele poetische Fragmente vorkommen. Mit dem Ende des zweyten Jahrhunderts fingen sie an Geschichten zu schreiben, und mußten die Nachrichten für die ältere Zeit aus dem Munde der Erzähler und des Volks sammeln; daher bey oft erzählten Begebenheiten, die großen Verschiedenheiten, und die poetischen Stücke. Zuletzt fanden sich auch Erzähler erdichteter Begebenheiten, bloß zur Unterhaltung der Hörer. Es scheint daß eine Menge solcher Erzählungen war, denn eine Sammlung derselben von Abu Obeida, mit dem Titel Geschichte des Waters der Ritter, Antar des Sohns Scheddad, die sich auf der Kaiserl. Bibliothek zu Wien und in Gotha befindet, besteht aus 60 Bänden. Solche Erzählungen nun, die mit unsern Ritterromänen verglichen werden können, vertraten die Stelle der Heldengedichte, welche daher die Araber nicht vermiften; dazu kamen noch die Mecamat, künstliche Erzählungen in poetischer Prosa mit eingemischten Versen.

Die Arabischen Gedichte haben bestimmte Versmaße. Da das Arabische den Vorzug hat mehr kurze Sylben bilden zu können, als die verwandten Dialecte, wodurch Anapäste, Pönes und Dochimi

entstehen, so hat sie eine Mannichfaltigkeit von Füßen und Metris, die den Griechischen zwar nicht gleich kommen, aber doch ihnen ähnlich sind. Die Arabische Prosodie, ohne deren Kenntniß ein großer Theil des Genusses von Dichtern verloren geht, ist bey uns bisher zu sehr vernachlässigt; in den von Schultens edirten Stücken aus der Hamasa sind mehrere offenbare Fehler, die bloß durch Hülfe der Prosodie leicht gebessert werden konnten. Auch ist es nicht so schwer diese aus den Arabern selbst kennen zu lernen, wenn man sich nur mit der unbequemen Ansicht und der unbehülfslichen Terminologie der Arabischen Metriker bekannt macht. Ihre sonderbare Art die Buchstaben eines Versmaßes zu zählen, läßt sich leicht auf eine bequemere Methode reduciren. Man darf nur z. B. anstatt der 0 unser Zeichen der Kürze setzen, und für 10 ein Zeichen der Länge, so wird aus dem Fuß 1001000 ein Dochmus II. vv—v—, der in dem Versmaß Camel herrscht. So lassen sich die verworrenen Cirkel ohne Mühe auflösen. Eigen ist ferner der Arabischen Poesie, daß jeder längere Vers aus zwey Hemistichen besteht, so wie bey den Hebräern, jedoch ohne Parallelismus der Sätze. Jedes Hemistich hat 7 bis 16 Sylben, gewöhnlich 11 bis 15, und meist ähnliches Versmaß, doch hat oft das letztere, das die Reimsylbe enthält, eine Sylbe mehr oder weniger. Alle Gedichte haben den Reim, den die Hebräische Poesie nicht kennt, obgleich er in einigen alten Stücken, z. B. 1 Mos. 4, 8. 4 Mos. 21, 51. vorkommt. Wenn er in alten Volksliedern vorhanden war, so scheinen die Hebräischen Dichter das Reimgeflügel dem kräftigern Parallelismus aufgeopfert zu haben. Denn in den Stellen wo er späterhin erscheint, ist er offenbar unabsichtlich und zufällig, wie Ps. 18, 2 fg. 36—38. Aber die Syrer haben Reime,

und die Habessinier ebenfalls, nur daß letztere bloß auf die Consonanten, nicht auf den Vocal Rücksicht nehmen. Da nun die Habessinier wahrscheinlich aus Arabien abstammen, so sieht man, daß diese Völker in dem Reim einen Wohlklang gefunden haben müssen, wie späterhin alle Europäischen Völker. Eigenthümlich ist aber der Arabischen Poesie, daß einerley Reim durch das ganze Gedicht hindurchgeht, oder daß alle Verse einerley Reim haben. Diesen Zwang haben indessen die Dichter durch mehrere Freheiten so zu mildern gewußt, daß er bey dem großen Reichthum der Sprache weniger fühlbar wird. Endlich haben die Arabischen Gedichte eine eigene Aussprache der Wörter, die sich von der des gemeinen Lebens unterscheidet, indem sie den Substantiven Endungen für die Casus, und den Zeitwortern einen Vocal auf die letzten Sylbe gibt. So wird noch jetzt der Coran gelesen oder gesungen, worüber die Mohammedaner mehrere Vorschriften haben; und da sich dieses auf eine ununterbrochene Tradition gründet, so würde man daraus ersehen, wie zur Zeit der blühenden Poesie Gedichte declamirt wurden. Man würde sehr irren, wenn man diese so genannte Nunnation, mit einigen Neuern, für eine Erfindung der Grammatiker halten wollte. Sie findet sich schon in den ältesten Coranen, die bald nach Mohammed geschrieben sind, und ohne sie ist in Gedichten keine Prosodie möglich. Die Erfindung gehört also den Dichtern, nicht den Grammatikern, und jene müssen dazu in der Sprache des Volks einen Grund gefunden haben. Bey dem mannichfachen Verkehr der Araber mit Aramäern könnte man vermuthen, daß das *κ* des status emphatici, der den Begriff bestimmter macht, zuerst von den Arabern angenommen worden um den Accusativ zu unterscheiden; es ist das einzige das geschrieben wird, und

lautete anfangs vielleicht a. Dieß konnte darauf führen, daß man nun das o für den Nominativ und i für die casus obliquos hinzusetzte, die mit einem Nasenlaut, oder Singeton (denn das n brauchen die Araber als Sinaelaut) versehen wurden, wenn das Wort ohne Artikel und Verbindung stand. Auch den Zeitwörtern fügte man ähnliche Endtöne bey, um die Sprache tönender und musicalischer zu machen. Obgleich diese Art der Aussprache nur bey Gedichten, und vielleicht feyerlichen Reden gewöhnlich war, so muß sie doch den Arabern im Hegiaz so geläufig gewesen seyn, daß man sie nicht in der Schrift anzudeuten nöthig fand, und daß selbst der Koran mehrere Jahre nach Mohammed ohne alle Vocalzeichen konnte gelesen werden, bis die Besorgniß, daß die rechte Aussprache durch Zeit und Entfernung verloren gehen möchte, darauf führte, die Zeichen hinzuzusetzen. — Ein Blick auf den ungeheuren Reichthum der spätern Arabischen Poesie beschloß die Abhandlung.

### Gießen.

Bey Tasché und Müller: Lehrbuch des in den Deutschen Ländern geltenden gemeinen oder subsidiarischen Civilrechts, von Dr. *Gottlieb Hufeland*. Erster Band. 1808. XX und 360 S. Zweyter Band. 1814. 639 S. in Octav.

Die verspätete Vollendung dieses Lehrbuchs, welches seit 1807 unter dem Titel: Pandecten-Compendium, in einzelnen Heften erschien, ist durch die Versetzung des Verfassers, als Bürgermeister seiner Vaterstadt Danzig veranlaßt worden. Gelegenheit zur Ausarbeitung desselben gab ihm sein Veruf als academischer Lehrer zu Landshut. "Nachdem ich," sagt er, "meine Pandecten-Vorlesungen lange über fremde Compendien gehalten, und dabey eine zweck-

mäßigere Ordnung nach besonders hierzu gedruckten Entwürfen beobachtet hatte, waren allmählich Form und Materialien durch die wiederholte Bearbeitung so angewachsen, daß ich eine vollständige Entwicklung meiner Ansichten und Meinungen wagen zu können glaubte." Die Materien "sind durchaus neu, und gänzlich aus den Quellen bearbeitet; ich darf dieß um so eher versichern, als scharfsichtige Beobachter eine Menge Abweichungen von den bisherigen Behauptungen finden werden; ihre Rechtfertigung ergibt sich — aus den genau angeführten Gesetzstellen, wenn man nur ganz unbefangen liest, und erwägt, was sie deutlich und bestimmt sagen. Mir ist jede neue Entdeckung dieser Art ein wiederholter Beleg für die nicht genug zu bewundernde Liberalität der alten Juristen in Beurtheilung der menschlichen Verhältnisse gewesen; denn mir scheint, man habe das höchst natürliche in ihren Bestimmungen bisher übersehen." Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, erhebt sich nun auch das vorliegende Werk durchaus über die Sphäre der gewöhnlichen Compendien, und verdient ein genaueres Studium, als ihm bis jetzt, wie es scheint, geworden ist; denn die Ansichten des Verfassers, welche es durch die angeführte Methode gewonnen hat, sind größtentheils originell, und einer weitern Verfolgung, selbst wenn sich auch gegen einzelne Darstellungen (z. B. der culpa) mehreres sagen ließe, werth. Die einzelnen Rechtsätze sind rein, und ohne Terminologie in den Paragraphen, ausgesprochen, und die Gesetzstellen, woraus jeder genommen ist, so wie die Terminologie des Alterthums, als, wenn diese abwich, auch der neuern Rechtsgelehrten, in den Noten aufgeführt — hin und wieder ist, was doppelt lobenswerth ist, sogar der Text der Gesetzstellen, wenn es besonders darauf ankam, in extenso abgedruckt. Zu noch größerer



Verständlichkeit hat der Verf. überdieß die eigent-  
lichen, auf diese Art ausgemittelten Rechtsätze, mit  
Cursivschrift: das aber, was bloß der Theorie an-  
gehört, oder wegen der Verbindung nothwendig war,  
mit Antiqua- oder Römischer Schrift abdrucken lassen.  
Was die Form der Ausführung oder das System  
selbst anlangt, so zerfällt das Werk in eine Einlei-  
tung, einen allgemeinen, und einen besondern Theil.  
**Einleitung:** Erster Abschnitt. Vorerinnerungen  
(Begriff, Quellen, Litteratur des heu.igen gemeinen  
Civilrechts). Zweyter Abschnitt. Allgemeine Grund-  
sätze über die Bearbeitung der Rechtsquellen zur Ab-  
leitung der Rechtslehren (Rechtsquellen, verbindende  
Kraft der Gesetze, Ableitung der Rechtsätze, Vorzug  
einer Rechtsquelle vor der andern, u. s. w.) **Allge-  
meiner Theil:** Hauptst. 1. Privatrecht überhaupt.  
(Gegenstände desselben, Abtheilung der Rechte.)  
Hauptst. 2. Veränderungen der Privatrechte an sich,  
und Gründe derselben, im allgemeinen und durch  
Handlungen der Willkühr. (Willenserklärungen, will-  
kührliche Handlungen — hier auch von Thatfachen,  
die an sich von der Willkühr unabhängig sind, wie:  
Zufall, Tod, Zeit, An- oder Abwesenheit, Besitz,  
Verjährung u. s. w. — und von der Wiederherstel-  
lung der Rechte.) **Besonderer Theil:** Buch 1.  
Civilrecht im strengern Sinne. Hauptst. 1. Rechte  
unter Lebenden. Abschn. 1. Rechte des Einzelnen.  
Unterabschn. 1. Sachenrecht. Abth. 1. Rechte an  
sich. Unterabth. 1. Rechte auf Sachen (Eigenthum,  
Emphyteuse, Servituten). Unterabth. 2. Rechts-  
verhältnisse zwischen bestimmten Personen (obliga-  
tiones). Abth. 2. Veränderungen im Sachenrechte.  
Unterabth. 1. Zwischen bestimmten Personen (Ver-  
träge). Unterabth. 2. Der dinglichen Rechte. Abth. 3.  
Rechtsverhältnisse, bey welchen dingliche und per-  
sönliche Rechte concurriren (superficies, Pfandrecht).

Unterabschn. 2. Angewandtes Personalrecht. Abth. 1. Rechte der Privatstände (des Standes der Menschheit, Geburt, des Geschlechts, der Kranken, der Minderjährigen). Abth. 2. Rechte der Verwandtschaft (der natürlichen und bürgerlichen). Abschn. 2. Rechte der Gesellschaften. Unterabschn. 1. überhaupt. Abth. 1. der eigentlichen Personen-Gesellschaften. Abth. 2. der Gemeinheiten. Unterabschn. 2. Rechte der Familie als Hausgesellschaft (väterliche Gewalt, Güterrechte). Hauptst. 2. Veränderungen der Rechte nach dem Tode der Person, welcher sie zustanden (Erbrecht). Buch 2. Regierungs-Privatrecht. Hauptst. 1. Lehren des gemeinen Rechts über die Bestimmungen von Privatrechten durch besondere Verordnungen (Privilegien, Gewohnheitsrecht). Hauptst. 2. Finanz-Privatrecht (Güter des Staats, Vorrechte des Fiscus). Hauptst. 3. Justiz-Privatrecht. Abschn. 1. Verfolgung der Rechte. Abschn. 2. Gerichtsbarkeit. Abschn. 3. Vorsorge für die, welche ihre Rechte nicht selbst schützen können (Vormundschaft und Curatel). Buch 3. Proceß-Recht.

### Carlruhe.

In Commission bey D. N. Marr: **J. Keuchlins** Leben und Denkwürdigkeiten seiner Vaterstadt. Ein Beytrag zur Kunde Deutscher Sitten. Herausgegeben von Sigm. Friedr. Gehres. Mit Keuchlins Bildniß und drey antiken Zeichnungen. 1815. 360 Seiten in klein Octav.

Wir haben sehr begierig nach dieser Schrift aus und über Pforzheim gegriffen, um daraus neue Nachrichten über Keuchlin zu schöpfen. Aber nur ein kleiner Theil S. 152 — 178 handelt von diesem großen Manne, und auch hier ist sein Leben, wie es S. 153 heißt, nach der Darstellung eines Meisters in der biographischen Kunst, Ludwig Schubarts in

f. litterarischen Fragm. I. S. 43—116, erzählt. Wir wollen diese Meisterschaft hier nicht untersuchen, allein wer ein Leben Keuchlins ankündigt und in seiner Vaterstadt von ihm schreibt, müßte, wenn er auch keine neue Nachrichten von ihm liefern kann, doch das Vorhandene zu Rath ziehen und mit Aufmerksamkeit und Critik benutzen. Es ist wirklich schon viel über ihn geschrieben und noch zuletzt am lehrreichsten und ausführlichsten von Meiners in den Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften, erster Band. Aus den vorhandenen litterarischen Hülfsmitteln ließ sich eine gedrängte, wahrere und vielseitigere, und doch zugleich schöne biographische Darstellung bilden, welche sich weit besser unter diesen Denkwürdigkeiten von Pforzheim ausgenommen hätte. Diese Denkwürdigkeiten sind die Hauptsache, und Keuchlins vorangesezter Nahme soll sie wohl nur in ein größeres Publicum einführen. Ueber die gedachte Stadt ist hier sehr vieles aus gedruckten Büchern, Handschriften, Denkmählern, Aufschriften gesammelt und zusammengestellt. Ja man findet eine Geschichte der Stadt, so weit sie sich geben ließ und eine Beschreibung aller ihrer öffentlichen Gebäude und Anstalten. Manches griff theils in die allgemeine theils in die Badische Geschichte überhaupt ein. Uns haben besonders die Erzählungen von des Markgrafen Ernst Friedrich Versuchen, den reformirten Glauben mit Gewalt in dieser Stadt einzuführen, von der Schlacht bey Wimpfen und dem Kampfe der 400 Pforzheimer und die Lebensbeschreibung des Großherzogs Carl Friedrich interessirt. Aus verschiedenen Stellen dieser Schrift müssen wir schließen, daß sie ziemlich lange vor dem Jahre 1815 geschrieben ist.

---

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

45. Stück.

Den 18. März 1816.

---

London.

A Treatise on Hydrencephalus or Dropsy of the Brain, by *James Carmichael Smith*, M D. Physician extraordinary to his Majesty. 1814. 120 Seiten in groß Octav.

Preface. Der Verfasser veränderte die Griechische Benennung hydrocephalus, um die Wassersucht des Kopfs bestimmter von der Wassersucht des Gehirns zu unterscheiden. Er schrieb diese Abhandlung bereits vor zwanzig Jahren auf Ersuchen des Grafen *Dortmouth*, besserte an ihr zu verschiedenen Zeiten, bis vor Kurzem *Cheyne's* Werk on Hydrocephalus acutus, 1808, erschien, wodurch er wahrnahm, daß sowohl *Hrn. Cheyne's* Ideen, als aller von demselben angeführten Schriftsteller, geradezu den seinigen entgegengesetzt waren, sowohl in Ansehung der Natur der Krankheit, als in Hinsicht ihrer Behandlung, und sich also entschloß sie bekannt zu machen. Seine Bemerkungen seyen das Resultat dreißigjähriger Erfahrung, und mehr als vierzig ihm vorgekommener Fälle. Herr Dr. *Cheyne* bemühe sich zu zeigen, daß

L (2)

keine solche Krankheit als Hydrocephalus existire. Die von ihm behauptete general diseased action, könne er eben so wenig begreifen, als der von ihm empfohlenen Blutwegnahme beystimmen, weil ihm noch nie ein Fall vorkam, in welchem sie nöthig gewesen wäre. Introduction. Nach einer kurzen Bestimmung des Wortes dropsy schildert er die Beschaffenheit der dabey interessirten Theile. Seiner Meinung nach gibt es nur zwey zuverlässig ausgemachte Ursachen der Wassersucht, nämlich erstens gehinderter Rückfluß des venösen Blutes nach dem Herzen, und zweytens allgemeine oder partielle Schwäche, besonders Fieber-Schwäche. Allein wenn der Verfasser Lomer's Versuchen an Hunden zufolge schließt, daß unterbundene Venen Wassersucht veranlassen, so möchte dieß doch wohl eher von den mit den Venen zugleich unterbundenen Saugadern herzuleiten seyn. Verstopfungen der Pfortader und der Leber seyen gemeiniglich mit Wassersucht verbunden. Daß Schwäche Ursache der Wassersucht sey, beweiße ihr Vorkommen in der Kindheit und in dem hohen Alter, bey der Bleichsucht, gegen das Ende chronischer Krankheiten, unmäßigen Ausleerungen, Blutverlusten, Siebern und Gicht. Im Werke selbst nun bemerkt der Verfasser, daß außer Petit, eigentlich Whytt die erste genaue Beschreibung der Zufälle und der Natur der Hirnwassersucht gegeben habe. Fothersgill und Andere lieferten keine bedeutenden Zusätze zu Whytts Schilderung dieser Krankheit. Der Verf. unterscheidet die acute von der chronischen Hirnwassersucht. Letztere dauert bisweilen so viele Jahre als die andere Wochen. Einige Kinder würden mit der chronischen Hirnwassersucht geboren. Er sah Fälle von gemischtem Character der chronischen und acuten. Doch sicht die acute Beschaffenheit in solchen Fällen gemeiniglich vor. Eine wichtige,

bis jetzt nach des Verf. Meinung nicht bemerkte, Verschiedenheit der Hirnwassersucht lasse sich zwischen der originellen oder primären und der symptomatischen oder secundären Hirnwassersucht bemerken. Die originelle oder primäre Hirnwassersucht bestehe für sich, wenn die symptomatische oder secundäre dagegen allemahl auf eine andere Krankheit folge. Durch Würmer und durchs Zahnen sah er niemahls geradezu die Krankheit veranlaßt werden. Es gebe nur zwey Krankheiten, welche die secundäre oder symptomatische Hirnwassersucht verursachen, nämlich das remittivende Intestinalfieber der Kinder, und das Scharlachfieber. Das Darmfieber komme gewöhnlich von so genannten fowl bowels, welche ihm in einer krankhaften Secretion des Schleimes der innersten Haut der Därme zu bestehen scheine. Dann folgt Whytt's Beschreibung der Hirnwassersucht, über welche der Verfasser commentirt. Nach Fothergill's und des Verf. eigenen Beobachtungen dauert eine primäre Hirnwassersucht nicht so lange als Whytt ansetzt; längstens nur sechs Wochen lang. Leibesverstopfung ist seiner Erfahrung zufolge ein beständiges Symptom, so auch krankhafte Empfindlichkeit gegen Licht. Nicht angemerkt von Whytt ist die Erweiterung und unvollkommene Zusammenziehung der Pupille, und das Schielen. Ueberdieß zeigt sich krankhafte Empfindlichkeit des Gehörs, und Schmerz in aufrechter Stellung; der Ausdruck des Gesichts ist leidend, die Stimmung sehr reizbar, der Kopf heiß, die Nerven desselben sind angeschwollen, der Körper wird im Schlafe kalt und todtenblaß, der untere Theil der Stirne unmittelbar über der Nase ist wäßrig geschwollen, der Bauch sehr flach zusammengezogen, der Stuhlgang dunkel, saßhaft stinkend, die Haut so wie der ganze Körper sehr unempfindlich, so daß Blasenpflaster und Quecksilber

wenig wirken, und Blut-Unterlaufungen an den Augen oder Wangen entstehen, welche nicht für Entzündung angesehen werden dürfen. *Diagnos.* Alle gewöhnliche bekannte Symptome in dieser Krankheit deuten auf Zusammendrückung des Gehirns, welche vereinigt mit den Symptomen der Irritation, vom Anfange an und während des ganzen Verlaufes derselben eine Eigenheit (peculiarity) des Characters geben, welche keine andere Krankheit zeigt. Der Verf. erläutert durch einige Beispiele die Gegenwart entgegengesetzter Symptome in derselben Zeit im Verlaufe derselben Krankheit. Die Zufälle vom Zahnen oder von Würmern lassen sich doch mit Bestimmtheit von Hirnwassersucht unterscheiden, wenigstens versichert der Verfasser, daß er nie in dem Falle war, noch daß Jemand, der genau auf den wahren Character der Hirnwassersucht aufmerkte, je in Gefahr kommen könne, sie selbst im ersten Stadio mit einer andern Krankheit zu verwechseln. Im zweiten Stadio der Krankheit prädominiren die Symptome des zusammengedrückten Hirnes über die Symptome der Irritation. Das dritte Stadium bezeichnet die plötzliche Veränderung des Pulses u. s. f. *Explanation of the Symptoms.* Whytt und Fothergill übersehen das Anlaufen der Venen des Kopfs und die wäßrige Aufgetriebenheit über der Nase, welches sich leicht aus dem wegen des Drucks auf den Longitudinal-Sinus und andere innere Venen des Kopfs gehinderten Rückflusse des Bluts aus dem Gehirn erklären lasse. Dieser gehinderte Rückfluß des venösen Blutes ist auch Ursache der wäßrigen Anhäufung über der Nase, der Blutergießung im Weißen des Auges und des Nasenblutens im letzten Stadio. Der schnelle Puls im letzten Stadio schein ihm mehr Wirkung der Schwäche als der Irritation wie Whytt meinte. *Appearances on*

Dissection. Der sel. Ford fand in einigen Fällen von Hirnwassersucht die Corpora olivaria und pyramidalia krankhaft und erweitert. Dem Verf. fielen beim Durchschneiden der Hirnhälften rothe Punkte auf, welche ihm durch den erlittenen Druck der Sinuum erweiterte Venen des Gehirns schienen. Ganz zuverlässig aber fände man bey einer wahren Hirnwassersucht weder das Gehirn noch seine Häute irgend einen Anschein von Entzündung zeigen. Fothergill's Vermuthung, daß Hirnwassersucht von einer zerrissenen Saugader entstehen konnte, sey unstatthaft. Of the Causes of Hydrencephalus. Gemeinlich ist die Krankheit auf das Kindsalter, und zwar länger bey Mädchen als bey Knaben beschränkt. Zur Zeit des Zahnens sind ihr die Kinder mehr als zu einer andern Zeit unterworfen. Auch ist sie in einigen Familien häufiger als in andern. Sie entsteht, wie oben schon gezeigt worden, entweder von gehindertem Rückflusse des Blutes durch die Venen, oder von allgemeiner oder örtlicher Körperschwäche. Cure of the Disease. Der Verf. empfiehlt Quecksilber mit Meerzwiebel, ein Aegmittel in der Gegend der foramina parietalium angebracht, wozu er gepulverten Höllenstein nimmt. Gegen die äußerst hartnäckige Leibesverstopfung empfiehlt er Gummi-Gutt oder Scammonium-Harz mit Calomel, zur Nahrung meist flüssige stärkende Sachen, gegen das Kopfweh Blutigel an die Schläfe. Ist die Wassermenge zu groß, so könne sie freylich nicht eingesaugt werden. Appendix. A. Gegen Cheyne beweist er mathematisch, daß das Gehirn zusammengedrückt werden könne. Die Symptome der Irritation und den Schmerz bey dieser Wasseransammlung leitet er von der Spannung der Häute her, welche die Hirnhöhlen auskleiden. B. Auszug eines Briefes des sel. Ford, welcher bestätigt, daß die Hirnwasser,



sucht weniger eine originelle Krankheit sey, als man gemeinlich annimmt. C. Geschichte einer Hirnwassersucht mit Ausdehnung und Entzündung der Därme, und den Erscheinungen nach dem Tode, vom Verfasser. D. Zwey Leichenöffnungen von Hirnwassersüchtigen, von Sir Everard Home. E. F. H. Dundas Berichte von zwey Fällen von Hirnwassersucht, nebst den Leichenöffnungen. G. Smyth Erscheinungen bey der Untersuchung der Kopfwassersucht eines sechsjährigen Knabens. H. Des Verf. Gutachten bey einem Falle von Hirnwassersucht. I. Dr. Withering's Bericht, daß die Befolgung dieses vom Verf. erteilten Gutachtens den glücklichen Erfolg gehabt habe, doch ließ Hr. Dr. W. den Knaben noch die Digitalis, und wenn diese die Pulsschläge verringert hatte, Cantharidentinctur brauchen. L. M. Auszüge aus Morgagni de sed. et causis morb. über die Beschaffenheit bey Hirnwassersüchtigen und Wahnsinnigen, daß nämlich bey letzteren das Gehirn härter sey. N. Gründe gegen Forbergill's Vermuthung, daß Hirnwassersucht von einer geborstenen Saugader entstehen könne. O. Auszug aus Haller's Elementis Physiologiae, zum Beweis, daß sich keine Saugadern im Gehirn finden sollen. (Mascagni hätte doch vom Verf. nachgesehen werden sollen). P. Dr. Monro sen, zu Edinburgh hat ebenfalls Quecksilber mit Squilla und Digitalis in der Hirnwassersucht zu brauchen vorgeschlagen.

### Bremen.

Vorlesungen über einige in der Geschichte der Deutschen am stärksten hervortretende Züge der Volkseigenthümlichkeit, gehalten im Museum zu Bremen, 1814 und 1815, von H. Rump, Prof. und Bibliothekar. 171 Seiten in Octav.

Des größern Publicums sehr würdig; aus der Absicht, die den edlen Gemein Sinn belebenden Vorstellungen zu nähren und zu verbreiten, entsprungen, schön und kräftig ausgeführt. In der ersten Vorlesung, November 1814, sind die dem Deutschen in einem auszeichnenden Maße natürlichen Characterzüge kurz angegeben; in den drey folgenden Vorlesungen weiter entwickelt und aufgeklärt. Es sind Anhänglichkeit an das Natürliche, innerlich, subjectivisch Begründete; im Gegensatz auf das von außen her Vorgeschiedene, Conventionele, Zufällige; also Neigung zum unbeschränkten Genuße der Natur, Hochschätzung häuslicher Freuden, Freyheitsinn; daher in Hinsicht auf alles dieses Abneigung gegen den städtischen Zwang und langes Sträuben gegen einschränkende, obgleich gegen das Ausland mehr sichernde Staatsverfassungen; in Künsten, Wissenschaften und der Religion gleichfalls Vorliebe für das im Subjecte, a priori, gegebene. Obgleich der Verf. geneigt ist diese Eigenschaften in ursprünglichen Anlagen des Stammvolkes gegründet anzunehmen, so übersteht er doch nicht die Einflüsse des Clima und der übrigen Beschaffenheiten des Wohnlandes; auch nicht die zufälligeren, den natürlichen Character eine Zeitlang verdunkelnden, doch nie ganz unkennbar machenden Ursachen. Er zeigt den innern Zusammenhang dieser dem Deutschen in einem vorzüglichen Grade zukommenden Eigenschaften; und erläutert alles durch gutgewählte Beispiele aus der Geschichte, und durch Vergleichen mit andern Völkern. Fein treffend werden insbesondere einige Male die Griechen mit den Deutschen verglichen S. 55 f. und 131 f. Gern würden wir diese und manche andere schöne Stelle ausheben, z. B. S. 119 f. wenn es der Bestimmung dieser Blätter gemäß wäre. Ueberall Kraft von schonender Milde begleitet. So

besonders auch in der zuletzt folgenden Schilderung des religiösen Characters der Deutschen, hauptsächlich in der neuesten Zeit; wo der eine Theil nach einer alles aufklärenden Zurückführung auf reine Vernunftprincipien hinarbeitet, — wobey denn aber freylich bemerklch ward, daß Aetherklarheit auch wohl Aetherkälte mit sich führe; — in einem andern die Wärme des Gefühls und Glaubensbedürfnis vorherrschend bleiben. Bey redlichen, deutsch-ehrlchen Absichten, setzt der Verf. hinzu, können beide das Ziel erreichen; entwickelt dieß weiter, und erläutert es durch Vergleichung mit zwey der berühmtesten Gemählde, der Nacht des Correggio und der Erklärung Raphaels.

### Ansbach.

In der Grafferschen Buchhandlung: Franconia. Beiträge zur Geschichte, Topographie und Literatur von Franken. 1813. Erster Band VI u. 260 S. zweyter Band XIV und 218 S. in Octav.

Als Verfasser wird in einer Vorerinnerung des Verlegers der vormahlige Bairische erste Kreisrath Dr. Büttner genannt. Das Werk ist auf Subscription vaterländischer Beförderer zum Druck gelangt, und es mögen auch für diese die Localgeschichten von Ansbach, Feuchtwangen, Pillenreuth, Königshofen, Hasenriet, Burg-Dornburg u. s. w. einiges Interesse haben. Den Geschichtsforscher befriedigen sie nicht, weil fast immer die Beweisquellen fehlen, wie sie denn auch sonst, in Rücksicht auf ihren Inhalt, für auswärtige Leser nichts Anziehendes und Belehrendes haben. Der Geschichte des Klosters Hasenriet sind sieben Urkunden aus der Jahren 832 bis 995 angehängt, bey welchen jedoch die so nothwendige Anzeige fehlt: woher sie genommen sind? Hgn.

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

46. Stück.

Den 21. März 1816.

---

**Helmstädt und Leipzig.**

Bei Fleckeisen: Heinrich Phil. Contr. Henke, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben und dankbare Erinnerungen an seine Verdienste, von zweyen seiner Schüler Dr. G. C. Bollmann, Pastor und Lehrer am Pädagogium zu Helmstädt, und Dr. G. W. J. Wolff, Lehrer am Katharinäum zu Braunschweig. Mit 1 Kupfer. 1816. 368 S. in groß Octav.

Eigentlich keine vollständige, unparteyische und vielseitige Biographie, worauf auch die Verfasser selbst keinen Anspruch machen, sondern mehr Lobreden zweyer Schüler auf den sel. Henke, von welchen der eine ein naher Verwandter von ihm war. Der erste erzählt die Hauptumstände aus seinem Leben, sucht zu zeigen, was er als Mensch und Bürger war und wie er zum Theologen gebildet wurde, der zweite handelt von seinen Verdiensten um die theologischen Wissenschaften, von seinen Schriften und Vorlesungen. Beide geben die Eindrücke wieder, die sie in ihrer Jugend aus dem Unterrichte ihres Lehrers, aus dem Umgange und vertrauteren Verbindungen mit ihm empfangen haben,

U (2)

sie stellen zusammen, was sie sonst Rühmliches von ihm gelesen und gehört haben. Wir ehren und schätzen die Empfindungen und den Enthusiasmus, womit sie vor ihm schreiben. Wir finden es natürlich, daß ihnen einige entgegengesetzte Urtheile anderer, welche sie anführen, empfindlich gewesen sind, daß sie sich nicht darein zu finden wissen und sich mit einiger Lebhaftigkeit darüber äußern. Sie haben selbst die Grundsätze und Denkweise ihres Lehrers in sich aufgenommen und seine Sache zu der ihrigen gemacht, sie sind Er selbst. Uebrigens ist es eben so natürlich, daß wir andere nicht auf demselbigen Standpuncte sehen, daß wir über manches verschiednen urtheilen und uns durch die individuellen Empfindungen anderer nicht hindern lassen, unser Urtheil öffentlich auszusprechen. Wohl ist es zuweilen besser und selbst pflichtmäßig, solche Urtheile nicht öffentlich zu sagen, man thut es auch in gewissen Rücksichten nicht gerne, man kann dadurch in unrühmlichen Verdacht kommen, aber wenn ein Mann selbst Mann des Publicums geworden ist, wenn seine Grundsätze in einer beträchtlichen Anzahl von Schülern fortleben, wenn das Interesse der Religion und der höheren Humanität mit im Spiele ist, alsdann müssen untergeordnete Rücksichten weichen und selbst auch nachtheilige Urtheile vor dem Publicum gesagt werden. Die Verfasser der vorliegenden Schrift haben das, was sie wollten, gut ausgeführt, sie schreiben mit Feuer und Gefühl, sie stellen die Züge so zusammen, daß sie desto mehr Effect hervorbringen, sie suchen dem Leser das Bild, welches sie von ihrem Helden in sich tragen, unwiderstehlich einzudrücken. Ueber Manches, was sie von ihm sagen, haben wir kein Urtheil, weil wir zu diesem Zwecke den Verstorbenen nicht genug kannten, in manchen rühmlichen Urtheilen treten wir ihnen bey. Hier kommt es uns nur zu, darüber zu urtheilen, ob sie den Mann als Theo-

legen und Schriftsteller, wie er sich dem Publicum zeigte, richtig dargestellt haben. Die Hauptsache ist hier seine Kirchengeschichte und Dogmatik, durch welche er am meisten öffentlich bekannt wurde. Hr. Dollmann will Henke's allgemeine Geschichte der christlichen Kirche nach der Zeitfolge für ein echt pragmatisches Werk gehalten wissen. Er führt auch ein paar entgegengesetzte Urtheile an. Das eine lautet so: "Die Zusammenstellung der Begebenheiten in seynsollendem pragmatischen Zusammenhang ist darin offenbar erkünstelt, und erinnert den Kenner an die Zusammenstellung der Ovidischen Metamorphosen." Darauf antwortet er so: "Diese Zusammenstellung selbst dürfte wohl eine erkünstelte und gesuchte zu nennen seyn. Denn zugestanden auch, daß in dem Henkeschen Werke das Bestreben, die verschiedenen Facta in eine Causalverbindung zu bringen, hier und dort etwas Gesuchtes hervorgebracht hat; zugestanden, daß manche Paragraphen mit zu großer Künstlichkeit an die vorhergehenden gekettet sind, so findet sich doch das Wesen des pragmatisch-philosophischen Vortrags in jenem Werke rein und vollständig, die Gründe der einzelnen Begebenheiten, die Fortgänge und Einwirkungen derselben auf das Wohl und Wehe der Menschheit sind im Ganzen deutlich gemacht, und das Geschehene ist scharfsinnig zur Andeutung dessen, was noch geschehen muß, benutzt worden." Der Rec. welcher nicht Eine Person mit jenem Urtheiler ist, muß sich seiner annehmen. Er redet nur vom pragmatischen Zusammenhange der Theile des Ganzen, und dieser ist in dem Werke durchaus nicht pragmatisch. Henke folgte der synchronistischen Methode, und diese ist vielleicht überhaupt in der Kirchengeschichte, gewiß aber nach der Weise, wie Henke sie erzählt hat, mit dem echten Pragmatismus nicht vereinbar. Wir wollen zwar nicht schlechthin leugnen, daß bey großer

historischer Kunst, bey strenger Auswahl der Begebenheiten und Gegenstände, und in gedrängter, gedankenvoller Kürze eine pragmatisch-synchronistische Darstellung der Kirchengeschichte möglich ist, allein wenn man so viele Kleinigkeiten, solche unbedeutende, uninteressante Dinge aufnimmt, so ist Synchronismus und Pragmatismus unvereinbar. Es entsteht eine Zerstückelung und sters wiederholte Unterbrechung, die heterogensten Erscheinungen durchkreuzen sich und laufen bunt durcheinander; nichts wird von Grund aus erörtert und entwickelt, die Uebergänge sind in der Erzählung entweder nicht zu finden oder meist sehr gesucht. Will man die Kirchengeschichte auf diese Art synchronistisch beschreiben, so ist es besser, wenn man sie als Chronik oder Jahrbücher liefert und auf die pragmatische Verbindung Verzicht leistet. Henke hat auch selbst die Unbequemlichkeiten seiner Methode zuletzt gefühlt und sie mit dem 18ten Jahrhundert verlassen. Zum Pragmatismus gehört übrigens nicht bloß die Art und Weise der Zusammenstellung, auch nicht bloß die Entwicklung der Ursachen und Wirkungen der Begebenheiten, wovon wir eingeschränkte Sterbliche überhaupt wenig verstehen, sondern auch, daß die Geschichte das Gemüth anspreche, das Nachdenken erzeuge, Blicke in die menschliche Natur eröffne, practische Lebensweisheit lehre, die Offenbarungen Gottes in dem Gange der Begebenheiten andeute, das moralische Gefühl beschäftige und einen rein sittlichen, ruhigen, unparteyischen und humanen Character des Geschichtschreibers ausdrücke. Ob und wiefern das Henkesche Werk in diesem Sinne pragmatisch sey, hat Herr Vollmann selbst nicht zur Frage gebracht und wollen wir also hier nicht untersuchen. Doch hängt es zum Theil damit zusammen, was er auch noch anführt, daß ein Gelehrter dem gedachten

Werke Gemeinheit der Sprache und Plumpheit des Urtheils vorgeworfen habe. Er antwortet darauf nur so, "daß dieser Vorwurf Henke nach seinem Tode gemacht sey, und daher für den Todten sein Werk selbst reden möge," — und führt darauf aus demselben eine lange Stelle über die Jesuiten zum Beweise des wirklichen Pragmatismus an. Jener Vorwurf steht hier sehr nackt und verlassen, an der Stelle, woher er genommen ist, steht noch manches Andere dabey, auch wird daselbst auf das Magazin für Religions- Moral- und Kirchen-Geschichte verwiesen, wo sich eine ausführliche Critik des Werks findet und Alles mit Gründen und Beweisen unterstützt ist. Das dortige Urtheil ist auch noch bey Henkes Lebzeiten ausgesprochen. Eine einzelne Stelle kann hier nichts beweisen, denn der Vorwurf gieng natürlich nur auf gewisse Theile des Werks. Uebrigens ist selbst auch wider diese Stelle schon in der gedachten Critik erinnert, daß sie anfängt wo sie aufhören sollte, daß sie sogleich das System des Ordens in seiner Vollendung darstellt, und hinterher etwas von seinem Stifter anführt, statt den Orden historisch in seinen Entstehen und Fortschreiten zu verfolgen. Wegen der Beschaffenheit der Sprache können wir uns selbst auf das berufen, was ein großer Gönner und Freund Henke's in einem Aufsatze im Deutschen Merkur darüber gesagt und aufgeschlossen hat, namentlich daß er Luthern habe nachmachen wollen. Was die Plumpheit des Urtheils betrifft, so wird sich dieser Vorwurf besonders darauf beziehen, daß er so viele gottselige Menschen, einsichtsvolle und tiefblickende Theologen herabreißt, schimpfend, spottend und verachtend über sie urtheilt, weil sie nicht gerade seine Religion haben, überhaupt theologische Possenreißereyen liebt, fast überall Schwärmeren, Aberglauben, Bosheit, Dumm-



heit in der Kirchengeschichte findet, die moralischen und religiösen Wirkungen des Christenthums so sehr verkennet, damit auf diese Religion selbst einen Schatten wirft, und die Geschichte derselben mit einer Heftigkeit schreibt, von welcher man wohl weiß, was sie auf das Urtheil für einen Einfluß hat. Kaum hätte Voltaire die Geschichte der christlichen Kirche ärger beschreiben können, als hier geschehen ist, aber es war damahls überhaupt viel Französischer Geist über Berlin her in gewisse Deutsche Theologen gefahren. Gibbon, der doch auch kein sonderlicher christlicher Glaubiger war, erzählt und urtheilt in der That weit ruhiger, humaner, unbefangener und mit mehr Achtung, er betrachtet diese Menschen mehr in ihrer Stelle und Lage, in ihren Verhältnissen und nach dem, was sie seyn konnten und mußten. Doch da Hr. Vollmann hier meist nur andere für sich reden läßt, und damit es nicht vielleicht einigen Lesern scheine, als wenn wir allein so urtheilten, so wollen wir ihm nur einen Theil von einem andern sehr vollwichtigen Urtheile entgegenstellen. Spittler sagt von diesem Werke unter andern: "Dies Werk ist nicht genug sine ira et studio geschrieben. — Es herrscht eine gewisse ira durch das Ganze — man mag nun Zorn oder Bitterkeit oder Widerwillen nennen oder vorzügliche Fertigkeit, mehr das Böse als das Gute zu bemerken. Die ganze Geschichte lautet bey einer solchen Zusammenstellung der Materialien nicht viel besser als eine Schandpredigt, und die Schuld liegt nicht an den Materialien, sondern an der Art sie zu brauchen und zusammenstellen. — Man zieht unter stetem Zorneifer ein Jahrhundert nach dem andern hindurch. — Des Guten, was gewirkt worden, wird vergessen. — So übersieht man auch, wie gewisse Fehler und gewisse Tugenden auf einer und derselben Wurzel stehen, und wie bey den

verschiedenen Graden von Geistesrevolution, durch die ganze Zeitalter und Individuen hindurchgehen müssen, gewisse Phänomene nothwendig zum Vorschein kommen. Die Phänomene selbst werden zwar bemerkt, aber als Beweise von Corruption, von elendem intellectualem oder moralischem Character, und nicht als natürliche Entwicklungen dieses Zustandes von Cultur und dieser gesellschaftlichen Verhältnisse. Der Maßstab, womit man das 18te Jahrhundert richten mag, ist der Maßstab, wonach man bis zu seinem Zeitalter herab alle Jahrhunderte richtet." Gött. gel. Anz. 1793. St. 155. Bey einem Manne, der so vielen die Religion abspricht, der noch am Anfang des 18ten Jahrhunderts sagt, daß Christenthum und Kirche in der Geschichte aller Jahrhunderte bennähe am wenigsten als das erscheinen, was sie hätten seyn sollen, wird man desto mehr auf die Frage geführt, wie es denn mit seiner Religion stehe? Es gehört mit zum Geiste der Religion, daß man sie überall, wo sie ist, auch unter den verschiedensten Gestaltungen und Thaten anerkennt und von ihr gerührt werde. Darf man öffentlich urtheilen, daß einer den Geist der Religion habe, so darf man auch das Gegentheil vor jedermann sagen. Freylich, so ganz gewiß weiß es weder der eine noch der andere, sondern nur ein Höherer, aber wir Menschen müssen gar oft nach überwiegenden Wahrscheinlichkeiten urtheilen. Kommt noch hinzu, daß ein Theologe, der in ansehnlichen Kirchenämtern steht, mitten in einem Zeitalter der Geringschätzung des Christus, der Bibel, und der Symbole drucken läßt: "die Christolatrie, die Bibliolatrie und Onamatolatrie stehe noch dem wahren Lichte in der Religion entgegen," so wird man dadurch aufs neue veranlaßt, zu fragen, was es denn mit seiner eigenen Religion für eine Bewandniß habe, ob sie ihm denn gestatte, es zu übersehen, daß durch die abnehmende Verehrung

des Christus, der Bibel, der Symbole, die Religion sehr viel gelitten habe, daß die Kirche jenes dreifache Fundament gar nicht entbehren könne, daß, wenn man die Kirche in ihren Fundamenten erschüttert, der Religion nothwendig dadurch geschadet werden müsse, und, wenn das so fortgeht, auch die Lehrer und Vorsteher derselben überflüssig werden? In der Dogmatik arbeitete Henke, wie sein Lobredner selbst sagt, dahin, das Christenthum von allem Positiven und Historischen zu reinigen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob durch dieses Bestreben nicht die Eigenthümlichkeit des Christenthums vernichtet werde, ob es nicht wahrer und philosophischer gewesen wäre, auch dieß Positive philosophisch zu nehmen, als es ganz losreißen und entfernen zu wollen. Aber nun hätte man erwarten und fordern können, daß die philosophische Ideen des Christenthums selbst desto tiefer und fruchtbarer wären entwickelt worden, und daß eine recht gründliche, speculative und erschöpfende Vernunfttheologie an die Stelle der positiven wäre gesetzt worden. Allein dieß ist gerade die schwache Seite dieser Dogmatik, wie man auch schon daraus sehen kann, weil darin die fortschreitende Aehnlichkeit mit Gott, besonders mit seiner Güte für das höchste Principium der Dogmatik ausgegeben wird, und alle gottlichen Eigenschaften aus der Güte abgeleitet werden. Dieser Theologe war überhaupt nicht Philosoph genug, um damit ersetzen zu können, was er in der ersten Qualität aufgab. Seine Philosophie über Religion und Christenthum war ungefähr das, was damahls in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek vorkam, und aus dieser nahm er auch Vieles von der frivolen Behandlung heiliger oder heiliggewordener Gegenstände an sich. Wir setzen noch hinzu, was wir erst aus diesem Buche erfahren, daß Henke in der Moral immer dem Eudämonismus getreu blieb.

---

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

47. Stück.

Den 23. März 1816.

---

## Mailand.

Dalla cesarea regia stamperia: Effemeridi  
astronomiche di Milano per l'anno bisestile  
1816, calcolate da Francesco Carlini. Con ap-  
pendice. 1815. Octav. Die Ephemeriden 108 S.,  
der Anhang 100 Seiten.

Die Zusätze, welche dießmahl den astronomischen  
Kalender begleiten, sind 1) das Verzeichniß der  
34 Fundamentalsterne nebst ihren jährlichen Präces-  
sionen und den Constanten für die Berechnung ihrer  
Aberration und Nutation, wie im Jahrgange für  
1815 (m. s. unsre Anzeigen vom v. J. S. 89).  
2) Die Carlinische Refractionstafel. Diese Tafel,  
welche auf die Laplacesche Hypothese über den Zu-  
stand der Atmosphäre und die daraus abgeleitete  
Theorie der Refraction gegründet ist, jedoch nach  
einer neuen auf eignen Beobachtungen beruhenden  
Bestimmung der dabey vorkommenden Constanten,  
war schon im Jahrgange der Ephemeriden für 1808  
abgedruckt. Da Rec. diesen nicht zur Hand hat,  
so kann er nicht angeben, ob die gegenwärtige Ta-  
fel (2)

fel ein bloß unveränderter Abdruck ist. 3) Verzeichniß von Fixsternbedeckungen im Jahre 1816 für den Meridian und die Polhöhe von Florenz von den Florentzer Astronomen berechnet.

Der Anhang enthält folgende Aufsätze. 1) Beobachtete Refraction bey kleinen Höhen über dem Horizont, von Barnabas Oriani. Unter den in den vorhergehenden Jahrgängen bekannt gemachten Beobachtungen mit dem dreifußigen Reichenbachschen Multiplicationskreise befinden sich 19 im Jahre 1811 beobachtete untere Culminationen der Capella, welcher Stern in Mailand in einer Höhe von  $1^{\circ} 36'$ , nur wenige Minuten über den den Horizont begrenzenden Bergen durchgeht. Ueberdieß waren im Jahr 1811 noch 14 obere Culminationen beobachtet, woraus mit der Polhöhe  $45^{\circ} 28' 0'' 7$  die mittlere Declination  $45^{\circ} 47' 28'' 5$  für den Anfang des Jahres 1811 abgeleitet wurde. Die untern Culminationen wurden von Hrn. Oriani nach den vornehmsten Refractionstabeln berechnet, nämlich den Tafeln von Bradley, Tob. Mayer, Piazzzi, Delambre, Carlini und Bessel, unter denen die von Carlini am besten und bis auf ein paar Secunden übereinstimmten, in sofern nämlich die vermeinte Verbesserung für die nördliche Hälfte des Meridians, die Carlini früherhin für nöthig gehalten hatte, weggelassen wurde. 2) Fortsetzung der Beobachtungen über das periodische Schwanken der Gebäude, von Angelo Cesaris. Die schon im Jahrgange der Ephemeriden für 1813 mitgetheilten Erfahrungen über diesen Gegenstand (m. s. unsre Anzeigen 1813 S. 951), werden hier mit andern nicht weniger merkwürdigen vermehrt. Dort war von einer Bewegung die Rede, die gleichsam wie eine Rotation der Mauern, an welchen Mauerquadrant und Mittagsfernrohr aufgehängt sind, um eine verticale Axe

angesehen werden können: die neuen Erfahrungen beziehen sich auf eine Rotation um eine horizontale von Osten nach Westen gerichtete Axe. Diese Bewegung wurde sichtbar gemacht durch eine vortreffliche Reichenbachsche am Mauerquadranten angebrachte Libelle von einer solchen Empfindlichkeit, daß eine Veränderung von Einer Secunde einen Ausschlag von  $1\frac{2}{3}$  Linien gab. Dieselben Veränderungen, welche sich an dieser Libelle zeigten, ließen sich auch an den mit dem Mauerquadranten beobachteten Zenithdistanz, so wie auch an einer zweiten an der entgegengesetzten Seite der Mauer angebrachten Libelle erkennen. Die hier mitgetheilten Erfahrungen deuten sehr bestimmt auf einen Zusammenhang mit dem Wetter und mit der Stärke der Erwärmung des Gebäudes durch das Sonnenlicht. Am regelmäßigsten sind die Veränderungen von Vormittags bis Nachmittags. Bey heiterm Wetter bewegt sich die Blase in der Libelle nach Süden zu; die Größe der Bewegung ist im Durchschnitt etwa  $2''$ , und bey bedecktem Himmel fällt sie ganz weg. 3) Tafel für die Mittelpunctsgleichung der Vesta (Excentricität =  $0,0889$ ) und für die Reduction auf die Ecliptik (Neigung der Bahn =  $7^{\circ} 8' 20''$ , von Carlini. 4) Sternbedeckungen, beobachtet zu Mailand in den Jahren 1811–1815 von demselben, und zu Florenz in den Jahren 1810–1813 von den dortigen Astronomen. — 5) Schiefe der Ecliptik aus den mit dem Reichenbachschen dreifußigen Kreise angestellten Solstitialbeobachtungen, von Barnabas Oriani. Die Beobachtungen im Winterföstitium 1810 und in den beiden Solstitien von 1811 waren bereits in den frühern Jahrgängen mitgetheilt: hier erhalten wir die ausführlichen Beobachtungen in den fünf folgenden Solstitien, und die aus allen gezogenen Resultate. Es ist sehr

interessant, nun auch den Ausdruck der größern Reichenbachschen Vervielfältigungskreise über diesen vielbesprochenen Gegenstand zu erhalten. Die vier Winterсолstitien geben die mittlere Schiefe der Ecliptik auf den Anfang von 1812 reducirt  $= 23^{\circ} 27' 48'' 20$ , die vier Sommerсолstitien  $23^{\circ} 27' 50'' 77$ , also noch immer einen obwohl viel kleinern Unterschied, als die zwölfzölligen Reichenbachschen Kreise und andere Instrumente gegeben haben. Zur Reduction der Beobachtungen wurden Carlinis Refractionstafeln gebraucht: mit den Delambreschen Refractionstafeln würde der Unterschied etwas größer seyn und  $3'' 71$  betragen. — 6) Meteorologische Beobachtungen im Jahr 1814, von Angelo Cesaris, nebst einer Uebersicht des gefallenen Regens in den Jahren 1764 — 1814. Die mittlere Quantität des gefallenen Regens aus allen 51 Jahren findet sich 35 Zoll 3,92 Linien: die Quantität in den einzelnen Jahren läuft natürlich sehr unordentlich; nimmt man sie aber für eine längere Reihe von Jahren zusammen, so zeigt sich im Ganzen eine stete Zunahme. Cesaris schreibt dieß der immer mehr verbreiteten Bewässerung der Felder zu, wodurch eine große Quantität Wasser über eine viel größere Oberfläche verbreitet einer stärkern Verdunstung ausgesetzt werde, und so wieder in häufigerm Regen zurückkommen müsse. Die Anzahl der Jahre ist indeß wohl noch zu klein, und der Erfolg vom Wechsel des Zufalls zu abhängig, um sichere allgemeine Resultate ziehen zu können. Ganz ausgezeichnet feucht war das letzte Jahr 1814, wo die Menge des gefallenen Regens 58 Zoll 11,58 Linien betrug; die kleinste Quantität im Jahre 1771 war 25 Zoll 11,6 Linien.

## Rostock.

Von Stiller: Neue Annalen der Mecklenburgschen Landwirthschafts-Gesellschaft, herausgegeben von Franz Christian Lorenz Karsten, Großherz. Prof. der Oeconomie zu Rostock 1c. Zweyten Jahrgangs erste Hälfte. Mit einem Kupfer. 1815. VI und 400 Seiten in Octav.

Auch hier dürfen wir dieses Wochenblatt nicht unberührt lassen: da es außer seinem nächsten Zwecke, auf die Provinz, der es angehört, zu wirken, noch so Manches enthält, was weiter als innerhalb der Grenzen der Mecklenburgschen beachtet zu werden verdient. St. 1. Ueber den Werth zweckmäßiger Maschinen bey der Landwirthschaft. Ein interessanter Aufsatz! Aber um Maschinen einzuführen, ist es doch nicht genug, sie kennen und schätzen zu lehren; auch die Zeit ist dazu unumgänglich nöthig, das ist, die allmähliche Verbreitung artistischer Geschicklichkeit, der nur nach und nach entstehende Sinn des Publicums für die künstliche Abkürzung der Arbeit, und eine allgemein gewordene Wohlhabenheit, bey der so wenig der Vorschuß als der Verlust von mißlungenen Versuchen Bedenken erregt. St. 2. Gegen das immer mehr überhand nehmende Stehlen der Pferde wird das Brennen derselben empfohlen. Aber sollte dieses Mittel auch wirklich so zweckmäßig seyn, da die eingebrannten Zeichen durch ein neues Brennen oder auch durch Weizen leicht unkenntlich gemacht werden können? St. 6. und 7. wird in einem recht gut geschriebenen Aufsatz versichert, daß die Peruvianische Kartuffel weniger Dünger erfordere, leichter zu erndten sey, um ein Drittel mehr ertrage, und einen angenehmeren und nahrhafteren Genuß gewähre als die übrigen Arten der Vieh Kartuffel. Um diesen Resultaten vergleichender Versuche mehr Beweiskraft zu geben,



hätten die Beobachtungen doch genauer und vollständiger beschrieben werden müssen. Das Mißrathen des Roggens nach den Kartoffeln wird übrigens auch hier aus der zu großen Auflockerung des Bodens erklärt. St. 7. 8. und 9. empfiehlt der Herr Dr. Gerke, ein durch Theorie und Erfahrung gebildeter scharfsinniger Landwirth, die Einimpfung der Hornviehseuche vorzugsweise vor dem Gebrauche der Säuren und dem Todtschlagen aus dem Grunde, weil die durchgeseuchten Thiere dadurch für immer gesichert seyen. In demselben Aufsatze behauptet er die düngende Kraft des Mergels, weil die Asche von den verweseten Schalthieren, woraus der Mergel entstanden sey, jetzt eines der Bestandtheile dieses Products ausmache (was im Allgemeinen aber doch wohl nie wird erwiesen werden können!). Endlich zeigt aber dieser Hr. G. hier noch, auf welchen Wegen das Mecklenburgische den Gyps, den es zum Düren braucht, und doch selbst nicht hat, am wohlfeilsten erhalten werde. Man kann sich dabey der Frage nicht enthalten, ob es nicht Fälle gebe, da dieser Gyps durch die Schwängerung des etwa als Ducksteinerde vorhandenen Kaltmergels mit Schwefelsäure noch wohlfeiler werde bereitet werden können. St. 9. Blicke auf die Zukunft in Absicht auf Mecklenburg. Der Verf. verkündigt und wohl mit Rechte aus der neuern Englischen Kornbill niedrige Frucht-Preise für Deutschland, und rãth, dieser Folge durch Einführung anderer Benutzungsarten des Bodens bey Zeiten zu begegnen. Aus St. 16. 17. und 18. sehen wir, daß der Herr Dr. Gerke eine öconomische Reise nach England angetreten hat, wovon wir bey seinen Kenntnissen und Talenten und bey seinem Eifer für die Wissenschaft treffliche Bemerkungen erwarten dürfen. Hier erzählt er vorerst uns, was er von Hause ab bis zur Einschiffung gesehen hat; und

auch darunter findet sich viel Lehrreiches. St. 18 – 21. Ueber das Interesse an der Erhaltung des den Ackerbau treibenden Städters; der Verf. erklärt sich dafür, ohne jedoch, wie uns dünkt, dabey genug zu unterscheiden. Daß Landstädten, deren Hauptgewerbe der Ackerbau ist, derselbe auch erhalten werden muß, läßt sich freylich nicht bezweifeln. Daß darum aber Handwerker und Künstler, die in diesen Städten sind, und seyn müssen, nicht eben auch Ackerbauer zu seyn brauchen, oder vielmehr es nicht seyn sollten, da sich beide Gewerbe mit einander nicht vertragen, ist eben so auffallend. Eine weise Einwirkung der Staats-Polizy bleibt hier also noch immer nothwendig; und es wäre gewiß sehr zu wünschen, daß ihr dazu mehr vorgearbeitet werden möchte, als bis jetzt geschehen ist. Im St. 22 – 24. wird eine ziemlich vollständige gute Anweisung zur Bereitung des Formtorfs gegeben. Aus den Schriften über das Ziegelnstreichen aus Braunkohle würde sie aber doch noch lehrreiche Zusätze erhalten. St. 24. Gegen das so gewöhnliche Wegziehen der freyen Rathen-Leute wird vorgeschlagen, daß sie nicht anders als gegen motivirte Zeugnisse aufgenommen werden sollen. Aber wird das Gut das sie verlassen, seine Befugniß, ihnen solche Zeugnisse zu geben, auch nicht mißbrauchen; sollen die Leute, weil sie dem einen Guthe mißfallen haben, nun in die Gefahr gesetzt werden, bey einem andern keine Wiederaufnahme zu erhalten?

### Göttingen.

**Kurze Geschichte des Deutschen Kirchengesangs im Eichsfelde.** Von Joh. Wolf, Canonicus, der h. Schrift Licentiat und Mitglied der Acad. nützlicher Wissensch. zu Erfurt. 1815. 95 S. in kl. Octav.  
Nur ein kleiner Theil dieser Schrift bezieht sich eigentlich auf die Geschichte des Deutschen Kirchen-

gesangs im Eichsfelde, nämlich S. 9—12. Doch hängt auch S. 1—8. damit zusammen, denn hier ist der Hauptzweck, zu beweisen, daß seit dem 13ten Jahrhundert in Oesterreich, Schlesien, Sachsen, Franken und dem Erzstifte Mainz Deutsch in den Kirchen gesungen wurde, und daraus wird geschlossen, daß es auch im Eichsfelde geschehen sey. Zuletzt S. 13—15. ist noch von neuen katholischen Gesangbüchern in ganz Deutschland, besonders dem Mainzer und seinen Vorzügen vor dem alten die Rede. In der Vorrede gibt der Verf. theils die Gesangbücher theils andere Hülfsmittel an, deren er sich bey der Abfassung dieser Schrift bedient habe, nämlich die kurze Geschichte der Deutschen Kirchenlieder aus dem ersten Bande der Litteratur des katholischen Deutschlands, Gerbert de Cantu Sacro und Bernhards Vorrede zu Gözens Beytrag zur Geschichte der Kirchenlieder. Es wird wahrscheinlich gemacht, daß die ersten Deutschen Gesangbücher im Eichsfelde Cöllnische waren, und daß die Jesuiten sie zuerst dahin gebracht haben. Die Leser werden auch mit einem Eichsfeldischen geistlichen Viederdichter aus dem 17ten Jahrhundert, einem Jesuiten, Johann Müller, bekannt gemacht, aus dessen handschriftlichem Tagebuche mehrere merkwürdige Stellen angeführt werden. Ein und vielleicht der vornehmste Zweck des Verfassers dieser Schrift scheint der zu seyn, es zu einer allgemeinen Einführung des neuen Mainzer Gesangbuchs im Eichsfelde zu bringen oder doch den deßhalb obwaltenden Feindseligkeiten vorzubeugen. S. 94 lesen wir: "Sind die nun Christen, welche ihre Schullehrer, Organisten und Pfarrer schmähen, bedrohen, thätlich mißhandeln, ihnen in Gärten und im Felde Schaden zufügen und den folgamen Nachbarn Pasquille machen, weil sie auf das neue Gesangbuch halten?"

---

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

48. Stück.

Den 23. März 1816.

---

**Göttingen.**

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen.

Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 29. April angesetzt.

**Öffentliche gelehrte Anstalten.**

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr, gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs u. Sonnabends aber von 2 bis 4 Uhr. Zur Einsicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben ziehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Zettel, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

V (2)

Die Sternwarte, der botanische und der deonomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

### Vorlesungen.

#### Allgemeine Wissenschaftskunde und Methodologie.

Eine allgemeine Encyclopädie und Methodologie trägt Hr. Prof. Wildt, nach der dritten Ausgabe seiner 'Logik und Encyclopädie' v. 1809' und der sechsten Ausgabe seiner 'Tafel der Kategorien' 1815' um 10 Uhr vor.

Eine Anweisung zum academischen Studium gibt Hr. M. Wahn 2 Stunden wöchentlich um 1 Uhr.

#### Theologische Wissenschaften.

Eine historisch-critische Einleitung in das Alte Testament gibt Hr. Prof. Planck 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr. Conf. R. Stäudlin erklärt den Ezechiel um 10 Uhr; Hr. Hofr. Eichhorn, den Hiob um 10 Uhr; Hr. Hofr. Lychsen, den Jesaias um 9 Uhr; Hr. M. Wahn, die Psalmen um 6 Uhr M.; Hr. Dep. Köster, die historischen Stücke des Pentateuchs, verbunden mit einem Excurse über die Mosaische Gesetzgebung.

Eine historisch-critische Einleitung in das Neue Testament gibt Hr. M. Bauermeister 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr. Prof. Dr. Pott erklärt die größten

Paulinischen Briefe mit ausführlicher Erörterung der im N. T. vorkommenden Jüdischen Vorstellungen um 9 Uhr; Hr. Hofr. Eichhorn, die Schriften des Apostels Johannes und die Geschichte der Apostel um 9 Uhr; Hr. Prof. Planck, die Briefe an die Römer und an die Corinthier (die dritte Abtheilung seiner exegetischen Vorlesung) 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; Hr. Rep. Große, das Evangelium Johannis 5 Stunden wöchentlich.

Zwei Reden des Johannes Chrysostomus, nach einem bey van den Hoek und Ruprecht erschienenen Abdrucke, erklärt Hr. M. Bauernmeister 2 Stunden wöchentlich unentgeltlich.

Die Dogmatik trägt Hr. Conf. N. Planck um 11 Uhr vor. Hr. Conf. N. Stäudlin, verbunden mit der Dogmen-Geschichte, nach der dritten Ausgabe f. Lehrbuchs, um 8 Uhr;

Die Theologie des Alten Testaments, zur richtigen Beurtheilung der aus demselben entlehnten Beweisstellen der Dogmatik, Hr. Rep. Köster, privatissime.

Zu einem dogmatischen Repetitorium er bietet sich Hr. Rep. Große.

Die Moral Theologie trägt Hr. Conf. N. Stäudlin, nach seinem 'Neuen Lehrbuch der Moral für Theologen. Göt. 1813' um 7 Uhr vor;

Die erste Hälfte der Kirchengeschichte, Hr. Conf. N. Planck um 8 Uhr, und öffentlich, 4 Stunden wöchentlich, die Neuere Kirchengeschichte bis auf die gegenwärtige Zeit.

Die Homiletik lehrt Hr. Prof. Dr. Pott um 2 Uhr, so wie er auch die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen wird. — Hr. Dr. Gräffe trägt die Homiletik theoretisch und practisch, nach Anleitung seines Handbuchs 'Die Pastoral-Theologie nach ihrem ganzen Umfange, Göt. 1803' 5 Stunden

wöchentlich um 2 Uhr vor, und setzt sein homiletisches Seminarium auf die Art fort, wie er es in seiner Schrift 'Ueber den Werth academischer Vorübungen nebst Beschreibung meines homiletischen Seminariums. Gött. 1812' angegeben hat. Zu den Recensionen der in der Kirche gehaltenen Predigten ist die Abendstunde von 6 bis 7 Uhr Mont. und Donnerst. fest gesetzt.

In dem Repertenten-Collegium wird Hr. Rep. Köster Mont. und Mittw. um 2 Uhr den Prediger Sakomo erklären, Hr. Rep. Große Dinst. und Donnerst. um 1 Uhr die Briefe Johannis erläutern.

Examinatoria und Disputatoria über theologische Gegenstände wird Hr. M. Bauermeister fernerhin privatissime halten.

#### Rechtswissenschaft.

Die Litterärsgeschichte der Rechtswissenschaft, vorzüglich der bürgerlichen, wird Hr. Hofr. Hugo, nach seinem Lehrbuche, um 9 Uhr vortragen, und in einer besondern Stunde die vorzüglichsten Bücher seinen Zuhörern zur Ansicht vorlegen.

Eine Encyclopädie des gesammten heutigen Rechts trägt Hr. Hofr. Hugo, nach der fünften Ausgabe seines Lehrbuches, um 10 Uhr vor; und Hr. Univers. Actuarius Niedel erbietet sich, für die zu spät Ankommenden den Anfang dieser Vorlesung nachzuhohlen.

Naturrecht, mit Rücksicht auf die Philosophie des positiven Rechts, trägt Hr. Prof. Bauer, nach der zweyten Ausgabe seines Lehrbuches (Marburg 1816) 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr vor;

Rechts Philosophie, verbunden mit einer Critik des heutigen Civil- und Criminal-Rechts Hr. Dd. Brose in beliebigen Stunden;

Das Europäische Völkerrecht, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem 'Grundriß' 2c. Gött. 1809' 4 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Das allgemeine Staatsrecht, und das besondere der vorzüglichsten Staaten, Hr. Prof. Saalfeld 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr;

Das Staatsrecht der Deutschen Bundesstaaten, Hr. Prof. Bergmann 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr;

Das Staatsrecht (und das Privatrecht) des Königreichs Hannover, Hr. Dr. Quentin, 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die Geschichte und Litteratur des Criminalrechts mit besonderer Rücksicht auf Criminalpolitik, nach eigenen Dictaten, mit Zuziehung seines bey Dieterich erscheinenden Handbuchs der Litteratur des Criminalrechts und Vorzeigung der wichtigsten Schriften, Hr. M. Böhmer, 5 Stunden wöchentlich um 1 Uhr;

Das Criminalrecht, Hr. Hofr. Meißner, nach seinem Lehrbuch, um 11 Uhr; Hr. Prof. Bauer, nach Feuerbach um 1 Uhr; Hr. Dr. Jordan, nach Meißner, in näher zu verabredenden Stunden; Hr. Dr. Rothamel, privatissime;

Die Geschichte und die Alterthümer des Römischen Rechts, Hr. Hofr. Hugo, nach der fünften Ausgabe seines Lehrbuches, um 7 Uhr.

Zu exegetischen Vorlesungen über das Ganze oder einzelne Theile des corpus juris er bietet sich Hr. Dr. von Weyhe.

Eine exegetische Vorlesung über Ulpian's Fragmente, nach der neuesten Ausgabe derselben von Hugo (1814) hält Hr. Dr. Warnkönig Dinst. und Donnerst. um 11 Uhr unentgeltlich.

Die Institutionen trägt Hr. Prof. Böhmer, nach Waldeck, um 8 Uhr vor; Hr. Hofr. Hugo, nach der fünften Ausgabe seines Lehrbuches um 11 Uhr; Hr. Prof. Bauer, nach Waldeck, um 8 Uhr; Hr. Dr. Brinkmann, nach seinem Abriss der Institutionen des



Röm. Rechts. Gött. 1815' um 11 Uhr; Hr. Dr. v. Lindelof, nach eigenem Grundrisse, mit besonderer Entwicklung des Textes der Institutionen nach der Köhler'schen Ausgabe um 11 Uhr;

Die Pandecten, nach J. H. Böhmer, H. Dr. Jordan in verabredeten Stunden;

Das System der Pandecten, Hr. Hofr. Meißner, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Grundrisse, täglich um 9 Uhr, und Mont. Dinst. und Donnerst. um 3 Uhr;

Die Lehre des Röm. Rechts von Erbschaften und Legaten, Hr. Prof. Heise, nach der zweiten Ausgabe seines 'Grundrisses eines Systems des gemeinen Civil-Rechts' um 10 Uhr;

Die Lehre von den Klagen (jus actionum) Hr. Dr. Brinkmann, nach seinem 'Abriss der Lehre von den Klagen. Gött. 1816' täglich um 9 Uhr.

Ein Examinatorium über die Pandecten nach einer näher zu verabredenden Ordnung hält Hr. Dr. von Weyhe um 11 Uhr; auch erbietet sich Hr. Dr. Warnkönig zu einem Examinatorium über die Pandecten, nach Heise's Grundrisse, 6 Stunden wöchentlich in einer beliebigen Stunde.

Zu Repetitorien über das Römische Recht ist Hr. Univ.-Actuar. Riedel erbötig.

Ein Practicum über das Civil-Recht, ohne Rücksicht auf das Processualische, hält Hr. Dr. Warnkönig, nach den in seinem hierüber erscheinenden Programme angegebenen Ideen, Mont. und Freyt. um 11 Uhr;

Ein Elementar-Practicum über das bürgerliche Recht, woben nur die encyclopädischen Kenntnisse vom Rechte und von den Rechtsquellen vorausgesetzt werden, Hr. Od. Brose.

Das Kirchenrecht trägt Hr. Prof. Böhmer, nach dem Handbuche seines sel. Vaters, um 11 Uhr vor; Hr. Dr. Thoms, nach Wiese, um 8 Uhr;

Das Kirchenrecht für Theologen, Hr. M. Böhmer, nach seinem allhier gedruckten Grundriffe des protestantischen Kirchenrechtes, 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Das Lehrrecht, nach eigenem Systeme, mit Beziehung auf Böhmer's Handbuch, Hr. Prof. Bauer Dinst. Mittw. Donnerst. und Frent. um 7 Uhr; Hr. Dr. Thoms, nach Päß, um 3 Uhr;

Das Deutsche Recht, Hr. Prof. Heise, nach eigenem Systeme, mit Beziehung auf Runde's Lehrbuch, täglich um 8 Uhr und Mittw. um 2 Uhr;

Das Privat-Recht des Königreichs Hannover, Hr. Dr. Thoms, privatissime; Hr. Dr. Quentin, nebst dem Hannoverischen Staatsrechte, 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Das Preussische Civil-Recht, Hr. Dr. Quentin 4 Stunden wöchentlich um 7 Uhr;

Das Handelsrecht, Hr. Prof. Heise, nach v. Martens Grundriß, Mont. Dinst. Donnerst. und Frent. um 2 Uhr.

Den Criminal-Proceß und die gerichtliche Vertheidigungskunst handelt Hr. Prof. Bauer Montags um 7 und Sonnabends um 11 Uhr ab; Hr. Dr. Rothamel hält eine Vorlesung über den Criminal-Proceß privatissime.

Die Theorie des gemeinen bürgerlichen Processus trägt Hr. Prof. Bergmann, nach Martin, verbunden mit einigen Uebungen, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr und Sonnab. um 6 Uhr M. vor; Hr. Dr. Desterley, der ältere, nach Grolmann, um 2 Uhr; Hr. Dr. Jordan privatissime;

Die Theorie des Hannöversischen Civil-Processus, Hr. Dr. Quentin, 3 Stunden wöchentlich um 3 Uhr unentgeltlich.

Practische Vorlesungen: Hr. Prof. Bergmann hält 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr ein Processuale

Practicum, und 3 Stunden wöchentlich um 5 Uhr ein Relatorium. Hr. Dr. Desterley bestimmt zu practischen processualischen Uebungen die Stunde von 3 bis 4. Hr. Dr. Thoms erbietet sich zu einem practischen Collegium über den Civil- und Criminal-Proceß mit vorausgehender Theorie und mit Ausarbeitungen für den gerichtlichen Gebrauch, in einer zu verabredenden Stunde. Hr. Vice-Synd. Desterley lehrt 5 Stunden wöchentl. um 8 Uhr die Praxis des gemeinen so wohl als des im Königreiche Hannover geltenden Processes, und die Refertirkunst, mit ausführlicher Entwicklung der Verschiedenheiten beider Proceßarten, nach Anleitung seiner Schrift 'Ueber das Studium des in dem Königreich Hannover geltenden Processes.'

Ein allgemeines Examinatorium über alle Rechtsheile hält Hr. Dr. Rothamel 6 Stunden wöchentlich, und Hr. Dr. Brinkmann gleichfalls 6 Stunden um 2 Uhr.

Zu Privatissimis in allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit so wie auch zu Examinatoriis in Lateinischer Sprache erbietet sich Hr. Dr. Jordan. Auch ist Hr. Dr. Desterley der ältere, Hr. Dr. Rothamel, so wie auch Hr. Dd. Brose zu besondern Examinatorien und Repetitorien über einzelne Rechtsheile erbötig.

#### Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine medicinische Encyclopädie trägt Hr. Hofr. von Crell um 8 Uhr vor;

Die Osteologie und Syndesmologie, Hr. Prof. Hempel, nach seinen 'Anfangsgründen der Anatomie, Ausg. 2.' Dinst. und Freyt um 6 Uhr M.;

Die Physiologie, Hr. Hofr. Blumenbach 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die Anthropologie, als Hülfswissenschaft der gerichtlichen Arzneykunde, zum Behute kunsttaer Redtsgelahrten, Hr. Prof. Hempel 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Die Arzneymittel, Lehre, verbunden mit einer Anleitung zum Receptschreiben Hr. Prof. Oslander um 6 Uhr M.; Hr. Dr. Winter um 7 Uhr; Hr. Dr. Kraus, der zugleich Uebungen im Receptschreiben anstellt, an denen auch solche die diese Vorlesung schon früher besucht haben Theil nehmen können, um 6 Uhr M. oder um 11 Uhr;

Receptiv-Kunde, Hr. Dr. Kraus Dinst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. unentgeltlich;

Pharmacologie und Pharmacie, Hr. Prof. Stromeyer um 4 Uhr.

Ein Examinatorium über die chemischen und medicinisch-practischen Kräfte der Arzneymittel, nach vorgängiger kurzer Erläuterung der pharmaceutis. en Chemie von Haagen, hält Hr. Hofr. v. Crell um 10 Uhr.

Die allgemeine Pathologie und Therapie lehrt Hr. Dr. Krus 6 Stunden wöchentl. um 4 Uhr;

Die Semiotique, Hr. Dr. Winter um 8 Uhr;

Die specielle Pathologie, Hr. Hofr. Stromeyer um 6 Uhr Morgens;

Die specielle Therapie, eben derselbe um 7 Uhr.

Die Pathologie und Therapie der Verdauungs-werkzeuge, der Respirationswerkzeuge, der Haut, der Harnwerkzeuge und der Geschlechtstheile trägt Hr. Hofr. Hirsch 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr vor.

Die Lehre von den Augenkrankheiten, Hr. Hofr. Hirsch 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr.

Zu nosologischen und therapeutischen Uebungen erbietet sich Hr. Prof. Oslander.

Ueber die physische Erziehung der Kinder und die Behandlung der Kinderkrankheiten hält Hr. Prof. Oslander eine Vorlesung um 8 Uhr.

Von der Chirurgie trägt Hr. Prof. Langenbeck die erste Hälfte von 6 bis 7 Uhr die zweite von 7 bis 8 Uhr vor. — Uebungen in Operationen an Cadavern stellt er privatl. an.

Ein Privatseminarium; Uebungen in denen den Augen- und Gehörkrankheiten zu verrichtenden Operationen hält Hr. Hofr. Hirsch in einer bequemen Stunde.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Entbindungskunst unter den vornehmsten Völkern Europas hält Hr. Prof. Oslander 2 Stunden wöchentlich um 3 Uhr eine öffentliche Vorlesung.

Die Entbindungskunst lehrt Hr. Hofr. Oslander um 9 Uhr, verbunden mit practischen Uebungen bey den im Entbindungshause vorkommenden Fällen.

Zu einem Examinatorium über alle Theile der Entbindungskunst erbiethet sich Hr. Prof. Quander.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr. Hofr. Pfander um 4 Uhr vor;

Die medicinische Policey, Hr. Hofr. Pfander 3 Stunden wöchentlich um 5 Uhr; und in den beiden andern Stunden den damit zusammenhängenden Theil der Thier- Arzneykunde.

Die medicinischen und chirurgischen clinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat- Wohnungen der Kranken, wird Hr. Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch- chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmet dazu die Stunde von 11 bis 12 Uhr.

Für die clinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhaus bestimmt Hr. Prof. Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Die Thier- Arzneykunde lehrt Hr. Stallmeister Ayer. — Hr. Dr. Uhlendorff wird die Gesundheits- Erhaltungskunde der vorzüglichsten Hausthiere nebst der Beurtheilung derselben nach ihrem Aeußern in Hinsicht auf Alter, Fehler und Krankheits- Anlagen 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vortragen. Hr. Dr. Lappe lehrt 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr M. die theoretische und practische Thierheilkunde, welche alle Hausthiere umfaßt; und 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr Veterinär- Policey und gerichtliche Thier- Arzneykunde für Thierärzte, Camera- listen, Juristen und Aerzte. Auch ist er zu practischer Anweisung in der äußern Pferdekennntniß in Bezug auf Rasse, Dienstfähigkeit und Fehler dieser Thiere erbötig.

#### Philosophische Wissenschaften.

Allgemeine Geschichte der Philosophie, oder Darstellung und Erörterung der merkwürdigsten Lehren, auf welche die berühmtesten Philosophen ihre Systeme gegründet haben, trägt Hr. Hofr. Bouterweck, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor;

Logik und Encyclopädie der Philosophie, Hr. Hofr. Schulze, beides nach seinen Lehrbüchern, 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr;

Psychische Anthropologie, eben derselbe um 5 Uhr;

Metaphysik und Religions-Philosophie, Hr. Hofr. Bouterweck, nach dem ersten Theile seines Lehrbuches der philosophischen Wissenschaften, Mont. Dinst. Donnerst. und Frentags um 10 Uhr;

Allgemeine practische Philosophie nebst der Ethik, Hr. Hofr. Bouterweck, nach dem zweyten Theile seines Lehrbuches Mont. Dinst. Donnerst. u. Frent. um 5 Uhr;

Die philosophische Rechtslehre, nach Amad. Wendt (Grundzüge der philosophischen Rechtslehre. Leipzig 1811) in Verbindung mit Examir- und Disputir-Übungen, Hr. M. Böhmer, 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Die Grundlehren der Pädagogik und Didactic, Hr. Hofr. Schulte, Sonnab. um 7 Uhr öffentlich;

Die gesammte Politik, oder die Lehre von der Verfassung und Verwaltung des Staates (Politzei, Cameralwissenschaft oder Staatswirthschaft), Hr. Hofr. Sartorius um 11 Uhr;

Politische Oeconomie, oder die Lehre von dem National-Reichthum, Hr. Hofr. Sartorius um 6 Uhr M.;

Finanz-Wissenschaft, Hr. Hofr. Sartorius um 5 Uhr.

Die Technologie handelt Hr. Prof. Hausmann, nach Beckmann, um 10 Uhr ab, und besucht mit seinen Zuhörern die Fabriken, Manufacturen und Werkstätten hiesiger Stadt und Gegend.

#### Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik lehrt Hr. Prof. Thibaut um 9 Uhr; Hr. M. Schrader um 8 Uhr;

Die Trigonometrie, Hr. M. Schrader in beliebigen Stunden;

Die practische Rechenkunst, Hr. M. Ebell, Hr. M. Schrader und Hr. M. Focke in beliebigen Stunden;

Das einfache und doppelte Italiänische Buchhalten, Hr. M. Focke;

Die practische Geometrie in besonderer Hinsicht an Cameralisten, Forstmänner und Oeconomen, Hr. M. Schrader von 6 bis 8 Uhr Ab. oder in andern Stunden; Hr. M. Ebell und Hr. M. Focke in beliebigen Stunden.

Die Lehre von der Theilung der Felder erläutert Hr. Hofr. Mayer, nach seiner practischen Geometrie, in einer öffentlichen Vorlesung.

Die Marktscherdekunst lehrt Hr. M. Schrader in beliebigen Stunden; so wie er auch erbötig ist

Zur Zeichnung und Ausarbeitung geometrischer, militärischer und den Bergbau betreffende Plane Anleitung zu geben

Die Differential- und Integral-Rechnung lehrt Hr. Prof. Lhibaut um 11 Uhr;

Die analytische Geometrie, eben derselbe um 3 Uhr; Die theoretische Astronomie, Hr. Prof. Gauß um 10 Uhr; Hr. Prof. Harding um 9 Uhr.

Einige Hauptabschnitte der astronomischen Rechnung erläutert Hr. Prof. Gauß um 11 Uhr;

Die Lehre von der Bestimmung der Zeit, Hr. Prof. Hardina um 3 Uhr;

Die Schiffahrtskunst, Hr. Prof. Harding um 10 Uhr.

Die bürgerliche Baukunst in allen ihren Theilen lehrt Hr. M. Ebell, so wie auch Hr. M. Schrader in beliebigen Stunden; die höhere Architectur der Hr. Kloster- und Universitäts- Baumeister Müller in einer näher zu verabredenden Stunde.

Die militärische Encyclopädie trägt Hr. Hauptm. M. Klare um 4 Uhr oder in einer bequemern Stunde vor;

Die Artillerie-Wissenschaft, Hr. Hauptm. M. Klare, der auch zu einem ausgedehntern Unterrichte in einigen Theilen der Kriegskunst erbötig ist, um 10 Uhr, oder in einer bequemern Stunde.

Zum Privat-Unterricht in jedem einzelnen Theile der Mathematik erbietet sich Hr. M. Schrader.

#### Naturlehre.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Hofr. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentl. um 5 Uhr vor.

Die allgemeine Botanik lehrt Hr. Prof. Schrader um 7 Uhr; die öconomische und Forst-Botanik um 8 Uhr; die medicinische Botanik, oder die Kenntniß der officinellen Pflanzen, und derjenigen Theile derselben, die als Arzney gebraucht werden, Dinst. und Freyt. um 1 Uhr. Sonnab. um 2 Uhr stellt er botanische Excursionen an und gibt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen.

Die Geognosie lehrt Hr. Prof. Hausmann um 6 Uhr M. und verbindet damit geognostische Excursionen.

Die Mineralogie trägt Hr. Prof. Hausmann, nach seinem Lehrbuche, um 7 Uhr vor, und verbindet damit sowohl practische mineralogische Uebungen, als auch mineralogische Excursionen;

Die Experimental-Physik, Hr. Hofr. Mayer, nach seinem Lehrbuche, um 4 Uhr;

Die physische Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie, eben derselbe, um 11 Uhr;

Die Elemente der Naturwissenschaften, nämlich Experimental-Physik, das Allgemeinere der Chemie und Physiologie, physische Astronomie und Theorie der Erde und ihrer Atmosphäre wobei der Schematismus der Entdeckungen nach der fünften Ausgabe (1815) zum Grunde liegt, Hr. Prof. Wildt um 3 Uhr;

Ueber die Geschichte der Chemie, und vorzüglich über die verschiedenen wissenschaftlichen Ansichten derselben hält Hr. Hofr. von Crell eine öffentliche Vorlesung um 11 Uhr.

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, trägt Hr. Prof. Stromeyer, nach seinem Handbuche, um 9 Uhr vor.

Eine Anleitung zur chemischen Analyse gibt Hr. Prof. Stromeyer, Dinst., Mittw. und Freyt. um 5 Uhr privatissime; und zu practischen chemischen Uebungen im akademischen Laboratorio bestimmt er die Stunden von 5 bis 7 Uhr, Mont. und Donnerstags.

#### Historische Wissenschaften.

Allgemeine Länder- und Völkerkunde, oder einen critischen und systematischen Inbegriff unserer gegenwärtigen Kenntnisse der Erde und der sie bewohnenden Völker, trägt Hr. Hofr. Heeren um 6 Uhr M. vor, und erläutert alles durch die besten und neuesten Karten, welche er seinen Zuhörern vorlegen wird, so wie auch durch die ethnographische Sammlung in dem akademischen Museum.

Die alte Geschichte trägt Hr. Hofr. Heeren, nach seinem Handbuche, um 4 Uhr vor;

Die Geschichte des neuern Europa u. seiner Colonien, Hr. Hofr. Heeren, nach seinem Handbuche, um 2 Uhr.

Ueber einige merkwürdige Erscheinungen des Zeitgeistes in den letzten 25 Jahren hält Hr. Prof. Saalfeld Sonnab. um 7 Uhr eine öffentliche Vorlesung.



Die Statistik der vorzüglichsten Europäischen Staaten mit vorzüglicher Hinsicht auf ihre Verfassung und Verwaltung trägt Hr. Hofr. Sartorius um 9 Uhr vor.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

#### Litterär-Geschichte.

Die allgemeine Litterär-Geschichte trägt Hr. Hofr. Neuf 4 Stunden wöchentlich vor;

Die Geschichte der Griechischen Litteratur und Kunst, Hr. M. Fiorillo um 2 Uhr.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

#### Schöne Künste.

Rhetorik lehrt Hr. Prof. Bunsen um 6 Uhr M.

Die Regeln des Deutschen Styls trägt Hr. Prof. Bunsen Dinst. und Frentags um 6 Uhr Ab. vor, und verbindet damit practische Uebungen.

Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der Französischen Litteratur gibt Hr. Prof. Artaud, 4 Stunden wöchentlich in Französischer Sprache.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Ueber die Geschichte der schönen Künste, d. h. der Mahlerey, Bildhauerey u. und die bey der Verfertigung von Kunstwerken zu befolgenden Grundsätze und Regeln, hält Hr. Prof. Fiorillo privatissime eine Vorlesung um 7 Uhr, in welcher er zugleich aus der Kupferstichsammlung der Universitäts-Bibliothek die vollkommensten Muster und die besten Abbildungen der Werke der vorzüglichsten Künstler vorzeigen wird.

Ueber einige alte Bildsäulen, vorzüglich den Laocoon, Apollo, Antinous, Gladiator und die Venus, hält Hr. Prof. Fiorillo eine öffentliche Vorlesung.

Die Zeichenkunst u. Mahlerey, nebst der Perspective, lehrt Hr. Prof. Fiorillo theoretisch und practisch. — Auch gibt Hr. Zeichenmeister Eberlein Unterricht im Zeichnen, besonders im Landschaftszeichnen, in beliebigen Stunden.

In der Musik wird Hr. Musik-Director M. Forkel theoretischen und practischen Unterricht in beliebigen Stunden erteilen.

Alterthumskunde.

Philologische Encyclopädie trägt Hr. Prof. Dissen um 5 Uhr vor;

Die Hebräischen Alterthümer, Hr. M. Mahn um 3 Uhr.

Allgemeine Sprachkunde.

Die Cryptographie lehrt Hr. Prof. Wildt, theoretisch und practisch, 2 Stunden wöchentlich öffentlich.

Orientalische und alte Sprachen.

Eine Einleitung in die Semitischen Sprachen trägt Hr. Hofr. Tychsen um 10 Uhr vor.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr. Prof. Dr. Pott um 10 Uhr; Hr. M. Mahn, nach Gesenius Hebr. Grammatik. Halle 1813 gleichfalls um 7 Uhr; auch wird Hr. M. Mahn fortfahren privatissime im Hebräischen Unterricht zu geben.

Die Anfangsgründe der Arabischen Sprache lehrt Hr. Hofr. Tychsen um 1 Uhr; Hr. M. Mahn privatissime; Die Syrische und Chaldäische Sprache, Hr. M. Mahn in beliebigen Stunden.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament f. bey den Theologischen Wissenschaften.

Ueber die Metrik der Griechischen und Lateinischen Dichter hält Hr. Prof. Dissen eine Vorlesung Mont. und Donnerst. um 6 Uhr

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich bestimmt für die Uebungen der Mitglieder des philologischen Seminarit die Opera et dies von Hesiodus Donnerst. um 11 Uhr. Hr. M. Fiorillo erklärt die Vacher des Herodots über die Denkmähler und Einrichtungen Aegyptens um 4 Uhr, und hält eine unentgeltliche Vorlesung über die Acharner des Aristophanes. Hr. M. Schulze erklärt Herodots Geschichtsbücher 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen er bietet sich Hr. M. Fiorillo, Hr. M. Lünemann, Hr. M. Schulze, Hr. M. Bauermeister.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller. Hr. Hofr. Mitscherlich bestimmt für die Uebungen der Mitglieder des philologischen Seminarit das 31. einzeln abgedruckte Buch der Hist. nat. des Plinius, Freyt. um 12 Uhr, und erklärt Horatens

Satiren und Briefe sammt dem Briefe an die Pisonen 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr. Hr. Prof. Dissen übt die Mitglieder des philologischen Seminariums in Disputationen, Mittw. um 11 Uhr, und erklärt die Oden des Horaz um 7 Uhr. Hr. Director M. Kirßen erklärt 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr die Reden gegen den Verres und stellt in den beiden andern Stunden Uebungen im Lateinischen Schreiben und Sprechen an. Hr. M. Wahn setzt sein Disputatorium über philosophische, historische, philologische und theologische Gegenstände fort. — Zum Privatunterricht im Lateinischen erbetet sich Hr. Director M. Kirßen, Hr. M. Fiorillo, Hr. M. Lunemann, Hr. M. Schulte, Hr. M. Bauermeister.

#### Neuere Sprachen und Litteratur.

Eine Anleitung zur Kenntniß, zum sichern Verstehen und zur richtigen Beurtheilung der Alrdeutschen Dichter aus dem Schwabtschen Zeitalter gibt Hr. Prof. Benecke um 6 Uhr M.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud, und Hr. Pector v. Chateaubourg. Auch wird Hr. M. Dubois, so wie mehrere Andere, fernerhin Unterricht im Französischen ertheilen.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache, in Verbindung mit zweckmäßigen Uebungen, trägt Hr. Prof. Benecke, 4 Stunden wöchentlich um 5 Uhr vor; ausgewählte Stücke der Englischen Poesie erläutert er privatissime. Auch wird Hr. Cand. Bodenburg Unterricht im Englischen ertheilen.

Zum Unterricht in der Italiänischen Sprache und der Erläuterung Ital. Dichter ist Hr. Prof. Hunsen erbotig. — Auch wird Hr. Cand. Bodenburg im Italiänischen unterrichten.

Die Span. Sprache lehrt Hr. Prof. Hunsen privatissime.

Die Reitbahn ist dem Hrn. Stallmeister Ayrer untergeben, der Fechtboden dem Hrn. Fechtmeister Bödt, und der Tanzboden dem Hrn. Tanzmeister Bletzmann.

Wegen der Logis kann man sich an den Logis-Commissar, Hessel Schäfer, wenden; Auswärtige, welche Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

49. Stück.

Den 25. März 1816.

---

**London.**

The Asiatic annual Register or a View of the History of Hindoustan and of the Politics, commerce and literature of Asia. Vol. V. For the Year 1803. The Mahratta war and Appendix S. 164. Chronicle S. 192. State papers, Proceedings in Parliament on East India affairs and at the East India house S. 184. Characters S. 80. Miscellaneous Tracts S. 130. Account of books S. 36 in Octav. 1804. Vol VI. For the Year 1804. Frühere Geschichte Indiens S. 23. War of Ceylon S. 27. Das Uebrige 835 S. in Octav. 1806. Vol. VII. For the Year 1805. Frühere Geschichte Indiens S. 19. Das Uebrige 707 S. in Octav. 1807.

Die Anzeigen der vier frühern und zwey spätern Bände (1800. S. 1857 1813. S. 1729) dieses Archivs für die Zeitgeschichte des Reichs der Britten in Ostindien, als dessen Herausgeber sich zu allererst an der Spitze des sechsten Bandes Lawrence Dundas Campbell nennt, geben über die Einrichtung dieses

Werks hinlängliche Auskunft, weshalb wir uns hier auf eine Anzeige des wesentlichen Inhalts der vorliegenden drey Bände beschränken. Die frühere Geschichte Indiens wird im sechsten und siebenten Bande fortgesetzt; sie erzählt die Handel der Engländer mit den Holländern und Portugiesen bis zum Jahre 1668, da Portugall die Insel Bombay an England abtrat. Sie war im fünften Bande ausgefetzt worden, um Raum für die Handel mit den Mahratten und eine kurze Geschichte dieses Volks zu gewinnen, die auch hier eine ausführlichere Erwähnung verdienen. Das Reich der Mahratten erstreckte sich vor dem Kriege mit den Engländern, in der Länge von Norden nach Süden, von Delhi bis zum Fluß Tumbädra, 970 Englische Meilen, und in der Breite von der Bay von Bengalen bis zum Golf von Camben, 900 Englische Meilen. Das Land, zum Theil sehr fruchtbar und bevölkert, hatte 40 Millionen Einwohner, von denen  $\frac{7}{10}$  Hindus,  $\frac{1}{10}$  Mohammedaner. Die Nation, von welcher das Reich seinen Namen hat, bewohnt die Provinz Baglana, den nördlichen Theil von Bisapur und die gebirgigen Districte von Dowlatabad und Berar. Die verschiedenen Stämme der Mahratten wurden zuerst in den Jahren 1664 und 1670 von Sevajee, einem unternehmenden Mann, Sohn des Fürsten von Sallah, zu einem Volk vereinigt. Durch verschiedene glückliche Kriege mit Aurengzeb und den Portugiesen gründete er eine mächtige Monarchie. Sein Enkel, ein schwacher Prinz, übertrug seinem talentvollen Minister Balajee auf Lebenszeit die ganze Reichsverwaltung unter dem Titel eines Peishwa. Dieser befestigte sich so sehr in seinem Posten, daß er seine Würde ohne Widerspruch auf seinen ältesten Sohn Bajer Rao vererbte, welcher seine Residenz nach Poona verlegte, während er seinen Herrn zu bereden wußte,

sein Leben in der Hauptstadt Callarah in völliger Unthätigkeit zuzubringen. Die Nachkommen dieses letzteren succedirten regelmäßig als nominelle Herrscher der Mahratten, waren aber in der That Gefangene des Peishwa in ihrem Pallast. Neben dem Peishwa hatten vier andere militärische Chefs, nämlich Ragjee Boonsla, Mular Rao Holkar, Ranojee Scindia und Guikwar oder vielmehr dessen Familie Provinzen des Reichs an sich gerissen; so daß das Reich der Mahratten, als die Handel mit den Engländern begannen, aus einer Conföderation von fünf Fürsten bestand, unter der nominellen Oberherrschaft eines von ihnen, nämlich des Peishwa als Premier-Ministers des Schein-Fürsten, der aber damals der mindermächtige war. Der Peishwa war eigentlich allein nur berechtigt mit auswärtigen zu unterhandeln; allein seit Bajee Raos Tode würde kein Peishwa es gewagt haben, ohne Zustimmung der übrigen Fürsten, Verbindlichkeiten gegen Auswärtige einzugehen, und war es geschehen, so betrachteten sie selbige nicht als für sich verbindlich. Anfänglich suchten die Engländer nur gut mit dem Oberhaupt der Mahratten zu stehen; nach und nach aber mischten sie sich sowohl wie die Franzosen in die innern Streitigkeiten ihrer Fürsten. Allein diese wurden von jenen verdrängt, deren Verhältnisse mit den Mahratten durch den Tractat von Salbey bestimmt wurden. In dieser Lage blieben die Sachen bis zum Jahre 1789, da der Krieg mit Tippu Saib ausbrach. Der Marquis Cornwallis wurde dadurch veranlaßt im Jahre 1790 eine Allianz mit dem Peishwa abzuschließen. Da indessen die übrigen Fürsten der Mahratten nicht zu Rath gezogen waren, so nahmen sie keinen Theil daran, vielmehr waren Mahajee Scindia, dem im Jahre 1794 sein Sohn Dowlut Rao Scindia folgte, und Holkar ihr ab-

geneigt und feindlich gesinnt. Scindia, einer der mächtigsten Fürsten des nördlichen Hindostans, hatte mehrere Europäer bey sich; unter andern einen Savoyarden, de Boigne, welcher im Jahre 1784 in seine Dienste getreten war. Dieser hatte sich großen Einfluß auf seinen Herrn zu verschaffen gewußt, und dessen ganzes Kriegswesen auf einen so guten Fuß gebracht, daß, als er im Jahre 1798 nach Europa zurückkehrte, er seinem Herren eine Canonengießerey, 120 eiserne und 150 metallene Canonen, 38,000 Mann regulärer Infanterie, 8000 Mann Cavallerie und 300 verschiedentlich angestellte Europäer zurückließ. Ein Franzose, Namens Perron, folgte ihm in seinen Titeln und Würden. Dieser gewann das volle Vertrauen seines Herren Dowlut Rao Scindia, und suchte in dessen Armee sowohl als in die Armee des Peishwa so viele Franzosen als möglich zu bringen. Holtar hierdurch aufmerksam gemacht, suchte nun auch seine Truppen auf gleichen Fuß zu bringen, und nahm viele Europäer, unter diesen wenigstens  $\frac{1}{4}$  Franzosen, in seine Dienste. Zur nämlichen Zeit ging Tippu Saib in Verbindung mit Frankreich, damit um, das Reich der Britten in Indien zu vernichten, während selbst der Nizam von Decaen unter dem Einfluß Französischer Officiere stand, die ihm ein Corps von 14,000 Mann Muselmännischer Infanterie gebildet hatten, und im Begriff waren, die Französische Fahne zu Hydrabad aufzustecken. In dieser Lage der politischen Angelegenheiten Indiens trat der Marquis Wellesley seine Administration an. Er übersah mit einem umfassenden Blick das Ganze und handelte mit Kraft und Einsicht. Zuerst befreyte er den Nizam von Decaen von den Franzosen, welche er zwang sich in Hydrabad zu ergeben: und nachdem Tippu Saib besiegt war, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Maß-

ratten. Er schloß einen Subsidien-Tractat mit Guikwar, Oberhaupt zu Gujaval, und, nach vielen vergeblichen Bemühungen die Allianz mit dem Peishwa (der damahls von Scindia beherrscht wurde) zu erneuern, suchte dieser endlich selbst, als er von Holkar geängstigt wurde, diese Allianz nach, welche auch im December 1802 zu Vassein, wohin der Peishwa aus Poona geflüchtet war, abgeschlossen wurde. Da nun Holkar den Peishwa, welcher seine Hauptstadt verlassen, abgesetzt und einen andern eingesetzt hatte, so marschirte eine Englische Armee nach Poona, und setzte den abgesetzten Peishwa wieder ein. Die Intriguen Scindias und des Rajah von Veran, Woonfela, veranlaßten bald darauf den Marquis Wellesley mehrere Corps unter den Generalen Lake, Wellesley und andren gegen sie marschiren zu lassen. Nachdem jene Mahratten-Fürsten mehrere Niederlagen erlitten, verstanden sie sich Ende 1805 zu einem Frieden, wodurch sie mehrere Provinzen an die Ostindische Compagnie und deren Allirte abtraten und sich anheischig machten alle Franzosen und andre Europäer, nicht weniger alle Americaner aus ihren Diensten zu entlassen und nie wieder in ihre Dienste zu nehmen (Vd. 5. State papers S. 1). Aus dieser kurzen Darstellung ergibt sich nun, daß das Reich der Britten in Indien nie in größerer Gefahr war, als zu der Zeit wie der Marquis Wellesley seine Verwaltung antrat, zumahl da der Friede von Amiens der Französischen Regierung ihre Besitzungen in Indien zurückgab, und sie dadurch in den Stand gesetzt wurden, mit den zahlreichen Franzosen, die sich in den Diensten der Mahratten und andrer Ostindischer Fürsten befanden, gegen die Engländer zu intriguiren. In Folge dieses Krieges und des Friedens, wodurch er beendigt wurde, kam auch der geblendete Groß-Mogul, der sich mit seiner Familie in der Gefangenschaft der Mahratten zu



Delhi befand, in die Hände der Engländer, und ist nun ein Pensionär der Ostindischen Compagnie. Der Appendix zu der Geschichte des Kriegs mit den Mahratten enthält die Kriegsberichte der Generale an den General-Gouverneur. Der sechste Band gibt unter der Rubrik State papers von S. 1 bis 311 alle Actenstücke in Betreff der Handel mit den Mahratten, insonderheit die Berichte der Englischen Residenten zu Poona und bey dem Rajah von Berar, und die Instructionen des General-Gouverneurs an diese.

Der siebente Band enthält unter der nämlichen Rubrik die Verträge mit verschiedenen Indischen Fürsten und dem Groß-Mogul, nicht weniger von S. 242 bis 274 die Actenstücke in Betreff des Kriegs mit Holkar, dessen Veranlassung und Verlauf, der Herausgeber in der Vorrede zu diesem Bande, zugleich mit einer Uebersicht der ganzen Verwaltung des Marquis Wellesley, in dem uns noch fehlenden achten-Bande zu geben verspricht. Auch gibt dieser Band unter der Rubrik Miscellaneous tracts von S. 1 bis 115 einen durch Actenstücke unterstützten, alle Zweige der Verwaltung des Staats von Mysore umfassenden Bericht des Major Wilks, welcher damahls dort die Geschäfte eines Residenten versah. Von dem durch die Eifersucht des Diwan Cady veranlasseten Krieg in Ceylon ist hier bloß zu bemerken, daß die Engländer durch den unglücklichen Feldzug von 1804 zwar viele Menschen aber keine ihrer dortigen Besitzungen verloren. Die Parlaments-Debatten vorzüglich des Jahres 1803 gehen sehr tief in die Finanz-Verwaltung der Ostindischen Compagnie ein, zu welchem Ende denn auch die dem Parlamente vorgelegten Rechnungen mitgetheilt sind. Der beschränkte Raum dieser Blätter erlaubt nicht, aller interessanter Aufsätze in diesen drey Bänden, z. B. über den See-Handel von Ven-

galen, über Geschichte und Sitten der Mahratten, zu erwähnen: es sey genug hier zu bemerken, daß ohne dieses Werk Niemand das Reich der Britten in Ostindien genau kennen lernen kann.

### Göttingen.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: Ueber Repräsentation und repräsentative Verfassungen. Von Herrmann Wilhelm Ernst v. Kaiserlingk. 1816. X und 138 Seiten in Octav.

Wie begnügen uns, von dieser Schrift, welche der vielversprechende Verfasser seinen Lehrern dem Hofrath Seeren und dem Professor Serbart gewidmet hat, nur eine Anzeige des Inhalts zu geben, in der Hoffnung, daß jeder Unterrichete dadurch schon hinreichend wird in den Stand gesetzt werden; ein Urtheil über dieselbe zu fällen. Der Verf. aber wolle darin einen Beweis der wahren Achtung des Rec. sehen, der sich überzeugt hält, daß eine vollständige und gründliche Bestreitung und Widerlegung der hier aufgestellten Lehre und eine Darlegung seiner eigenen durchaus entgegengesetzten Ansicht, die Grenzen dieser Blätter bey weitem überschreiten müßte, und daher sein Urtheil lieber ganz unterdrückt, als daß er mit unerwiesenen Behauptungen gegen die hier mit so vielem Scharfsinne vorgerragene Meinung auftreten möchte. Der Verf. erklärt sich in dieser Schrift als einen Gegner der repräsentativen Verfassung; Verfassungs-Urkunden und Formen seyen überhaupt nur Nebensache zur Begründung eines dauerhaften Volksglücks. Hauptsache dagegen sey Verbreitung einer allgemein richtigen Einsicht und Bildung eines sittlichen Volkscharacters. Dieß sucht der Verfasser nach einigen vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen historisch und philosophisch zu erweisen. Aus Familienverhältnissen sey ursprüng-

lich jede Herrschaft hervorgegangen, an Wahlen habe man dabei anfänglich nicht gedacht. Erst aus den gegenseitigen Reibungen der Staaten unter einander und aus wachsenden Handelsverbindungen, seyen die Begriffe von Volksherrschaft und Volkshoheit entstanden; was aber "das vielköpfige Ungeheuer Volksherrschaft" böses gewirkt haben soll, wird aus der Griechischen und Römischen Geschichte weitläufiger gezeigt, so wie die nachtheiligen Folgen des Lehnswesens aus der Deutschen Geschichte vornehmlich entwickelt werden. Preußen nahmentlich verdanke seine Größe nur der unumschränkten Selbstherrschaft seiner Fürsten. Daß Frankreich nur eine Despotie verträge, sucht der Verf. gleichfalls aus der älteren und neueren Geschichte desselben zu erweisen, England mache nur eine scheinbare Ausnahme, denn theils sey die Englische Verfassung durch so viele blutige Jahrhunderte sehr theuer erkauft, theils trage sie schon jetzt die Keime des Verderbens in sich, wie denn überhaupt keine Form so sehr dem Verderbniß ausgesetzt sey, als eben die repräsentative; übrigens habe sich die Englische Verfassung auch nur in einem Insularstaate bilden können. Aus allen diesem folgert der Verfasser freylich etwas kühn, daß sich die Stimme der Geschichte der Einführung und dem Bestehen repräsentativer Formen nicht günstig erweise. Ein gleiches Resultat gibt ihm die Politik — unbedingte Pressfreyheit wird jedoch gefordert — und die Philosophie. Nur allgemein verbreitete Einsicht könne ein Volk und seine Formen gegen Despotismus schützen, daher solle der Staat für zweckmäßig eingerichtete Schul- Lehr- und Unterrichts-Anstalten sorgen; denn ein wahrhaft gebildetes Volk sey auf immer der Zuchttruthe des Despotismus entwachsen, weil der Regent nicht umhin könne, es zu achten.

---

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

50. Stück.

Den 28. März 1816.

---

## Göttingen.

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 10. Februar trug der Herr Prof. Hausmann einige Bemerkungen über die Benutzung metallurgischer Erfahrungen bey geologischen Forschungen vor, und belegte dieselben durch Stücke aus seiner metallurgischen und geologischen Sammlung. Wir theilen hier den Hauptinhalt des Vortrags mit.

Die Erforschung der Geschichte unseres Erdkörpers ist allein möglich durch Schlüsse von Veränderungen, die mit Körpern unter unseren Augen vorgehen, auf diejenigen, welche in einer Zeit den Erdkörper betrafen, als keine menschliche Beobachtung sie auffaßte. Unsere Fortschritte in der Geologie sind um so sicherer, je unzweydeutiger die Analogie unter den Wirkungen ist, die uns zu Schlüssen auf ähnliche Ursachen leitet. Selten ist es uns vergönnt, Wirkungen von derselben Größe mit einander zu vergleichen. Aber durch eine verschiedene Größe wird die Vergleichung erschwert und in demselben Ver-

hältnisse wächst die Möglichkeit einer Täuschung. Haben wir die Wahl zwischen einer größeren und kleineren Verlängerung des Maßstabes, so ziehen wir mit Recht die kleinere vor.

Das Feuer in seinen verschiedenen Formen und unter verschiedenartigem Ein- und Mitwirken anderer Kräfte, muß jedem unbefangenen Beobachter als ein starker Hebel bey der Bildung und Umbildung des Erdkörpers erscheinen. Je geneigter wir aber sind, dem Feuer einen solchen Einfluß zuzutrauen, um so behutsamer müssen wir seyn, in der Absteckung des Feldes seiner Wirksamkeit. Wir müssen die sich uns aufdringenden Analogien mit strenger Critik beleuchten und wo möglich die Vergleichungspuncte zu vervielfältigen streben. Dazu scheinen die großen metallurgischen Operationen Mittel an die Hand geben zu können. Liegen sie zwar nicht im Kreise der Naturerscheinungen, so sind bey ihnen doch dieselben Naturkräfte thätig, welche, ohne von menschlicher Willkühr zu gewissen Zwecken benutzt zu werden, früher und später auf unsern Erdkörper bildend und zerstörend einwirkten.

Der Professor Hausmann suchte durch folgende Beispiele den wissenschaftlichen Gewinn darzulegen, der aus der Benutzung metallurgischer Erfahrungen bey geologischen Forschungen hervorgehen kann.

I. Es gehen bey metallurgischen Prozessen mit gewissen Mineralkörpern zuweilen Veränderungen in Hinsicht der Absonderung der Theile vor, wodurch diese der Structur säulenförmiger Gebirgsarten auffallend ähnlich wird. Die Vermuthung, daß beiden Erscheinungen eine ähnliche Ursache zum Grunde liegen dürfe, gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß für die Bildung einer solchen Structur auf dem nassen Wege kein gleich stark redendes Zeugniß vorhanden ist. Der Sandstein welcher häufigst zu Boden- oder Sohlsteinen in Schmelzöfen gebraucht wird

(— wie dieses besonders oft bey Eisenhohöfen geschieht ), bekommt nach einiger Zeit eine prismatische Absonderung. Diese Erscheinung ist schon einmahl als ein Beweis für die Bildung des Säulenbasalts auf dem trocknen Wege benutzt worden; man hat aber bisher jenen prismatisch abgefonderten Sandstein weder einer genaueren Untersuchung unterworfen, noch diese Erscheinung für so häufig gehalten, als sie es unter gewissen Umständen wirklich ist. Der Prof. Kaumann hat sie bey vielen Eisenhohöfen und auch bey Kupferschmelzhöfen angetroffen; da nämlich, wo der Sandstein, dessen man sich zu Boden- oder Sohlsteinen bediente, wie gewöhnlich ein die Schmelzung seiner Masse beförderndes Bindemittel besitzt. Die ganze Sandsteinmasse kommt dann in einen unvollkommenen Fluß, und stellt nach dem Erkalten eine poröse Zusammenfüterung dar. Kleine Blasenräume zeigen sich mit einer glasigen Masse ausgekleidet und erhielt der Sandstein zufällig einen Miß, so pflegte solcher von geschmolzener Masse, gleich einer Gangspalte ausgefüllt zu seyn. Der Zusammenziehung der geschmolzenen Masse bey langsamem Erkalten ist die prismatische Absonderung offenbar zuzuschreiben. Die gewöhnlich fünf- oder sechsseitigen Prismen pflegen senkrecht auf den ursprünglichen Hauptabsonderungen des Steins zu stehen, mithin auch rechte Winkel mit der oberen und unteren Fläche desselben zu machen. Zuweilen zeigen sich prismatisch abgefonderte Lagen in einer unabgefonderten Masse; oder es erscheint auch wohl die Masse unregelmäßig abgefondert, der körnigen Absonderung genähert. Die abgefonderten Stücke pflegen dicht an einander zu schließen und keine offene Spalten zu zeigen: ein Beweis, daß sich die Masse im Erkalten nur sehr wenig zusammenzog. Diese Art der Absonderung hat überhaupt einen durchaus verschiedenen Character von derjenigen, welche durch

das Austrocknen einer feuchten Masse z. B. des feuchten Thons erfolgt; stimmt dagegen aber in den wesentlichen Stücken mit derjenigen überein, die man bey dem Basalte und verwandten Gebirgsarten antrifft.

II. Bey metallurgischen Processen gehen zuweilen Veränderungen intensiver Beschaffenheiten gewisser Mineralkörper vor, die zur Erklärung von Umänderungen zu führen scheinen, die mit Gebirgsarten im Großen vorgegangen sind. — Die blaue Kuppe bey Eschwege, in geologischer Hinsicht vielleicht der merkwürdigste Hügel des nördlichen Deutschlands, zeigt eine höchst sonderbare Umänderung des Sandsteins. Bunter, durch Eisenoryd gefärbter Sandstein, dem der Göttingischen Gegend nicht unähnlich, ist von einer basaltischen Masse durchbrochen, die auch den Gipfel der Kuppe einnimmt. Stehet man vor dem Steinbruche, welcher ein vollständiges Querprofil der Kuppe liefert, so erscheint die basaltische, zum Theil mandelsteinartige Masse, wie ein schmaler Strahl, welcher von unten nach oben sich einen Weg durch den Sandstein bahnte und oben über denselben sich ergoß. Der Sandstein ist in der Nähe der basaltischen Masse mehr und weniger verändert; an manchen Stellen so sehr, daß man ihn kaum für ungedänderten Sandstein erkennen kann. Seine Masse erscheint hier unvollkommen geflossen; dort ganz homogen und manchen steinigen Schlacken der Eishohöfen nicht unähnlich. Die röthliche Farbe ist in die weiße oder graue umgeändert, und diese Grundmasse durchziehen schwarze, theils wenig glänzende, theils matte Streifen und Bänder, die hin und wieder in die Grundmasse verflößt sind. Man kommt in Versuchung zu glauben, daß basaltische Masse in die Sandsteinmasse eingedrungen sey; und kehrt doch bey genauerer Untersuchung unbefriedigt von dieser Meinung zurück.

In dem alten, zum Theil aus buntem Sandstein aufgeführten Mauerwerke eines ausgeblasenen Eisenhohofens zu Gittelde am Unterharz, fand vor einiger Zeit der Herr Bergcommissär Ilsemann jun. eine durch die Hitze bewirkte Umänderung des Sandsteins, welche der eben beschriebenen so täuschend ähnlich ist, daß ein Stück, welches der Herr Bergcommissär dem Prof. Hausmann mitzutheilen die Güte hatte, von mehreren Kennern für einen Stein von der blauen Kuppe angesprochen wurde. Die schwarzen Streifen scheinen hauptsächlich von einer Schmelzung des Glimmers herzurühren, dessen Schuppen in einzelnen Lagen in dem buntem Sandstein besonders angehäuft zu seyn pflegen. Räthselhaft bleibt aber die Entfärbung des Sandsteins, die in dem Hohofen durch Einwirkung einer starken Hitze unter dem Abschlusse des Zutrittes der Luft erfolgte. Es dringt sich zwar die Vermuthung auf, daß das färbende Eisenoryd eine Desoxydation erlitten habe. Ob aber dieses angenommen werden dürfe, werden erst weitere Nachforschungen entscheiden müssen.

III. Gewisse für sich leicht schmelzbare von einer anderen Masse eingeschlossene Mineralkörper kommen bey metallurgischen Prozessen unter Umständen, wodurch sie vor der Einwirkung der Luft geschützt sind, bey starker Hitze nicht in Fluß; welches über einige auffallende Erscheinungen bey vulcanischen Producten leicht verbreitet. — Feldspath gehört zu den ziemlich leicht schmelzbaren Mineralkörpern; aber der im Rhonporphyr eingeschlossene Feldspath kömmt nicht in Fluß, wenn dieses Gestein in Schmelzöfen einer bedeutenden Hitze ausgesetzt wird. Davon hat sich der Prof. Hausmann bey den Kupferschmelzöfen auf der Hütte bey Lauterberg am Harz überzeugt, in denen man einen in der dortigen Gegend brechen den Porphyr verbauet. Die Grundmasse wird in eine porzellanartige Masse verwandelt; aber der



Feldspath erleidet nicht die mindeste Schmelzung. Er wird nur entfärbt, rissig, bekommt ein glasiges Ansehen und verliert seinen Wassergehalt.

Gerade so verhält es sich mit dem Feldspathe in manchen Laven und anderen vulcanischen Massen. Auch wirft jene Erscheinung Licht auf die Erhaltung der Leucite in den Laven, die sich zum Analcim gerade so verhalten, wie der glasige Feldspath zum gemeinen und zuverlässig nicht erst in den Laven erzeugt worden sind, wie der große Kenner der Vulcane, Herr von Buch vermuthete. Der Leucit ist gebrannter und dadurch entwässert. Analcim. Könnte sich der Feldspath in den Laven ungeschmolzen erhalten, so konnte der weit strengflüssigere Analcim um so eher vor Schmelzung verwahrt bleiben.

IV. Kalkstein, der in offener Gluth seine Kohlen- säure verliert, kann bey metallurgischen Prozeßsen, wenn er vor dem Zutritte der Luft geschützt und einem äußeren Drucke ausgesetzt ist, in einer sehr hohen Temperatur die Kohlen säure behalten; mit welcher Erfahrung man einem sehr gültig scheinenden Einwurfe begegnen kann, der gegen die Ductilität des Basalts ofters gemacht worden. Es wird nämlich behauptet: daß, da der Basalt häufigst Kalkstein bedeckt und dieser in der Nähe der Berührung sich unverändert zeige, der Basalt unmöglich im geschmolzenen Zustande mit dem Kalkstein in Berührung gekommen seyn könne.

Der Prof. Hausmann hat sich auf seiner Reise durch Schweden überzeugt, daß, wie auch schon Garney in seinem classischen Werke über die Schwedische Hohöfneren berichtet, in mehreren dortigen Bergrevieren ein dichter, grauer Kalkstein zu Gesteinen in Eisenhohöfen angewandt wird. Der Prof. Hausmann hat Gelegenheit gehabt, frische Gesteine mit solchen zu vergleichen, die während einer ganzen Hüttenreise dem geschmolzenen Roheisen nebst

der Schlacke zum Behälter gedient hatten, und doch keine bemerkbare Verschiedenheit von jenen zeigten. Nach der einstimmigen Aussage der Hohöfner wird der Kalkstein im Anfange des Schmelzprocesses so weich wie Schnee, daher sie sich alsdann hüten müssen, ihn nicht mit dem Spette zu durchstoßen; nachher erhärtet er wieder und verändert sich dann nicht weiter. Es ist interessant, mit dieser auffallenden Erfahrung die merkwürdigen Versuche zu vergleichen, die James Hall über das Verhalten des kohlen-sauren Kalkes in der Hitze, in verschlossenen Räumen, unter starkem Drucke, angestellt hat, und die nachher von Hrn. Bucholz bestätigt worden sind.

V. Es erfolgen unter gewissen Umständen Härtenproducte, die in der Mischung einander gleich, aber im Aggregatzustande außerordentlich verschieden sind, und deren Entstehung nicht verbreitet über die Ursache ähnlicher Verhältnisse gewisser vulcanischer Producte. Ueber den Obsidian, den Bimstein und die gegenseitigen Verhältnisse beider; sind noch bis jetzt die Meinungen der Geologen sehr getheilt. Manche Neptunisten gehen so weit, die Entstehung beider auf dem trocknen Wege zu bezweifeln. Andere glauben, Obsidian und Bimstein könnten auf dem nassen wie auf dem trocknen Wege gebildet werden. Noch Andere halten dafür, daß der Bimstein durch Schmelzung des Obsidians entstehe. Durch neuere Beobachtungen, nach denen bimsteinartige Lava und Obsidian zuweilen in einem Lavastrome, jene als die obere, dieser als die untere Lage vorkommen, glauben Einige zu der Meinung berechtigt zu seyn, daß Obsidian und manche bimsteinartige Lava im Wesentlichen dasselbe seyen; daß der Bimstein in vielen Fällen durch Wasserdämpfe und Gasarten aufgetriebener Obsidian sey. Daß eine solche Bildung möglich ist, wird durch die auf manchen Eisenwerken sich zeigende Verwandlung einer vollkommen glas-

artigen dichten Eisenhohofenschlacke durch das Beschießen mit Wasser in eine weiße, dem Bimstein sehr ähnliche, leichte, poröse Schlacke bewiesen; welche Verwandlung besonders auffallend dann zu erscheinen pflegt, wann das Roheisen aus gewissen Eisensteinen mit vielen Kohlen erzeugt (— gahr geblasen —) wird.

Die aus einem Eisenhohofen abrinrende Schlacke bietet auch zuweilen eine Bestätigung der Hutton'schen Theorie von der auffallenden Erscheinung dar, die vulcanische Massen, aber auch Basalt und verwandte Gebirgsarten zuweilen zeigen; (— wie es z. B. bey dem auf Braunkohlen ruhenden Basalte auf dem Steinberge bey Münden sichtbar ist —) daß sie nämlich in den unteren Lagen, mit denen sie auf einer andern Gebirgsmasse ruhen, porös sind und um so dichter werden, je mehr sie sich davon entfernen. Fließt Schlacke über einen feuchten Boden, so wird von den sich bildenden Wasserdämpfen die untere Rinde blasig, wobey die obere Masse dichtes Glas bleiben kann.

Schließlich bemerkte der Prof. **Sausmann** noch: daß die Beobachtung vieler Erscheinungen bey metallurgischen Prozessen, besonders das für geologische Erklärungen sehr fruchtbare Resultat ergab, daß die Hitze, wenn sie auf Körper wirkt, die vom Zutritte der Luft abgeschlossen sind und unter einem Drucke sich befinden, oft ganz abweichende Producte bewirkt, als bey der Einwirkung unter freyem Zutritte der Luft. Hutton legte hierauf in seiner sehr scharfsinnigen Theorie der Erde ein großes Gewicht. Was aber bey ihm nur Hypothese war, indem er, zumahl vor den Hall'schen Versuchen, seine Erklärungen auf keine ausgemachte Thatsachen gründen konnte, scheint in manchen Fällen durch metallurgische Erfahrungen zur Theorie erhoben zu werden.

---

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

51. Stück.

Den 30. März 1816.

---

## Göttingen.

Am 14. März ist der Tod Herrn Ernst Carl Friedrich Wunderlich, außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät, nach einem kurzen Krankenlager in seinem eben erst angetretenen 33sten Lebens-Jahre aus unsrer Mitte. Die alte Litteratur hätte sich von seiner gründlichen Kenntniß der Griechischen und Römischen Sprache und gelehrten Thätigkeit bey einem längeren Leben viele reife Früchte versprechen können.

## Copenhagen.

Bei Andreas Seidelin: Veterinär-Gesellschafts Skriffter. Erster Theil 1808. 384 S. Zweyter Theil 1813. 487 S. und 4 Kupfertafeln.

Durch die Bildung einer Veterinär-Gesellschaft ist einem Bedürfniß abgeholfen worden, welches, seitdem die wissenschaftliche Bearbeitung der Thierheilkunde ihr einen Rang unter den Wissenschaften verschafft hat, für jeden Freund derselben sehr fühlbar gewesen ist. Dänemark hat das erste Beyspiel dazu

B (3)

gegeben, und dadurch seine Verdienste um eine Wissenschaft, deren unbedingter Einfluß auf Staatswirthschaft und Deconomie längst zwar anerkannt, dessen ungeachtet aber in manchen Staaten nicht reell gewürdigt worden, um vieles vermehrt. Es lassen sich von diesem Verein, welcher so viele verdienstvolle Männer einschließt, die ersprießlichsten Resultate erwarten, und die ersten Früchte desselben, welche Rec. vor sich hat, entsprechen schon dieser schönen Hoffnung. Rec. muß sich darauf beschränken, bloß eine Anzeige des verschiedenen Inhalts dieser Schriften mitzutheilen, deren Werth von selbst daraus hervorgeht. Erster Theil: Eine Vorerinnerung enthält die Entstehungsweise, den Zweck und die Verfassung der Veterinär-Gesellschaft, so wie auch die Nahmen ihrer Mitglieder. S. 1. Untersuchung des Alters des Hufbeschlags in Norden, besonders in Dänemark und Norwegen, von Dr. jur. Baden. S. 51. Ueber die harntreibende Wirkung der Harze bey Pferden, von Prof. Wiborg. S. 65. Erfahrungen über die innerliche Wirkung des Eisenvitriols bey den Haushieren, von Prof. Wiborg. S. 77. Ueber die Wirkung der Spießglanzmittel bey Haushieren, von demselben. 1. Stibium sulphuratum nigrum. Kann nach Versuchen innerlich gegeben werden, den Pferden von 4 bis 8 Loth, dem Rindvieh von 8 bis 12 Loth, den Schafen von 2 bis 4 Loth, Schweinen von 2 bis 3 Loth, Hunden von 2 bis 4 Drachmen, Gänsen von 20 bis 30 Gran. 2. Kali sulphurato-stibiatum. Dieses Mittel ist minder wirksam bey den Wiederkäuern als bey Pferden, und wirksamer bey Hunden als bey Schweinen. Mit Wasser eingegeben wirkt es stärker als in Futter oder Pillenform. Bey Hunden liefert es ein sicheres Brechmittel in Gaben von 5 bis 12 Gran. 3. Sulphur stibiatum rubrum. Dieses so wie alle An-

simonialmittel wirkt bey Schweinen nach ihrer Nah-  
 rung verschieden. Im Allgemeinen ein stark bele-  
 bendes und erweckendes Mittel, das in großen Gaben  
 schwächend wirkt. 4. Stibium oxidatum fuscum.  
 5. Tartarus stibiatus. 6. Vinum stibiatum. 7.  
 Sulphur stibiatum aurantiacum. 8. Antimo-  
 nium diaphoreticum. 9. Vitrum stibii. 10. Hy-  
 drargyrum stibiato-sulphuratum. Der Verf.  
 theilt in 60 Versuchen die Resultate seiner Unter-  
 suchungen mit. S. 157. Bericht über die wichtigsten  
 Hausthiere auf Island, vom Justizrath Stephensen.  
 S. 273. Veterinär-Beobachtungen in den Jahren  
 1807 und 1808, vom Prof. Wiborg. I. Bösaartiges  
 Entzündungs-Fieber. II. Ueber die vermeinte Schäd-  
 lichkeit des Farenkrauts bey Pferden und Kühen.  
 III. Erfahrungen über das Verschneiden der weib-  
 lichen Hausthiere, nebst physiologischen Bemerkungen  
 über die thierische Erzeugung. IV. Beobachtung  
 einer neuen Art Kuhpocken. V. Ausgezeichnete Wir-  
 kung der Solanum dulcamara in der feuchten Eng-  
 brüstigkeit der Pferde. VII. Bemerkungen über das  
 bösaartige Faulfieber bey Pferden. VIII. Beobach-  
 tungen über die Wirkung theils neuer theils alter  
 Heilmittel bey Hausthieren. Cortex ulmi wirkt  
 bey Pferden abführend; pumex acutus magen-  
 stärkend; populus tremula Linn. wurmtreibend;  
 pix liquida als Gegengift bey dem Biß der Coluber  
 Beras. Arsenik wirkt von einer halben bis ganzen  
 Unze bey Pferden tödtlich, von 1 Scrupel bis zu  
 1 Drachme täglich kann es als Heilmittel gebraucht  
 werden. Sublimat verträgt das Pferd ebenfalls  
 täglich 1 Drachme, selbst sieben und mehr Tage  
 hinter einander, in Ermangelung anderer Mittel bey  
 verlornen Freßlust. IX. Eines Landmanns Rath  
 gegen das Blutharnen des Hornviehes. X. Ge-  
 heilster Wurm. Einem an dieser Krankheit leidenden

Pferd gab man bis zur erfolgten Heilung  $2\frac{1}{2}$  Unze Sublimat, ohne daß Speichelfluß entstand. XI. Geheilte Lähmung bey Pferden. XII. Verbesserung des Helperschen Adertrichters. XIII. Bemerkungen über Behandlung der Schußwunden bey Pferden. XIV. Lungenblutsturz bey Pferden, durch essigsaure Dämpfe gehoben. XV. Neue Schweine-Krankheiten, vom Prof. Stormann, hydrops ovarii, imperforatio ani, angina. XVI. Neuigkeiten. Enthalten theils Ehrenbezeugungen, Ankündigungen von Büchern, Dänische Verordnungen und Erfindungen. Eine Liste der in den Jahren 1807 und 1808 auf der Copenhager Thierärzney Schule examinirten und absolvirten Thierärzte beschließt diesen ersten Band. Der zweyte Theil ist etwas spät, fünf Jahre nach dem ersten erschienen. Er beginnt mit einem Verzeichniß der Mitglieder der Veterinär-Gesellschaft und Inhalts-Anzeige. Eine genauere Nachricht von ihm ist aber in diesen Blättern nicht mehr nöthig, da ihn schon ein anderer Recensent nach einem andern Titel: Analyse des travaux de la Société royale vétérinaire de Copenhague (Jahrg. 1815. S. 1868) angezeigt hat. Es wird aber den Gelehrten des Faches, in welches diese Sammlung einschlägt, angenehm seyn zu erfahren, daß sie unter beiden Titeln nichts Verschiedenes zu suchen haben.

### Göttingen.

Bev Wandenhoec und Ruprecht: Kurzer Unterricht im barometrischen Höhenmessen für Anfänger in dieser Kunst, vorgelesen von G. S. S. Kast, Bergfactor zu Clausthal. 1814. 90 Octavf.

Einige nicht wissenschaftlich genug gewählte Ausdrücke abgerechnet (z. B. sogleich S. 8, daß das Barometer ein Instrument zu Auffindung des Ge-

wichts der Atmosphäre sey), kann diese Schrift immer zu einem elementären Unterrichte in der Kunst des barometrischen Höhenmessens (nicht wie der Verf. in der Vorrede sich ausdrückt des Barometermessens) gebraucht werden. Der Verf. beschränkt sich bloß auf die Entwicklung der de Luc'schen Regel, nach der Art wie solche in Mayer's practischer Geometrie vorgetragen ist, und fügt zum Behufe der Anfänger hie und da noch Erläuterungen bey, gibt jedoch, nachdem er damit fertig ist, auch eine kurze Geschichte von andern hieher gehörigen Bemühungen der Hrn. Mariotte, Halley, Kästner, Horsley, Rosenthal, Kramp, Schukburgh, Will. Roy, Trembley, Gerstner, Wunsch, Zennert ic. — Ramonds, Biots, la Places, von Lindenau's, Olmanns u. m. a. finden wir nicht erwähnt, welches doch hätte geschehen können, da diese Abhandlung, laut der Vorrede, zwar schon im Jahre 1806 verfaßt, aber doch erst im October 1813 zum Drucke befördert worden ist. Zufolge dieser neuern Untersuchungen scheint es, als wenn de Luc's Regel die Höhe ungefähr um  $\frac{1}{3}$  ihres Werthes zu gering angebe, oder welches auf eins hinausläuft, die Normaltemperatur von  $16\frac{2}{3}$  Gr. Reaum. auf  $12,6$  Gr. vermindert werden müsse. Wenn jedoch dieß seine Richtigkeit hätte, so müßte man schon auf eine Höhe von 100 bis 200 Toisen eine merkliche Abweichung der nach de Luc's Formel bestimmten Höhen von einer sorgfältigen Nivelirung oder trigonometrischen Bestimmung derselben beobachten, und doch versichert de Luc keine dergleichen wahrgenommen zu haben. Man muß also freylich die Sache noch näher untersuchen, ehe man über de Luc's Regel so gerade zu abspricht, wie einige es gethan haben. Wir bemerken jedoch, daß es auch dem Verf. S. 88 schon nach seinen Erfahrungen scheint, als wenn



de Luc's Normaltemperatur etwa auf  $14^{\circ}$  herabgesetzt werden dürfe. Weil er aber den vielen genauen Versuchen des Hrn. de Luc mehr vertraue, als den seinigen, so habe er in dieser Schrift de Luc's Normaltemperatur beybehalten. Es wird ihn deswegen, bis die Sache völlig entschieden ist, so wenig ein Tadel treffen können, als man es der Mayer'schen practischen Geometrie zur Last legen kann, sich nur auf de Luc's Regel beschränkt zu haben, da man im Jahre 1802, wo von jener Geometrie die dritte Auflage erschien, mit Sicherheit noch keine bessere Regel als die de Luc'sche kannte. Daß in der jetzt erscheinenden vierten Auflage auch auf die neueren Untersuchungen wird Rücksicht genommen werden müssen, liegt in der Natur der Sache, und wir bemerken dieß nur gegen die unbillige Aeußerung eines Recensenten, welcher bey Gelegenheit einer Anzeige der gegenwärtigen Schrift an jener Geometrie getadelt hatte, daß sie das Höhenmessen mit dem Barometer noch wie vor 30 Jahren lehre. — Die unerheblichen Verbesserungen, welche la Place der barometrischen Höhenformel in Rücksicht der geographischen Breite und der von unten nach oben abnehmenden Schwerkraft gegeben hat, machen nur das Geringste aus, was man an ihr noch fordern konnte. Die Höhen-Correction, welche der Verf. wegen der Reduction der beobachteten Barometerstände auf gleiche Temperatur beyfügt, läßt sich

S. 36 statt  $10000 \log \frac{4644 - T}{4644 - t}$  ohne merklichen

Fehler durch  $(T - t) 0,94$  Loisen, oder wenn man statt 4644 de Luc's Zahl 4320 setzt, schlechtweg durch  $(T - t)$  Loisen ausdrücken, wodurch also die Rechnung noch mehr abgekürzt wird.

## Lübingen.

In der Cottaischen Buchhandlung: **Untersuchungen über die Verschiedenheit der Menschen-Naturen (die verschiedenen Menschen-Arten) in Asien, den Südländern u. s. w. Von C. Meiners. Dritter Theil. 1815. 344 Seiten in Octav.**

Mit diesem Bande schließt das hinterlassene Werk unsers sel. Meiners. (S. diese gel. Anz. Jahrg. 1812. S. 489 und 1814. S. 790.) Es enthält die Resultate, die sich nach den vorigen Bänden erwarten ließen. Erstens über die Frage, ob die Bewohner von Asien, den Südländern, und den zu diesen Continenten gehörenden Inseln eines gemeinschaftlichen Ursprungs seyen, oder nicht. Der Verf. sucht, seiner bekannten Hypothese gemäß, darzuthun, daß die Bewohner der Südländer und Südsee-Inseln unmöglich anders woher gekommen seyn können, also Autochthonen seyen. Selbst die schönen Insulaner der Südsee läßt er nur für eine verwandte Rasse von Menschen gelten, gibt aber nicht zu, daß sie gemeinschaftlichen Ursprungs seyn könnten. Auch die Japanesen lassen sich, nach dem Verfasser, nirgends her ableiten. Hierauf sucht er im Allgemeinen durch eine Menge von Beispielen zu zeigen, daß die unterscheidenden Merkmale von Völkern nicht bloß Wirkungen äußerer Ursachen seyn können. Darum aber leugnet er nicht die Einflüsse des Klimas und Bodens auf die Veränderung der Menschen-Naturen. Er sucht vielmehr durch eine neue Ausbeute seiner ausgebreiteten Belesenheit zu zeigen, wie groß jene Einflüsse sind, besonders wo die Europäische Menschen-Natur die Einwirkungen der Climate der übrigen Welttheile empfindet. Die Engländer in Ostindien, die Holländer am Cap der guten Hoffnung, besonders aber die Creolen in America und unter ihnen die Bewohner der vereinigten Staa-

ten, werden bey dieser Gelegenheit mit zurückschreckenden Farben gemahlt. Wiederhohlt wird dann der Satz aufgestellt, daß man gewisse Eigenheiten der Völker, wie der Pflanzen und der Thiere, anerschaffen nennen dürfe, so fern sie an ein gewisses Klima und an einen gewissen Boden gebunden sind. Eben so, wie es natürliche Familien von Pflanzen und Thieren gibt, könne man auch natürliche Familien von Völkern nachweisen. Besonders werden die Anhänger sowohl, als die Gegner der Lehre des Verf. die Scale der Humanität merkwürdig finden, nach welcher er die Völker ordnet, deren Naturen er mit einander verglichen hat. Auf die unterste Stufe, den Orang-Utangs am nächsten, und nur dem Grade nach von ihnen verschieden, stellt er einige Waldneger am Gambia, die Busch-Hottentotten, und ein anderes Geschlecht von Busch-Männern in Neu-Holland. Ueber diese Halbthiere erheben sich nach dem Verf. zunächst die Völkerschaften von Finnischem Stamme; über diese wieder die Mongolischen Völkerschaften; über diese die Nomaden des westlichen Asiens, Turkomannen, Kurden, und Arabische Beduinen. In den Hindus erscheine die menschliche Natur schon um ein merkliches edler, als in den vorher genannten Völkern, aber doch in jeder Hinsicht tief unter der Europäischen Humanität; und alles dieß den ursprünglichen und unvertilgbaren Anlagen gemäß. Den Beschluß des Werks machen Untersuchungen über die Zahl und das Gewicht von Merkmalen der Aehnlichkeit unter den Völkerfamilien, und über die anthropologischen Begriffe von Classen, Gattungen, Ordnungen, Spielarten u. s. w. Wir bedauern, daß die Englisch abgedruckten Citate vor Druckfehlern kaum lesbar sind.

---

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

52. Stück.

Den 30. März 1816.

---

**Paris.**

Bey Ant. Augustin Renouard, rue St. André-des-Arcs, Nr. 55: Traite d'économie politique, ou simple exposition de la maniere dont se forment, se distribuent et se consomment les richesses; seconde édition, entierement refondue et augmentée d'un épitome des principes fondamentaux d'économie politique: par *Jean Baptiste Say*, ex-membre du Tribunal. T. I. außer der Zueignung an den Kaiser Alexander und dem discours préliminaire von LXXVIII S. 438 S. — T. II. 483 S. 1815. In Octav.

Die erste Ausgabe dieses Werks, welche im J. 1803 zu Paris in zwey Bänden erschien, ist zu seiner Zeit (Jahrg. 1805. St. 91. S. 902 ff.) in unsern Blättern von einer andern Hand angezeigt, und des Verf. Verdienste so herausgehoben und gerecht gewürdigt worden, daß wir in dieser Rücksicht nichts weiter hinzuzusetzen wissen. Es wird das vorliegende Werk als ein brauchbares, leicht faßliches Handbuch über diesen Theil des menschlichen

E (3)

Wissens von allen denen benutzt werden können, die eine richtige Kenntniß davon im Ganzen bedürfen, sonst aber verhindert sind, sich in alle Tiefen desselben einzulassen und die letzten Gründe wissenschaftlich zu prüfen. Das Buch zeichnet sich durch viele Klarheit aus, das Schwierigste wird darin mit großer Geschicklichkeit leicht und anschaulich vorge-  
tragen, so daß es in dem Kreise gebildeter Staats- und Geschäftsmänner, die zur eigenen Ergründung und Betrachtung des Höchsten und Tiefsten in der Wissenschaft nicht Zeit haben, viel Gutes wirken kann, indem im Ganzen, richtige Begriffe und Vorschriften darin mitgetheilt werden: wir unsers Theils kennen zu solchem Zweck wenigstens kein besser geeignetes Buch. Diese zweite Ausgabe hat aber wesentliche Verbesserungen erhalten, und was in dieser Beziehung auf dem Titel angekündigt wird, ist vom Verf. treu erfüllt worden. Schon die jetzige Eintheilung des Ganzen in drei Bücher, von der Erzielung, der Vertheilung und der Verwendung des Volks-Reichthums, hat Vorzüge vor der frühern, und kaum wird man irgend eine Unterabtheilung beider Ausgaben mit einander vergleichen können, ohne die verbessernde Hand wahrzunehmen. Dieß Alles aber im Einzelnen nachzuweisen, die Vergleichung zu verfolgen und des Rec. abweichende Ansichten damit zu verbinden, würde zu weit führen. Auch halten wir dieß Buch nicht für ein eigentlich wissenschaftliches Werk in höhern Sinne, bey dessen Anzeige solches mehr zu fordern seyn würde, vielmehr nur für die Bearbeitung eines andern, des bekannten Werks nämlich von Ad. Smith. Mögen nun gleich manche irrige Vorstellungen des Letztern durch Say berichtigt worden, und durch ihn, was bey Smith undeutlich war, faßlich dargestellt worden seyn; so ist doch von dem Schotten bey allen

Mängeln, die ihm, und zum Theile mit Recht, vorgeworfen werden, für den denkenden Kopf unendlich mehr zu gewinnen, als von Say; die eigene geistige Kraft und Prüfung wird durch Jenen gar viel anders, als durch Diesen geweckt. Es ist ein großes Verdienst nützliche Wahrheiten zu verbreiten, aber es ist ein größeres, wenn wir durch einen Schriftsteller veranlaßt werden, mit wissenschaftlichem Ernste tiefer und immer tiefer zu forschen.

Eine wichtige und auf die Wissenschaft überhaupt einen bedeutenden Einfluß habende Bemerkung hat Say, so viel Rec. weiß, zuerst gemacht, daß man nämlich bei der Lehre von dem Volkswohlstande über die materiellen Güter, die immateriellen und deren Einfluß auf jene nicht übersehen dürfe, woran sich dann eine von Smith abweichende Ansicht der so genannten productiven Thätigkeit knüpfte. Unserm Verf. bot sich z. B. die Thätigkeit eines Arztes an, der einem Kranken das Leben erhält, welche ihm denn mindestens eben so fruchtbringend schien, als das Geschäft dessen, der ihm die nöthigen Lebensmittel verschafft. Aber diese Idee, wie gegründet sie in einer Beziehung auch seyn mag, ist von dem Verf. in keiner von beiden Ausgaben so benutzt und verfolgt worden, wie sie es verdiente, und wie sie unter uns von Hufeland und Vog benutzt worden ist.

Wenn wir gemeinlich den Volks-Reichthum nach den materiellen Gütern schätzen welche der Zahl und dem Maße zu unterwerfen stehen, welches mit dem andern nicht thunlich ist; wenn wir mit Smith die Thätigkeit als productiv betrachten, welche dem Gegenstande eine größere Vollkommenheit und Brauchbarkeit unmittelbar mittheilt, und, indem sie daran haftet, demselben im Tausche der Regel nach zugleich einen dauernd höhern Werth verleiht: so läßt sich dieß unter jener Voraussetzung verthei-

digen. Smith läugnete bereits gar nicht, daß mehrere der von ihm unproductiv genannten Thätigkeiten nützlich seyn könnten, und er brachte bey der Lehre vom Capital, das persönliche, d. i. die erworbenen Fertigkeiten und Geschicklichkeiten mehr noch in Anschlag, als Say thut, auch hat er die von der Natur Einzelnen verliehenen ausgezeichneten Anlagen gar nicht übersehen: aber er kommt immer, nach jener Ansicht und Voraussetzung, auf seinen Unterschied zwischen productiver und unproductiver Arbeit zurück, welches in jener Beziehung und Voraussetzung auch ganz folgerecht ist. Da er aber eingestehen muß, daß diese seine productive Thätigkeit mißlingen und somit den Reichthum nicht fördern könne; so mußte es bald einleuchten, daß das Productive, den Reichthum Mehrende noch in etwas Andern zu suchen sey. Es ist ferner leicht darzuthun, wie fördernd manche der von Smith so genannten unproductiven Thätigkeiten auf den Volks-Reichthum einwirken, wenn wir ihn auch nur als aus materiellen Gütern bestehend ansehen. Daß Say nun schon als Franzose bald an seinen Lavoisier und den Einfluß der neuen Chemie auf die Erzielung und Vervollkommnung materieller Güter denken würde, war leicht abzunehmen, wiewohl Smith sagen könnte, es muß doch aber Jemand seyn, der die Ideen auf das Materielle anwendet: allein gegen die Schauspieler ist Say schon weniger gefählig, die große Französische Oper wird einmahl den Spanischen Stiergefechten gleich gestellt, der Kunst überhaupt, den Dienern der Kirche und des Staats, vollends den Kriegern und dem Aufwande, den der Krieg fordert, ist er sehr gram, car (II. 228) la consommation publique est toujours une destruction de valeurs, une perte de richesses, und wenn ein reicher Gutsbesitzer einen

Parc anlegt, so mag ihm das zwar hingehn, mais si (I. 53) jusque dans ses caprices il y a un but d'utilité, si, sans recueillir moins de jouissances, il recueille aussi quelques fruits, (z. B. von obsttragenden Bäumen, oder von einem Cartoffelfelde) alors son jardin a bien un autre mérite, le philosophe et l'homme d'état s'y promèneront avec plus de plaisir.

Es ist begreiflich wie und warum ein wohlwollender, sein Vaterland liebender Franzose das Kriegsführen, wie es unter dem Tyrannen statt fand, verabscheuen mußte, es ist begreiflich, daß er empört ward, wenn die schamloseste öffentliche Verschwendung, durch den abgenutzten und falschen Grund, es sollte Geld unter die Leute, vertheilt ward; wir wollen uns verdorbener Pfaffen, die immer und in aller Beziehung schaden, nicht annehmen, auch wollen wir den Gesang der großen Französischen Oper nicht vertheidigen, der dem Recensenten, der den Deutschen und Italiänischen kannte, wenig erfreulich schien, obwohl er noch jetzt sich freudig erinnert, ebendasselbst durch Vestris eine Kunst kennen gelernt zu haben, die sonst nirgends gefunden wird: allein diesem sey nun wie ihm wolle, es läßt sich sofort nicht der Stab über den Krieg, die Kunst, Wissenschaft, Religion und den Staat brechen. Auch nur in Bezug auf die Förderung des Volks-Wohlfandes und zwar auch nur des materiellen kann dieß Alles nicht unbedeutend seyn. Ein unnützer, dem Zwecke nach verdammlicher unglücklicher Krieg, ist, nebst manchen andern nachtheiligen Folgen, auch in Bezug auf den Reichthum des Volks verwerflich. Allein ein Krieg, der zur Aufrechthaltung unserer Freyheit, unserer Unabhängigkeit, zur Behauptung unserer Ehre, unseres Rechts geführt wird, der glücklich endigt, die schlummernden Kräfte weckt, das



National-Gefühl belebt, bringt große und herrliche Wirkungen auch in Bezug auf unsern National-Wohlstand: trotz der Klagen die jetzt in England laut werden, die eben so begreiflich sind, als sie nach wenigen Friedens-Jahren verschwinden werden, ist der große gemachte Aufwand zu Erreichung solcher Zwecke, für das Britische Volk und auch für dessen Wohlstand nicht für eine Verschwendung zu halten. Von dem, was Kunst, Wissenschaft, Religion und Staat an Aufwand fordern, läßt sich bey ähnlicher Voraussetzung Gleiches leicht darthun, selbst von Allem andern abgesehen, was noch weit höher als der Reichthum ist. Maß und Ziel ist zu halten, allerdings; der Zweck kann auch verfehlt werden, aber manches Unternehmen im Ackerbau, im Handel, und bey der Verarbeitung der rohen Erzeugnisse mißlingt auch, -und Vieles läßt sich ebenfalls bey diesen Beschäftigungen noch am Aufwande sparen, wenn man die unverständige Zeit- und Kraftverschwendung bey diesen Geschäften hier und da beachtet. Viele Thätigkeiten wirken auf die Förderung des Nationalwohlstandes entfernt, mittelbarer Weise, spät, allgemach, aber gleichwohl höchst mächtig, obwohl die Wirkung im Einzelnen nicht nachzuweisen und zu zählen ist. Die an sich richtige Idee des Verf. ist nicht gehörig durchgeführt worden, die Grenzen sind nicht gebührend abgesteckt, und so erscheint er oft weniger folgerecht, als Smith: er hat das Wahre geahnet, aber zur Durchführung der Kraft ermangelt.

Was die Lehre vom Werth und Preis der Güter betrifft, so wird der, welcher tiefer zu schauen gewohnt ist, durch unsern Verf. nicht befriedigt werden, er wird aus dem, was Smith über Gebrauchs- und Tauschwerth, über den natürlichen, wirklichen, Markt- und Nennpreis vorträgt, zufriedener, wenn auch nicht ganz zufrieden, gestellt werden. Schon dieß, daß

San die Werthschätzung eines Gutes, ohne auf dessen Hinweggebung im Tausche zu sehen, eben so als wenn dieß geschieht, valeur nennt, bringt in die Untersuchung große Dunkelheit. Eben so wenig wird man die (I. 5.) gegebene Erklärung dessen, was Preis sey, la valeur lorsqu'elle est estimee en monnoie, se nomme le prix des choses, zu unter schreiben bereit seyn; demnach gäbe es keinen Preis, wenn man beym Tausche kein Geld gebrauchte, dieß aber ist irrig. Was im Tausch weggegeben wird um etwas anders dafür zu erhalten, ist des Letzteren Preis, dieß kann ohne Vermittelung des Geldes geschehen, auch ist der Nennpreis nicht durchaus gleichbedeutend mit dem Geldpreise.

Noch weniger ist der Verf. wohl mit sich selbst klar geworden, indem er das berührt, was von Seiten der Staatsgewalt zur Förderung des Volkswohlstandes geschehen sollte. So heißt es (I. 137) le droit de propriété est le droit d'user et même d'abuser, und (I. 224.) Smith habe im Ganzen sehr recht, wenn er behaupte, daß jeder Einzelne am besten im Stande sey zu beurtheilen, welches die vortheilhafteste Anwendung seines Capitals und Kunstfleißes seyn werde. Es gebe indeß, so heißt es an einem andern Orte (I. 139.) gewisse, obschon höchst selten eintretende Fälle, wo zu Beförderung des Volkswohlstandes le gouvernement peut intervenir entre le particulier et sa propriété, z. B. um die Slaveren abzuschaffen, des nöthigen Holzes zu einer Flotte gewiß zu seyn, und vielleicht um die Bergwerke gehörig benutzen zu können; auch wird (I. 216.) gegen Smith die Erhebung gewisser Abgaben von der Einfuhr fremder Güter vertheidigt, indem, wenn dieß nicht geschähe, die Engländer z. B. durch ihr größeres Capital und wegen der gänzlichen Verschiedenheit der Abgaben in beiden Ländern, auf

Französischen Märkten ein nachtheiliges Uebergewicht über den vaterländischen Kunstfleiß erhalten würden; ferner, die herrlichen Tuchbereitungen, die Frankreich besitze, verdanke man (I. 224.) doch wohl den begünstigenden Unterstützungen Colberts; der unbedingt freye Getreidehandel sey nicht zu empfehlen (I. 267.), vielmehr der höchste Preis im Voraus bekannt zu machen, und wenn dieser durch den Marktpreis erreicht worden, die Ausfuhr zu untersagen, oder diese mit einer hohen Abgabe zu belegen, car rien n'est plus dangereux qu'un système absolu et qui ne se ploie jamais, surtout lorsqu'il s'agit de l'appliquer aux besoins et aux erreurs de l'homme; endlich aber falle auch keineswegs der Vortheil des einzelnen Capitalisten mit dem des Volks immer zusammen: cela restreint le principe que ce qui est plus productif pour le particulier l'est aussi pour la société (II. 119). In diesem Allen ist Wahres und Falsches gemischt, wer aber mag nun den leitenden Grundsatz da heraus finden? Wo ist der Satz, um mit den Xenien zu reden, der nun auch wirklich etwas setzet? die Physiocraten wollten die unbedingte Freyheit des Erwerbens und des Verwendens des Erworbenen nur in so fern beschränkt wissen, als man dadurch Verbrechen, die sie übrigens nicht näher erklärten, begehen würde; Smith ließ schon mehrere Beschränkungen zu, Say führt noch andere Fälle an: aber die Forderung der Wissenschaft, die Untersuchung so weit fortzusetzen, daß man zu dem Punct gelange, von wo aus das Mannichfaltige überschaut werden könne, ist unerledigt geblieben. Hier verließ unsern Verf. Smith, sich selbst hat er nicht geholfen, und gleichwohl ahnete er, vermöge seines richtigen Sinnes, die Unzulänglichkeit dessen, was Smith darboth. Ein Grundsatz läßt sich aber und ein befriedigender

in dieser Beziehung aufstellen, ob wohl die einzelnen Fälle darnach sich keinesweges allein entscheiden lassen, wie denn die Staatsverwaltung mit Hülfe der trefflichsten Bücher der Schule, obwohl von höchstem Werthe, allein nimmer mit Glück geführt werden mag: indem der, welcher die Verwaltung übernimmt, zugleich ein Künstler ist, und seine Kunst nicht durchaus in Regeln zu bringen und nach Regeln zu erlernen steht.

Gegen den Grafen Lauderdale wird Verschiedenes bemerkt, nach unserm Ermessen nicht immer so, wie dieser gewandte Sophist, der, trotz allen seinen abenteuerlichen Behauptungen, dennoch die Einsicht fördern kann; es fordert. So kommt (II. 33) folgendes vor: *Par la raison contraire un rencherissement réel, provenant toujours d'une moins grande quantité de choses produites, occasionne en général une diminution dans la masse totale des richesses, car la hausse du prix de chaque chose ne compense point la réduction survenue dans la quantité de la chose même. Il faudroit pour cela qu'en même tems que le prix de la chose augmente, la demande restât la même ce qui n'est pas possible.* Dieß alles ist falsch. Wenn bey größerm Anbaue und zunehmender Bevölkerung das Holz wirklich theurer wird, da eben dadurch die Masse desselben vermindert, durch andere Güter aber mehr denn ersetzt wird, kann alsdann behauptet werden, daß der gesammte Volksreichthum vermindert worden sey; und kann, durch größere und einsichtsvollere Thätigkeit und Verwendung des Aufgesammelten das Vermögen der Käufer nicht zunehmen, die Nachfrage nach einigen Gütern aber dieselbe bleiben, ja höher und größer werden, obwohl sie wirklich theurer geworden sind? Aus dem Steigen und

Fallen der wirklichen Preise läßt sich an sich und allein nichts mit Gewißheit für oder wider das Zu- oder Abnehmen des Volkreichthums schließen; die Ursachen, welche das Eine und Andere veranlassen und die Folgen, welche daraus entstehen, dürfen nie übersehen werden, wenn man jene Frage beantworten will. Beide lassen sich nun im Allgemeinen zwar angeben, aber im Einzelnen tritt oft eine fallacia causae ein, weshalb man bey Beurtheilung gegebener Fälle nicht vorsichtig genug seyn kann.

Die letztern Abschnitte, die von den Abgaben und Schulden handeln, sind sehr kurz, und in sofern wenig befriedigend; allein die allgemeinen Grundsätze sind im Ganzen zu billigen und weit mehr zu empfehlen, als die in der ersten Ausgabe vorgebrachten, wiewohl wir Einzelnem unsere Bestimmung versagen müßten. Eine befriedigende Erklärung dessen zu geben, was unter den so genannten directen und indirecten Steuern zu verstehen sey, hat seine Schwierigkeiten; die hier (II. 324) gegebene, kann nicht genügen. Das Lob, welches nach Smith den geringen Kosten der innern Verwaltung der Nord-Americanisch-Britischen Colonien, wie sie vordem waren, gegeben wird, indem diese für etwa 3 Millionen Menschen sich auf 64000 Pf. St. nur beliefen, soll einen Hieb gegen die Europäischen Regierungen enthalten: die Verschwendenden unter ihnen mögen ihn in Gesundheit gebrauchen, aber auch die sorgsamsten und sparsamsten würden, bey einer solchen Bevölkerung, damit unter uns nicht ausreichen, und eben deßhalb fürchten wir, daß auch die Verschwender über die Erwähnung nur lachen werden. Die Colonien hatten auf ihre Kosten keinen Krieg zu führen, diesen führte das Mutterland, jetzt sieht es schon ganz anders in dieser Be-

ziehung bey den V. St. von N. America aus; was hat der letzte Krieg gekostet, legt man nunmehr nicht Kriegsschulen dort an, baut man nicht Festungen, und große Kriegsschiffe, hält man nicht ein kleines stehendes Heer, hat man nicht bedeutende Schulden gemacht? Ein alter Europäischer Staat hat aber noch weit andere Ausgaben zu machen, als ein so jugendlicher; jener wird durch Schulden und Forderungen aus längst vergangenen Zeiten gedrückt, und frey oder gezwungen muß er auch an dem kostbaren Europäischen Systeme Theil nehmen; wenn aber die noch vorhandenen Colonien der westlichen Welt von den Mutterländern sich frey machen, so wird dort auch ein Americanisches System sich bilden, das bedeutende Kosten und Nachtheile, bey großen Vortheilen, veranlassen wird, welche erstere die Colonien, als solche, vormahls kaum verspürt haben: sie werden zugleich an dem Europäischen einigen Antheil nehmen müssen, welches aber nicht ohne großen Aufwand statt finden wird. Hiermit soll indeß die öffentliche wirkliche Verschwendung, auch die kleinste, nicht in den Schutz genommen werden: es ist wohl kaum nöthig dieß zu bemerken.

Say sagt (II. 339), wenn man nach den gegebenen Verhältnissen sein Capital, auf den Ankauf von Grundstücken verwandt, zu 5% gemeinhin benutze, und jemand, unter diesen Voraussetzungen, ein solches für 100000 kaufe, der Staat aber nachher eine Abgabe jährlich zu 1000 fordere, so werde dasselbe nur noch 80000 im Kaufe werth seyn: c'est comme si le gouvernement prenait le cinquième de la terre. Ganz recht, wenn anders nicht die Grundstücke aus andern Gründen im Preise steigen und der Zinsfuß oder Capitalgewinn überall fällt. In einer Anmerkung wird beygefügt, die Behauptung der Deconomisten sey wohl begründet, wenn sie

sagten, die Grund-Abgaben würden immer auf das reine Product fallen, allein ihre andere Behauptung sey irrig, zufolge welcher alle Abgaben sämmtlich und allein zuletzt den Grund-Eigenthümer oder den Grundbesitz trafen. Dieses fordert eine Erläuterung. Um jenen von dem Verf. angeführten Fall beyzubehalten, wird der Erste, der das Gut einmahl besitzt oder um 100000, frey von der Abgabe, gekauft hat, nach der Einführung derselben, sein reines Einkommen um 1000 jährlich vermindert sehen, wenn der Absatz derselbe bleibt und die Benutzungsart nicht vervollkommnet wird; der aber, welcher, nach der Einführung der Steuer, das Gut um 80000 gekauft hat, wird an seinem Vermögen und vermuthlichen Einkommen keinen Abgang verspüren, wenn keine andere von der Abgabe unabhängige Ursachen einwirken: in beiden Fällen aber wird aus dem Ertrage des Bodens freylich die Auflage zu zahlen seyn. *Un propriétaire foncier ne pourra jamais faire supporter à ses consommateurs aucune part de sa contribution foncière; das Wort jamais ist groß gedruckt. Wenn indeß, vollends in dem Falle, daß die Abgabe in Geld festgesetzt ist, durch das beharrliche Steigen der Preise, zufolge einer höhern wirksamen Nachfrage, im In- oder Auslande, jener erste Besizer statt 5000 jährlich 6000, ohne die Abgabe zu rechnen, aus seinem Grundstücke zieht, so wird er eben so, wie der zweyte Erwerber, welcher unter den gemachten Voraussetzungen 100000 bey dem Ankaufe gab, dennoch sein Capital zu 5% benutzen. Uebrigens soll hiermit nicht bestritten werden, was niemand läugnen wird, daß viele Grundbesitzer weit weniger als andere die Abnehmer in ihrer Hand haben, um ihnen einen Theil der Steuer aufzuwälzen. La consommation d'une denrée, toutes choses d'ailleurs égales, sera*

constamment bornée par un impôt qui en élèvera le prix. Ganz gut, aber die Verhältnisse bleiben nicht dieselben; eben deshalb ist es so schwer im Voraus und im Einzelnen zu sagen, wohin die Last der Steuer zuletzt fallen werde. Trotz der Abgabe, und der vielleicht dadurch veranlaßten höhern Preise des Gegenstandes, kann eine höhere und wirksamere Nachfrage statt finden, auch können die Erzielungskosten, ungeachtet der Abgabe vermindert werden, worauf der Absatz eher zu als abnehmen wird. So viele Umsicht ist bey dieser Lehre nöthig!

Von Canard's bekanntem Werke, das von dem Institute den Preis erhalten hat, heißt es qui a malheureusement obtenu l'approbation d'une société illustre. Der Rec. möchte doch zur Entschuldigung des Instituts folgendes sagen. Eine Gesellschaft dieser Art ertheilt den Preis oft und mit Recht der bessern unter den eingelaufenen Abhandlungen, wenn nämlich die Wissenschaft dadurch, obschon nur etwa in Einer Beziehung, gefördert wird, und sie versagt ihn nicht, weil die Vollendung fehlt, und manches in dem Aufsatze nicht zu billigen ist. Vieles ist in Canard's Grundsätzen über den National-Reichthum verwerflich; das von ihm gebrauchte oft schon getadelte auch hier verworfene Gleichniß zwischen Blutabzapfen und Abgaben ist albern, und kann schädlich wirken, die Anwendung algebraischer Formeln ist es auch, und was das Schlimmste ist, seine Lehre, so wie er sie vorträgt, kann zum schrecklichsten Mißbrauche führen, und dem unbändigsten Despotismus sehr willkommen seyn, ja es ist noch vieles sonst an Canard zu tadeln: allein er hat nichts desto weniger entschiedene Verdienste um die bessere Einsicht in die Lehre von den Wirkungen der Abgaben, wenn man ihn anders zu benutzen weiß, er wird Bescheidenheit lehren können bey Beantwortung der



Frage, wohin die Last der Abgabe zunächst und zuletzt falle, obwohl mehrere seiner Endurtheile eben darüber auch keinesweges gegründet sind. Nec. kennt kein Werk über diese Lehre, welches in einer Beziehung so bedeutend und fördernd, in einer andern so nachtheilig und so verwerflich wäre; ja er glaubt dreist behaupten zu dürfen, daß eben die bey weitem bessere Behandlung dieses Gegenstandes durch unsern Verf. in dieser zweyten Ausgabe, der Bekanntschaft mit Canard, dem so bitter Gefadelten, vornehmlich bezuzumessen sey, welches, wir wollen es glauben, gleichsam unbemerkt unserm Verf. begegnete, und von dem leicht übersehen werden kann, der bloß an das Endurtheil beider Schriftsteller sich hält.

Alles ist in dieser Ausgabe geschehen zu Erleichterung des Gebrauchs, zur Bequemlichkeit des Lesers, mehr als bey Franzosen üblich ist. Columnen-Titel, Inhalts-Verzeichniß, und ein kurzer Auszug zur Uebersicht am Ende: in dieser Beziehung bleibt nichts zu wünschen übrig.

### Carlsruhe.

Ben David Raphael Marx: *Ephori Cumaei Fragmenta*. Collegit atque illustravit Meier Marx literarum in Academia Heidelbergensi magister. Praefatus est Frid. Creuzer. Mit dem Motto: Ἐν μέγαν γὰρ γινώσκουσιν, καὶ ἐκ μέγαν προφητεύουσιν. Paulus Apostolus. 1815. XXXII und 290 Seiten in Octav.

Bekanntlich gewann der Verfasser in einer Preisvertheilung zu Heidelberg den Preis, und es ist sehr lobenswerth, daß er seine Arbeit noch einmahl übergeleitet dem Publicum mittheilt, und daß H. H. Creuzer sie mit einer so geistvollen Vorrede begleitet. Mit einigen neuen Verspielen zeigt dieser Gelehrte, daß in den spätern Denkmählern der Ge-

schichte noch manche nicht ganz bemerkte gleichwohl in aller Hinsicht wichtige Spuren der Theopompischen sowohl als Ephoreischen Gelehrsamkeit übrig lassen, vorzüglich im Strabo, Diodor, Plutarch und Justinus. Treffend zeigt er, daß Theopompus kein scriptor admodum fabulosus gewesen, sondern darnach gestrebt habe, aus den Fabeln die Wahrheit zu entwickeln, (oder nach Plutarch Alexandr. 35. τὸν αὐτοῦ ἀνασώζειν πρὸς τὴν ἀλήθειαν) wie auch, daß aus beiden Schriftstellern alle nachfolgende Historiker in Hinsicht der Form und der Materie geschöpft haben., Hr. Marx handelt S. 1 — 86 in vier Kapiteln de Ephori vita, scriptis, dicendi genere, auctoritate, und bringt dann aus Ephori historiarum libris XXX. bis S. 260: und von da bis 264 aus Ephori *Ευρηματα*, ferner aus desselben Werke *περὶ λέξεως*, bis 266 und endlich aus *συμπύγμα ἐπιχωρίου* mit Bescheidenheit, großem Fleiße, Urtheile und in guter Latinität die verschiedenen Fragmente bey. Dem Verfasser gebührt für diese Arbeit, welche den wohlgelungenen bezzuzählen ist, unser Dank; wir ermuntern ihn, auf diesem Wege noch ein Weilchen fortzufahren, wozu Dikáarchos ἑλλάδος ihm die nächste Veranlassung geben wird. Nach Hrn. Kreuzer's Erzählung in der Vorrede sollte nämlich dieß Werkchen beygefügt werden, für welches der geschickte Hr. Jr. Kav. Werfer den Coder in München verglichen hatte: aber weil die Hülfe des einen Manuscripts nicht für hinreichend erkannt wurde, so unterblieb der Abdruck. Mochte der Verf. veranlaßt werden, dem Dikáarchus das zu werden, was er dem Ephorus geworden ist! Unstreitig verdient auch er nach Stephani Versuche der Sammlung seiner Fragmente, eine solche Wiederbelebung in mehr als einer Hinsicht. Nach solchen Arbeiten wird Thucydides, dessen Bearbeitung der Verf. S. 91 verspricht, sehr süglich eintreten können.

## Nürnberg.

Von Herrn Kayser, Professor zu Augsburg, haben wir einen Apparat zur allgemeinen Weltgeschichte erhalten, der hauptsächlich für das jüngere Alter zum Selbstunterricht bestimmt ist. Er besteht zuerst aus einem Lesebuch: Die Weltgeschichte für Alle, welche ihr Studium als Bildungsmittel zur edlern Menschheit betrachten; wovon bisher B. I. 1815. 392 S. B. II. 1814. 284 S. und von B. III. die erste Lieferungen bis zu S. 320 erschienen. Der Verf. hat darin die Methode befolgt, daß er dem allgemeinen Abriss zugleich ausführlichere Erzählungen einzelner interessanter Begebenheiten, zuweilen auch Gedichte eingewebt hat, um dadurch die Aufmerksamkeit zu fesseln, und der Lectüre mehr Reiz zu geben. Das bisher Erschienene umfaßt die ältere Geschichte bis in die Mitte des Peloponnesischen Kriegs. Dengegeben sind dieser Erzählung ferner Kupfer und Karten nach guten Originalen copirt. Die Kupfer stellen Aegyptische, Persische, besonders Griechische Alterthümer dar. Die Karten nach Danville und Barthelemy, Aegypten, das alte Europa, Italien, und die einzelnen Landschaften von Griechenland; so wie nach Cruse die Karte von Europa von den Jahren 500, 600 und 700 nach einem verkleinerten Maßstab. Zu diesen kommen drittens chronologische Tabellen oder Geschichtstafeln zum Gebrauch der Gymnasial-Anstalten, welche bis jetzt bis in die Zeiten von Hadrian reichen. Der Verf. hat bey diesem Allen eine genaue Bekanntschaft mit den ältern und neuern Hilfsmitteln gezeigt; wir wünschen, daß eine günstige Aufnahme von Seiten des Publicums ihn zu einer weitern Fortsetzung und Vollendung in den Stand setzen möge.

H n.

**Göttingische**  
**gelehrte Anzeigen**  
 unter der Aufsicht  
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stück.

Den 1. April 1816.

**Paris und Dijon.**

1. Bey Renouard und Noellat, 1815: Précis chronologique, généalogique et *anecdotique* de l'Histoire de France. — Ouvrage orné des portraits des Souverains de France. Par Gabr. Peignot. LXIII und 432 S. in groß Octav.

Außer dem so eben angeführten, gibt Hr. P. auf dem Titelblatte noch manches andre an, worüber man in seinem Buche Belehrung finden soll; am umständlichsten aber auf der letzten Seite des Umschlags, was er unter *Notices historiques et anecdotiques* eigentlich will verstanden wissen. Nämlich: wie viel es Minderjährigkeiten der Französischen Könige, und also auch Regent- und Vormundschaften gegeben; wie oft das Salische Gesetz seine Anwendung gefunden, die Dauer des Fendalismus, die fünf Alter der Französischen Pairschaft, die Errichtung der großen Kronämter, der Parliamente, der geistlichen und Ritterorden, der Universitäten, Academien und vorzüglichsten Bibliotheken, der wichtigsten Verordnungen der Könige, die be-

D (3)

rühmtesten Schlachten und Friedensschlüsse, den Ursprung der Auflagen; und noch eine Menge andrer Gegenstände, die er theils wirklich angibt, theils mit etc. etc. abfertigt; denn auch die progrès successifs de la langue française mit Belegen dazu, die wichtigsten Entdeckungen, die Sitten und Gebräuche jedes Jahrhunderts, sogar die Reisen um die Welt, Cometenerscheinungen, und die Veränderungen im Münzfuße sollen nicht übergangen werden. Daß bey der übergroßen Zahl hier aufgestellter Nahmen und Dinge ein gutes Register ganz unentbehrlich war, versteht sich von selbst; auch füllt das dem Werke beygefügte zwey mit doppelter Spalte engbedruckte Bogen, läßt aber den Befrager dennoch nur zu oft im Stich!

Bis gegen Ende verwichnen Seculi hatte le *nouvel abrégé chronologique* etc. aus der Feder des bekannten Präsidenten Genault, bis 1783 von Jantard-Desodoards fortgesetzt, unsern Nachbarn zum Leitfaden und Handbuch gedient. Auch Herr Chantreau hatte im Jahre 1808 eine *Histoire de France abrégée et chronologique* in zwey Bändchen herausgegeben, die man aber gar zu trocken fand. Nichts also war dawider einzuwenden, wenn Herr P. es wagen und eine neue, auch die jüngsten so merkwürdigen Ereignisse umfassende und etwas befriedigender ausgestattete Darstellung dem Publico vorlegen wollte. Allein auch die seinige reicht nur bis an die für Frankreich so unglücksschwangere Wiedererseheinung Buonaparte's, und das Decret vom 13. März 1815, dem zu Folge die Wahlcollegien sich auf dem Mayfelde versammeln, und was, wo möglich, noch abenteuerlicher und unverschämter war, auch der Krönung seiner (so gut als für immer von ihm getrennten Gemählin!) und ihres Sohnes beywohnen sollten. Statt nur den Vorhang des

neuen Trauerspiels aufzuziehen, hätte Hr. P. ungleich besser gethan, entweder seine Darstellung 14 Tage früher zu endigen, oder so lange noch sich zu gedulden, bis auch in dieses Chaos etwas mehr Licht gedrungen wäre. Ungerechnet, daß der Umstand, sein Buch unter der neuesten Regierung erscheinen zu lassen, der Glaubwürdigkeit desselben sehr ungünstig ist; denn schwerlich kann er, trotz aller der Nation vorgespiegelten Pressfreyheit, doch gehofft haben, unparteyischer als ehedem sich äußern zu dürfen; wie denn auch mehrere Cartons, und in der ersten Abtheilung ganz fehlende Blätter auf erst seit Rückkehr des Tyrannen vorgenommene, und als gar nicht freywillige Noänderungen schließen lassen. Unter dem 5. März wird gemeldet, daß die Ländung de sa Majesté erst an diesem Tage zu Paris angefündigt worden, und, was man gern glauben wird, la plus grande surprise daselbst verursacht habe.

Eine den Forderungen der Critik genügende Geschichte der Revolution lasse sich noch nicht schreiben, gesteht der Verfasser selbst; kann aber wegen der vielen Großthaten und zahllosen Siege, die im Laufe derselben den Französischen Namen verherrlicht, doch nicht umhin, einem Précis chronologique des principaux événemens seit 1787, den Raum von S. 267 bis 402, mithin den dritten, obenein viel enger bedruckten Theil des ganzen Werks zu widmen. Ungleich kürzer und bündiger würde dieser so genannte Précis ausgefallen seyn, wenn er alle die Vermählungen der erlauchten Napoleoniden und tausend ähnliche folgenlose Kleinlichkeiten gelassen, in Hinsicht aber auf Kriegsthaten und Staatsverhandlungen auch die Berichte der Ausländer zu Rathe gezogen hätte. Die während der Erschütterung vorgefallenen Gräuel und Schandthaten verschweiget er zwar eben so wenig, und zu Hinrichtung des un-

schuldigen Königs würde er vermuthlich seine Stimme nicht gegeben haben: für alles das aber trösten ihn, wie zeigt, die herrlichen Triumphe und das eine Zeitlang behauptete Uebergewicht seiner Nation. Wie Franzosen sich benehmen, wenn es unlängbare Niederlagen zu erwähnen gibt, ist zwar zur Genüge bekannt; hier indeß noch ein Probchen bey dem Artikel der so entscheidenden Leipziger Schlacht: *Les soldats français y debutent avec la bravoure ordinaire; mais au milieu de l'action ils sont abandonnés subitement par les alliés de la France, qui se réunissent à l'ennemi etc. etc.* Allerdings mag dieser, doch nur partielle, Uebetriff den Verlust der Schlacht beschleunigt haben; auch ohne ihn aber war diese, wie jedermann weiß, für die Franzosen schon unwiederbringlich verloren! Zum Beleg, daß auch in der Folge seine Landsleute nur der Uebermacht weichen müssen, stellt er gleich nach gedachter Schlacht nicht weniger als eine Million und 85000 Mann wider Frankreich auf die Beine; wogegen denn, selbst bey dem höchsten Heldenmuth nichts erspriessliches mehr wäre auszurichten gewesen. Kurz vorher indeß, nämlich um die Mitte des Jahres 1811, hatte er sich nicht entbrechen können, eine sehr genau aussehende Liste der unter Frankreichs, oder vielmehr Buonaparte's, Oberherrschaft sich beugenden Volksmenge mitzutheilen, die auf nicht weniger als 88 Millionen sich belief, und also um vierthhalb Millionen die des übrigen Europa überstieg! Dagegen trägt er gar kein Bedenken, die Fortschritte der Brittischen Waffen in Spanien ganz unbeachtet zu lassen, und ihres siegreichen Anführers nicht eher als bey der Toulouser Schlacht am 10. April 1814 zu erwähnen. Daß Herr P. auch bey Angabe weit früherer Ereignisse wohl gethan haben würde nach sicherern Quellen sich

anzusehen, zeigt z. B. sich bey der Schlacht bey **Koßbach**, wo er den Anführer des Französischen Heeres, den Marschall Prinzen de Soubise von den Preußen gefangen nehmen läßt: ein, dem Rec. wenigstens, bisher völlig unbekannt gebliebener Umstand! Auf die fleißig eingeschalteten genealogischen Nachrichten legt Herr P. einen besondern Werth; und doch findet sich z. B. in der Stammtafel des dem Throne so nahen Zweiges d'Orleans mit keiner Sylbe erwähnt, wann und wo die beiden Brüder des jetzigen Herzogs dieses Namens gestorben. Daß beide noch während der Revolutionsstürme gelebt, ist bekannt; und konnte der Genealogist nicht auffindig machen, was aus ihnen am Ende geworden, war dieser Umstand doch billig von ihm anzuzeigen!

Was nun die andern historischen Merkwürdigkeiten und Dinge betrifft, die er unter der Benennung *Notices anecdotiques* überall einschleibt, so ergibt sich von selbst, daß wenn solche seinen mißbegierigen alten und jungen Landsleuten für den ersten Anlauf auch einigen Dienst leisten können, die ungeheure Menge dieser Notizen doch wieder zu einer Kürze nöthigte, die den Wenigsten behagen und sie nach wie vor zwingen wird, nach andern etwas besser Befriedigenden Büchern zu greifen. Allein nach welchen? denn außer der jeder Dynastie vorangeschickten, oder den neuern Königen beygefüigten Literatur, hat nur höchst selten die Quelle angezeigt werden können, und wo umständlichere Belehrung zu finden sey. Daß übrigens, trotz dieses scheinbaren Ueberflusses Alles doch nur Stückwerk geblieben, fällt nur zu oft ins Auge. Wenn er z. B. unter dem 19. May 1813, mit großer Bewunderung, der Erfindung eines Ferd. Leistenichneider (richtiger vermuthlich Leistenschneider; also eines Deut-



sehen) zu Poncey unweit Dijon erwähnt, der mittelst eines einzigen Wasserrads in anderthalb Stunden ein ganzes Rieß vollständig ausgearbeiteten Papiers liefert, wozu sonst mehrere Menschenarme und eine viel längere Zeit nöthig gewesen, so hätte bey diesem Anlasse doch auch der um diese Zeit schon bekannt gewordenen Maschine unsers Landsmanns zu London gedacht werden sollen, die in Bedruckung des Papiers nicht weniger leistet; andrer schon früher geglückten Erfindungen in Betreff der Presse u. s. w. zu gesehweigen. Uebrigens braucht man sich nicht darüber zu wundern, die Papiermühle zu Poncey etwas umständlicher als sonst von ihm geschieht beschrieben zu finden; denn bekanntlich gehört Herr P., bisher Departements-Bibliothekar zu Besoul (ob er es noch sey? findet sich nirgend mehr angegeben), unter die schreiblustigsten und unermüdlichsten Autoren Frankreichs. Vorliegendes Werk muß ihm Schweiß genug gekostet haben, denn noch führt er bey Anlaß alter Sprachproben aus dem neunten Seculo, S. LVI der ersten Abtheilung, abermahls ein neues auch schon in der Handschrift fertig liegendes an; nämlich ein Dictionnaire historique des langues anciennes et modernes; wo denn seine Compilationsgeduld reichlichen Stoff als je wird gefunden haben! Was endlich die dem Abrégé zur Zierde dienen sollenden Bildnisse Französischer Könige anlangt, so sind, mit Ausnahme von Clodovich I. und Hugo Capet, alle die übrigen nach so kleinem münzartigem Maßstabe gefertigt, denn gemeiniglich füllen ihrer 15 eine Octavseite, daß, der Unsicherheit ihrer Profile nicht einmahl zu gedenken, die davon zu erwartende Nützlichkeit und Zierde nur äußerst gering ausfallen mußten.

## Sulzbach.

Ben Seidel: Morgen- und Abendopfer in Gesängen, von Joh. Heinrich Wilhelm Wirschel, Decan und Schul-Inspector im District Gräfenberg und Pfarrer zu Igensdorf. Sechste verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1815. 243 Seiten in Klein Octav.

Die oft wiederholten Auflagen dieser Gesänge beweisen, daß sie einen großen Wirkungskreis gefunden haben, worüber wir sehr erfreut sind. Uebrigens hat der Verfasser nicht nach dem Verdienste gestrebt, welches besonders viele unserer älteren religiösen Dichter sich erworben haben, Lieder zu liefern, welche für Menschen von allen Gattungen: säklich, erbaulich und erhebend sind, sondern seine Gesänge setzen Leser voraus, welche selbst schon bis zu einem gewissen Grade ästhetisch gebildet sind. Auch sind diese Gesänge mehr betrachtend und Gedichte auf die Religion und ihre Gegenstände, als Ergüsse der Religion selbst und einer ihr zu Gebote stehenden Empfindung und Phantasie, welches letztere wir für die höchste Stufe des religiösen Lieds halten. Die Gedanken und Ausdrücke sind oft zu schwebend und unbestimmt, und haben nicht die erwünschte Klarheit und Verbindung, die Bilder häufen sich oft mehr, als der gute Geschmack und die Fülle der Empfindung gestattet. Wir wollen dieß nur mit Beispielen aus den in dieser Auflage neu hinzugekommenen Gesängen, nämlich zwey am Advent, einem te Deum laudamus, einer Litaney, den zehn Geboten und den Artikeln des christlichen Glaubens, belegen und dem Leser selbst das Urtheil überlassen. S. 167 im ersten Adventslied heißt es in einer Anrede an Christus:

Seht, wir gehen hin, sprichst du mit Ruhe,  
Und mein herbes Schicksal wird erfüllt,  
Dort ist's, mag der heilige Zion blinken,  
Wo die Sonne bald ihr Haupt verhüllt.

In te Deum laudamus S. 213 f.

Freundlich tönt der große Zeitenhammer  
In der letzten Stunde Abendroth,  
Lieblich tritt die Nacht aus ihrer Kammer  
Und im Kranze naht der schöne Tod.

Freut euch Seelen, ach auf jedem Strome  
Blüht verklärt ein goldner Lebensbaum.

In der Litaney S. 215 f.

Mach uns frey von Irthum und von Sünden,  
Ach das Herz vergeht durch Missethat,  
Und durch stets erneuem Sündenfalle  
Weicht das Paradies von unserm Pfad

Aus dem Dunkel führe uns zum Lichte,  
Alles Unrecht werde abgethan.  
Jeder denke an die letzte Stunde,  
Reich und Armer, Fürst und Unterthan.  
Deine Welt ist ewig schön geschmückt,  
Ueber Blumen schwebt der Zeiten Flug,  
Laß uns danken unter Freudenthränen,  
Denn du gabst uns allen Brod genug.

Hey den zehn Geboten ist es ein guter Gedanke,  
Gott jedes Gebot aussprechen und darauf den Men-  
schen jedesmahl antworten zu lassen. Uebrigens ist  
das neunte Gebot so ausgedrückt:

Die Schlange lispelt. Laß dich nicht gelassen!  
Begehre nicht des Nächsten Gut und Hatts.  
Der Thor mag sich im lecken Schiffe brüsten;  
Das letzte Urtheil spricht der Himmel aus!

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

54. u. 55. St.

Den 4. April 1816.

---

**Leipzig.**

Bei Gerhard Fleischer dem Jüng.: **Friedrich  
Heinrich Jacobi's Werke.** Zweyter Band. 1815.  
544 Seiten in groß Octav.

Dieser zweyte Band der Werke eines unsrer geistreichsten philosophischen Denker, der so tief, wie wenig andere, in die letzten Gründe des menschlichen Wissens eingedrungen ist, enthält weit mehr zum ersten Mahle gedrucktes, als der erste Band, den wir im Jahre 1812 (Seite 1588) anzeigten. Wir sind ihm also auch eine umständlichere Anzeige schuldig. Den Anfang macht eine neue Einleitung in des Verfassers sämtliche philosophische Schriften, eine Abhandlung von 125 Seiten, als Vorrede dem neuen Abdrucke der Gespräche über Idealismus und Realismus vorangeschickt. Mit ungeschwächter Geisteskraft hat der Verfasser in seinem Greisesalter durch diese Abhandlung mehrere Mißverständnisse aus dem Wege geräumt, die durch das Verhältniß seiner früheren philosophischen Aeußerungen zu den späteren fast unvermeidlich veranlaßt

E (3)

wurden. Anders, als aus solchen Mißverständnissen läßt sich auch nicht wohl erklären, wie ein so eifriger Sachwalter der Vernunft, im eigentlichsten und höchsten Sinne des Worts, noch vor kurzem in einem geschätzten Lehrbuche der Geschichte der Philosophie ein *Minolog* gescholten werden konnte. Sehr zweckmäßig weist der Verfasser in dieser Hinsicht auf die große Veränderung zurück, die sich in der philosophischen Terminologie bey den Deutschen seit dreßßig Jahren ereignet hat. Damahls, als der Verfasser durch seine philosophische Glaubenslehre mit Moses Mendelssohn und andern Wolfianern, bald darauf auch mit den Kantianern, in Streit gerieth, war die seitdem unter uns immer gewöhnlicher werdende Unterscheidung zwischen Vernunft und Verstand entweder noch gar nicht im Gebrauche, oder man dachte sich bey der Unterscheidung beider Wörter noch nicht die Sache, die seitdem ein neuer Gegenstand philosophischer Verhandlungen geworden ist. Vernunft nannte man den Verstand, sofern er ein Vermögen ist, Wahrheit aus allgemeinen Sätzen (Principien im logischen Sinne) zu erkennen d. h. zu folgern. Darum nannte sich bekanntlich auch die Logik im Deutschen Vernunftlehre. Daß nun alle gefolgerte Wahrheit, nach den logischen Gesetzen des Denkens selbst, durchaus nie mehr seyn kann, als eine mittelbare, eine Wahrheit aus der zweyten Hand; daß jede gültige Demonstration zu ihrer Bündigkeit ein unmittelbares Ergreifen des Wahren durch Anschauung, oder durch Gefühl, voraussetzt, damit nur erst irgend eine Prämisse für wahr, also für mehr als eine bloß logische Combination von Begriffen gelten könne; das war es, was nach der alten Vorstellungsart, die sich von Aristoteles bis auf unser Zeitalter fortgepflanzt hat, die Philosophen dem Verfasser nicht zugestehen wollten, ob es gleich, nach des Her. Bedanken, Jedem, wer nur einmahl

Ohne Vorurtheil darüber nachdenken will, sonnenklar ins Auge springen muß. Jenes unmittelbare Ergreifen des Wahren durch Anschauung oder Gefühl, aber nicht durch blinde Anschauung und blindes Gefühl, sondern durch ein unmittelbares Erkennen mit dem klarsten Bewußtseyn, dessen der Mensch fähig ist, und zu dessen völliger Entwicklung der forschende Verstand beständig mitwirken muß, nannte der Verfasser Glaube. Das Aergerniß, das durch dieses Wort unter den Philosophen erregt wurde, verschwand, nachdem sogar Kant erklärt hatte, daß er durch seine Philosophie das Wissen, das metaphysische nämlich, wegräumen müsse, um für den Glauben Platz zu gewinnen. Aber nun zeigte sich weiter, daß mit dem Worte Glaube auch noch wenig ausgerichtet war, da die Jacobische Glaubenslehre wesentlich verschieden ist von der Kantischen, indem die Kantische Philosophie mit dem Glauben endigt, von welchem die Jacobische ausgeht. Der Kantische Glaube gründet sich auf eine moralische Folgerung; die Jacobische Philosophie erklärt alle Folgerungen für eitel, sofern sie nicht durch ein unmittelbares Fürwahrhalten begründet sind. Da man nun bey dem Worte Vernunft immer an den Verstand zu denken gewohnt war, der doch nur ein Vermögen des mittelbaren Erkennens ist, so nannte Jacobi das Vermögen des Glaubens oder unmittelbaren Fürwahrhaltens in Beziehung auf das Ueber sinnliche Gefühl. Dafür mußte er dulden, daß seine Philosophie eine Gefühlphilosophie genannt wurde, obgleich kein denkender Kopf schärfer das Objectiv von dem Subjectiven, und die blinden Gefühle von demjenigen Gefühle, das im menschlichen Bewußtseyn der Träger aller Ueberzeugung ist, abzusondern bemüht gewesen war. Ueber alle die auf diese Art veranlaßten Mißverständnisse gibt die neue Einlei-

tung zu den sämtlichen philosophischen Schriften des Verfassers lichtvolle Auskunft. Zugleich bezeichnet diese Einleitung genauer das eigentliche Verhältnis der Philosophie des Verfassers zu dem Kantischen Systeme, und zu dem neuesten Pantheismus. Das Vermögen des unmittelbaren Fürwahrhaltens im Bewußtseyn des Uebersinnlichen nennt der Verf. nun fortwährend, wie schon in mehreren seiner späteren Schriften, Vernunft, und nicht mehr Gefühl. Aber ob es bey der nun von ihm angenommenen Unterscheidung der Vernunft von dem Verstande sein Bewenden haben kann, ist eine Frage, die neue, vom Verfasser übergangene Untersuchungen nach sich zieht. Nach dem Verf. kann es zwar keine thierische Vernunft geben, weil das Erkennen des Uebersinnlichen durch die irdische Hülle ein ausschließliches Privilegium der menschlichen Natur ist; wohl aber kann es nach dieser Lehre einen thierischen Verstand geben, von welchem der Rec. sich keinen Begriff machen kann. Was schon Reimarus in seinem trefflichen Werke über die Kunsttriebe der Thiere empirisch auseinandergesetzt hat, daß das Vermögen der eigentlichen Begriffe oder allgemeinen Vorstellungen, durch welche Eins in Vielem und Einerley im Mannichfaltigen erkannt wird, also der eigentliche Verstand den Thieren gänzlich fehle, ist wenigstens nicht von der Hand zu weisen. Der Rec. getrauet sich aber auch, abgesehen von aller Thierseelenkunde, durch Analyse des menschlichen Erkenntnisvermögens zu beweisen, daß der Verstand oder das Vermögen der allgemeinen durch Abstraction gebildeten Vorstellungen, die wir Begriffe nennen, in der Vernunft als einem Vermögen der Entsenslichkeit gegründet ist, und daß deswegen der Mensch, wenn er nicht abstrahiren, logisch reflectiren, und folgericht rasonniren könnte, auch von Gott und

göttlichen Dingen nicht einmahl eine dunkle Vorstellung haben würde. Das letzte nimmt auch der Verf. an; aber nicht, daß es aus dem ersten folgt. Ausdrücklich sagt er: "Das Bewußtseyn der Vernunft und ihrer Offenbarungen ist nur in einem Verstande möglich." Aber nach der schneidenden Absonderung der Vernunft vom Verstande im Jacobischen Systeme fällt dasjenige, was nun ausschließlich Vernunft heißen soll, mit dem inneren Sinne oder dem Vermögen des inneren Gefühls überhaupt auf eine solche Art zusammen, daß der logische Zweifel in Beziehung auf die unmittelbare Erkenntniß des Uebersinnlichen unberührt bleibt. Der Zweifler ruft aus: "Es ist ja am Ende doch nur Gefühl, was ihr nun Vernunft nennt; und alle Gefühle können täuschen." Nehmen wir aber an, daß die Vernunft, als Vermögen der unmittelbaren Erkenntniß des Uebersinnlichen, zugleich das Vermögen der Abstraction oder der logischen Entfönnlichung ist, von welcher das Denken in Begriffen, Urtheilen und Schlüssen ausgeht, so erklärt sich nicht nur befriedigender, warum alle wahre Ueberzeugung abhängig ist von Schlüssen, obgleich Schlüsse allein nichts beweisen; sondern es läßt sich dann auch ein Weg entdecken, wie man durch Analyse der Begriffe, die wir vom Uebersinnlichen haben, und durch eine daraus entspringende bündige Demonstration den Skeptiker zu der Alternative treiben kann, entweder allen Glauben an Wahrheit überhaupt aufzugeben, oder eine unmittelbare Erkenntniß des Uebersinnlichen gelten zu lassen. Doch darüber mehr zu sagen, würde hier viel zu weit führen. Der Rec. kann also auch dem Urtheile, das der Verf. über die Leibnizische und die Kantische Philosophie fällt, nicht unbedingt beistimmen, ob er gleich eine Philosophie aus bloßen Begriffen, als solche, eben so unbedingt verwirft,



wie der Verfasser, nach dessen Gutachten auch Leibniz, der Rationalist, eben sowohl wie die Empiristen, das Unterste zum Obersten gemacht, nämlich die höchsten Begriffe, die er doch empirisch abstrahirte, für reine Quellen einer metaphysischen Erkenntniß a priori angesehen hat. Kant hat, nach dem Verfasser, diesen Proteus, der in mannichfacher Gestalt so viele treffliche Denker täuschte, zum ersten Mahle gefesselt, und ihn genöthigt, in seiner wahren Gestalt zu erscheinen. Die gänzliche Vernichtung des Intellectualismus oder jener Metaphysik aus den abstractesten Begriffen, die doch zuletzt empirischen Ursprungs seyn sollen, ist, nach dem Verfasser, Kants unsterbliches Verdienst um die Philosophie. Aber Kant hat ja eben diesen Begriffen, auf welche Leibniz seine Metaphysik bauete, ausdrücklich einen Ursprung a priori zuerkannt, und ihnen nur die metaphysische Bedeutung abgesprochen, indem er sie für bloße Formalbegriffe erklärte. Sind aber diese Begriffe, namentlich die Begriffe von Daseyn, Wesenheit, Ursache, Möglichkeit und Nothwendigkeit, wirklich nur Formalbegriffe ohne objectiven Gehalt, so zieht der Sturz der alten Intellectualmetaphysik den völligen Untergang aller philosophischen Lehren nach sich, in denen von übersinnlichen Dingen, also auch von Gott und göttlichen Dingen, auf irgend eine Art dogmatisch die Rede ist; denn wenn auch das Uebersinnliche, als solches, nur durch unmittelbares Ergreifen seiner Wirklichkeit im Gefühle von der Vernunft erkannt wird, so theilt es sich doch dem Verstande nicht anders mit, als eben durch jene metaphysischen Erkenntnißbegriffe, die Kant zu bloßen Categorien umstempelte. Der Verf. selbst sagt bey dieser Gelegenheit noch einmahl: „Ohne Verstand hätten wir nichts an der Vernunft; das vernünftige Wesen selbst wäre dann

nicht." Und indem der Rec. diese nachdrücklichen Worte mit voller Ueberzeugung unterschreibt, sieht er nicht ein, wie Kant sich ein Verdienst dadurch erworben haben soll, daß er den Begriffen, durch deren objective Gestalt das Ueberfinnliche, nachdem es von der Vernunft unmittelbar begriffen ist, dem Verstande vernehmlich, und Gegenstand einer menschlichen Beurtheilung wird, alle metaphysische Gültigkeit absprach. Ganz einverstanden aber ist der Rec. mit dem Verf. in der Behauptung (S. 36), daß der Weg der Kantischen Lehre nothwendig zu einem System der absoluten Subjectivität führe, einem System, daß, anstatt irgend etwas eigentlich zu erklären, alles Erklären im Grunde vertilgt. Nur dem Geiste nach, sagt der Verf., ist die Kantische Glaubenslehre eben so wahr, als erhaben. Aber wo soll denn nun die Philosophie als Wissenschaft anfangen? Der Verf. sagt: "So wie sich im menschlichen Bewußtseyn die Wahrnehmungen des Sinnlichen von den Wahrnehmungen des Ueberfinnlichen mit Klarheit zu unterscheiden anfangen, so beginnt Philosophie." Auch dieß unterschreibt der Rec. unbedingt. Aber soll denn der Unterschied zwischen Glauben und Wissen nur in der logischen Form bestehen, die dem Wissen eigen ist, und dem Glauben fehlt? An einem geglaubten Wissen hat der Verstand wenigstens bis jetzt noch immer einen Anstoß genommen, der schwerlich wegzuräumen ist; und ein Wissen, das auf den Glauben gegründet ist, darf doch ein geglaubtes genannt werden. Beseitigt wird dieser Anstoß auf einen Augenblick, wenn man den Glauben lieber Anschauung nennt; und so nennt ihn auch der Verf. in dieser Abhandlung (S. 59), wie in dem Buche von den göttlichen Dingen. Auch läßt sich gegen dieses Wort nichts erinnern, wenn es überhaupt nichts weiter bedeuten soll, als das

Unmittelbare im Erkennen. Dann steht die Vernunftanschauung der sinnlichen Anschauung gegenüber, und beide Arten von Anschauung sind zwey eigentliche, durchaus verschiedene Erkenntnisquellen. Ob man nicht aus andern Gründen doch besser thut, sich dieses Wortes in der metaphysischen Bedeutung zu enthalten, bleibe hier unentschieden. Aber wer Glauben und Anschauung als einerley behandelt, muß sich nicht nur mit dem allgemeinen Sprachgebrauche entzweyen; er vernichtet dann auch einen Unterschied zweyer Begriffe, deren Trennung keine Kleinigkeit betrifft. Bis jetzt hat man überall das Glauben von dem Erkennen, dem unmittelbaren sowohl als dem mittelbaren Erkennen, unterschieden. Entweder bedeutet das Wort Glaube, nach dem allgemeinen Sprachgebrauche, eine empirische Vermuthung, die eine Lücke im wirklichen Erkennen und Wissen ausfüllt; oder es bedeutet das Gefühl einer inneren, von der Vernunft in Beziehung auf das Ueberfinnliche ausgehenden Nöthigung, etwas für wahr zu halten, das sich nicht beweisen, also auch nicht auf die letzten Gründe des Wissens, also auch nicht auf das unmittelbare Erkennen, das der Anfang des Wissens ist, so zurückführen läßt, wie der Begriff eines Beweises es verlangt. So lehrt selbst das Christenthum, daß wir glauben sollen an den Gott, zu dessen Anschauen oder eigentlichem und unmittelbarem Erkennen wir erst in einem künftigen Leben gelangen sollen. Deswegen schließt der Glaube eine Sehnsucht nach der fehlenden Anschauung in sich, auch wenn er den Zweifel aufhebt. Der vernünftige Glaube begleitet das Erkennen; erhebt sich über das Erkennen; setzt aber immer irgend ein Erkennen voraus, und rechtfertigt sich vor dem Verstande durch Beziehung auf Erkenntnisprincipien, die er in sich aufnimmt, die ihm aber nicht genügen.

Welchen Einfluß diese Unterscheidung auf die Religionsphilosophie hat, fällt in das Auge. Die Jacobische Glaubenslehre, wie sie bisher geheißen hat, würde nach diesen Erklärungen eine religiöse Erkenntnißlehre zu nennen seyn, und in dieser Hinsicht auf eine neue Prüfung Anspruch machen dürfen; zu welcher freylich hier nicht der Ort ist. Das Vermögen der Gefühle, sagt der Verfasser ausdrücklich (nämlich derjenigen Gefühle, ohne die es keine Erkenntniß des Wahren, Guten, Schönen und Göttlichen gibt); ist mit der Vernunft Eins und Dasselbe (S. 61). Wen die reinen Gefühle nicht überzeugen, daß er in und mit diesen Gefühlen ein von ihnen unabhängig Vorhandenes wahrnehme, welches den äußern Sinnen und einem auf ihre Anschauungen allein gerichteten Verstande unerreichbar ist; wider den ist nicht zu streiten (S. 76). Die Vernunft ist das Organ der Wahrnehmung des Ueber sinnlichen; ein geistiges Auge für geistige Gegenstände (S. 74). Eine falsche Philosophie lehrt, man müsse sich dieses zweyte Seelenaug ausstechen, um mit dem andern, das der Sinnenwelt zugekehrt ist, desto heller zu sehen, als ob jenes erste nur ein Scheinauge wäre (S. 75). Nach diesen Sätzen wird nicht leicht jemand noch zweifeln, ob er die Jacobische Glaubenslehre eine Erkenntnißlehre nennen soll, wenn er gleich S. 55 liest: "Glaube ist die Abschattung des göttlichen Wissens und Wollens in dem endlichen Menschen." Denn noch in mehreren andern Stellen dieser Abhandlung bedient sich der Verf. des Wortes Glaube, um die geistige Anschauung zu bezeichnen, für deren Organ er die Vernunft erklärt. Von dieser Seite angesehen, ist also die Jacobische Philosophie der neuesten pantheistischen, ihrer heftigen Gegnerinn, ähnlicher, als allen übrigen Systemen, gegen die sie streitet. Es mußte also dem Verfasser

um so mehr daran gelegen seyn, den schneidenden Gegensatz zwischen seinem Theismus und dem neuesten Pantheismus hervorzuheben; und auch über diesen Punkt gibt die treffliche Abhandlung, die wir anzeigen, mehrere Aufschlüsse, durch die wenigstens dem Rec. eine Hauptsache, die ihm vorher in der Jacobischen Philosophie nicht ganz verständlich war, völlig klar geworden ist. Wenn man des Verf. Erklärungen über das Fundament seines Theismus in folgerechtem Zusammenhange auffassen will, muß man diese Abhandlung vergleichen mit den Aphorismen vor den Briefen über die Lehre des Spinoza, und mit der in den vor uns liegenden Bände wieder abgedruckten Abhandlung über die Unzertrennlichkeit des Begriffes der Freyheit und Vorsehung vom Begriffe der Vernunft. Deutlich sieht man dann, daß es der metaphysische, in der Jacobischen Lehre bedeutungsvoller, als in irgend einer andern, hervortretende Freyheitsbegriff ist, mit welchem der Jacobische Theismus, so fern er eine wissenschaftliche Haltung hat, steht oder fällt. Alles kommt dabei auf die Wahrheit der folgenden Sätze an: "Die Freyheit im Menschen ist ein durch sich selbst unmittelbar gewisses und folglich dem philosophisch aufgeklärten Verstande, der überhaupt nicht das Unmittelbare dem Mittelbaren durch Schlüsse subordinirt, unbezweifelbares Factum, ohne dessen Voraussetzung auch die ganze Würde der menschlichen Natur ein bloßes Phantom wäre. Freyheit überhaupt ist das Uranfängliche oder mit sich selbst Anfangende im Daseyn; der Urgrund der Möglichkeit. Der Mensch ist also frey, so fern das Uranfängliche und Ewige ihm einwohnt, und in unbegreiflicher Verbindung mit der Natur, in welcher Alles nothwendig ist, ein menschliches Daseyn möglich macht. Die Freyheit im Menschen ist untrennbar von der

Vernunft und von dem Bewußtseyn, ohne welches kein Gedanke Statt findet. Der Mensch hat also Vernunft nur in so fern, als eine ewige Vernunft existirt, die mit der Freyheit dem Menschen einwohnt, und selbst in absoluter Freyheit der Urgrund aller Möglichkeit ist. In und mit der menschlichen Vernunft, die mit Freyheit ihrer selbst wahrhaft inne wird, offenbart sich also dem Menschen die ewige, freye, absolut existirende Vernunft als das schaffende Urwesen, das nicht das letzte Glied in der Reihe der Ursachen, sondern erhaben über allen Nexus der Ursachen, der letzte Grund alles Daseyns, der freye Stifter der Nothwendigkeit, der Schöpfer der Welt ist. Und dieses schaffende Urwesen offenbaret sich dem Menschen als Gott im eigentlichsten Sinne, d. h. als ein in absoluter Freyheit selbstständiges, sich seiner selbst bewußtes, und absolut gutes Wesen, indem alle unsre Ideen von Freyheit, Selbstständigkeit, Persönlichkeit, Wahrheit und sittlicher Güte, aus einer und derselben überirdischen Quelle fließen, die eben jenes Urwesen selbst ist." — Der Jacobische Theismus streitet also nicht nur gegen alle und jede Identificirung der Vernunft mit der Natur, und der Freyheit mit der Nothwendigkeit; er ist überhaupt ein System des Indeterminismus, das in dieser Kraft und Tiefe der Bedeutungen seines gleichen nicht hat. Jede Metaphysik, jede Moralphilosophie, die den Determinismus begünstigt, ist mit der Jacobischen Philosophie unverträglich. Aber nicht jeder Indeterminismus führt zur Jacobischen Philosophie. Auch wenn er sich auf das engste an diese Philosophie anschließt, kann der Indeterminismus doch die metaphysische Frage, ob die im Menschen wirkliche Freyheit eine Abschattung des Uranfänglichen ist, das allem Daseyn zum Grunde liegt, und ob dieses Uranfängliche selbst als absolut frey gedacht werden muß, nach metaphysischen Prin-

cipien unbeantwortet lassen. Denn ob das Wirken unsrer menschlichen Freyheit als ein Schaffen oder Nachschaffen, oder wie es sonst gedacht werden muß, sagt wenigstens die practische Bedeutung des Freyheitsbegriffes nicht unmittelbar aus. Der Recensent glaubt auf diesen Punct besonders aufmerksam machen zu dürfen, um seine eigne Philosophie, die eine der nächsten Verwandten, aber keine Tochter, der Jacobischen Philosophie ist, vor Mißdeutungen zu sichern. Nicht von den religiösen Lehren selbst, sondern von dem Wege der Wissenschaft, und ob, oder wie er zu der Höhe jener Lehren hinauf führt, ist hier die Rede. Dieser Weg ist, nach des Rec. Bedünken, viel länger, viel rauher, als er in den neuesten Schriften des Verfassers erscheint. Die dialectischen Dornen und Disteln, durch welche dieser Weg sich windet, ehe der Verstand zur Vernunft kömmt, sind in den Briefen über die Lehre des Spinoza meisterhaft nachgewiesen. Aber in welchem Verhältnisse der reine und eigentliche Theismus, der sich noch nirgends so klar, so kräftig, so hinreißend, ausgesprochen hat, als in den Schriften des Verfassers, zum menschlichen Erkennen und Wissen steht, möchte wohl nur durch fortgesetzte Untersuchungen weiter aufgeklärt werden können.

Auf den David Hume oder die Gespräche über den Glauben und über Idealismus und Realismus folgt in diesem zweenen Bande die kurze, aber tief in das Wesen der Philosophie eindringende Abhandlung, deren wir schon erwähnt haben, über die Unzerrennlichkeit des Begriffes der Freyheit und Vorsehung vom Begriffe der Vernunft. Hierauf die politische Schrift, die vor dreyßig Jahren großes Aufsehen erregte, und mannichfaltig besprochen wurde, unter dem Titel: *Etwas, das Lessing gesagt hat; ein Beytrag zu den (Johannes Müller's) Reisen der Päpste: nebst einem Anhange, zur Erläuterung der eigentlichen Tendenz der vom*

Verfasser aufgestellten Grundsätze des allgemeinen Staatsrechts und der bürgerlichen Freyheit. Verwandten Inhalts ist die folgende Abhandlung über das Buch Des lettres de cachet, und eine Beurtheilung desselben, vom Jahre 1783. Hierauf Einige Betrachtungen über den frommen Betrug, und über eine Vernunft, welche nicht die Vernunft ist, in einem Briefe an Schlosser, veranlaßt durch die damals, um das Jahr 1788, von Nicolai und den Herausgebern der Berlinischen Monatschrift betriebene Aufklärerey, die Alles anfeindete, was nicht vernünftig in dem Sinne war, neben welchem die allgemeine Deutsche Bibliothek und die Berlinische Monatschrift keinen andern bestehen lassen wollten. Darauf bezieht sich auch das folgende, zum ersten Mahle gedruckte Schreiben an Friedrich Nicolai in Berlin, das besonders die damals von Berlin ausgehende Jesuiten-Niecherey und das intolerante Poltern gegen den Catholicismus zum Gegenstande hat. Den Beschluß des Bandes macht ein interessanter, Französisch geschriebener, auch zum ersten Mahle gedruckter Brief an Johann Franz Laharpe, Mitglied der Französischen Academie, vom Jahre 1790, eine energische Critik der Anmaßungen jener Französischen Vernunftmänner, die ihres Orts auch ihre Vernunft als die Vernunft schlechthin legislatorisch geltend machen wollten, und dadurch ihr Vaterland und nach und nach den größten Theil von Europa in die Flammen des Vulcans stürzten, der auch nach den Rettungs-Schlachten bey Leipzig und bey Waterloo noch lange nicht überall ausgetobt hat.

### Göttingen.

Von Wandenhoed u. Ruprecht: Abhandlung über die Anlage und Ausführung gesunder und fester Gefangen- und Pforthäuser auf dem Lande. Nach



richtigen Grundsätzen und Erfahrungen, von Friedrich Wilhelm Böttcher, Königl. Hannöverschen Land-Baumeister der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen und der Grafschaft Hohenstein. Mit acht Kupfertafeln. 115 Seiten. 1815. Octav.

Ebendasselbst, in Commission: Abhandlung über die Construction der Dächer und deren Bedeckung auf den ländlichen Gebäuden des nördlichen Deutschlands. Von demselben Verfasser. 41 Seiten. 1815. Octav.

Ebendasselbst, in Commission: Abhandlung über Holz-Ersparungen bey dem Bauwesen, vorzüglich des Eichenholzes. Von demselben Verfasser. 78 S. 1815. Octav. Nebst einem Nachtrag zu der Abhandlung. 45 S. 1815. Octav.

Wir halten es für unsere Pflicht, diese Schriften, die von einem gründlichen, kenntnißreichen, als practischer und cameralistischer Architect sehr geschätzten Mann, herrühren, zur Kunde des größern Publicums zu bringen, indem sie sich von Seiten der Gemeinnützigkeit empfehlen, die Resultate vieljähriger Erfahrungen enthalten und Alles aus wahrer Ueberzeugung niedergeschrieben worden ist. Kein Cameralist, Beamte, Deconom oder Landmann wird sie unbefriedigt aus der Hand legen, und die Abhandlung über Holzersparung bey dem Bauwesen ist selbst im Auslande als gemeinnützig schon anerkannt worden.

Die erste Abhandlung macht nicht allein dem Verstande des Verfassers, sondern auch seinem Herzen Ehre, indem er nicht bloß darauß bedacht ist, den unglücklichen Gefangenen fest einzusperrern, sondern auch mit der Sicherheit eines Gefangenhauses Alles zu verbinden sucht, was das menschliche Elend zu mildern vermag. Er verlangt gesunde, reine, lustige Gefängnisse und billiget manche Vorschläge des

Menschenfreundes Howard, die für unsere Länder zu passen scheinen, und der Aufmerksamkeit des hohen Cammer-Collegii zu Hannover, dem der Verf. die Abhandlung gewidmet hat, nicht entgehen werden. Um seine Forschungen deutlich zu machen, theilt er drey Entwürfe zu 2, 4 und 6 Rejen mit, und handelt von der Lage der Gefängnisse, die auf einem trockenen Boden, isolirt und von Allen Seiten der Luft ausgefetzt erbaut werden sollen. Er beweist ferner sehr richtig, daß für die Gesundheit der Gefangenen und selbst für ihre Sicherheit, hölzerne Gebäude den massiven vorzuziehen sind. Manche andere Vorschläge des Verfassers, denen wir unsern ganzen Beyfall geben, können wir ohne Ansicht der Kupfer dem Leser nicht deutlich machen. Wichtig ist der Abschnitt von der Größe der Gefängnisse, ihrer Beleuchtung, von der Reinigung der Luft mittelst eines Ventilators oder durch Oeffnungen, Luftzüge ic. Da sich der Gefangene durchaus Bewegung machen muß, so gibt der Verf. die Mittel an, wie man ihm diese Wohlthat verschaffen kann, ohne daß seine Flucht dadurch erleichtert wird. Mit einer Aufmerksamkeit, die auch nicht den kleinsten Theil und das geringste Detail eines Gefangenhauses unbeachtet läßt, theilt uns der Verf. seine Gedanken mit, welche wir wegen des beschränkten Raums unserer Blätter hier nicht ausheben können. Die Anlage einer Verhörstube, wie sie der Verf. (S. 66) beschreibt, kann nicht zweckmäßiger gedacht werden, so wie die der Behälter, welche rechtliche Gefangenwärter und Pförtner nöthig haben. Daß auf die Wahl dieser Leute sehr viel ankommt, bedarf keiner Erinnerung, denn unter hundert Gefangenwärttern findet man kaum einen mit menschlichem Gefühl, und es wäre daher in allen großen Städten, wo Gefängnisse sich befinden, sehr erwünscht, wenn eine eigne Commission auf das Be-

tragen und die Handlungen dieser Menschen ein scharfes Auge hätte.

Die Abhandlung über die Construction der Dächer erschien im Hannoverschen Magazin vom Jahre 1808. St. 1 – 3, ist aber ihrer Gemeinnützigkeit wegen noch einmahl in den Druck gegeben, damit sie auch von ausländischen Gutsbesitzern und Pächtern, welche viele Dächer zu unterhalten haben, gelesen und benutzt werden könne. Was S. 5 – 10 von der Form der Ziegel gesagt wird, verdient vollkommen Beyfall. Weil bey den Gebäuden, von denen hier gehandelt wird, nicht sowohl die Schönheit, sondern vielmehr die Dauerhaftigkeit der Hauptzweck ist: so erklärt sich der Verf. bestimmt gegen die Bohlendächer, so wie auch ein Recensent in der Jen. L. Z. (1807. St. 121. S. 359 ff.) gethan hat, dessen Meinung der Verf. mitgetheilt.

Die Abhandlung über Holzersparung nebst dem Nachtrag bringen eine Sache zur Sprache, die von der höchsten Wichtigkeit ist; und es wäre sehr zu wünschen, daß man die Warnungen und Vorschläge des Verf. beherzigte. Die Ersparung bezieht sich ganz vorzüglich auf das Eichenholz, mit dem man ehemahls sehr verschwenderisch umgegangen ist, und das nun täglich feltner wird. In andern Ländern hört man schon ähnliche Klagen. Der Verf. geht alle Artikel durch, zu denen man Eichenholz gebraucht, und zeigt wie man dasselbe ersparen und sich anderer Holzarten oder anderer Materialien bedienen kann. Den Cameralisten, Forstmännern und Deconomen können wir diese Abhandlung nicht dringend genug empfehlen, die sich auch durch einen hellen und deutlichen Vortrag auszeichnet. Möge uns der achtungswürdige Verfasser bald mit ähnlichen gemeinnützigen Abhandlungen beschenken, die in unserm Lande gewiß mit dem lebhaftesten Dank aufgenommen werden.

---

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

56. Stück.

Den 6. April 1816.

---

**Moskau.**

*G. F. Hoffmann* genera plantarum umbelliferarum eorumque characteres naturales, secundum numerum, figuram, situm et proportionem omnium fructificationis partium. 1814. XXX u. 182 Seiten in Octav. Mit 3 Kupfertafeln.

Ebendasselbst: Syllabus plantarum umbelliferarum denuo disponendarum, exhibens enumerationem omnium specierum, hucusque in pharmacopoliis receptarum, iconum accuratam citationem, orthographiam, etymologiam et prosodiam nominum botanicorum. Auctore *G. F. Hoffmann*. 1814. 20 Seiten in Octav.

Daß Linné's Disposition der Schirmpflanzen einer Verbesserung bedürfe, fühlt jeder, der sich mit der Benennung dieser Gewächse nach Anleitung der Linné'schen Schriften befaßt hat. Ein großer Theil der Gattungen ist hier wenig natürlich, auch sind die Charactere zu unbestimmt und passen oft nicht auf die begriffenen Arten. Linné hatte bey seiner Anordnung die Gattungen des *Rajus* und *Tournefort*

mit gewissen Abänderungen größtentheils erhalten, und indem er die Berücksichtigung der Wurzel, der Blätter, des Milchsafts und andere unwesentliche Merkmale in Bildung des Characters mit Recht verwarf, nahm er nach Arvedi's Vorschlage die Hüßblättchen in denselben auf. Vorzüglich aber beachtete er die Blüthe und einem zu allgemeinen Grundsätze der Philos. botan. zu Gefallen, oft mehr als die Samenbildung, da doch letztere, allen Beobachtungen nach, hier den ersten Rang einnehmen. Von diesem Gesichtspuncte aus suchten daher spätere Schriftsteller, besonders Deutsche Floristen, mit mehr oder weniger Glücke zu ändern, wobei sie jedoch mehr die Gattungen zusammenzuziehen, als zu vielfältigen bemüht waren. So machten es unter andern Cranz und Scopoli, wodurch zwar einige gute, aber, weil die Aehnlichkeiten in der Samenbildung zu roh beachtet wurden, einige unnatürliche Combinationen entstanden. Gärtner daher, indem er diesem Gegenstande mehr Sorgfalt gab, führte mehrere neue Gattungen der Schirmpflanzen mit Glück ein. Sprengel glaubte sich überzeugt zu haben, daß die Blütheile, die seit Tournefort in dieser Familie gegolten hatten, irreleitende Gattungsmerkmale hergäben: er schloß sie daher von allem Antheile am Character beynahe gänzlich aus, indem er jedoch dem Involucrum gleichen Werth mit den Samen einräumte. Hiedurch und durch die genauere Beobachtung, des Samen entstanden, nicht immer mit Glück, mehrere neue Gattungen.

Der Verfasser gegenwärtiger Schrift wurde durch Vorbereitung einer neuen Ausgabe seines Taschenbuchs der Deutschen Pflanzen auf eine genauere Untersuchung dieser merkwürdigen Gewächse geleitet, und die Reichthümer des Razumowskischen Gartens, so wie die Unterstützung botanischer Freunde in

Rußland, besonders des Hrn. Dr. Fischer in Gorenki, waren ihm dabei sehr behülflich. Das vorliegende Werk ist als der Vorläufer einer vollständigen Schrift über diese Familie zu betrachten, worin jedoch manches noch anders, als hier, ausfallen möchte. Es wird nämlich nur von einem Theile der hier aufgestellten Gattungen der natürliche Character in extenso mitgetheilt, von andern wird nur in den Anmerkungen gehandelt, und eine vorangehende Synopsis gibt von diesen und andern, überhaupt von 47 Gattungen des Verfassers, den wesentlichen Character nur mit wenigen Worten an. Gleichwohl kommen hier etwa nur die Hälfte der Linné'schen Gattungen zur Untersuchung, und selbst von diesen sind noch manche Arten für die künftige Betrachtung zurückgelegt. Es ist daher vorauszusehen, daß die Zahl der Gattungen, welche bey Linne 45, bey Sprengel 63 war, hier an 100 steigen werde. Der Verf. setzt die Blüththeile in die Rechte, woraus sie verdrängt worden, wieder ein, und da diese Theile zur Unterscheidung mancher sehr natürlicher Gattungen, z. B. *Hupleurum*, *Heracleum*, *Caucalis*, *Oenanthe* von Wichtigkeit sind, wenigstens gleichen Werth mit dem *Involucrum* haben, so würde dagegen nichts einzuwenden seyn, wären nicht die Unterschiede in der Form der Blumenblätter, so wie in ihrer Stellung, ihrem Ueberzuge u. s. w. zu micrologisch verfolgt worden. Besonders großen Werth legt der Verf. auf die gemeiniglich eingeschlagene verlängerte Spitze derselben, die er *lacinula* nennt. Nächst diesem betrachtet er die Samen mit einer bisher nicht gekannten Genauigkeit. Sprengel hatte hier, nach Boissons Vorgange, manche neue Termini eingeführt, von denen mehrere zweckmäßig und leichtverständlich sind, z. B. *dorsum*, *commissura*, *juga*, *costae*; manche aber diesem Er-

forderniß nicht entsprechen, z. B. *valleculae*, *latuscula*. Unser Verf. hat nicht nur alle diese aufgenommen, sondern noch einige hinzugefügt. So nennt er den fadenförmigen Theil (Gärtners *receptaculum*), welcher die Samen trägt, *spermopodium*, dessen verdickten Untertheil *spermopodium* und die Spitze der Samen, welche den Griffeln zur Grundlage dient, *stylopodium*. Auch die Häute des Samen unterscheidet er mit Richard durch eigene, zum Theil neue Benennungen; z. B. *membrana sparganophora*. Einer vorzüglichen Aufmerksamkeit würdigt er die Delgefäße, welche an der äußern sowohl als innern Seite des Samen herablaufen, zuweilen in Gestalt von Streifen sichtbar sind, zuweilen aber nur bei einem Querschnitte erkannt werden. Schon Gärtner nannte sie *vittae*, welchen Terminus unser Verf. beibehielt, indem er auf die Anwesenheit, die Zahl, den Verlauf, die Form derselben die wichtigsten Gattungsunterschiede gründet. Dieses alles ist nun sehr lobenswürdig und beurkundet dessen Scharfsinn abermahls auf eine ausgezeichnete Weise: ob es aber zweckmäßig sey, solche feine Unterschiede zu Characteren anzuwenden, und ob es wohlgethan sey, deswegen natürliche Gattungen zu zerreißen und so einen von Linné's vortrefflichsten Grundsätzen preis zu geben, wird sich am besten zeigen, wenn wir die Behandlung des Verfassers an einigen Gattungen darlegen werden.

Die Linneische Gattung *Bupleurum* ist eine der natürlichsten; auch geben *involucra*, *petala*, *semina* einen sehr guten Character für dieselbe her. Sprengel trennte davon *Adontites* und *Tenoria* ohne Noth. Der Verf. der genera geht noch weiter; er trennt Sprengels *Bupleurum* wieder in drei Gattungen, nämlich *Bupleurum* (*B. rotundifolium*) *Diaphyllum* (*B. longifolium* u. s. w.) und

*Isophyllum* (*B. falcatum*, *junceum* u. s. w.)  
*Bupleurum* hat kein *involucrum universale* (dann  
wäre auch *Tenoria* wieder zu theilen, wo Arten mit  
und andere ohne Hülle vorkommen); andere kleine  
Unterschiede finden sich in den Vertiefungen zwischen  
den Rippen des Samens, aber die längliche fünf-  
eckige Form desselben ist allen gemein. — Von  
*Sium* wird getrennt die Gattung *Drepanophyl-  
lum*, wozu *S. falcaria* und *latifolium* L. Das  
Auszeichnende scheint hier (denn der Verf. erklärt  
sich nicht darüber) bloß im *calyx proprius* gegründet,  
welcher am reifen Samen Spigen bildet, die bey  
andern Arten, z. B. *S. sisarum* und *angustifolium*,  
fehlen. Es ist aber nicht zu läugnen, daß der cylin-  
drische Samen von *S. falcaria* L. (dessentwegen  
Marshall diese Art zu *Bunium* gebracht) und der  
elliptische, bauchige von *S. latifolium* eine größere  
Verschiedenheit zwischen beiden begründet, als ver-  
möge des obigen Merkmahls zwischen ihnen und  
den übrigen vorgenannten Arten vorhanden ist. —  
Die bey Linné aus heterogenen Bestandtheilen zu-  
sammengesetzte Gattung *Scandix* beschränkte Gärtner  
so, daß er dazu nur solche Arten rechnete, bey denen  
der Kern ungefähr den vierten Theil der Länge des  
geschnäbelten Samens hat, so daß dieser Gattung  
nur *Sc. pecten*, *australis* und einige verwandte  
blieben. Diesem folgten Marshall und Sprengel  
mit einer Erweiterung des Gattungs-Characters.  
Der Verf. der genera theilt nun diese sehr natür-  
liche Gattung wieder in zwey: *Scandix* und *Wylia*.  
Letztere (wozu *Sc. australis* und *grandiflora* L.  
*Sc. falcata* Lond. und *iberica* Fl. Caucas.) hat  
*involucrum indivisum*, *pet. radiantia*, *rostri  
valvulas fructui parallelas*; erstere aber (wohin  
*Sc. pecten* L. und *pinnatifida* Vent.) *involucr.  
laciniatum*, *pet. subaequalia*, *rostri valvulas*



fructui contrarias. Wir haben indeffen eine *Sc. australis* aus Creta vor uns, woran involneri foliola laciniata; etwas strahlend sind auch die Blüthen von *Sc. pecten* und sonach ist in diesen Theilen kein Unterschied beider Gattungen. Was aber den Samen betrifft, so finden wir diesen bey *Sc. pecten*, *pinnatifida*, *australis* eckig-cylindrisch, mit einer tiefen Furche an der Innenseite, welche bey *Sc. australis* sich längs des von außen convergen Schnabels fortsetzet; bey den andern beiden aber sich in die flache Innenseite des platten, zuweilen etwas gedrehten Schnabels verläuft. In welchem Sinne man hier von *rostri valvulis fructui parallelis vel contrariis* reden könne, ist uns unbekannt. — Weiter bestimmte Gärtner seine Gattungen *Myrrhis* (*Scandix odorata* L. *Chaerophyllum aureum*, *temulum* u. s. w.) und *Chaerophyllum* (*Scandix cerefolium* L.) so, daß bey *Chaerophyllum* der Kern bis zu  $\frac{3}{4}$ , bey *Myrrhis* bis zur ganzen Länge des Samen gehe, welches letztere jedoch bey seiner *Myrrhis odorata* keinesweges der Fall ist. Sprengel verlegte von beiden Gattungen zuerst die Arten mit rauhen Früchten in seine Gattung *Anthriscus* und bestimmte nun *Myrrhis* als einen spitzgerippten, *Chaerophyllum* als einen rippenlosen Samen: wogegen wiederum dieses ist, daß der erstgenannte Character zwar auf *M. odorata* gut paßt, weniger aber auf manche andere darunter begriffene Arten, weshalb unstreitig das rathsamste wäre, beide Gattungen zu vereinigen, wenn man nicht etwa den Gärtnerischen Trennungsgrund anerkennen will. Der Verf. der generum nimmt auf den Ueberzug keine Rücksicht, hält aber die allgemeine Form, die Beschaffenheit der Rippen und die An- oder Abwesenheit der vittae für entscheidend. Daher a) *Myrrhis*: *Semina oblonga ad quartam*

partem rostrata 5-jugata evittata: hieher Scand. Odorata. b) Anthriscus: Semina oblonga subulata, rostro brevi costato, evittata. Hier kommen sowohl Arten vor, deren Früchte glatt sind: Chaerophyllum sylvestre, Scandix cerefolium; als solche, wo sie höckerig oder borstig sind: Chaeroph. nemorosum Marsch. Scand. Anthriscus, fumarioides L. c) Chaerophyllum: Sem. linearisubulata 5-costata, valleculis 1 vittatis; hieher Chaer. temulum, hirsutum, Scand. nodosa u. s. w. Ob hiemit die Sache besser abgemacht, der Habitus vollkommner berücksichtigt, der Unterscheidungsgrund leichter und sicher sey, müssen wir sehr bezweifeln. — Von Pimpinella L. wird mit Sprengel zuerst die Gattung Tragium abgetrennt, woben zu bemerken, daß in der Rauhsheit des Samen und in der Abwesenheit scharfer Ecken an demselben zwar ein gutes künstliches Merkmal für dieselbe liegt, der Habitus aber diese Trennung widerräth. Den Characteren aus dem Samen fügt unser Verf. noch hinzu petala pubescentia, die bey Pimpinella glatt sind. Von letztgenannter Gattung wird wiederum getrennt Trinia, wozu Pimp. dioica Jacq. P. dioica Marsch. und eine neue Art vom Caucasus kommen. Dieser Gattung wird involucrum univers. e foliis longe vaginantibus bengelegt, welches doch von der gewöhnlichen Art, das Involucrum zu betrachten, zu sehr abweicht. Die weitem Unterschiede sollen sich in den getrennten Geschlechtern, den lancettförmigen, an der Spitze einwärts gekrümmten Blumenblättern und einigen Abweichungen des Samen finden.

Der Raum verbietet uns, auch die übrigen Gattungen auf diese Art durchzugehen: wir begnügen uns daher nur noch eine summarische Uebersicht der vom Verf. vorgenommenen Veränderungen zu geben.

Die schöne und natürliche Gattung *Caucalis*, die, unter Absonderung einiger Arten, von allen Schriftstellern erhalten wurde, wird, nach geringen Verschiedenheiten der Samenbildung in drey zerlegt: *Caucalis* (*C. daucoides*, *leptophylla* etc.), *Orlaya* (*C. grandiflora* L.) und *Turgenia* (*C. latifolia* L.). Aus gleichen Gründen wird *Daucus muricatus* von dieser Gattung unter dem Nahmen *Platyspermum* getrennt. *Conium dichotomum* Desf., *Cachrys* nach Sprengel, bildet die Gattung *Kruberia*, woben die Anmerkung, daß diese schöne Pflanze Linne's *Tordylium peregrinum* (Camer. hort. t. XI.) sey, in welche Gattung sie auch, unsers Dafürhaltens, am besten gestellt ist. *Phellandrium aquaticum*, welches Sprengel mit *Oenanthe* vereinigt, wird wegen Mangel der gestrahlten unfruchtbaren Randblumen als Gattung hergestellt. *Apium graveolens* und *Petroselinum* bilden zwey Gattungen; eben so *Anethum foeniculum* und *graveolens*, welches letztere Sprengel mit Recht zu *Ferula* gebracht hatte. *Aegopodium* L., bey Spr. ein *Sison*, macht hier wieder eine besondere Gattung aus. *Pastinaca graveolens* und *pimpinellifolia* Marsch., die Spr. wegen Anwesenheit der Hülle zu *Heraclium* zog, obgleich die Beschaffenheit der Corolle diese Verbindung nicht gut heißt, bilden hier eine eigene Gattung *Malabaila*. Das bisherige *Heraclium* wird in vier Gattungen zerlegt, deren Unterschied auf der Form der Blume, dem Ueberzuge des Samen und der Beschaffenheit der *vittae* beruht. Es sind folgende: *Sphondylium* (*Heracl. sphondylium*, *Panaces*, *pyrenaicum*, *alpinum* L., *longifolium* Jacq. und einige neue Arten), *Wendia* (*Heracl. longifolium* Marsch. non Jacq.), *Heraclium* (*Heracl. sibiricum* L.), *Zosima* (*Heracl. absinthifolium* March.). Auch

Selinum zerfällt in mehrere Gattungen. Nur dem *S. Carvifolia*, Angelica bey Sprengel, bleibt jener Gattungsnahme. *Thysselinum* ist *S. palustre* L. nebst einigen andern Arten. Davon unterscheidet sich *Oreoselinum* (*Sel. montanum* W *peucedanoides* Desf. *austriacum* L. und andere, die Sprengel zu *Ferula* gerechnet) durch *semina tri-(nec quinque-) costata*; *Melanoselinum* (*Sel. decipiens* W.) durch *semina piloso-hispida, margine alato-dentata*. *Selinum Monnieri* L. bildet mit *Laserpitium silaifolium* die Gattung *Cnidium* (mit Ausschluß von *Selinum Segneri* und einigen *Peucedanis*, die Spr. darunter gestellt): der Verf. sagt aber nicht, worin diese Gattung sich von *Ligusticum* unterscheidet, womit sie, unsers Bedünkens, sehr wohl vereinigt bleiben kann. Von *Angelica* trennte Sprengel die *lucida* und *verticillaris* wegen wenig hervorragender Rippen der Samen. Der Verf. der *generum* trennt, wegen einiger Unterschiede in den *involucellis* und im Samen, auch von *A. Archangelica* und *atropurpurea* unter dem Gattungsnahmen *Archangelica* von *A. sylvestris* und *Razulii*. Aus *Ligusticum austriacum* und einigen neuen Arten wird in einer Anmerkung zur Vorrede noch die Gattung *Pleurospermum* gebildet.

Obschon sich nun über manche dieser Gattungen erst dann wird vollständig urtheilen lassen, wenn das Ganze vor Augen liegt: so ist doch schon so viel einleuchtend, daß hier Arten, die vermöge ihres Habitus und leicht in die Augen fallender Characteres zu einer Gattung gehören, getrennt und diese Trennungen auf Merkmale gegründet sind, die nur bey wiederholter Betrachtung des bewaffneten Auges und bey Anwendung des anatomischen Messers deutlich werden. Sollte vielleicht dadurch hie und da

eine größere Sicherheit der Charactere erreichte werden, so geht dieses auf der andern Seite durch die größere Schwierigkeit der Bestimmung wieder verloren, und, wenn nun noch das Unheil mit den neuen Nahmen hinzukommt, so wird das Studium immer schwieriger und unzugänglicher. Unfers Ermessens wäre demnach das rathsamste, die Linneischen genera umbellatarum, etwa mit Hinzufügung mancher durch Gärtner aufgestellten Abänderungen und einiger seitdem entdeckten Gattungen, vorerst zu erhalten und zu versuchen, was sich durch eine schärfere Beobachtung der Samen, so wie durch Bersezung der Arten für die größere Sicherheit der Gattungs-Charactere gewinnen lasse: ein Weg, den Scopoli, Roth, Marshall-Dieberstein und andere mit Glück betreten haben.

Da des Verfassers Hauptzweck bey diesem Werke die Festsetzung der Gattungen war, so werden von den 26 Gattungen, deren natürlicher Character ausführlich mitgetheilt ist, gewöhnlich eine oder einige Arten genannt mit Hinzufügung einiger Synonyme: von denen der übrigen ist gleichsam nur im Vorbeygehen die Rede. Nur von der Gattung *Wylia* sind die begriffenen vier Arten umständlich und nach allen Theilen beschrieben: woben zu merken, daß *Scandia falcata* Lond., die Marshall im Anhange des ersten Theils der Fl. Caucas. als Abart unter *Sc. australis* gestellt, dem Verf. eine besondere Art ist, die er *W. radians* nennt. Sie ist auf Taf. II, so wie zur Vergleichung die characteristischen Theile ihrer übrigen Gattungsverwandten, sehr schön abgebildet. Was die andern beiden Kupfertafeln betrifft, nämlich Taf. I. A und B, so sind auf der ersten derselben Hülle, Blüthe und Samen von 25 Gattungen abgebildet. Diese Darstellung aber ist nichts weniger als deutlich zu nennen, indem die

Figuren theils zu tief schattirt, theils zu sehr zusammen gedrängt sind: auch fehlt bey den Samen eine hinlängliche Vergrößerung und ein Querdurchschnitt, welcher die Art der Verbindung beider Hälften, so wie die Form der Rippen und Furchen gehörig deutlich macht. Taf. I. B. zeigt einzelne Theile der Blüthe und der Samen vergrößert. Es sind zwar manche dieser Figuren nicht recht verständlich, auch ist in der Stellung der bezeichnenden Zahlen und Buchstaben nicht die gehörige Sorgfalt beachtet worden: indessen ersetzt die sehr ausführliche Erklärung dieses ziemlich.

Der Syllabus zählt die officinellen Arten von Doldengewächsen mit ihren Varietäten auf, wobey zugleich die gangbarsten Kupferwerke citirt sind. Die hinzugefügten Noten enthalten Untersuchungen über die Etymologie der Gattungsnahmen, selten botanische Anmerkungen, welche sich mit genauerer Untersuchung der Art beschäftigen.

#### London.

Historical Sketches of Politics and public men. Für das Jahr 1812 und 13. 212 und 265 S. in groß Octav, und soll fortgesetzt werden. Wir stimmen, nach Durchlesung dieser Blätter, den günstigen Urtheilen, die in England über diese Zeitschrift gefällt worden sind, gern bey; daß der unbefannte Verf. ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen und Fähigkeiten sey; von ruhiger Prüfung und mehr Unparteylichkeit als bey Schriftstellern dieses Faches gewöhnlich sind; und daß er als einen solchen durchweg sich zeige. Wir setzen hinzu, daß, obgleich er mit Britischer Freymüthigkeit alles seinen Zwecken angehörige aufführt und in Untersuchung nimmt, ohne Scheu vor irgend einem Stand, oder hoher Würde, er doch auch weiß, beherzigt und andern zu

bedenken gibt, wie unsittlich und unflug es sey, mit recht sichtbarem Wohlgefallen, leichtsinnig, muthwillig, die Schwächen und Verirrungen der in der bürgerlichen Ordnung hoch oder am höchsten stehenden Personen auszuspähen, und, gut oder schlecht bewiesen, zur Unterhaltung des eben so unklugen und leichtsinnigen Haufens zu verbreiten. Recht scharf läßt er seine Geißel auf die Ausfertiger hierinne sich zuvorthuender Flugschriften fallen; die auch kein Bedenken tragen, bey ihren niedrigen Absichten, Grundsätze und Partey nach dem laufenden Marktpreise zu wechseln; von denen er einen, Mr. Cobbett, nennt I. 33. Er entschuldigt nicht, was nach seiner Ueberzeugung, und besonders was in sittlicher Betrachtung sich nicht entschuldigen läßt; erinnert die höchsten und hohen Personen daran, wie sehr es ihre Pflicht ist ein gutes Benspiel zu geben. Doch ist er überall mehr zum Entschuldigen als zum Verdammnen geneigt; setzt die Ansichten der verschiedenen Parteyen und ihre Gründe ins Licht; und tadelt die gewählten politischen und militärischen Maßregeln fast immer mit dem bescheidenen Zusage, daß er vielleicht nicht alles wisse, was unter den obwaltenden Umständen dazu bestimmt haben könne. Wir wollen jetzt versuchen, bey der genauern Inhalts-Anzeige, wenigstens Einiges hievon bemerklich zu machen. Die verhandelten Gegenstände sind 1) als Einleitung, allgemeine Uebersicht der politischen Parteyen in England I. S. 1—40. Man muß drey Parteyen unterscheiden: die der Minister, der vornehmen Whigs und die demokratische. Die mittlere macht die bedeutendste Opposition; zu ihr gehören vormahlige Minister, Grenville, Grey, der Marquis Wellesley, mit ihrem Anhange. Alle erhalten, in dieser oder in den andern Abtheilungen Lob und Tadel. L. Wellesley, unübertroffen als Kriegs-

minister, habe nicht Neigung oder Talent, durch Popularität, oder einige Nachgiebigkeit, Anhang sich zu erwerben, wie ein Minister, gleich bey der Begründung seines Plazes und Ansehens unter den Collegen ihn nöthig hat; durch seinen Aufwand fürs Aeußere und seinen feyerlichen Ernst besser zum Befehlshaber in Indien als England geeignet. Auch der demokratischen Partey spricht der Verf. nicht allen Werth und Nutzen ab. A certain portion of this spirit serves as some check upon the abuses of power. S. 37. 2) Ueber den Wechsel der Minister und Parteyen. I. 41 - 63. und II. 1 - 3. Bey Gelegenheit der Bemerkungen über Percevals Ermordung, dessen Privatcharacter gerühmt wird, der Wunsch S. 49, daß die hohen Behörden nicht, wie bisher, Gesuche, die sie nicht bewilligen wollen oder können, ganz unbeantwortet lassen, sondern einer Antwort, mit einiger Rechtfertigung, würdigen möchten. Das Gegentheil vermehre nicht nur den Unwillen, sondern unterhalte auch den Verdacht, daß viele Bittschriften nicht angesehen werden. 3) Englands auswärtige Politik. I. 64 - 73. Der große Aufwand für Europa's Befreyung wird, in moralischer und politischer Hinsicht, gewürdigt und vertheidigt. 4) Buonaparte und das Französische Reich. I. 74 - 79. Auch hier, wo Rechtfertigung nicht Statt fand, dennoch Mäßigung. V. war doch kein Marat und Robespierre. 5) Die Feldzüge auf der Pyren. Halbinsel in den Jahren 1812 und 13. I. 80 - 120. II. 110 - 165. Auf Auszüge dürfen wir uns hier nicht einlassen; aber bey allem, was man hierüber schon gelesen haben mag, wird man bey diesem pragmatischen Erzähler noch gern verweilen. Selbst über den großen Feldherrn äußert er einige Mahle bescheidene Zweifel. Wie General Murray zu seiner Anstellung in Spanien gekommen, weiß er nicht zu



erklären, wenn nicht etwa, weil er vermöge seines Reichthums fünf bis sechs Stimmen im Parlament gewähren kann. 6) Ruffisch-Schwedische Politik, Krieg in Norden und in Deutschland bis zum Rückzug Buonapartes nach der Schlacht bey Leipzig. I. 121 — 156. II. 165 — 252. Die Verfügungen über Norwegen, und noch Einiges der Art weiß er mit feinen sittlich politischen Begriffen nicht zu vereinigen. (Ganz leugnen läßt sich wohl nicht, daß aus dem *Salus publica suprema lex*, und überhaupt aus den höchsten Zwecken der practischen Vernunft, einige Einschränkungen der erworbenen und der ursprünglich (oder in abstracto) natürlichen Menschenrechte, wie im Staatsrechte, so auch im Völkerrechte, gefolgert werden können. Aber wer darf es wagen, allgemeine Regeln hierüber aufzustellen, ohne Gefahr des Mißbrauches und der Mißdeutung? Doch — kann nicht auch der erhaben klingende, und allerdings eine hochheilige Wahrheit bezeichnende Ausspruch, *Fiat justitia et pereat mundus*, gemißdeutet und verderblich angewendet werden? Glücklich schätze sich der, der in seiner *aurea mediocritate* (Horat.) nicht gezwungen ist in solchen bedenklichen Fällen zu handeln; oder darüber zu entscheiden. Die es sind, mögen zusehen, daß sie vor Gott und ihrem Gewissen bestehen können.) 7) Der Krieg mit America und dessen Veranlassungen. I. 157 — 186. II. 253 — 265. Die Britischen Cabinets-Reden getraut er sich nicht ganz zu rechtfertigen; tadelt aber noch schärfer die Americaner; erklich daß sie durch ihr Embargo einen wahren Kaufmännichen Selbstmord begiengen; und daß sie bey einem durch so hohes Interesse geheiligten Kriege eine dem Tyrannen günstige Partey ergriffen. *We cannot hesitate to consider this conduct of America as decidedly flagitious.* I. 178. Den-

noch rath er bey den Friedens-Unterhandlungen, von aller Rach- und Eroberungs-Sucht entfernte Mäßigung an. 8) Die Prinzessin von Wales. II. 4 – 50. Bey einer kleinen Predigt über den bekannten Text, *Iliacos intra muros etc.* mit einem freundlichen Eingang und einer nicht zu verachtenden Nutzenwendung, werden gegen die ärgsten Beschuldigungen, die ins Publicum kamen, beide Parteyen, und auch die zur Untersuchung angesetzten Commissionärs vertheidigt. Nur die L. Douglas erscheint auch hier, als eine, aus eigenem Antrieb handelnde, rachgierige Verläumberinn. 9) Ireland und die Katholiken. I. 187 – 198. II. 51 – 74. Der Verf. bewilligt diesen das Recht im Parlament zu sitzen. Es sey hierbey weniger Gefahr als bey der Zulassung zu wichtigen Stellen im Dienste, wozu sie, vermoge R. Dispensation schon häufig gelangen. Es wurden etwa 60 Katholiken ins Parlament kommen, nicht völlig  $\frac{7}{10}$  des Ganzen. Ferner rath er, daß die Regierung einige Befoldung der katholischen Geistlichkeit übernehme, alsdann könne sie auch füglich in die Anstellung eingreifen; und würde hiedurch überhaupt mehr gewinnen als durch alle in Vorschlag gebrachte Einschränkungen und eidliche Versprechungen. Unter dem bisherigen Drucke habe sich die Anzahl der Katholiken in Ireland vermehrt; und das werde so fortgehen, wenn es nicht durch bessere Behandlung (by the quietus of a legislative allowance II 71) verhindert werde! Zulassung ins Parlament werde die gefährlicheren Vereine in Ireland verhindern oder entkräften. 10) Die Ostindische Compagnie. I. 199 – 205. II. 75 – 91. Sehr gut, daß ihr die Souveränität über ihre Besitzungen nicht genommen, nur in einigem eingeschränkt worden ist. Das Gegentheil würde der Krone einen zu großen Zuwachs an Macht und Einfluß verschafft haben. Der Handel

hätte noch mehr freygegeben werden können, selbst der nach China. Bey den Missionen zur Befehrung der Indier sey die größte Vorsicht und Aufmerksamkeit der Regierung nöthig. Das beste Mittel die christliche Religion allmählich unter ihnen zu verbreiten, wären (außer einem bessern Veyispiel der Europäer) Schulen, in welchen, ohne Einmischung der Religion, durch dazu gebildete Eingeborne, Europäische Einsichten mitgetheilt würden; und Uebersetzungen unserer heiligen Bücher, wie nun die Bibel-Gesellschaft reichlich genug vertheilt. II) Die Finanzen. II, 92 — 109. Der Verf. nimmt hierbey besondere Rücksicht auf einen der neuesten Schriftsteller des Fachs Dr. Hamilton, gegen den er das Pittsche System vertheidigt. Auch will er lieber drückende Auflagen, als eine Schuld-Anhäufung, unter der die Nachkommen erliegen möchten.

### Leipzig.

Als Nachtrag einer im vorigen Jahrgang S. 1556 befindlichen Anzeige erwähnen wir folgender Schrift: Das Wesen und Wirken des so genannten Tugendbundes und anderer angeblichen Bünde. Eine geschichtliche Darstellung von W. T. Krug (Prof. der Philosophie zu Leipzig). Bey Köchly, 1816. 48 Seiten in Octav. Der Verf. bekleidete in dem so genannten Tugendbund eine der ersten Stellen, nämlich die eines Obercensors, so lange er in Königsberg lebte; trat aber aus demselben, als er nach Sachsen versetzt wurde, zufolge der in jener Anzeige und auch in dieser Schrift ausgeführten Grundsätze. Die historische Darstellung von dem Bunde muß daher für authentisch gelten: sie ist auch mit einer philosophischen Ruhe geschrieben, welche ganz der Absicht entspricht, die das Motto auf dem Titel ausdrückt: *motos componere fluctus.*

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.

Den 8. April 1816.

## Göttingen.

Von unserm vormahligen gelehrten Mitbürger, Hrn. Dr. Nöbden von hier, der bereits seit längerer Zeit in England lebt, hat die Königl. Societät durch Hrn. Hofr. Zeeren in der Versammlung am 10. Februar eine der interessantesten Mittheilungen über die neuesten, im verfloßnen Jahre gemachten Entdeckungen im Innern von Neu-Holland erhalten; nachdem es gelungen ist, die bisher für unersteiglich gehaltene Bergkette, welche das schmale Gebiet der Colonie von N. S. Wales an der Ostseite des Continents von dem Innern trennt, zu übersteigen. Es ist dieß die Uebersetzung des officiellen Berichts des Gouverneurs, wie derselbe in der zu Sidney Cove gedruckten Zeitung unter dem 10. Junius 1815 erschien; also gewiß zu gleicher Zeit der zuverlässigste und auch der neueste Bericht aus jener fernen Weltgegend. Zwenmahl war schon früher durch Hrn. Bass, und demnächst Hr. Coley, dieser Versuch, wiewohl vergeblich, gemacht worden. Hierauf gelang es folgenden drey Herren, Gregory

G (3)

Blaxland Esq., Will. Wentworth Esq. und dem Lieutenant Lawson bis auf einen gewissen Punct den Uebergang zu bewirken. So standen die Sachen als der jetzige Gouverneur, Gen. Major Macquarie ankam. Er beschloß diese Entdeckungen weiter zu verfolgen, und sandte zu dem Ende den Landmesser Hrn. G. Will. Evans im November 1813 aus, um genauere Erkundigungen einzuziehen. Auf dessen erhaltenen günstigen Bericht im Februar 1814 ward nun dem Hrn. Will. Cor Esq. der Auftrag gegeben, mit Hülfe einer Anzahl Verbannter einen Weg über das Gebirge zu bahnen, auf dem Vieh, Lebensmittel u. s. w. fortgeschafft werden konnten. Mit größter Anstrengung und Thätigkeit führte Hr. Cor diesen wichtigen Auftrag binnen sechs Monaten aus; am 20. Januar 1815 war die Straße vollendet. Am 25. April trat nun der Gouverneur selbst, begleitet von seiner Gemahlinn, Hrn. Cor, dem Hrn. Jamieson, Campbell, Antill, Watts, Redfern, Orley, Evans, Meehan, und dem Mahler und Naturkundigen Lewin, die Reise an. Anfangs war das Steigen ohne große Schwierigkeiten; bald aber folgten so steile und rauhe Anhöhen, daß man sie nur mit Mühe erstieg. So gelangte man zu einer Bergebene, die eine weite und schöne Aussicht darbot, und the kings table land genannt ward. Man erblickte besonders eins der reizendsten Thäler, das den Nahmen des Prinz Regenten Thals erhielt. Ein Halbkreis romantischer Gebirge, Pitts Amphitheater genannt, umgab es. Nach einem Wege von 17 Engl. Meilen kam man zu einem jähen Abhang von der schwindelnden Höhe von 676 Fuß. Gleichwohl hatte Hr. Cor mit vielen Windungen einen Weg daran herunter geführt; der mit vollem Recht Cor's Paß genannt ward. Der Berg selbst erhielt den Nahmen Mount York, Gr. R. H.

dem Herzoge von York zu Ehren. Am Fuße desselben fand man eine fruchtbare Ebne, mit Gras bewachsen, und von zwey Bächen gewässert, deren Vereinigung den Cor's River bildet, der sich in den Nepean, und dieser bekanntlich in den Hawkesbury ergießt. (Mithin ist also hier auch jenseit der Bergkette die Abdachung noch östlich.) Jenseit des Cor's Flusses überstieg man wieder eine Reihe sehr hoher Berge, bis man an den Fish River gelangte, der sich nachmahls mit dem Campbell River vereinigt, welcher letztere bey der großen Dürre jedoch fast nur eine Reihe von Pfützen bildete. Es schienen dieß also nur Bergflüsse zu seyn, die jedoch zu gewissen Zeiten sehr anschwellen können. Der Anblick des Landes ward schöner, so wie man weiter vorrückte; fruchtbare, mit Gras bewachsene, Ebenen folgten auf einander, welche durch mäßige Bergreihen getrennt wurden. Man fand keine Einwohner; aber das Känguru, den Emu (Casuar von Neu-Holland), das Schnabelthier (oder den Wasser-Maulwurf, *Oxyrinchus paradoxus*); schwarze Schwäne, wilde Puter und Gänse, mancherley Enten, kupferfarbene Tauben in Menge. Der Fluß ist fischreich, aber nur an Einer Art Fische, vom Barsch an Gestalt ähnlich, und von der Schwere von 17 bis 25 Pfund.

Am 4. May langte die Gesellschaft auf einer jener Ebenen an, die ein schöner und klarer Strom, der Macquarie River, durchfließt, der jedoch auch wieder die Hoffnung täuschte, nach der Westseite hin schiffbar zu werden. (Wenn also dieser Fluß westlich fließt, so muß hier schon die Abdachungsgrenze überschritten worden seyn). Hier ward Halt gemacht, und der Platz für eine neue Stadt bestimmt;  $33^{\circ} 24' 30''$  S. B. und  $149^{\circ} 37' 45''$  O. L. von Greenwich, die den Rahmen Bathurst, dem jetzigen

Minister der Colonien zu Ehren, tragen soll. Sie liegt  $94\frac{1}{2}$  Engl. Meilen in westlicher und  $27\frac{1}{2}$  Engl. Meilen in nördlicher Richtung von der Wohnung des Gouverneurs zu Sidney Cove; die Länge der Straße von Bathurst nach Sidney Cove beträgt 140 Engl. Meilen.

Zu welchen gegründeten Hoffnungen diese Nachrichten berechtigen, kann Niemand entgehen. Wir stehen zwar nur erst an der Schwelle, denn das Erforschte ist noch sehr unbedeutend gegen das noch zu Erforschende. Aber der Weg ist jetzt gefunden und gebahnt; Bathurst wird das Thor für das noch gänzlich unerforschte Innere dieses Welttheils werden; und wer mag dann zweifeln, daß man bald weiter vordringen werde? Das Land ladet ein zur Cultur, und eine weitere Erforschung der Gebirge wird auch wohl noch bequemere Uebergänge zeigen. Spätere, seitdem erhaltene, Berichte bestätigen nicht nur dieß Alles, sondern setzen auch noch hinzu, daß man Kalk, (woran es bisher in Australien fehlte) in Ueberfluß, und viele geschätzte Steinarten, namentlich Topase, gefunden habe. Außerdem viel Manna, wovon Hr. Dr. Wöhden selbst eine Probe herausgeschickt hat.

Die bisherigen Nachrichten sind officiel, und keinem Zweifel unterworfen. Wie sehr man sich aber vor verfälschten oder erdichteten Nachrichten hüten muß, zeigt ein Bericht den Hr. Dr. Wöhden, aus dem Morning Herald 1816. 2. Jan. beygefügt hat, der jedoch ohne Unterschrift ist, in dem viel von den Eingebornen erzählt wird, die Hr. Evans jenseit der blauen Gebirge gefunden haben sollte. Der Bericht des Gouverneurs sagt zwar nicht ausdrücklich, daß das Land unbewohnt sey; er erwähnt jedoch keiner Einwohner; und läßt es sich denken, daß er diese mit Stillschweigen hätte übergehen können?  
H n.

## Göttingen.

Der Herr Consistorial-Assessor Schaubach zu Meinungen hat der hiesigen Königl. Societät der Wissenschaften eine Abhandlung über Hipparchs und Ptolemäus Begriffe von der Sphäre vorgelegt. Bekanntlich sind die Meinungen über die Verdienste beider Männer um die Sternkunde sehr verschieden, größtentheils zum Nachtheil von Ptolemäus, bald soll derselbe Hipparchs Untersuchungen absichtlich entstellt haben, bald gar kein Beobachter gewesen seyn. Folgendes ist Hrn. Sch. Ansicht der Sache, die er dem Publicum in seiner Fortsetzung der Geschichte der Astronomie bald umständlicher vorzulegen hofft. — Wenn auch Hipparch nach Theodorus ein Werk über die Sehnen schrieb, welche er, wie der Augenschein lehrt, bey seinen Arbeiten nicht entbehren konnte; so dürfen wir ihn doch noch nicht als den Erfinder aller der von Ptolemäus vorgetragenen und wahrscheinlich allmählich entstandenen Lehrsätze betrachten, welche wir z. B. noch bey Theodosius vermissen. Theoreme, deren Beweise schon bekannt waren, führt Ptolemäus nicht umständlich an, wie schon Hr. Ideler bemerkt (Mon. Corr. Jul. 1812. S. 15). Gnomon und Skaphium waren vorher bekannt. Für das letzte gebraucht Ptolemäus seine Solstitial-Armille, welche bloß den Vorzug einer leichteren Behandlung und einer genaueren Gradeintheilung hat. Zu Bestimmung der Nachtgleichen, und der Lage des Aequators wurden die andern Armillen benützt. Die Polhöhe daraus herzuleiten hält zwar Ptolemäus für möglich, aber nicht für zweckmäßig der unsicheren Beobachtungen wegen, und gibt deswegen der gewöhnlichen, eben so unzuverlässigen Methode, aus der Dauer des längsten Tages, den Vorzug, und zwar nur nach halben Stunden. Bey beiden Männern wird mehr unmittelbar gemessen, als berechnet, und Höhenbeobachtungen finden sich fast



nirgends. Aus der Schiefe der Ecliptik, welche Ptolemäus aus den gemessnen Bogen zwischen den Wendekreisen herleitet, und der angenommenen Sonnenlänge findet er durch die bekannten einfachen Proportionen Abweichung und gerade Aufsteigung für die verschiedenen Punkte der Ecliptik. Alle übrigen Dreyecke betreffen ebenfalls nur Theile der Ecliptik, nämlich die Winkel derselben mit dem Meridian, dem Horizonte, ja auch die Höhen einzelner Punkte derselben außer dem Meridian werden berechnet, nicht beobachtet. Den Stundenwinkel findet Ptolemäus durch die Ascensional-Differenz ganz auf die jetzige Methode; Hipparch scheint dabey bloß empirisch zu Werke gegangen zu seyn, weil er nur die Zeit des Auf- und Unterganges einzelner Sternbilder angibt, und wenn er in seiner noch vorhandenen Schrift (s. Petav. Uran. p. 140. ed. Antw.) auch die Rectascension einiger Sterne hinzufügt, so geschieht dieses bloß um durch dieselben Merkmale für einzelne Stunden bey seinen Beobachtungen, z. B. von Finsternissen, zu haben, wie er ausdrücklich sagt. Er geht dabey vom Krebse, nicht vom Widderpunkte, aus. Bey solchen wenigen Hülfsmitteln scheint daher auch sein Sternverzeichnis nichts anders enthalten zu haben, als eine Aufzählung der einzelnen Sterne in den Bildern, wobey er sich von seinen Vorgängern nur dadurch unterschied, daß er die Lagen derselben gegen einander genauer angab. Die Beispiele, welche Pt. (lib. VII. c. 1.) von Hipparch anführt, hält Hr. Sch. für ein Fragment daraus. Als H. weiter die Mondörter bey Finsternissen untersuchte, kam er auf die Vermuthung, daß eine Präcession statt finden könne, und untersuchte daher die Lage einiger Sterne gegen die Koluren, die Wendekreise und den Aequator. Er maß also einige Abstände, wie schon vor ihm Timocharis u. a., wobey ihm der Mond in den Finsternissen ein sicheres Hülfsmittel schien, die Entfernung von der Sonne, deren Ort bekannt war,

zu bestimmen (Ptol. lib. III. c. 3.). Daß dieses Verfahren nicht allgemein seyn konnte, liegt also am Tage. Ptolemäus, um über die Präcession sichere Resultate zu gewinnen, nahm sich daher vor, die Längen und Breiten aller Sterne zu bestimmen, und weil ihm seine Trigonometrie außer der Ecliptik und an der dunklen Hemisphäre wenig Hülfsmittel darbot, nahm er seine Zuflucht zu seinem von ihm erfundenen Astrolabium, um die Lage der Ecliptik unmittelbar zu haben, und zu Hipparch's Methode, die er nur dadurch allgemeiner zu machen hoffte, wenn er dem Mond' nicht nur in den Syzigiis, sondern auch in den Quadraturen benutzte. Da er indessen nur zwey Gleichungen desselben kannte, so mußte er dabey große Fehler begehen. Der Hauptfehler aber, der allen Beobachtungen gemein ist, liegt darin, daß er die Nachtgleichen um  $48'$  in Bogen zu weit vorrückt. Dieser Werth muß also zu der Präcession hinzugethan werden, wenn man die Längen von jetzigen Beobachtungen zurückrechnen will. Derselbe führt ungefähr auf das Jahr 63 p. Chr., welches la Lande als Epöche dafür anzunehmen geneigt ist, da doch Ptolemäus im Jahre 135 p. Chr. beobachtet hat. Daß dieser Fehler aber von der unrichtig beobachteten Nachtgleiche herkomme, findet Hr. Sch. auf folgende Art. Im siebenten Buche, wo Ptolemäus von seiner Methode ein Beispiel gibt an einer Beobachtung des Regulus den 24. Februar 135, setzt er die Sonnenlänge in  $3^{\circ} \times$  Nach den Zachischen Sonnentafeln wäre die wahre Länge mit Hinweglassung der kleineren Gleichungen um  $5^{\text{u}} 10'$  Abends =  $11^{\circ} 4' 32''$  gewesen. Hiermit scheint die Beobachtung von  $\gamma$  Ariet. übereinzustimmen, welche Ptolemäus  $\gamma 6^{\circ} 20'$  angibt, und im Jahre 135 seyn müßte =  $\gamma 7^{\circ} 7' 49''$ . Wenn man nun diesen Fehler auch bey der angegebenen Sonnenlänge annimmt, so müßte dieselbe nach

Ptolemäus eignen Beobachtungen seyn  $= 11^{\circ}, 3', 44'$ . Daß aber derselbe auch nicht durch Reduction von  $2^{\circ}, 42'$  von Hipparchs Längen seine Werthe gefunden habe, wie man glaubt, läßt sich auf folgende Weise zeigen. 1) In den oben angeführten Stunden-Bestimmungen Hipparchs (Uran. 141. ed. Antw.) setzt Hipparch  $\gamma$  Ariet. um den zwanzigsten Theil einer Stunde über den Colur. Dieses gäbe die Länge  $= \gamma 2^{\circ}, 38'$ , statt daß dieselbe seyn müßte  $= \gamma 3^{\circ}, 26'$ . Aus dieser Angabe Hipparchs müßte Ptolemäus mit  $2^{\circ}, 40'$  gefunden haben  $\gamma 5^{\circ}, 18'$ . 2) Bey der Mondfinsterniß 145 ant. Chr. mußte die Länge der Spica seyn  $= \eta 23^{\circ}, 53'$ , welche Hipparch (Alm. III. 3.)  $\eta 23^{\circ}, 30'$  annimmt; Ptolemäus müßte also gefunden haben  $\eta 26^{\circ}, 10'$ , er gibt aber  $26^{\circ}, 20'$  an. 3) Bey der Finsterniß 134 ant. Chr. findet sich aus Hipparchs Messungen  $\eta 24^{\circ}, 45'$ , worüber sich Hipparch selbst wundert, und Ptolemäus ganz richtig zeigt, daß der Fehler von der unrichtigen Sonnenlänge herkomme. Hipparch scheint aus beiden Beobachtungen selbst das Mittel genommen zu haben, wenn er (Alm. lib. VII. 2.) den Abstand der Spica vom Herbstäquinoclio  $6^{\circ}$  setzt, also die Länge  $= \eta 24^{\circ}$ , welche eigentlich  $24^{\circ}, 7'$  seyn müßte. Aber auch hieraus kann Ptolemäus seine Länge nicht gefolgert haben, weil er sonst  $\eta 26^{\circ}, 40'$  gefunden haben müßte. Es bedarf indessen aller dieser Beweise nicht, wenn man nur Ptolemäus Worte (lib. VII. 2. fin.) recht betrachtet. Er sagt nämlich ausdrücklich, Hipparch habe für seine Zeit die Länge des Regulus gefunden  $= \sigma 29^{\circ}, 50'$ ; er selbst aber finde durch seine (umständlich beschriebene) Beobachtung dafür  $\Delta 2^{\circ}, 30'$ ; folglich sey die Präcession in diesen 265 Jahren  $= 2^{\circ}, 40'$ , und auch andre solche Untersuchungen würden dieselbe in 100 Jahren ungefähr einen Grad geben.

Göttingische  
 gelehrte Anzeigen  
 unter der Aufsicht  
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. u. 59. St.

Den 11. April 1816.

München.

Denkschriften der Königl. Academie der Wissenschaften zu München für die Jahre 1811 und 1812. S. diese Anzeigen 1814. S. 1073.

Aus dem Gebiete der Naturgeschichte und verwandten Disciplinen enthält dieser Band folgende Abhandlungen: J. von Paula Schrank über die Priestley'sche grüne Materie. Diese (— schon im vorletzten Jahrhunderte von Woodward u. a. untersucht, aber erst —) neuerlich seit Priestley's und Ingen-Housz's daran entdeckten Merkwürdigkeiten allgemein berühmt wordne vegetabilische Substanz, verliert hier vieles von dem Wunderbaren was man an ihr beobachtet haben wollte; namentlich ihre vorgebliche Entstehung aus anfänglichen Infusions-thierchen, in welche sie sich auch in ihrem reiferen Alter wieder auflösen sollte, woraus man den vollkommenen Uebergang der beiden organisirten Reiche in einander zu erweisen glaubte u. dergl. m. Der Verf. zeigt, daß Priestley und Ingen-Housz zweyerley ganz verschiedene Substanzen, jeder eine andere

H (3)

untersucht und beschrieben haben. Erstere nämlich die fadige *Conferva bullosa*; letztere hingegen die mehr körnige *Lepraria infusionum*. Nie verwandte sich etwa diese in jene; vielmehr seyen beide wieder aus mehreren verschiedenartigen Substanzen zusammengesetzt. Denn die gedachte Conserve hält er gar für keine besondere Gattung ihres Geschlechts, sondern für ein Aggregat verschiedner Dinge, bey welchen selbst der fadige Theil nicht immer und in allen Aufgüssen derselbe sey; die vermeinte Leprarie aber sey gar kein eigenartiges kryptogamisches Gewächs, sondern ihre körnige Grundlage ganz unorganisch, bloßer kalkichter oder anderer Niederschlag, der allgemach mit kleinen daran haftenden Pulverarien überzogen werde. Alle vorgeblichen Phänomene von eigenthümlicher Bewegung aber, woraus man die Animalität jener Wasserfaden in gewissen Perioden ihres Lebens habe erweisen wollen, seyen entweder bloß scheinbar, gar von keinem innern Princip, sondern von äußern mechanischen Ursachen abhängig; oder aber zufällig von Vibrationen u. a. dergleichen darin hospitirenden wahren Infusions-thierchen. — J. G. Schneider's critische Uebersicht der einzelnen Arten aus der Gattung von Eidechsen, welche er Wandkletterer nennt, Linné aber, u. a. Geckonen. Gestattet so wenig als die folgende Abhandlung hier eine ausführliche Anzeige. — Abbildungen und Beschreibungen einiger Fische aus Japan und einiger Mollusken aus Brasilien, welche bey Gelegenheit der ersten Russ. Kaiserl. Erdumseglung lebendig beobachtet wurden von Dr. Tilesius, Naturalisten der Expedition. Die Fische sind: *Ostracion nasutus* (*hexagonus* Thunb.) und *Ericius cataphractus* (*Sciaena cataphracta* Thunb.); die Mollusken aber: *Prionostoma* das Sägemaul aus Brasilien, ein neues Geschlecht scheidenartiger

Mollusken, und *Aplysia tigrina* mit ihrer Brut aus dem Brasilischen Archipel von S. Catharina. — Sam. Thom. Sommerring über einen Ornithocephalus, oder über das unbekannte Thier der Vorwelt, dessen fossiles Gerippe Collini 1784 in den Act. Acad. Theod. Palatinae beschrieb, und welches sich gegenwärtig in der Naturaliensammlung der Acad. der Wissenschaften zu München befindet. Der Verf. hat dieses abenteuerliche und vor der Hand einzige Gerippe mit seiner gewohnten Genauigkeit untersucht, und hält es einer Art von Fledermäusen zugehörig, die dem Pteropusgeschlechte noch am nächsten zu kommen scheine. Auch scheine dieses fossile Gerippe "in der Stufenfolge der Thiere zwischen den fliegenden Säugerthieren und den eigentlichen Vögeln eine beträchtliche Lücke dadurch auszufüllen, daß außer den Füßen die Totalform seines Schädels schon auf den ersten Anblick der Form des Schädels der Vögel weit mehr ähnelt, als selbst die Schädel der in unsern Tagen allererst, bey unsern Gegenfüßlern, aufgefundenen Schnabelthiere." Der Character dieses Ornithocephalus antiquus sey: "Caput ob maxillarum longitudinem truncato longius, Collum longitudine trunci, Digiti extremitatum inferiorum et superiorum quatuor, Digitorum manus unus capitis et colli junctam longitudinem superans." — Tanypus, eine neue Vogelgattung, von Mich. Oppel. Die einzige bisher bekannte Art die er vom Drosselgeschlechte absondert, und Tanypus australis nennt, ist auf Neu-Holland zu Hause. — J. A. H. Reimari de cerebro et nervis commentariolus. Der würdige Veteran den wir seitdem verloren haben, widerlegt zuersf allerhand paradoxe Ansichten des Hrn. Dr. Gall vom Hirn und den Nerven; z. B. von der demselben fast nur fußzigscheinenden Rindensubstanz des erstern;

von dem Verhältniß worin dasselbe zum Rückenmarke, gleichsam als Fortsetzung zum Stamme stehen solle; von dem naturwidrigen Begriff den Dr. G. mit Nervennoten verbindet, da er ihn auf durchaus davon verschiedne Organisme ausdehnt u. s. w. Hingegen pflichtet der Verf. Johnstone's Meinung von der Bestimmung der Ganglien bey, um die daraus sich vertheilenden Nerven vom Einfluß des Hirns und Willens unabhängig zu machen. Das Malpighische Netz werde unpassend eine Schleimhaut genannt, da vielmehr nach Analogie das proprium tactus organon darin seinen Sitz habe. (— Dieß eine Behauptung die vor der Hand gar wenig Wahrscheinliches hat. —) Bey den zur Lateralbewegung der Augäpfel bestimmten beyderley geraden Augenmuskeln findet er es sonderbar, daß da gewöhnlich zwey verschiedenartige, der abducens des einen und der adducens des andern zusammenwirken. — Dieser Aufsatz gab dem Hrn. Geh. R. und Ritter von Sömmerring Anlaß zu einem lehrreichen Nachtrage über die gleichen oder verwandte Gegenstände. Nahmentlich über die Nerven am Auge des Puters, verglichen mit denen am Menschen-Auge. Der menschliche Sehenerve übertrifft an relativer Stärke die von den vierfüßigen Säugethieren auffallend. Erweis des durchaus zu beachtenden Unterschiedes zwischen Nerven und hingegen markichten Fasern im Hirn und Rückenmark, den die Herren Gall und Spurzheim aufheben wollten. Weitere Ausführung des wie gedacht auch vom sel. R. gerügten Mißbrauchs, Theile im Hirn Ganglien zu nennen, die durchaus nichts damit gemein haben. Bestätigung der vom Verf. schon früher gemachten Bemerkung, daß unter allen so genannten willkührlichen Muskeln die den Sinnwerkzeugen eignen mit den ansehnlichsten Nerven versehen werden. — *Curtii Sprengel,*

Prof. Halens., *Dissertatio de Germanis, rei herbariae patribus.* Eine gelehrte Abhandlung, welche nicht wohl eines Auszuges fähig ist, und besonders von dem künftigen Herausgeber der *Spec. Plant.* berücksichtigt zu werden verdient. — *Omphalodes* eine wiederhergestellte Gattung, von Fr. v. Paula Schrank. Schon Mönch (*Math. plant.*) hat bekanntlich die Tournefortische Gattung *Omphalodes* wieder hergestellt, worin ihm in neuern Zeiten auch die Verfasser der *Flor. Lusitan.* gefolgt sind. Bevor aber dergleichen Theilungen bey andern verwandten Gattungen vorgenommen werden, wird es nothwendig seyn zu bestimmen, ob die Frucht, in Hinsicht auf Gestalt und Oberfläche, mehr wie bisher bey den Gattungen dieser Familie berücksichtigt zu werden verdienen. Ein wichtiger Character, auf den Gärtner zuerst aufmerksam machte, ist wohl ohne Zweifel die geöffnete oder geschlossene Basis der Fruchthülle, die wir auch lieber mit *Gärtner nux*, als nach unserm Verfasser *arillus* nennen möchten. Außer den sechs, zu *Omphalodes* gerechneten, Arten, würde auch noch *Cynogl. lusitanicum Brot. Lusit.* hierher gehören, das von dem gleichnamigen Einneischen (nach Vahl nicht in Portugal wachsenden) sehr verschieden ist. Hoffmannsegge und Link haben diese Art bereits als *Omph. nitida* in ihren bekannten Werke aufgeführt und eine treffliche Abbildung davon gegeben. Willdenow, der beide Gattungen mit Linné vereinigt, nennt dieselbe *Cynogl. nitidum*. — Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit der Ameisensäure, von A. S. Gehlen. Bekanntlich sind neuerdings von mehreren Chemikern über die Eigenthümlichkeit dieser Säure Zweifel erhoben, und insbesondere haben Fourcroy und Bauquelin gesucht durch Versuche darzuthun, daß diese Säure nichts anders als



eine unreine mit Apfelsäure untermischte Essigsäure sey. Dieß veranlaßte den Verfasser mehrere vergleichende Versuche über die Ameisensäure und Essigsäure und namentlich über die respectiven Sättigungscapacitäten für verschiedene salzfähige Basen und die Beschaffenheit einiger durch sie gebildeten Salze anzustellen, welche in vorliegender Abhandlung von ihm mitgetheilt werden. Dieselben bestätigen nicht nur die frühern Entdeckungen von Marggraf, Arvidson, Dehen und Suersen über die Ameisensäure, sondern erweisen auch auf eine sehr entscheidende Art die Eigenthümlichkeit derselben und ihre völlige Verschiedenheit von der Essigsäure. Auf der zu dieser Abhandlung gehorenden Kupfertafel XII sind die Krystallformen des ameisen-sauren und essig-sauren Baryts nach den von Hrn. Prof. Bernhardt in Erfurt davon gemachten Bestimmungen abgebildet. — *Memoire sur plusieurs nouvelles varietes de formes determinables de Topaze; par J. A. Monteiro.* Der Verfasser dieses Aufsatzes tritt in die Reihe der Wenigen, welche die Mühe nicht scheuen, durch Verfolgung der von Hauy gebrochenen Bahn, die Krystallogie und dadurch die Mineralogie im Allgemeinen zu erweitern. Es werden hier 18 neue Varietäten von Krystallisationen des Topases, im Wesentlichen nach Hauy's Methode genau bestimmt, wodurch nun die Anzahl der mathematisch untersuchten Krystallisationen dieser Substanz auf 28 gesteigert worden, indem in Hauy's Tableau comparatif nur deren 10 enthalten sind. Die meisten dieser neuen Krystallformen beobachtete der Verfasser an dem Sächsischen Topase. In Ansehung der Bezeichnung der Gesetze der Abnahme, besonders der intermediären, erlaubt sich Herr Monteiro kleine Abweichungen von der Hauy'schen Methode, worüber er sich in einem besondern Ab-

schnitte seiner Abhandlung erklärt. Unter den übrigen lehrreichen Bemerkungen verdient dasjenige ausgezeichnet zu werden, was von ihm über den verschiedenen Typus des Sächsischen, Brasilianischen und Sibirischen Topases gesagt worden. —

In beiden Bänden enthält die Abtheilung der Geschichte nur eine, aber desto wichtigere, fertige laufende Abhandlung, deren vollständige Erscheinung wir erst abwarten wollten, ehe wir davon Rechenschaft gaben: Die Vereinigung des Baiernischen Staats aus den einzelnen Bestandtheilen (der ältesten Stämme, Gaue und Gebiete), historisch entwickelt von Carl Heinrich (später von) Lang. I. 168. II. 188 Seiten in groß Quart, jeder Abschnitt mit der Mannertschen Karte von Baiern in zwei Blättern.

Nach dem Plane des Verfassers soll der Zustand des Königreichs Baiern, wie dasselbe 1812 bestand, zuerst unter den Deutschen Volkerschaften, welche sich nach der Völkerwanderung bleibend darin niederließen, dann in der Zeit geregelter Gauverwaltung, bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts, und endlich unter der Vertheilung in erbliche Regentenfamilien, zu der Zeit als das Haus Wittelsbach den Herzogshuth erlangte (1180), gezeigt werden. Eine in der Ausdehnung schwierige Aufgabe, deren Lösung aber nicht bloß für Baiern, sondern für ganz Deutschland die Geographie des Mittelalters sehr viel weiter fördern würde. Wirklich besitzt auch noch kein andres Land ein solches Werk, wie der Verf. hier Baiern gegeben hat, das vermuthliche Vorbild für andre Landschaften. Wir müssen daher etwas länger dabei verweilen, theils um auf seine Benutzung, seine Nachahmung aufmerksam zu machen, theils vor den Fehlern zu warnen, welche seinen Gebrauch leider! auch sehr beschränken.

Die erste Abtheilung mittelt den Umfang der drey großen Völkerstämme aus, welche im Umfange des jetzigen Baierns vorkommen, der Alemannen-Schwaben, mit denen die Untersuchung anhebt, der Thüringer, später Ostfranken, endlich der Bajorier selbst; von allen werden die Herzoge aufgeführt, von ihren Geschlechtern und ihren persönlichen Verhältnissen Nachricht gegeben. Bey den erstern finden wir indeß nur das Bekannte wieder, und bey den Baiern tritt der Verf. der Meinung Mannerts mit einer kleinen Ausdehnung bey, und läßt sie aus den Nesten der Markomannen, Heruler, Scyren, Rugier und Turcilinger als neues Volk hervorgehen. Von Hofern also weiter nichts mehr in der Baierschen Geschichte! Ferner beschäftigt sie sich hauptsächlich mit der Abtheilung der Gaue aus der Bestimmung des Umfangs derselben; hierbey hält er sich an die kirchlichen Grenzen der Bisthümer und Archidiaconate, indem er die Einstimmung derselben und der politischen als unlängbar voraussetzt, wie denn das Zusammenfallen beider im südlichen Deutschland wohl keinem Zweifel mehr unterworfen ist. Nur möchte man sich doch nicht so ganz auf die Diöcesen-Karten verlassen dürfen, wie der Verf. thut, und überhaupt muß für die kirchliche Geographie wohl erst noch mehr geschehen. Bey dieser genauen Untersuchung muß sich freylich Manches in unsern bisherigen Vorstellungen ändern. Davon ist ein Beispiel den Umfang des Nordgaus, der von Pfeffel und andern so sehr ausgedehnt, von Schultes eingeschränkt, von Mannert noch mehr angefochten, von Pallhausen vertheidigt wurde. Die Gründe des letztern bekämpfte unser Verfasser, wie es uns scheint, sehr gründlich und mit Erfolg. Doch können wir hier nicht folgen, und unsere von Allen abweichende Ansichten ausführen; so wie wir überhaupt in das

Einzelne nicht gehen dürfen, wo noch Vieles zweifelhaft geblieben ist.

Die zweite Abtheilung entwickelt das Hervortreten der erblichen Regentenhäuser aus den Gaugrafen; 91 Territorien mittelst der Verf. für das Jahr 1180 aus. Eine herrliche Hülfe für die Baiersche Geschichte des Mittelalters, auch über Baiern hinaus unentbehrlich! Einzelnes mag freylich auch hier noch lange nicht gegen allen Zweifel feststehen, bey Vielem haben wir sehr gegründete Bedenken, manches müssen wir als falsch erkennen. Aber dadurch wird der Werth der Arbeit nicht verringert. Auch bey mehreren Hauptideen sind wir mit dem Verf. nicht gleicher Meinung. Er hat die verschiedenen Bedeutungen, unter welcher das Wort: Grafschaft im Mittelalter vorkommt, nicht gehörig geschieden, ist hier überhaupt nicht tief genug eingedrungen. Er hat diese Sprengel als geschlossene Ganze vererbt, dabey auf andere Erwerbungsgründe, andere Mittel die Territorien zu bilden, (z. B. die Regalien) zu wenig Rücksicht genommen. Der Wichtigkeit und Brauchbarkeit des Werks unbeschadet, darf man doch sagen, daß eigentlich die Zusammenstellung des Zerstreuten, die Behandlung, sein größter Vorzug sey; des Neuen ist wenig, das Reichsarchiv lieferte noch nicht viele Thatsachen. Wichtiger für den Gebrauch aber ist es, daß der Verf. durchaus nur Resultate seiner Untersuchungen, nicht diese selbst geliefert, daß wir also durch diese Methode in der Wissenschaft nicht viel weiter gekommen sind. Denn wie kann er verlangen, daß man ihm alle Angaben nachglauben soll, da er keine Beweise dafür anführt, und nur im Allgemeinen die Grenzen der Gaue und Grafschaften oder Gebiete zieht. Wo soll man zur Entscheidung kommen, wenn Zweifel entstehen? Citate gibt es sehr wenige und diese sehr

oberflächlich. Am wenigsten können wir mit den Karten zufrieden seyn. Statt für jeden Zeitpunkt eigene anzulegen, und diese nach dem Zustande unserer Kenntnisse von jedem auszufüllen, erhalten wir unilluminirte Exemplare der allerneuesten Karte des Königreichs, worin die alten Grenzen (wie bey den ersten) eingezeichnet, oder (bey der zweyten) die Gebiete ganz mit eigenen Farben gedeckt sind. Wie Vieles liegt aber in der neuesten Karte das uns gar nichts angeht, wie viele Orte sind darauf zu finden, die das Mittelalter nicht kennt, und was noch wichtiger, wie viele fehlen, die seitdem von der Oberfläche verschwunden sind und nur noch in Urkunden und mündlicher Fortpflanzung leben. Dieß ist durchaus nicht die Art, wie Karten für entfernte Zeiträume angelegt werden müssen. Wie sehr ist der Gebrauch erschwert, indem die Nahmen der abgeschnittenen Landstriche nicht eingetragen werden konnten? Da jedes Exemplar besonders gezeichnet werden muß, so sind Fehler unvermeidlich, und Rec. hat deren in den vorliegenden viele gefunden. So ist die Stadt Bamberg nicht einmahl mit der Farbe des Bisthums umzogen, sondern gehört noch zu Würzburg; zwey Regensburger Ruralcapitel sind zu Eichstädt gelegt. Eine so illuminirte Karte ist auch nur auf ausdrückliches Verlangen aus dem Reichsarchiv zu erhalten. Auch wohl kein Mittel sie zu verbreiten!

### Riel.

In der Academischen Buchhandlung: 'Die Culpa des Römischen Rechts. Eine civilistische Abhandlung von Dr. Johann Christian Gasse, ord. Prof. der Rechte zu Königsberg. 1815. 669 S. in Octav.'

Keine Lehre des Römischen Rechts ist in der neuesten Zeit öfter bearbeitet worden, als die Lehre

von der Culpa, freylich mit sehr verschiedenem Glücke, und ohne bislang feste und unbezweifelte Resultate zu gewinnen. So sprechen hier einige unaufhörlich von technischen Bedeutungen, und wollen alles recht streng juristisch fixiren, andere dagegen machen es dem Römischen Sprachgebrauche so bequem, daß man gar nichts mehr hat, woran man sich halten kann, und alles einem unter den Händen unbestimmt wird. Zwischen diesen beiden Extremen hat der Verf. einen Mittelweg ausgesucht, indem er von dem Grundsatz ausgegangen ist, daß bey dieser Lehre von einem Stoffe die Rede sey, welcher weniger durch die Schule ausgebildet worden, als aus dem gemeinen Leben selbst, und der Erfahrung zu schöpfen sey. „Schuld und Unschuld,” sagt er, „im Verkehre der Menschen unter einander, lassen sich nur bestimmen, indem man darauf sieht, was von dem Menschen seine Natur verlangt, und was die Menschen von einander unter gegebenen Umständen zu fordern pflegen, nur daraus läßt sich schließen, was sie in einem bestimmten Falle nach der Natur der Sache von einander zu erwarten ein Recht haben. Will man hierüber aber belehren, so muß man sich natürlich so sehr als möglich an den gemeinen Sprachgebrauch anschließen; denn Wort und Sache sind hier so nahe verknüpft, daß man sich gegen das erstere keinen Zwang erlauben kann, ohne die letztere auf den Kopf zu stellen. Die eigentlichen Kunstausdrücke müssen hier also nothwendig seltner seyn, und selbst die etwa vorkommenden müssen sich aus dem natürlichen Sprachgebrauche gewissermaßen erklären lassen und nicht gar zu schroff davon abstecken. Das Hauptgeschäft ist hier immer, den gemeinen Sprachgebrauch möglichst genau zu bestimmen, und ihm das Ungewisse und Schwankende zu nehmen, was er im Munde der Leute anzunehmen pflegt, die

Sache selbst aber so zu normiren, wie es am schicklichsten und den natürlichen Verhältnissen am angemessensten ist. Die Römer haben für diesen einfachen Zweck viel gerhan, und wollen wir ihnen nicht geradezu entgegen arbeiten, so dürfen wir uns eben so wenig zu sehr an den Buchstaben binden, als ihnen eine Willführ in den Worten und Redensarten zutrauen, wie sie kaum von den ungebildetsten Menschen erhört ist.<sup>22</sup> Der Verf. erkennt daher nur ein Kunstwort in dieser Lehre, *diligentia* ohne Zusatz, an, und gibt nun aus seinem Gesichtspuncte folgende Resultate für die ganze Lehre der *Culpa*: die allgemeinste Bedeutung des Wortes *Culpa* ist ein Verstoß gegen Recht, Sitten, guten Ordnung; die allgemeine juristische: ein Vergehen gegen Recht und Gesetz. In diesem Sinne erstreckt sich die Lehre von der *Culpa* so weit als das ganze Recht, und die Lehre von unerlaubten Beschädigungen (*damnum injuria datum*) ist ein Theil derselben. In der Regel sind die Beschädigungen durch Nichtthun nicht unerlaubt, aber auch nicht alle Beschädigungen durch Thun sind es unbedingt. (Beschädigung überhaupt ist Verminderung des Vermögens, des bestehenden und des zukünftigen.) Welche Beschädigungen durch Thun unerlaubt waren, muß aus der *Lex Aquilia* gefolgert werden. Diese hob alle frühere Gesetze über diesen Gegenstand auf, schloß die Beschädigungen durch Nichtthun aus, und bestimmte den Begriff des *damnum injuriae* dahin, daß dasselbe nicht in einer jeden schädlichen, irgend einem Rechte widersprechenden Handlung, sondern in einer solchen, die schon als Beschädigung widerrechtlich sey, bestehe. Verletzung der Substanz einer Sache, und was dem wegen offener Villigkeit gleich gesetzt werden kann, ist also allein *damnum injuriae*. — In dem Ausdrucke *damnum injuria datum*, oder *damnum*

culpa datum, ist injuria und culpa völlig gleichbedeutend, und ist von Widerrechtlichkeit an sich zu verstehen. Diese enthält zwey Theile, objective (Beschädigung) und subjective Widerrechtlichkeit (Zurechnung derselben). In dem Begriffe Culpa ist jedoch die subjective Widerrechtlichkeit vorherrschend; ja im speciellen Sinne bedeutet culpa die Zurechnung selbst, ob sie gleich noch immer den dolus umfaßt. In diesem Sinne wird culpa für die Lehre von der Culpa allein brauchbar. — Die Lex Aquilia erfordert bloß allgemeine Zurechnung; wo eine besondere Zurechnung zur Widerrechtlichkeit erfordert wird, da ist kein *damnum injuriae* vorhanden. Diese allgemeine Zurechnung gieng nur auf einen Fleiß, wie man ihn gemeinhin unter fleißigen Menschen findet. — Schwieriger ist die culpa im Obligationenrechte zu bestimmen. Nach der Lex Aquilia haben dolus und culpa gleiche Wirkungen, und die culpa umfaßt beides; im Obligationenrecht richtet sich der Grad der *praestatio culpa* nach dem Grade der besondern Verpflichtung, welche das bindende Verhältniß mit sich bringt, und es wird zuweilen nur dolus, und die ihm gleichstehende culpa lata, gewöhnlich aber auch mehr prästirt. Dolus ist wissentliches Schaden (Verthum, daß dieß auch zum Begriff der culpa lata gehöre; Widerlegung der Vohr'schen Distinction, dolus gehe bloß auf *animus lucri faciendi*; ferner, dolus bedeute culpa in faciendo, culpa lata culpa in non faciendo), und setzt eine Kenntniß des gewiß bevorstehenden schädlichen Erfolgs voraus; das Merkmal der culpa lata ist: Vorwand, nicht zu wissen, was alle wissen, und setzt Kenntniß der nahe drohenden Gefahr und der Mittel voraus, wodurch sie abgewandt werden kann, oder daß man, um diese Kenntniß zu verläugnen, sich auf eine uner-



hörte Unwissenheit berufen müßte. Jede culpa lata ist fraus und dolus im allgemeinen Sinne, als wissentliche widerrechtliche Handlung; auch kann eine leichte Schuld als culpa in concreto einer groben gleich werden. Nie hat aber culpa lata mit einem dolus praesumptus zu thun. Die culpa levis ist der letzte Grad der Imputation, und es gibt keinen über sie hinaus; ihr Gegentheil ist immer die diligentia diligentis patris familias. — So existirt also ein Hauptunterschied bey der culpa, zwischen derjenigen, welche der aquilia unterworfen ist, und derjenigen, welche bey dem Obligationenrechte vorkommt, jene bringt eine obligatio erst hervor, diese setzt eine voraus; dagegen hat die Eintheilung in culpa in faciendo, und in culpa in non faciendo durchaus keinen Werth. Dieser Unterschied wird nunmehr in folgenden Punkten bemerklich: die Illegalität (culpa sensu lato) bey den Obligationen hat einen negativen Character, daher ist culpa (sensu stricto) hier negligentia in einem vorzüglichen Sinne, folglich ist der Gesichtspunct hier und bey der aquilia immer verschieden, und müssen die beiden judicia stets als unabhängig betrachtet werden, selbst da, wo sie in einer Thatfache zusammentreffen; nur indirect können sie auf einander Einfluß haben. Wo bey der obligatio nur dolus zu prästiren ist, da geht die aquilische culpa außer dolus die Contractsklage nicht an, ist darum aber nicht weniger culpa in Rücksicht auf die aquilia. Eine obligatio dagegen, welche culpa außer dolus im Allgemeinen zuläßt, muß aber auch die aquilische culpa in ihrer vollen Ausdehnung aufnehmen. Die außeraquilische culpa hingegen, sie mag im Thun oder Nichtthun bestehen, hängt ganz von der obligatio ab, und heißt deshalb **Beflissenheit**, oder diligentia im vorzüglichen Sinne,

Da diese ganze Verpflichtung, sich zu bestreuen, erst besonders aus dem Contracte hervorging. *Diligentia* ohne Zusatz bedeutet den höchsten Grad dieser Bestreuenheit. Nur die wenigen Contracte, welche bloß *dolus* zulassen, wissen nichts von *diligentia*, und ihrem Gegentheil; die vielen Contracte dagegen, welche *culpa* außer *dolus* zulassen, nehmen einmahl die *aquilische culpa* absolut, sodann aber die *außeraquilische culpa* im Verhältniß zu der von der *obligatio* erforderten *diligentia* auf, und zwar wird dieselbe bald unbedingt als *diligentia diligentis patriafamilias*, oder *omnis*, oder *diligentia* ohne Zusatz, bald als *diligentia quam snis rebus quis adhibere solet* erfordert. — Die Römer theilten die *culpa* nach dem Gesichtspunct ein, den wir durch das Beywort in *abstracto* bezeichnen, und zwar in *culpa lata* und *culpa levis*, und dieser Beurtheilung liegt ihre Prästationslehre immer zum Grunde. Ob die *culpa lata* auch zugleich *culpa in concreto* sey, ist allemahl gleichgültig, nur ob die *culpa levis* es sey, ist bey einigen Contracten, und in einzelnen Fällen von Belang, bald, weil sie dann der *culpa lata* gleich steht, bald weil der gewöhnlich Nachlässige durch angewandte *diligentia quam suis rebus adhibet*, entschuldigt wird. Wird nun eine Art der *diligentia* der *culpa* außer *dolus* entgegengesetzt, so wird jene von dieser als *species* von ihrem *genus* unterschieden, keine *diligentia* aber liegt in diesen Redensarten außerhalb der *culpa* als verschiedene *species*. *Custodia* ist nur eine *species diligentiae*, nämlich *diligentia in custodiendo*, und zwar ohne Zusatz, gerade wie *diligentia* ohne Zusatz, der höchste Grad der *custodia*; der Ausdruck *periculum* sehr schwankend, und nur aus dem speciellen Zusammenhange zu ersehen. — Dieses wären ungefähr die Haupt-

sätze des vorliegenden gehaltreichen Werks; in den fernern Kapiteln beschäftigt sich dasselbe mit der Anwendung derselben, so wie mit der Bestreitung der Löhr'schen Theorie; endlich schließt es mit zwey Anhängen: I. Abweichende Meinungen anderer, besonders des Eujacius über die von den Erben des Vormunds zu prästirende culpa. II. System des Jacob Gothofredus und des H. Coccejus.

### Göttingen.

Ueber den volksthümlichen Geist im politischen Leben der Griechischen Freystaaten; eine academische Einladungsschrift von J. A. Seuffert, der Philosophie und beider Rechte Doctor, Privatdocent in Göttingen. 1815. 66 Seiten in Octav.

Der Verfasser der gegenwärtigen Schrift gibt durch dieselbe einen Beweis seiner Bekanntschaft mit der Griechischen Litteratur und Verfassung, der um so rühmlicher für ihn ist, da er sich zunächst der Rechtswissenschaft, jedoch zugleich den politischen Wissenschaften, gewidmet hat. Er geht aus von einer Rechtfertigung des Worts Volksthümlichkeit, mit einer Bestimmung des Begriffs den dasselbe ausdrückt. Er wendet dieses alsdann auf die Griechen an, und zeigt worin ihr volksthümlicher Sinn sich gezeigt habe. Zunächst schon in mehreren Ausdrücken der Sprache, dann in dem Werthe, den man darauf legte, Mitglied des Gemeinwehens, *δημος*, zu seyn. Nicht weniger in der Art der Erziehung, in der Religion und den Festen, welche diese veranlaßte. Dieß Alles ist von den Verf. mit Wärme ausgeführt, und läßt uns noch reifere Früchte seiner Studien für die Zukunft erwarten.

H n.

**Göttingische**  
**gelehrte Anzeigen**  
 unter der Aufsicht  
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stüd.

Den 13. April 1816.

**Göttingen.**

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: **Psychische Ana-**  
**thropologie** von Gottlob Ernst Schulze. 1816.  
 XIV und 610 Seiten in Octav.

Dieses Werk ist zwar von dem Verf. mit zum Ge-  
 brauche bey seinen Vorlesungen über die darin dar-  
 gestellte Wissenschaft bestimmt. Es enthält jedoch  
 keine bloße Anzeige der Verschiedenheit der mensch-  
 lichen Seelenkräfte, ihrer mannichfaltigen Wirkun-  
 gen, und der Gesetze, worunter diese Wirkungen  
 stehen, wie auch schon die Stärke desselben zu er-  
 kennen gibt. Das Vorzüglichste, was in den Zu-  
 ständen der Seele, der Erfahrung gemäß, angetrof-  
 fen wird, ist mehrentheils mit Ausführlichkeit er-  
 örtert, und die wichtigsten Lehren sind, wenn sie  
 nicht das sehr Bekannte aus dem psychischen Leben  
 des Menschen betreffen, mit einer Anführung be-  
 weisender Thatsachen, oder doch derjenigen Schrif-  
 ten, worin diese Thatsachen auf glaubwürdige Art  
 mitgetheilt werden, versehen worden. Ob es aber  
 dem Verf. gelungen sey, die Grundzüge zu einem

J (3)

Gemälde von der geistigen Natur des Menschen vollständig aufzustellen, darüber kommt das Urtheil Andern zu. In diesen Blättern kann nur eine Anzeige der Art statt finden, wie er die menschliche Seelenkunde behandelt hat, und was derselbe zu leisten vorzüglich bemüht gewesen ist.

In der Vorrede wird gezeigt, daß und warum in der psychischen Anthropologie, wenn sie den übrigen Erfahrungswissenschaften in Ansehung der Zuverlässigkeit ihrer Lehren gleichkommen soll, die Erforschung desjenigen, was jen.ahls der Erfahrung gemäß Großes und Vorzügliches in der Wirksamkeit menschlicher Seelenkräfte statt gefunden hat, und die Angabe der Bedingungen unter welchen es entstand, zur Hauptsache gemacht werden müsse. Dieser Ansicht von der Vollendung gemäß, die jener Wissenschaft noch zu Theil werden kann, verweist auch der Verf. am liebsten und längsten bey demjenigen, was den Menschen auszeichnet, und hat sich auf die Beantwortung vieler Fragen, die in der empirischen Psychologie aufgeworfen worden sind, nur in so fern eingelassen, als dadurch die Erkenntniß der Vorzüge des Menschen, in denen sich ja auch das Charakteristische unserer Natur am deutlichsten ausspricht, gewinnt. Die Ordnung aber, in welcher die Untersuchungen angestellt worden sind, ist die in den psychologischen Werken gewöhnliche, weil sie dem Verf. zweckmäßig schien. Zwar stimmt diese Ordnung nicht mit der Art und Weise überein, wie sich das psychische Leben nach und nach entwickelt. Denn der Anfang desselben liegt unstreitig wohl in einem Zustande, der eine innige Mischung angenehmer oder unangenehmer Gefühle mit sehr schwachen Aeußerungen des subjectiven und objectiven Bewußtseyns ausmacht. Auch findet in der Wirklichkeit niemahls eine solche Trennung der Thätigkeiten

der Seelenkräfte statt, als der Seelenforscher vornehmen muß, um die Fülle dieser Kräfte deutlich zu machen; und in jeder Bestimmung des Bewußtseyns ist eigentlich ein Wirken aller Seelenkräfte vorhanden, aber in sehr verschiedenen Graden. Da jedoch das Selbstbewußtseyn den Mittelpunkt des gesammten geistigen Lebens ausmacht, so wird die Erörterung desselben mit Recht an die Spitze aller Untersuchungen über die Seele gestellt; und da die Entwicklung der Erkenntnißkraft der Ausbildung der übrigen Seelenkräfte vorhergeht, so muß auch die Angabe der Natur und möglichen Vollkommenheit jener, den Nachforschungen über diese vorausgeschickt werden.

Im ersten Hauptstücke handelt daher der Verf. von dem Selbstbewußtseyn, oder von der Erkenntniß des Ich, von dem Inhalte dieser Erkenntniß und von der Vollkommenheit, welche sie erreichen kann. Um aber das Selbstbewußtseyn so darzustellen, wie es in der Wirklichkeit statt findet, ist den Verrathungen darüber die Anzeige des damit jederzeit verbundenen Bewußtseyns von dem, zu unserer Person gehörigen Körper, so wie auch von dem vorhandenen angenehmen und unangenehmen Zustande des organischen und psychischen Lebens, (welche beide letzte Bestandtheile des Selbstbewußtseyns neuerlich mit dem Rahmen des Gemeingerühls belegt, aber nicht immer genau von einander und von der Erkenntniß unsers Körpers, die wir durch ganz andere Mittel erwerben, unterschieden worden sind) beygefügt.

Im zweyten Hauptstücke folgt die Anzeige dessen, was von den Beziehungen der Eigenthümlichkeiten des menschlichen Körpers auf die Vorzüge des psychischen Lebens bis jetzt ausfindig gemacht worden ist. Die Summe hievon ist freylich nicht groß, inzwischen doch auch nicht so gering, daß sie zur richtigen Er-

Kenntniß der menschlichen Natur gar nichts beyntrüge. In diesem Hauptstücke ist zugleich mit Rücksicht genommen worden, theils auf die Hypothesen über die Art und Weise, wie die Nerven wirksam sind, wenn sie der Seele als Organe dienen, theils auf die Frage: Ob alle bis jetzt bekannt gewordenen Menschen-Arten von einem einzigen Eltern-Paare abstammen können? Von jenen Hypothesen wird hier, so wie auch noch bey andern Gelegenheiten gezeigt, daß ihnen alles zur Gültigkeit Nöthige fehle, und daß davon die Hypothese von dem Nerven-Geiste keine Ausnahme mache. Die Frage in Ansehung der möglichen Abstammung aller Menschen von einem einzigen Eltern-Paare, ist aber in Rücksicht der Gleichheit aller Menschen-Arten in Ansehung der Anlagen, die der menschlichen Natur eigenthümlich sind, und des großen Einflusses, den die Umstände, worunter die Menschen leben, auf die Entwicklung der Anlagen haben, bejahend beantwortet worden.

Nachdem im dritten Hauptstücke die Annahme einer innern oder absoluten Verschiedenheit der Seelenkräfte, ferner die Zurückführung derselben auf die drey Grundkräfte des Erkennens, Fühlens und Begehrens aus den Regeln der Naturforschung gerechtfertigt worden ist, handelt der Verf. von den verschiedenen Zweigen der Erkenntnißkraft, und von den Bedingungen der Vollkommenheit ihrer Aeußerung, wozu auch die Sprache gehört. Bey den Betrachtungen über die Einbildungskraft ist zugleich besonders Rücksicht genommen worden auf den genauern Zusammenhang dieser Kraft mit manchen Zuständen des Nervensystems und mit der Entwicklung der Geschlechts-Organen, ferner werden die gewöhnlichen Vorstellungen von der Fähigkeit der Einbildungskraft, Krankheiten des Körpers hervorzubringen, berichtigt, und endlich auch diejenigen ihrer Wir-

Fungen angegeben, auf deren Inhalt und Form Verstand und Vernunft Einfluß gehabt haben. In Ansehung der Talente nimmt der Verf. mehrere Arten an, als gemeiniglich geschieht. Auch vertheidigt er die Annahme eines absoluten Unterschiedes zwischen der Sinnlichkeit und dem Verstande, zeigt aber noch, warum das Angeborene in den Wirkungen der Erkenntnißkraft nicht getrennt von dem, was darin aus den Empfindungen stammt, nachgewiesen werden könne. Die letzte der, über die Erkenntnißkraft angestellten Untersuchungen betrifft die Thätigkeit des menschlichen Geistes während des Schlafes. Durch diese Untersuchungen hat der Verfasser, was schon längst von den Seelenforschern als ausgemacht angenommen, von den Vertheidigern der Wunder durch den thierischen Magnetismus aber bestritten worden ist, daß nämlich kein Mensch im Schlafe einer andern und vollkommnern Aeußerung der verschiedenen Zweige der Erkenntnißkraft fähig sey, als eben demselben im Wachen möglich ist, zur empirischen Gewißheit zu bringen gesucht. In dieser Absicht wird zuvörderst angezeigt, welche Arten der Geistes thätigkeit im Schlafe, in der Schlaftrunkenheit, im Traume und im Schlafreden nach zuverlässigen Beobachtungen darüber vorkommen, und hierauf die Wirksamkeit der Seelenkräfte im natürlichen Somnambulismus untersucht. Von diesem Somnambulismus sind eine Menge Nachrichten vorhanden. Vielen davon sieht man es aber leicht an, daß sie auf oberflächlichen und sehr besangenen Beobachtungen desselben beruhen. Der Verfasser hat daher solche Nachrichten nachgewiesen, welche frey von diesen Fehlern sind, auf Beobachtungen sich gründen, die von mehreren Personen zugleich, und zwar oft nach einem, vorher dazu entworfenen zweckmäßigen Plane, und mit Anwendung vieler Expe-



rimente, um die Macht und Ohnmacht der Geisteskräfte der Schlafwandler genau zu erforschen, angestellt worden sind, mithin die historische Critik bestehen. Die lehrreichsten davon, die jedoch wenig bekannt sind, können zugleich als Muster für Beobachtungen dieser Art empfohlen werden. Aus einer sorgfältig angestellten Vergleichung dieser Nachrichten wird aber bestimmt, wie weit das Gehemüthsseyn der Sinne bey den natürlichen Schlafwandlern gehe, was sie zu verrichten vermögen, und worin die Aeußerung der verschiedenen Zweige der Erkenntnißkraft von der im Wachen bey eben denselben Schlafwandlern abweichend sey. Hierauf folgen die, zum wenigsten den Zeitumständen angemessenen Betrachtungen über die Somnambülen durch den thierischen Magnetismus, und über die vorgebliche Fähigkeit derselben zu Erkenntnissen, die dem Menschen im wachenden Zustande durch die Einrichtung seiner Natur schlechterdings versagt sind, nämlich zum Magen-Sehen, wie man es jetzt zu nennen anfängt, zur Durchschauung des innern Baues des Körpers, zur Angabe der Heilmittel gegen die vorhandenen Krankheiten bey allem Mangel medicinischer Einsichten, zum Wissen dessen, was Andere denken u. s. w. Des Verf. Ansichten von dieser Fähigkeit sind bekannt. Nach ihm spricht sich nämlich in der Geschichte des thierischen Magnetismus ein Hang zum Geheimnißvollen, zu Wundern in der Natur, und zu der Kunst aus, durch neue Mittel ins Geisterreich einzudringen, mit den Seelen solcher Menschen, für die man sich vorzüglich interessirt, dem Denken, den Gefühlen und den Willensäußerungen nach in vollkommene Harmonie zu gelangen. Aus welcher Quelle aber ein solcher Hang stamme, und welcher Seelenzustand derjenigen, die ihm ergeben sind, dadurch verkündigt werde, ist aus der Geschichte des menschlichen

Geistes längst bekannt. Eine ausführliche Prüfung der Nachrichten über die Wunder des thierischen Magnetismus ist jedoch vom Verf. nicht angestellt worden, weil sie dem Zwecke seiner Untersuchungen über die menschliche Natur nicht angemessen war, auch durch das allgemein geschätzte Werk des Hrn. Leibmedicus Striegler über diesen Magnetismus überflüssig gemacht ist. Er hat sich darauf beschränkt, von der neuerlich ausführlich bekannt gemachten Theorie Mesmer's darzuthun, daß sie mit einem handgreiflichen Widerspruche behaftet sey; von den Einsichten aber, welche die thierisch-magnetischen Somnambülen im Zustande des Hellsehens besitzen sollen, wird gezeigt, daß sie mit drey der unleugbarsten Naturgesetze streiten, und ihrem Ursprunge und Inhalte nach mit den Geschöpfen einer erhöhten Einbildungskraft übereinstimmen. Der Verf. ist jedoch nicht in Abrede, daß in nervenschwachen Personen durchs Streichen verschiedener Theile ihres Körpers ein schlafähnlicher Zustand hervorgebracht werden, und darin eine partielle Hemmung der Wirksamkeit einiger Sinne, neben erhöhter Empfänglichkeit eines andern Sinnes für gewisse Eindrücke, statt finden könne. Denn eine solche Erhöhung der Empfänglichkeit eines Sinnes kommt nicht nur bey den natürlichen Somnambülen, vorzüglich wenn ihr Somnambulismus mit Nervenkrankheiten in Verbindung stand, sondern auch in den Fällen vor, daß ein Sinn plötzlich verloren gegangen ist (worüber die vom Verf. S. 86 nachgewiesene Nachricht, den sel. Kersting in Hannover betreffend, sehr viel Belehrung ertheilt), und enthält nichts mit den Gesetzen der menschlichen Natur Streitendes. Wie vielen Antheil jedoch an dem, was von den Somnambülen durch den thierischen Magnetismus erzählt wird, manchemahl ein wirk

licher Schlaf und Erhöhung der Wirksamkeit einiger Sinne gehabt haben möge, läßt sich nach dem Verf. deswegen nicht bestimmen, weil diesen Erzählungen die historische Glaubwürdigkeit fehlt, und den Urhebern derselben nachgewiesen werden kann, daß sie mit der Anwendung der Regeln, wonach diese Glaubwürdigkeit und die Richtigkeit einer Beobachtung bestimmt werden muß, sehr unbekannt sind. Wo diese Unbekanntheit nicht statt fand, und die Beobachtung des thierischen Magnetismus nicht durch den Glauben an die Wunder desselben geleitet wurde, da verschwanden diese Wunder auch, und es blieb davon, wenn nicht Betrügeren zum Grunde lag, nichts weiter übrig, als Spiel einer exaltirten Einbildungskraft mit vermindertem Selbstbewußtseyn, wie so viele Thatsachen bewiesen haben, wovon hier nur die neueste, in Horn's Archiv für die medicinische Erfahrung v. J. 1815. Heft IV. S. 664 mitgetheilte, angeführt seyn mag.

In der Lehre von den Gefühlen, wozu auch die Untersuchungen über die Affecten und die Vegetation gehört, hat es sich der Verf. angelegen seyn lassen, die Urgefühle aufzusuchen, und bey den edlern Gefühlen dasjenige, was darin als Bewußtseyn einer Annehmlichkeit vorkommt, von dem zu scheiden, was zu der dunkeln und unvollkommenen Erkenntniß, die den Gefühlen oft zum Grunde liegt, gehört.

Die letzte Untersuchung betrifft das Begehren, Wollen, die Triebe, Neigungen, Leidenschaften, die Stärke und physische Vollkommenheit des Wollens, endlich die Verschiedenheit der Gemüthsarten und die Ursachen dieser Verschiedenheit, nämlich die Erziehung, die Verfassung und Regierung des Staats, die Religion, welche nächst der Erziehung nach dem Verf. den mächtigsten Einfluß auf das Gemüth hat, den Unterschied des Alters und des Geschlechts.

Von dem Clima wird gezeigt, warum dessen Einfluß aufs Gemüth noch nicht genau hat bestimmt werden können. Die Temperamentenlehre ist aber bestritten, und als das Erzeugniß einer ganz falschen Vorstellung von den Quellen und Ursachen der Ausbildungen der Gefühle im Menschen dargestellt worden, so daß sie auch nicht einmahl durch genauere Beobachtungen der Verschiedenheit in den menschlichen Gemüthsarten einer Berichtigung fähig sey. An die Stelle der Temperamentenlehre ist aber die Erörterung der Verschiedenheiten der National-Charactere und ihres Ursprunges gekommen. Vorzüglich sind die Punkte, worin die Asiatische und Europäische Cultur von einander abweichen, ausführlich angegeben worden. Bey der Beschreibung des Eigenthümlichen der Asiatischen Cultur, wird auch auf den, in allen großen Asiatischen Reichen herrschenden Despotismus Rücksicht genommen, und derselbe aus andern Gründen abgeleitet, als gewöhnlich davon angegeben werden. Zugleich sucht es der Verfasser wahrscheinlich zu machen, daß keine neue Gattung der menschlichen Cultur zu erwarten sey, sondern nur an den schon vorhandenen Gattungen noch manche besondere Modificationen zum Vorschein kommen werden.

In einem Anhange wird von den Seelenkrankheiten gehandelt. Es ist schon längst anerkannt worden, daß die Eintheilung derselben nach den Grundkräften der menschlichen Seele, die allein mögliche und brauchbare sey. Der Verf. unterscheidet dabey aber wieder einfache und zusammengesetzte Seelenkrankheiten, und glaubt dadurch manche Verwirrung in der Classification derselben vermieden zu haben. Uebrigens ist jedoch in der ganzen Untersuchung darüber, die Anzeige der Kennzeichen des Mangels der Zurechnungsfähigkeit dessen, was

der Seelenkranke thut, welche Anzeige für die Criminal-Justiz so große Wichtigkeit besitzt, der Hauptzweck geblieben.

### London.

A practical Treatise on various Diseases of the abdominal Viscera, by *Christopher Robert Pemberton*, M. D. Physician extraordinary to H. R. H. the Prince Regent etc. Third Edition, revised and corrected. 1814. Mit zwey Kupfern. 200 Seiten in groß Octav.

Chap. 1. The Peritonaeum. Genaue Schilderung der Peritonitis. Die Peritonitis der Kindbetterinnen ist keine idiopathische Krankheit, sondern nur ein Symptom des Kindbetterinnen-Fiebers. Das einzige Mittel ist hier Blutwegnahme, welche man wiederholt bis der Schmerz nachläßt. Die chronische Entzündung des Bauchfelles sey nicht sogar selten, daher sich der Verf. wundert, daß sie nicht besonders betrachtet worden, und sucht durch seine ganz aus eigener Erfahrung entnommene Schilderung diesen Mangel zu ersetzen. Er fand eine Hydatide am Nere von 5 Zoll im Durchmesser. Die ungeheure Menge von Fett die sich bisweilen zwischen die Blätter der Nere ablagert, lasse sich doch nicht als eine Krankheit betrachten. Chap. 2. The Liver. Die Leber sey ebenfalls einer acuten und einer chronischen Entzündung unterworfen, welche er genau schildert. Es sollte fast scheinen, daß in England die Häute der Leber einer acuten, die Substanz derselben hingegen einer chronischen Entzündung ausgelegt sey. Husten tritt erst nach 48 Stunden als Symptom der acuten Leberentzündung ein. So äußerst schwer auch diese Krankheit sich von Entzündungen in der Brust unterscheiden läßt, so erleichtert doch die Diagnostis, die wohl schmerzhaft aber keinen Husten erregende graduelle Inspiration, die Ver-

mehrung des Schmerzes durch einen äußern Druck, und daß der Husten auf den Schmerz folgte, ihm nicht vorherging oder gleichzeitig mit ihm wie in der Pleuresy entstand. Vom Krampfe der Gallengänge unterscheidet sich die Leberentzündung dadurch, daß der Kranke in aufrechter, nicht in bis aufs Knie vorwärts gebeugter Stellung Erleichterung findet. Ueber die so genannte *crusta inflammatoria* des Blutes macht der Verf. sehr richtige Bemerkungen, welche wohl die Beachtung jedes Arztes verdienen. Zahlreiche Versuche zeigten ihm, daß wenn die Oeffnung in der Ader so groß ist, daß 8 Unzen Blut in 3 Minuten ausfließen; ein an einer acuten Entzündung Leidender die erwünschte Erleichterung erhält, welches nicht der Fall ist, wenn das Blut langsamer fließt, daher ein solcher Aderlaß unter Umständen gar nichts hilft, im Gegentheil offenbar schadet. Eine rasche Blutwegnahme hilft daher auch bey Peripneumonie eben so rasch. Ein gleiches fanden auch Sydenham und Simson. Mit dem Gebrauche des Quecksilbers sey man nicht zu voreilig, sondern sehr umsichtig. Er sah einen Leberabsceß sich in die Lunge öffnen, und bey der Leichenöffnung wenigstens 500 Hydatiden von drittelhalb Zoll im Durchmesser, bis zu der Kleinheit eines Nadelknopfs. Die chronische Form der Leberentzündung wird nicht leicht erkannt. Bisweilen fände man die Leber kleiner und härter, ein ander Mal größer und härter, bisweilen größer, aber weicher als natürlich, ohne daß er noch ein Symptom zu bestimmen sich getraue um im Leben diesen Unterschied zu entdecken, welcher doch offenbar auf die Behandlung den größten Einfluß haben müßte. Cheltenham-Wasser könne in dieser Krankheit nicht genug empfohlen werden, so wie anhaltendes Abführen, Löwenjahn-Extract und Quecksilber-Einreibungen bis zum Speichelflusse. Chap. 3. The Gall

Bladder. Der Verf. macht treffliche Bemerkungen sowohl über das eigene Leiden als das Mitleiden der Gallenblase bey erkrankter Nachbarschaft. Mit Opium darf man bey dem Schmerzen von durchgehenden Gallensteinen nicht sparsam seyn, man gebe 1 Gran stündlich bis der Schmerz nachläßt. Eine sehr verständig von W. Elst gezeichnete und von Basire schön gestochene Abbildung versinnlicht die Gestalt einer natürlichen und einer wegen eines im ductus choledochus befindlichen Gallensteines ausgedehnten Gallenblase. Der Gallenstein werde nicht durch die Muskelkraft der Gallengänge, sondern durch die hinter ihm befindliche Galle ausgetrieben, daher nützen auch Brechmittel nichts bey dieser Gelegenheit. Chap. 4. The Pancreas. Er keune kein Symptom, welches mit Zuverlässigkeit eine anfangende oder schon ziemlich weit gekommene Krankheit der Bauchspeicheldrüse verriethe. Tiefstehenden Schmerz, Uebelkeit mit Magerkeit verbunden bemerkte er in allen Fällen. Wollaston fand einen Stein des Pancreas aus einem Ochsen aus phosphorsaurem Kalk, der Verf. einen Stein aus dem Pancreas eines Menschen bloß aus kohlensaurem Kalk bestehen. Chap. 5. The Spleen. Die Symptome der Milzkrankheiten seyen fast eben so dunkel, als die Symptome der Krankheiten des Pancreas. Er sah eine Milz, welche 3 Pfund 2 Unzen wog, gesund schien, aber durch ihren Druck auf die benachbarten Theile Wassersucht und den Tod veranlaßt hatte. Er sah eine Milz, in deren Substanz sich zwey kugelförmige Hydatiden, jede von 3 Zoll im Durchmesser befanden; sie enthielten eine klare Flüssigkeit, in welcher kleine Hydatiden schwammen. Gegen die Anschwellung der Milz empfiehlt er Calomel mit Schierlings-Extract. Chap. 6. The Kidneys. Entzündung der Nieren und Harnleiter nebst Unterscheidung derselben von der Entzündung der Därme

und dem Rheumatismus. Betrachte man, daß das Leiden einiger Organe mit Abmagerung, anderer Organe hingegen ohne Abmagerung erfolgt, so könnte man die Drüsen, welche eine Flüssigkeit vom Blute zum Nutzen des Körpers secerniren, nämlich die Leber, das Pancreas, die Gekrösdrüsen, den Magen, und den Dünndarm glands of supply, und diejenigen Drüsen, welche eine wegzuschaffende Flüssigkeit secerniren, nämlich die Nieren, die Brüste, die aushauchenden Arterien, und den Dickdarm glands of waste nennen. Diese Betrachtung habe in diagnostischer Rücksicht großen Werth, indem sie bey chronischen besonders schmerzlosen localen Krankheiten anzeige, wo die Krankheit nicht sitzt. Indessen sind freylich auch einige schmerzhaftes Krankheiten mit Abmagerung verbunden, wenn es andere hingegen nicht sind, z. B. ein durchgehender Nierenstein macht keine Abmagerung, aber wohl ein durchgehender Gallenstein. Ueberhaupt scheinen dem Verf. die Krankheiten der Nieren wenig gefährlich. Wollaston's fusible Calculus oder fusible Sand komme häufiger vor, als man gemeiniglich vermuthete. Er traf ihn seit der zweyten Ausgabe dieses Werks unzählige Mal an, und half sehr schnell durch Salzsäure. Auch ein Harnstein werde im Harnleiter nicht durch eine Muskelkraft, sondern durch die hinter ihm befindliche Flüssigkeit gerade wie ein Gallenstein fortgerieben. Chap. 7. The Stomach. Die Schwierigkeiten die Krankheiten des Magens gehörig zu ordnen, scheinen ihm fast unüberwindlich, weil der Magen an so vielen andern Leiden Antheil nimmt. Zuerst handelt er vom Schmerz im Magen. Er will bemerkt haben, daß das so genannte Sodbrennen besonders unter derjenigen Classe von Einwohnern in Schottland und Ireland vorkommen, welche fast bloß von Kartoffeln lebt, nicht, wie er sonst glaubte, vom Branntweintrinken. Er meint, daß sich eine Affinität zwischen Sodbrennen und



Harnruhr zeigen lasse. Er glaubt die Süßigkeit des Harnes in der diabetes mellitus werde nicht durch eine krankhafte Wirkung der Nerven, sondern durch einen eigenen Proceß des Magens und der Därme erzeugt. Er gibt dagegen Opium mit Kino. Brechmittel schaden. Gegen Magensäure gab er mit Nutzen fünf Tropfen Salpetersäure alle drey bis vier Stunden. Auch Citronensäure dämpft die Säure des Magens. Er fand wie de Haen bey einer Leichenöffnung eines an einer Krankheit der Aorta Gestorbenen einen großen Scirrhus und offenen Krebs des Magens, von dem man im Leben nichts gespürt hatte. Structur der Cardia oder des Pylorus, Scirrhus und Krebs des Magens, welche ihrem Wesen nach dieselbe Krankheit ausmachen, wurden noch am meisten durch Calomel und Schierling erleichtert, da man sich wohl mit keiner Heilung schmeicheln dürfe. Gegen das beständige Brechen alter Leute hilft nichts als Enthaltbarkeit, allenfalls Magnesia mit oder ohne Opium. Da Blutbrechen keine idiospathische Krankheit des Magens sey, so müsse man sich nach den veranlassenden Ursachen richten. Chap. 8. The Intestines. Cholera morbus kommt mit der gemeinen Diarrhoe überein, sey auch in England nicht gefährlich, und wurde durch Magnesia mit Opium, warmes Bad, und Fomentationen des Bauches gehoben. Ruhr sey in England nicht ansteckend. Er läßt bey heftigem Schmerze zur Ader, ist mit Abführen mittelst Calomel vorsichtig. Nach geminderten Schmerzen fand er gegen den Stuhlzwang Bals. Copaibae vortreflich, von oben oder von unten eingebracht, besonders wenn die Ruhr die chronische Form angenommen hatte. Diarrhoe heilt der Verf. mit Mistura cretacea, oder Kino, oder Alaun. Bley-Colik. Er sah einen an der Bley-Colik Leidenden 48 Stunden lang vollkommen blind seyn, doch durch Entleerung der Därme gänzlich

geheilt worden. Mittelft eigener Schinnen, welche der Verf. abbildet, brachte er in sieben Wochen den paralytischen Arm eines solchen Kranken völlig zurecht. In andern Fällen, wo die Paralytis der Arme von andern Ursachen als dem Bley kam, half das Schindeln nichts. Febris infantum remittens. Hr. P. zeigt gründlich die Unterschiede zwischen diesem Fieber und dem Wasserkopf, es hänge von Reizung der Därme durch faulichte Contenta ab. Doch müsse man mit Abführen behutsam seyn, um nicht Trommelsucht zu verursachen. Chap. 9. Enteritis. Wird sehr genau und richtig geschildert. Wenn die Darm-entzündung auf die zweckdienlichsten Mittel nicht nachläßt, nimmt der Verf. zu Tabaks-Clystieren seine Zuflucht. Chap. 10. Inflammation of the Mucous Membrane of the Intestines. Nicht immer ist hier Blutwegnahme angezeigt. Den röhrenförmigen Schleimabgang (evacuations resembling shreds of boiled macaroni) hält er für ein sicheres Zeichen baldiger Genesung. Sind schwärende Stellen in dem Dünndarme vorhanden, so magert der Kranke weit mehr ab, als wenn sich dergleichen im Dickdarme befinden. Haben die Geschwürchen tief im Mastdarme ihren Sitz, so benimmt eingesprützter Corottenfakt nicht nur den Gestank, sondern scheint auch ihrer Heilung förderlich. Er sah einen Scirrhus im Mastdarme von 3 Zoll Länge, welcher ungeachtet er bis zur gänzlichen Verschließung viele Jahre lang gewährt, den Kranken doch gar nicht abgemagert oder sehr geplagt hatte. Chap. 11. Mesenteric Glands. Trefflich wird die Krankheit der Gefrösdrüsen in Kindern vom sechsten Monathe bis zum zehnten oder zwölften Jahre geschildert, welche aber so sehr diätetischer als arzneilicher Vorschriften bedürfe. Der Verf. empfiehlt Calomel, Schierling, Leibesübung in freyer Luft, kaltes Seebad unter Umständen, Milch-Vegetabilien und mehligte Speisen,

600 G. g. A. 60. St., den 13. April 1816.

wenig Fleisch, kein gegohrnes Getränk. Kinder scrofulöser Eltern sollten wenigstens ein Jahr lang die Muttermilch genießen, und nachher Milch und mehligte Vegetabilien, wodurch die Scrofeln abgehalten werden könnten.

### Jena.

Mit großer Theilnahme haben wir drey Programme des Herrn Ghr. Eichstädt, Jo. Jacobi Griesbachii et Caroli Christiani Erhardi Schmidii vitarum parallelarum Particulas tres, gelesen, und die darin gezogenen Parallelen so treffend aufgefaßt und in einer so schönen Sprache ausgedrückt gefunden, daß wir es bedauern würden, wenn die Fortsetzung ferner, wie bisher, unterbleiben sollte. Die beiden verdienten Männer sind nur erst bis auf den Antritt ihres Lehramtes auf der Universität Jena, in dem was dem einen seine gelehrte Bildung erleichterte und dem andern sie erschwerte, und in ihrer verschiedenen Studienweise mit einander verglichen; was beide in diesem merkwürdigen Zeitpunkt ihres Lebens waren, und was sie zu ihrem Lehramte brachten, ist ins Licht gestellt, daß man nur desto begieriger wird zu erfahren, wie weit sie auf den verschiedenen Wegen, die sie betraten, in theologischer Gelehrsamkeit und Aufklärung gekommen? ob sie alle die Hoffnungen, die man sich von ihrem künftigen Verdiensten aus dem schönen Anfang, mit dem sie auftraten, zu machen berechtiget war, erfüllt haben? oder ob sie früh und aus welchen Veranlassungen sie stillgestanden? oder ob ihr Höchstes (was jedem Geist, der auch eifrig weiter strebt, von der Natur gesetzt ist) früh erreicht hatten? u. s. w. Selbst Zeitgenossen bedürfen darüber von einem nahen Beobachter Belehrung, wie vielmehr die Nachwelt!

---

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

61. Stück.

Den 15. April 1816.

---

## Leipzig.

Bei P. G. Kummer: Grundlinien zur Physiologie des Menschen. Erster Theil. Von Dr. J. C. G. Jörg, ordentl. öffentl. Professor der Geburtshülfe an der Universität zu Leipzig u. s. w. Auch unter dem Titel: Die Zeugung des Menschen und der Thiere, nebst Abbildungen der weiblichen Zeugungsorgane und des Eys aus den sämtlichen Thierclassen auf zehn Kupfertafeln. 1815. XVIII und 350 Seiten in Octav. Die von Schröder gezeichneten und gestochenen Kupfertafeln unter dem Titel: Abbildungen der Organe des thierischen Körpers für die Grundlinien zu einer allgemeinen Physiologie des Menschen und der Thiere. Erster Theil. Die weiblichen Organe der Zeugung und das Ey in den verschiedenen Thierclassen. Mit XI Seiten Text. In Folio.

Der Verfasser ging laut der Vorrede bey seinen physiologischen und anatomischen Untersuchungen von einzelnen Punkten aus, wurde von einem zum andern geleitet, und setzte nach und nach aus den Bruch-

§ (3)

stücken das Ganze zusammen, dessen obigem ersten Band bald der zweite folgen soll, welcher die Organe der Verdauung und die Harnwerkzeuge enthalten wird. Er ersucht seine Critiker angelegentlichst, die Schrift einer vorzüglichen Aufmerksamkeit zu würdigen und ihm die von ihnen gewünschten Verbesserungen bald anzuzeigen. Wir bedauern, dieser Anforderung nicht auf eine, dem Werke günstige Art entsprechen zu können. Wir könnten dasselbe nur schätzen entweder als eine, mit ausgebreiteter und verarbeiteter Gelehrsamkeit, Genauigkeit und reifem Urtheil unternommene critische Zusammenstellung der bisherigen Erfahrungen und Meinungen, oder als eine Sammlung eigener wichtiger Beobachtungen, oder als reich an neuen originellen Ansichten. Aber welchen dieser Gesichtspuncte wir auch wählen, so bleibt dieses Buch jedesmahl hinter billigen Forderungen zurück. Die folgende Uebersicht wird unsern Ansprüch rechtfertigen.

Einleitung. Eine bloße Aufzählung der bekanntesten Zeugungstheorien ohne alle Critik.

Erste Abtheilung. Von der Zeugung. Erstes Kapitel. Von der Zeugung der Natur. Unter dieser unpassenden Ueberschrift handelt der Verf. von der ersten Entstehung der organisirten Körper überhaupt. Er erklärt sich für die *Generatio aequivoca*, und hält es sogar "für gotteslästerlich, der Natur die zeugende, die schöpferische Kraft niederer Thiere und Pflanzen aus der organisationsfähigen Masse abzuspochen," fährt aber bloß dieselben Gründe an, die man schon in Treviranus's *Biologie* findet. Die Fortpflanzung der Polypen durch Eyer, die nach den Beobachtungen Trembley's, Kösel's, Jussieu's, Pallas's, O. F. Müller's und Capolini's nicht dem mindesten Zweifel unterworfen sein kann, erklärt er für unwahrscheinlich. Die drey folgenden

Kapitel betreffen die Zeugung der Würmer, Mollusken und Insecten. Der ganze Inhalt derselben ist aus Werken, die jeder, der sich einigermaßen mit der vergleichenden Anatomie beschäftigt, in Händen hat, vorzüglich aus Gölze's Werk über die Eingeweidwürmer, Swammerdam's Bibel der Natur, Meckel's Schriften und Cuvier's vergleichender Anatomie geschöpft. Weder Pallas's Miscellanen sind bey den Würmern, noch Bohadsch's und Poli's Schriften bey den Mollusken, noch G. R. Treviranus's Abhandlung über die Arachniden bey den Insecten, noch die vielen, in den Societätsschriften enthaltenen zootomischen Aufsätze bey einem jener Kapitel benutzt. Nicht einmahl Cuvier's zahlreiche Untersuchungen über den innern Bau der Mollusken in den Annales du Muséum d'Hist. nat. sind von dem Verf. zu Rathe gezogen. Nach den zum Theil sehr rohen Abbildungen der wenigen obigen Werke hat er die weiblichen Geschlechtertheile einiger Eingeweidwürmer, der Biene, der Laus und einiger Doris-Arten stechen lassen. Die männlichen Geschlechtsorgane sind aus den sonderbaren Gründen, weil unter ihnen weniger Verschiedenheit als unter den weiblichen Theilen herrschen soll, weil Abbildungen derselben das Buch zu theuer gemacht haben würden, und weil man schon in Cuvier's vergleichenden Anatomie Vorstellungen derselben antröfe, nur beyläufig beschrieben und gar nicht mit abgebildet. Nur über ein einziges Thier, die *Mya pictorum*, (*Mytilus pictorum* von dem Verf. genannt) finden wir eigene Untersuchungen desselben, die aber zu nichts gedient haben, als ihn auf den Einfall zu bringen, daß die bisher für Kiemen gehaltenen Organe der kopflosen Mollusken die Eyerstöcke derselben wären, eine Meinung, deren Unrichtigkeit jedem einleuchten muß, der die Aehnlichkeit jener Theile

mit den Kiemen der Fische kenne, dem bekannt ist, daß mehrere Muschelbewohner muskulöse Röhren besitzen, die zu jenen Organen führen und wodurch sie Wasser abwechselnd einziehen und ausströmen, der endlich weiß, daß bey allen Mollusken nach der Zeugungsperiode die Eyerstöcke schwinden, die erwähnten Organe hingegen immer unverändert bleiben. Mit seinen eigenen Meinungen ist überhaupt der Verf. sehr unglücklich. So sollen (S. 41) alle Eingeweidwürmer getrennten Geschlechts seyn. Aber wer hat je Geschlechtstheile an den Blasenwürmern gefunden? Und wußte denn der Verf. nicht, daß Göze, den er doch oft genug anführt, an dessen breiten Plattwürmern (*Fasciola hepatica*) beiderley Zeugungsorgane in einem und demselben Individuum antraf und die wechselseitige Befruchtung dieser Würmer wahrnahm.

Mehr eigene Untersuchungen kommen in den vier letzten Kapiteln der ersten Abtheilung vor, welche die Zeugung der Fische, Reptilien, Vögel und Säugthiere betreffen. Es sind hier die weiblichen Theile des Karpfen, des Frosches, der Ringelnatter, der Henne, der Gans, des Kalbes, des Schaafs, des Schweins, des Hasen, der Kuh und des Menschen nach eigenen Präparaten des Verf. abgebildet. Diese Vorstellungen von Organen, wovon es noch nicht viele gute Abbildungen gibt, würden von Werth seyn, wenn die Gegenstände nicht zum Theil mit wenig Sorgfalt gewählt und mit wenig Kunst zubereitet wären. Aber Eingeweide in Kupfer stechen lassen, die vom Fleischer ausgeschnitten und verstümmelt sind, (wie Tab. VI. Fig. XI. die weiblichen Zeugungstheile des Schweins,) heißt nicht, mit Auswahl verfahren. Die Beschreibungen der abgebildeten Gegenstände sind sehr oberflächlich. Wie ganz anders als von dem Verf. sind die weiblichen

Geschlechtstheile des Schweins von Wrisberg in den Commentationen der Göttingischen Societät beschrieben! An unerwiesenen und unwahrscheinlichen Behauptungen fehlt es hier ebenfalls nicht. Nach S. 152 will der Verf. in den Eyerstöcken alter Thiere oft weit weniger gelbe Körper gefunden haben, als sie Junge geworfen hatten. Wer kann einer solchen, den Erfahrungen der größten Anatomen widersprechenden und durch keine nähere Angaben unterstützten Versicherung Glauben beymessen? S. 159 heißt es: "Die Ovarien sind in jedem Thier durch ein rundes, dünnes Band mit der äußern Mündung der Fallopischen Röhren verbunden, und es muß dadurch bey entstehendem Vestrus die Trompete das Ovarium, oder dieses jene anziehen können." Aber die Franzen der Muttertrompeten umfassen ja die Eyerstöcke, indem sie bey dem Vestrus anschwellen; man kann diese Bewegung noch nach dem Tode durch Einspritzungen in die innern Samenarterien hervorbringen. Wozu bedarf es also noch der Voraussetzung einer anziehenden Kraft? Am Schluß des achten Kapitels beweist der Verf. mit einer Wiene, als ob er eine nie gehörte Wahrheit vortrüge, daß der männliche Samen nicht in den Uterus gelangt. Unter seinen Gründen ist aber keiner, den man nicht in Grasmeyer's bekannter Schrift oder in Treviranus's Biologie fände, als etwa der (S. 261), daß, wer den Eyerstock der Wiene gesehen hätte, durchaus von der Idee zurückkommen müßte, das Sperma gelange zu den Eiern selbst, wogegen wir versichern müssen, daß wer den Eyerstock der Wiene in der Natur untersucht hat, und nicht bloß aus Swammerdam's Abbildung kennt, an diesem gar keinen Grund gegen die unmittelbare Einwirkung des männlichen Samens auf die Eier finden wird.



Zweite Abtheilung. Von dem Ey. Die einzelnen Gegenstände dieser Abtheilung sind: das unbebrütete und das bebrütete Ey; die Lederhaut des Eys und die kindliche Placenta; die Allantois; die Schaafhaut, der Nabelstrang und der Embryo. Man trifft hier auf einige neue Bemerkungen, aber noch häufiger auf veraltete und ohne alle Rücksicht auf die vielen schon längst dagegen aufgestellten Gründe wieder vorgebrachte Meinungen. Bey mehreren Kindern, die der Reife nahe und nach heftigen Gemüthsbewegungen der Mutter plötzlich gestorben waren, fand der Verf. alle Zeichen der Erstickung. Das Nabelbläschen liegt seinen Beobachtungen nach immer außerhalb der Allantois. Ein Nabelbläschen eines Pferdes öffnete sich mit einer runden Mündung in das Chorion. Die Gefäße desselben scheinen ihm nicht Blut, sondern Milchgefäße zu seyn. Er glaubt, daß dieser Theil in der ersten Zeit der Schwangerschaft eben so zur Ernährung des Embryo der Säugthiere, wie der Dotterfack zur Ernährung des Hühnchens im Ey dienet. Bey allen Säugthieren, Vögeln und Fischen soll eine Allantois vorhanden seyn, und beym Menschen der Raum zwischen dem Chorion und Amnion die Stelle desselben vertreten. Ihre Function ist, nicht den Harn des Embryo, sondern einen von dem Chorion und Amnion abgeschiedenen Auswurfstoff aufzunehmen. Bey den Säugthieren soll, eben so wie bey den übrigen Thieren, das Ey als eine schon organisirte Substanz aus dem Eyerstock in die Muttertrompeten gelangen. Der Verf. begreift nicht, wie Oslander erklären konnte, die Graaffschen Bläschen des Menschen seyen keine Eyer. Ihn kümmert nicht, daß die Haller, Kuhleumann, Cruikshank, Haigthon u. s. w. bey Säugthieren gleich nach der Empfängniß nie eine Spur von organischer

Substanz in den Muttertrompeten oder im Uterus entdecken konnten. Die Eyerstöcke der Säugthiere sind ja den Ovarien der Vögel ganz ähnlich. Was vermag gegen diesen wichtigen Grund der Augen- schein? Die beiden zur zweiten Abtheilung gehörigen Kupfertafeln enthalten einige sehr gute Vorstellungen mehrerer Theile des Eys der Henne, des Menschen und des Pferdes. Wir hätten nur gewünscht, daß statt des Hühnerens aus der zweiten Woche der Bebrütung (Tab. IX. Fig. 3. 4. 5.), wovon schon Blumenbach in seinen Abbildungen naturhistorischer Gegenstände eine sehr treue Figur geliefert hat, ein Ey aus einer andern Periode oder von einem andern Vogel gewählt wäre.

Dritte Abtheilung. Einige physiologische und practische Bemerkungen. Funfzehntes Kapitel. Critische Blicke auf die vorzüglichsten Zeugungs- theorien der ältern und neuern Zeit. Sechszehntes Kapitel. Einige Resultate für die Pathologie und Therapie aus dem Vorhergehenden. Die Zeugung des Thiers durch das Ey, sagt der Verfasser, hat nach seiner Meinung von der Prä- formation des Eys als organischer Substanz im Eyerstock nicht mehr das Wunderbare, das ganz Unbegreifliche, was man darein gelegt hat. Wir finden noch eben so viel Wunderbares und Unbegreifliches nach wie vor darin. Indes enthalten wir uns aller weitern Bemerkungen, da wir schon genug gesagt zu haben glauben, um den Leser in den Stand zu se 1 das vorliegende Werk zu würdigen.

### Paris.

· Bey Treuttel und Würz: Vies et oeuvres des Peintres les plus célèbres de toutes les Ecoles; recueil classique etc. par C. P. Landon. Ecole

Française. Vie et Oeuvre d'Eustache le Sueur.  
11 Seiten Text. LX Kupferstiche mit dem Bildniß  
des Künstlers. 1813. Quart.

Die Biographie des vortrefflichen le Sueur enthält lauter bekannte Dinge, wenn auch der Verf. versichert, daß der Ritter le Sueur ein Abkömmling von der Familie des Künstlers in gerader Linie, ihm mehrere Nachrichten von ihm mitgetheilt habe, die durch mündliche Ueberslieferung erhalten, in keinem gedruckten Werke vorkommen sollen. Man findet Alles, was das Leben und die Malereyen des le Sueur betrifft weit vollständiger in Fiorillo's Geschichte der Malerey B. III. S. 198. Der Verfasser sucht le Brun gegen die ihm gemachten Vorwürfe zu vertheidigen, aber ohne triftige Gründe. Der Inhalt der Kupferstiche ist kurz folgender: Nr. 35. 57. Die zwey und zwanzig Gemälde in der Carthause zu Paris, das Leben des heil. Bruno enthaltend; wahre, bewundernswürdige Meisterstücke. Ferner einige Scenen aus dem Alten und Neuen Testament, wie: Nr. 17. Christus zwischen den Schriftgelehrten, eine große Composition. Nr. 22. Christus im Hause der Martha und Maria Magdalena. Nr. 23. Die Erweckung Lazari. Nr. 29. Der ungläubige Thomas. In dem folgenden Bande soll das Hauptwerk von le Sueur geliefert werden, nämlich sein heil. Paulus, der zu Ephesus prediget, ein Bild, das er im Jahre 1649 für die Notre Dame Kirche zu Paris gemacht hat. Auch werden darin die Bilder im Cabinet der Musen im Schlosse des Präsidenten v. Thorigny, in der Folge das Hotel Lambert genannt, erscheinen. Daß le Sueur unter den vier großen Meistern der alten Französichen Schule einen ausgezeichneten Rang behauptet, bedarf keiner Erinnerung.

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

62. Stück.

Den 18. April 1816.

---

London.

The Asiatic annual Register or a View of the History of Hindostan and of the Politics Commerce and Literature of Asia. Vol. VIII. for the year 1806, by the late Lawrence Dundas Campbell, Esq. P. I. History of Oude. S. 36. Political and Commercial Papers. S. 68. Chronicle. S. 194. State papers. S. 420. P. II. Proceedings in Parliament and in the East India House. S. 342. Characters. S. 48. Miscellaneous tracts. S. 79 in Octav.

Dieser Band liefert, so wie die bereits angezeigten sieben früheren und zwey späteren Bände (1800. S. 1857. 1813. S. 1729. 1816. S. 481.) Beyträge zur Geschichte der Verwaltung des Marquis Wellesley, und zwar vorzüglich in Beziehung auf die Verhältnisse der Ostindischen Compagnie zu dem Nabob von Oude. Da das Benehmen des Marquis Wellesley in Ansehung dieses Fürsten im Jahr 1808 nach mehrjähriger Vorbereitung durch Anträge auf Vorlegung aller darauf Beziehung habender

L (3)

Documente, förmlich im Parlament zur Sprache gekommen ist; so dürfte es um so angemessener seyn, dieser Angelegenheit hier mit wenigem zu erwähnen, als sie überhaupt Licht über die Britische Politik in Ostindien verbreitet. Die Verhältnisse der Ostindischen Compagnie zu dem Nabob von Oude waren zu allererst, durch einen, in Folge eines gegen Sujah Dowlah, als Alliirten des Nabobs von Bengalen Cossim Aly Khan geführten glücklichen Krieges, im August 1765 geschlossenen Vertrag bestimmt worden. Gegenseitiges Bedürfnis, indem Oude den Engländern als Vormauer von Bengalen wichtig war, Sujah Dowlah aber des Schutzes der Engländer nicht entbehren konnte, hatte diese Verbindung durch fernere Verträge vom November 1768 und September 1773 immer enger geknüpft. Hier ist aus diesen Verträgen bloß zu merken, daß Sujah Dowlah sich anheischig machte, nicht mehr als 3500 Mann Truppen von allen Waffen-Gattungen zu halten, und daß darin die Subsidien bestimmt wurden, welche letzterer im Nothfall der Ostindischen Compagnie für eine gegebene Zahl Hülfstruppen bezahlen sollte. Auch wurden dem Nabob in dem Verträge von 1773 die Districte Corah und Allahabad gegen, in gewissen Terminen zu bezahlende fünfzig Lak Rupieen, abgetreten. Mit Sujah Dowlahs Sohn und Nachfolger Aufuf ul Dowlah wurden, durch einen im J. 1775 geschlossenen Vertrag, diese Verhältnisse im wesentlichen bestätigt.

Durch die Verschwendung und unordentliche Lebensart dieses Fürsten, kamen gar bald alle Zweige der Verwaltung in Unordnung. Ein durch Hülfe der Engländer gestillter Aufruhr seiner Truppen, hatte es nothwendig gemacht, zwey Bataillons der Compagnie gegen die vertragsmäßigen Subsidien beständig im Lande zu lassen. Häufig mußten noch

andere Britische Truppen ins Land gerufen werden, um die Steuern bezutreiben, welche bey den Erpressungen derjenigen Personen, welchen die Erhebung derselben gegen gewisse von ihnen zu bezahlende Summen überlassen war, sehr unregelmäßig eingingen. Die eignen Truppen des Nabobs waren ein zügelloses Gesindel, welches dem Lande sehr zur Last fiel, ohne irgend einigen Nutzen zu stiften. Bey der genauen Verbindung der Ostindischen Compagnie mit Dube, führte diese Lage der Dinge, da der Nabob durch seine unordentliche Wirthschaft außer Stand gesetzt war, seine vertragsmäßig übernommene Verbindlichkeit zu erfüllen, mannigfache Einmischung des General-Gouvernements herbey. Allein sie blieb im wesentlichen dieselbe bis zum Tode Afsuf ul Dowlahs im Jahre 1797. Ihm folgte, ungeachtet des Widerspruchs seines Bruders, Saadut Ali, mit Genehmigung des Englischen General-Gouverneurs, sein angeblicher aber anerkannter Sohn Mirza Ali. Allein die alle Grenzen überschreitende zügellose Lebensart desselben machte bald eine Einmischung des General-Gouverneurs nothwendig. Die Rechtmäßigkeit seiner Geburt wurde mit Zuziehung der Vornehmsten des Landes untersucht. Es fand sich, daß Mirza Ali sowohl wie alle übrigen angeblichen Kinder Afsuf ul Dowlahs untergeschoben waren, und daß er sie bloß aus Haß gegen seine Familie für die seinigen anerkannt hatte. Es wurde demnach Mirza Ali vom General-Gouverneur ab-, und Saadut Ali als Nabob von Dube eingesetzt, und mit diesem am 21. Februar 1798 ein Allianz- und Subsidien-Tractat geschlossen, vermöge dessen der Nabob der Ostindischen Compagnie jährlich eine Subsidie von 76 Lack Rupieen zu bezahlen übernahm, wofür diese nicht weniger als 10,000 Mann von allen Waffen-Gattungen im Lande halten sollte, ersterer sich auch ver-

pflichtete, im Fall die Umstände mehr als 13,000 Mann nothwendig machen sollten, eine verhältnißmäßig größere Subsidie zu bezahlen. Dieß waren die Verhältnisse der Ostindischen Compagnie zu dem Nabob von Dode, als der Marquis Wellesley seine Verwaltung antrat. Es würde auch ohne Zweifel dabey geblieben seyn, wenn der Nabob nicht durch den zerrütteten Zustand des Landes wäre verhindert worden, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen, welches doch aber um so dringender war, als eine befürchtete Invasion des Schah Zemaun, eines Persischen Fürsten, größte militärische Anstrengungen nothwendig machten. Durch diese Umstände wurde denn, nach vielen vorhergegangenen Unterhandlungen der Tractat vom November 1800 herbeigeführt, vermöge dessen die Ostindische Compagnie gegen Abtretung der Provinz Duab, statt der Subsidien, die Vertheidigung der übrigen Länder des Nabob übernahm. Der Ostindischen Compagnie war dieser nordwestliche Theil von Dode, der von den Mahratten unter Perron bedroht wurde, um so wichtiger, als er, bey den aufrührischen Gesinnungen der vornehmsten Zemindars, der verwundbarste Theil des Landes war. Dieser Tractat nun, welcher als dem Nabob widerrechtlich abgepreßt dargestellt wurde, ist im Jahre 1808 nach mehrjähriger Vorbereitung im Parlament zur Sprache gekommen, indem auf starke Resolutionen gegen den Marquis Wellesley angetragen wurde. Allein sie wurden mit einer großen Mehrheit verworfen, und es ward vielmehr eine Resolution zu Gunsten des Marquis Wellesley beschloffen. Gerne hat sich der Nabob zu diesem Tractat wohl nicht verstanden, allein die Umstände scheinen ihn zur Sicherheit Bengalens nothwendig gemacht zu haben. Späterhin soll auch der Nabob zur Einsicht gekommen seyn, daß er sich unter demselben in einer glück-

licheren und sorgenfreieren Lage befinde, als unter den vorigen Verhältnissen. Der achte und neunte Band liefert unter der Rubrik State papers, alle auf die Verhandlungen mit dem Nabob von Oude sich beziehenden dem Parlamente vorgelegten Actenstücke.

An der Spitze des neunten Bandes befindet sich eine Geschichte der Administration der abgetretenen Provinz Duab, welche dem Hrn. Henry Wellesley anvertrauet war. Nach derselben hat sich das Land in kurzer Zeit sehr aufgenommen, nachdem die Zemindars, welche, gleich den Deutschen Rittern des Mittelalters in befestigten Plätzen hauseten, in Ordnung gebracht waren. In dem nämlichen Jahre 1808 wurden auch auf die Entsetzung des Nabobs von Carnatic Anträge auf starke Beschlüsse gegen den Marquis Wellesley gegründet. Wegen der Ähnlichkeit des Gegenstandes dürfte es nicht unpassend seyn, auch dieser Angelegenheit hier kürzlich zu erwähnen.

Anwar u Dien hatte sich wohl nicht auf die lauterste Weise der Herrschaft über Carnatik bemächtigt. Allein nach einiger Zeit unterlag er dem Chunde Sahab, einem von den Franzosen unterstützten Prätendenten. Sein zweyter Sohn Mohammed Aly, auch bekannt unter dem Nahmen Wallah Jah, entfloh zu den Engländern. Diese nahmen sich seiner an, verhalfen ihm wieder zum Besitz der väterlichen Herrschaft, und bewirkten, daß er von Frankreich im Pariser Frieden von 1763, von dem Subah von Decan 1768, und von dem Großmogul 1773 als Nabob von Carnatic anerkannt wurde. Von den zwischen der Ostindischen Compagnie und diesem ihrem Schützling geschlossenen Verträgen, kommen hier bloß die beiden letzten von 1787 und 1792 in Betrachtung. Vermöge des ersten übernahm der Nabob die Bezahlung einer bedeutenden Subsidie,



zu deren Sicherheit er einen Theil des Landes verpfändete, und machte sich anheischig, überall keine politischen Verbindungen ohne Genehmigung des General-Gouvernements einzugehen. In dem letzten Vertrag wurde dem Nabob ein Theil der von ihm übernommenen Leistungen abgenommen, und sein Sohn Omdut ul Omrah als sein Nachfolger anerkannt. Nach der Einnahme von Seringapatnam fanden sich in Tippoo Saibs Archiv, Brieffschaften, welche auf ein Verständniß Mohammed Aly's und Omdut ul Omrah's mit jenem Fürsten hindeuteten. Dies veranlaßte nähere Untersuchungen und Abhörung der als Unterhändler gebrauchten Personen, woraus sich denn, zusammen gehalten mit dem Benehmen jener Fürsten während des Kriegs mit Tippoo Saib, wenn gleich kein vollständiger rechtlicher Beweis, doch die höchste Wahrscheinlichkeit der Treulosigkeit derselben ergab. Hiedurch wurde der Marquis Wellesley bewogen, im J. 1801 ein Truppcorps in Carnatic einrücken zu lassen, welches gerade anlangte, als Omdut ul Omrah im Sterben lag. Nach seinem Tode wurde seinem Sohn Aly Hussein angedeutet, daß er seinem Vater nicht succediren könne, wenn er sich nicht zu einem Vertrag verstünde, wodurch er die ganze Civil- und Militär-Administration des Landes der Ostindischen Compagnie übergäbe; und da er sich nicht dazu verstehen wollte, wurde Uzeem ul Dowlah mit Uebergehung der Descendenz von Mohammed Aly als Nabob eingesetzt. Dieser Gegenstand nun, in Betreff dessen die Actenstücke bereits im 4ten Bande dieses Werks geliefert sind, ist von beiden Seiten mit vieler Gründlichkeit und Beredsamkeit behandelt worden. Das Resultat war eine Resolution zu Gunsten des Marquis Wellesley. Auch Carnatic soll sich bey der Uebernahme in dem traurigsten

Zustand befunden, aber unter der Administration der Ostindischen Compagnie sich bald gehoben haben.

Mögen die Britten nun auch in ihrem Verfahren gegen die Indischen Fürsten, mehr die Grundsätze der Politik als des strengen Rechts befolgen, so befindet sich doch unläugbar der größte Theil der Einwohner — die harmlosen fleißigen Hindu — unter der Herrschaft der Ostindischen Compagnie ungleich glücklicher, als unter den einheimischen Mohammedanischen Fürsten. Man betrachte dies nicht als eine Kniebeugung gegen die Britten. Unter allen Europäischen Völkern hat dies Volk unläugbar die richtigsten Begriffe von Staatswirthschaft und Handelspolitik. Es weiß daher recht gut, daß der Verkehr mit einem trägen und armen Volk nicht einträglich seyn kann, wohl aber mit einem fleißigen und wohlhabenden Volk. Daher das unverkennbare Streben der Britten, jedes Land, welches — wenn auch nur temporär — unter ihre Bothmäßigkeit geräth, in Aufnahme zu bringen. Dieser Geist der Regierung schließt überall nicht einzelne Mißbräuche der Gewalt aus; indessen sind diese, seitdem die Ostindischen Angelegenheiten unter die Aufsicht des board of controul gestellt sind, gewiß weit seltener als vorher.

Zur Anzeige vom sechsten Bande dieser annual Register oben S. 485 merken wir noch an, daß seit der Erscheinung jenes Bandes der unglückliche Schah Allum gestorben ist. Er verschied am 19. November 1806 in seinem 82sten Jahre. Sein Sohn Sultan Akbar ist ihm in der Regierung gefolgt.

### Hamburg.

Von Bohn: Ueber die Beweiskraft der Handelsbücher. Von J. C. L. Ebeling, Dr. d. R. 1815. 96 Seiten in groß Octav.

Der Verfasser, ein Neffe des würdigen Hrn. Prof. Ebeling, hat durch diesen ersten schriftstellerischen Versuch über einen Gegenstand, welcher für das handelnde Publicum von so großer Wichtigkeit ist, den Beruf, als Erklärer mancher noch nicht gehörig aufgehellter Lehren des Handelsrechts, auf das bündigste bewährt. Mit vieler Genauigkeit und Umsicht hat er sowohl die einzelnen legislativen als dogmatischen Sätze über die Beweis kraft der Handelsbücher zusammengestellt, und durch die Festhaltung des einzig richtigen Gesichtspunctes, daß der Ursprung des in dieser Hinsicht denselben gegebenen Privilegiums nicht in dem Römischen Rechte, wie einige angenommen und daher so viele Verwirrung in dieser Rechtslehre veranlaßt haben, sondern in dem Mittelalter, bey Gelegenheit des Instituts der Campforen zu suchen ist, Ordnung und Consequenz in diese bestrittene Materie gebracht. Nachdem er diesen Gesichtspunct im ersten Kapitel begründet hat, handelt er im zweyten, von den Gründen der Beweis kraft der Handelsbücher, im dritten, von den zur Beweis kraft derselben nöthigen Erfordernissen, im vierten, von dem zum Beweise durch Handelsbücher berechtigten Personen, im fünften von dem durch die Handelsbücher zu beweisenden Gegenstande, im sechsten, von den Verschiedenheiten in Ansehung des Grades der Beweis kraft, im siebenten, von der Ergänzung des Beweises, und im achten, von den besondern Vorschriften des Code de commerce (welche sich durch Vollständigkeit, Zweckmäßigkeit, und Umsicht, in Betreff der Führung der Handelsbücher, und deren Beweis kraft, vor allen übrigen Legislationen sehr vortheilhaft auszeichnen).

---

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

63. Stück.

Den 20. April 1816.

---

**Stuttgart.**

Typis J. F. Steinkopf: Commentatio in primum elementorum Euclidis librum, qua veritatem geometriae principiis ontologicis niti evincitur, omnesque propositiones, axiomaticum geometricorum loco habitae, demonstrantur. Auctore J. C. Schwab, Regi Würtembergiae a consiliis aulicis secretioribus, academiae scientiarum Petropolitanae, Berolinensis et Harlemensis Sodali. 1814. 65 Seiten in Octav.

**Maynz.**

Auf Kosten des Verfassers und in Commission bey Florian Kupferberg: Vollständige Theorie der Parallel-Linien. Nebst einem Anhange, in welchem der erste Grundsatz zur Technik der geraden Linie angegeben wird. Herausgegeben von Matthias Metternich, Doctor der Philosophie, Professor der Mathematik, Mitglied der gelehrten Gesellschaft nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. 1815. 44 Seiten in Octav.

M (3)

Es wird wenige Gegenstände im Gebiete der Mathematik geben, über welche so viel geschrieben wäre, wie über die Lücke im Anfange der Geometrie bey Begründung der Theorie der Parallel-Linien. Selten vergeht ein Jahr, wo nicht irgend ein neuer Versuch zum Vorschein käme, diese Lücke auszufüllen, ohne daß wir doch, wenn wir ehrlich und offen reden wollen, sagen könnten, daß wir im Wesentlichen irgend weiter gekommen wären, als Euklides vor 2000 Jahren war. Ein solches aufrichtiges und unummundenes Geständniß scheint uns der Würde der Wissenschaft angemessener, als das eitle Bemühen, die Lücke, die man nicht ausfüllen kann, durch ein unhaltbares Gewebe von Scheinbeweisen zu verbergen.

- Der Verfasser der erstern Schrift hatte bereits vor 15 Jahren, in einer kleinen Abhandlung: *Tentamen novae parallelarum theoriae notione situs fundatae* einen ähnlichen Versuch gemacht, indem er Alles auf den Begriff von Identität der Lage zu stützen suchte. Er definirt Parallel-Linien als solche gerade Linien, die einerley Lage haben, und schließt daraus, daß solche Linien von jeder dritten geraden Linie nothwendig unter gleichen Winkeln geschnitten werden müssen, weil diese Winkel nichts anders seyen, als das Maaß der Verschiedenheit der Lage dieser dritten Linie von den Lagen der beiden Parallel-Linien. Diese Beweisart ist in der vorliegenden neuen Schrift wiederholt, ohne daß wir sagen könnten, daß sie durch die eingewebten philosophischen Betrachtungen an Stärke gewonnen hätte. Die Behauptung S. 24: *Notionem situs e geometria adeo non excludi posse, ut potius notionibus ejus fundamentalibus annumeranda sit, dudum omnes agnovere geometrae* muß in dem Sinne, in welchen der Verf. den Begriff Lage

in seinem Beweise gebraucht, jeder Geometer widersprechen. Wenn wir von des Verfassers Definition: *Situs est modus, quo plura coexistunt vel juxta se existunt in spatio* ausgehen, so ist Lage ein bloßer Verhältniß-Begriff, und man kann wohl sagen, daß zwey gerade Linien A, B eine gewisse Lage gegen einander haben, die mit der gegenseitigen Lage zweyer andern C, D einerley ist. Aber der Verf. gebraucht das Wort Lage in seinem Beweise als absoluten Begriff, indem er von Identität der Lage zweyer nicht coincidirenden geraden Linien spricht. Diese Bedeutung ist offenbar so lange leer und ohne Haltung, bis wir wissen was wir uns bey einer solchen Identität denken und woran wir dieselbe erkennen sollen. Soll sie an der Gleichheit der Winkel mit einer dritten geraden Linie erkannt werden, so wissen wir ohne vorangegangenen Beweis noch nicht, ob eben dieselbe Gleichheit auch bey den Winkeln mit einer vierten geraden Linie Statt haben werde: soll die Gleichheit der Winkel mit jeder andern geraden Linie das Criterium seyn, so wissen wir wiederum nicht, ob gleiche Lage ohne Coincidenz möglich ist. Wir stehen mithin nach des Verf. Beweise noch gerade auf demselben Punkte, wo wir vor demselben standen.

Ein großer Theil der Schrift dreht sich um die Behauptung gegen Kant, daß die Gewißheit der Geometrie sich nicht auf Anschauung, sondern auf Definitionen und auf das Principium identitatis und das Principium contradictionis gründe. Daß von diesen logischen Hülfsmitteln zur Einleidung und Verkettung der Wahrheiten in der Geometrie fort und fort Gebrauch gemacht werde, hat wohl Kant nicht läugnen wollen: aber daß dieselben für sich nichts zu leisten vermögen, und nur taube Blüthen treiben, wenn nicht die befruchtende leben-

dige Anschauung des Gegenstandes selbst überall maltet, kann wohl niemand verkennen, der mit dem Wesen der Geometrie vertraut ist. Hrn. Schwabs Widerspruch scheint übrigens zum Theil nur auf Mißverständniß zu beruhen: wenigstens scheint uns, nach dem 16ten Paragraph seiner Schrift, welcher von Anfang bis zu Ende gerade das Anschauungsvermögen in Anspruch nimmt, und am Ende beweisen soll, *postulata Euclidis in generaliora resoluti posse, non sensu et intuitione sed intellectu fundata*, daß Hr. Schwab sich bey diesen Benennungen verschiedener Zweige des Erkenntnißvermögens etwas anderes gedacht haben müsse, als der Königsberger Philosoph.

Obgleich der Verfasser der zweyten Schrift seinen Gegenstand auf eine ganz andere und wirklich mathematische Art behandelt hat, so können wir doch über das Resultat derselben nicht günstiger urtheilen. Wir haben nicht die Absicht, hier den ganzen Gang seines versuchten Beweises darzulegen, sondern begnügen uns, dasjenige hier herauszuheben, worauf im Grunde alles ankommt. Man denke sich zwey im Puncte N unter rechten Winkeln einander schneidende gerade Linien, und fälle von einem Puncte S, der außerhalb dieser geraden Linien aber in derselben Ebne liegt, senkrecht auf dieselben ST und SM. Es kommt nun darauf an zu beweisen, daß MST ein rechter Winkel wird. Der Verf. sucht dieß apagogisch zu beweisen; zuvörderst nimmt er an, MST sey spiz, fället von T auf MS das Perpendikel Tp, und beweiset daß p zwischen S und M fallen muß. Hierauf fället er wieder aus p auf NT das Perpendikel pq, wo q zwischen T und N fallen wird. Dann fället er abermahls aus q auf MS das Perpendikel qp', wo p' zwischen p und M liegen wird. Sodann abermahls aus p' auf NT das Per-

pendikel  $p'q'$  u. s. w. Diese Operationen lassen sich ohne Aufhören fortsetzen, und so werden von der Linie MS nach und nach die Stücke Sp, pp' u. s. w. abgeschnitten, die jedes eine angebliche Größe haben, und deren Zahl unbegrenzt ist. Der Verfasser meint nun, daß dieß widersprechend sey, weil auf diese Weise nothwendig MS zuletzt erschöpft werden müßte. Es ist kaum begreiflich, wie er sich auf eine solche Weise selbst täuschen konnte. Er macht sich sogar selbst den Einwurf, daß die Summe der Stücke Sp, pp' u. s. w., wenn diese Stücke immer kleiner und kleiner werden, doch, ungeachtet ihrer Anzahl ohne Aufhören zunehme, nicht über eine gewisse Grenze hinauswachsen könnte, und meint diesen Einwurf damit zu heben, daß jene Stücke, auch wenn sie immer kleiner und kleiner werden, doch immer größer bleiben, als eine angebliche Größe; nämlich jene Stücke sind Katheten von rechtwinklichten Dreiecken, und folglich immer größer als der Unterschied zwischen Hypotenuse und der andern Kathete. Fast scheint es, daß eine grammatische Zweideutigkeit den Verf. irre geleitet hat, nämlich der zwiefache Sinn des Artikels eine angebliche Größe. Der Schluß des Verf. würde nur dann richtig seyn, wenn sich zeigen ließe, daß die Stücke Sp, pp' u. s. w. immer größer bleiben, als Eine bestimmte angebliche Größe, z. B. als der Unterschied zwischen der Hypotenuse pT und der Kathete ST. Aber das läßt sich nicht beweisen, sondern nur, daß jedes Stück immer größer bleibt, als eine angebliche Größe, die aber selbst für jedes Stück eine andere ist, nämlich Sp größer als der Unterschied zwischen pT und ST, ferner pp' größer als der Unterschied zwischen qp' und qp u. s. w. Hiemit verschwindet nun aber die ganze Kraft des Beweises.

Auf dieselbe Art, wie er seinen Beweis führen zu können geglaubt hat, könnte er auch beweisen, daß



daß in einem ebnem Dreiecke  $ABC$ , worin  $B$  ein rechter Winkel ist,  $C$  nicht spitz seyn könne; er brauchte nur aus  $B$  ein Perpendikel  $BD$  auf die Hypotenuse  $AC$  zu fällen, dann wieder das Perpendikel  $DE$  auf  $AB$  und so ohne Aufhören die Perpendikel  $EF, FG, GH$  u. s. w. wechselsweise auf  $AC$  und  $AB$ . Die Stücke  $CD, DE, FH$  u. s. w. sind immer größer als der angebliche Unterschied zwischen Hypotenuse und einer Kathete desjenigen rechtwinklichten Dreiecks, worin jede der Reihe nach die andere Kathete ist, demungeachtet erschöpfte ihre Summe offenbar die Hypotenuse,  $AC$  nie, so groß auch ihre Anzahl genommen wird.

Wir müßten fast bedauern, bey so bekannten und leichten Dingen so lange verweilt zu haben, wenn nicht diese Schrift, deren Verf. es übrigens wirklich um Wahrheit zu thun zu seyn scheint, durch die Art wie sie schon vor ihrer Erscheinung in öffentlichen Blättern angekündigt wurde, eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Wir bemerken daher hier nur noch, daß der Verf. nachher auf eine ganz ähnliche, und daher eben so nichtige Art beweisen will, daß der Winkel  $MST$  nicht stumpf seyn kann: allein hierhey ist doch ein wesentlicher Unterschied, weil in der That die Unmöglichkeit dieses Falles in aller Strenge bewiesen werden kann, welches weiter auszuführen aber hier nicht der Ort ist.

### Berlin.

Ben Umlang: *Lettres d'un Prussien sur les écrits et les opinions de M. F. A. de Chateaubriand avec des notes et des digressions.* 1815. 45 Seiten in klein Octav.

Der Verfasser dieser Schrift ist ein Spanischer Edelmann Liagno, den seine religiöse Ueberzeugung aus seinem Vaterlande entfernt haben, der sich jetzt zur reformirten Kirche hält und Königl. Preussi-

scher Bibliothekar ist. Die Briefe sollen nach einander, wie Theile eines periodischen Werks, erscheinen. Wir erhalten hier nur den ersten Brief, mit Noten und einem Anhange ausgestattet. Er enthält nur allgemeine Angriffe auf Chateaubriands Geist des Christenthums, und die Prüfung einer Stelle aus der Vorrede. Der Briefsteller läßt zwar den frommen Absichten und der Aufrichtigkeit jenes berühmten Französischen Schriftstellers Gerechtigkeit wiederfahren, aber er nennt sein System gefährlich, lächerlich, antichristlich, sein Werk einen Galimathias, eine Encyclopädie der mystischen Andacht und Devotion, eine Vertheidigung des Christenthums durch die Ausstellung einiger blumenreichen Studien, einiger übereilten Lectüre, und von Talenten, welche eine stürmische Jugend entwickelt und in Thätigkeit versetzt hat. Er hofft zur Ehre der Religion, daß das Werk des Franzosen endlich scharfe Critiker und aufgeklärte Richter finden wird, welche den verschiedenen Gattungen von Wahnsinn, denen dieß bizarre Product seinen ganzen Ruhm verdankt, ein Ziel setzen werden. Er sagt, daß es die Jesuiten seyen, welche den Hrn. Chateaubriand verführt haben und deren Pharisäismus und Irrthümer er theile. Er nennt ihn einen Vertheidiger der Jesuitischen und Papistischen Mythologie. Die gedachte Stelle betrifft die Bekehrung Chateaubriands, nachdem er seine Jugend im Unglauben zugebracht hatte. Es waren letzte Worte einer sterbenden Mutter, die in einem Briefe seiner Schwester gleichfalls erst nach ihrem Tode an ihn gelangten, welche ihn zuerst zum Glauben seiner Väter zurückbrachten: "Ces deux voix sorties du tombeau, cette mort, qui servait d'interprète à la mort, m'ont frappé, je suis devenu chrétien. Je n'ai point cédé, j'en conviens, à de grandes lumieres surnaturelles, ma conver-

sion est sortie du coeur: j'ai pleuré et j'ai cru." Der Spanier nennt diese Bekehrung süßlich und weiblich, findet, daß man auf diese Art die Bekehrung zu jedem Aberglauben rechtfertigen könne, und daß nach der Lehre des Evangeliums selbst die Stimme der Eltern in einem solchen Falle nicht gelten dürfe. Allein man muß die Erklärung des Französischen Schriftstellers als ein offenes Geständniß, nicht als eine dogmatische Rechtfertigung seines Schritts, nicht als Beweisführung für die Wahrheit des Glaubens, zu welchem er sich wandte, betrachten, man muß sie mit dem Gefühle aufnehmen, mit welchem sie geschrieben ist, man muß sie um so weniger mit Kälte und Spott behandeln, da er nachher die Gründe seines Glaubens mit so großer Anstrengung untersuchte und öffentlich ausgesprochen hat. Wir sind begierig auf die Fortsetzung dieser Briefe, gestehen aber gerne, daß wir wünschten, sie hätten anders angefangen. Chateaubriand ist nicht so leicht zu widerlegen, er muß nicht wie ein gewöhnlicher Dogmatiker und mit der gewöhnlichen Polemik behandelt werden, es muß erst ausgemacht werden, wie er es meinte und wie er gefaßt seyn will, es gehören Talente und Kenntnisse, wie die seinige, dazu, um ihn recht zu begreifen, sein System zu untersuchen und sich ein großes Publicum zu gewinnen. Wir müssen noch bemerken, daß Herr Viagno, der in dieser Schrift viel Kenntnisse und Freymüthigkeit verräth, mit großer Verehrung von der Schule von Portroyal spricht, daß er sagt: *si la doctrine de l'église catholique-romaine est imposante, consequente, precise, c'est dans les écrits de cette école*, und daß er in der beigefügten Bibliothek choisie d'écrivains catholiques romains vorzüglich Schriftsteller aus dieser Schule anführt.

---

---

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

64. Stück.

Den 20. April 1816.

---

**Calcutta.**

Remarks on the Husbandry and internal Commerce of Bengal 1801 London: reprinted for the author 1806, sold by Blacks and Parry. VII und 206 Seiten in Octav.

Wenn gleich dieses Buch, das uns eben erst zugekommen ist, etwas alt geworden, und die Britischen Besitzungen in Ostindien indessen eine ganz andere Gestalt gewonnen haben, so haben die interessanten Nachrichten, die es enthält, doch für uns den Werth der Neuheit noch nicht verloren; und wir halten es daher dem Zwecke dieser Blätter gemäß, es auch jetzt noch hier anzuzeigen. Der Verfasser ist nicht genannt, er ist aber sichtbar mit beiden Welten sehr wohl bekannt, und in dem Vorberichte wird von ihm gerühmt, daß er Mitglied der Ostindischen Gesellschaft und gelehrter Kenner des Sanscritt und anderer Morgenländischen Sprachen sey. Der Inhalt des Buchs entspricht dem Titel aber doch nicht ganz, sondern es ist mehr ein statistischer Bericht an das Großbritannische Publicum

N (2)

über die Producte von Bengalen und die Handlungs-Speculationen, die in England darauf gemacht werden könnten.

Unter Bengalen versteht der Verf. die Länder, welche damahls (1794) unter dem Rathe von Calcutta standen, nämlich das eigentliche Bengalen, Bihar und Benares. Man kann das Land nicht anders als eben nennen, wenn es gleich auf der einen Seite einen nicht unbeträchtlichen Zug von Gebirgen hat, und nach dem Ganges zu allmählich sich senkt, und dadurch der Ueberschwemmung ausgesetzt ist. Wollte man es nach seinen Producten eintheilen, so würde der Theil zunächst am Strome, der abwärts Reis, aufwärts Waizen und Gerste trägt, das Reisland seyn, und dieser ist der reichste und beste. Der zweite Theil fielt zwischen diesen und die Gebirge. Hier gedeihet der Maulbeerbaum vorzugsweise; und weiter hin schneidet dann der Mohnbau, der den nördlichen und westlichen Provinzen eigenthümlich ist, den dritten Theil sehr scharf ab. Eine andere Abtheilung ergibt aber auch der Aufenthalt der Antilope nicht, die die Gebirge eben so wie die der Ueberschwemmung ausgesetzte Gegenden vermeidet. Die Jahreszeiten, deren man hier sechs annehmen muß, stehen genau mit den periodischen Winden in Verbindung. Der Frühling und die trockne Zeit füllen die ersten vier Monathe aus, worin die Hitze selbst den Eingebornen unerträglich wird. Hierauf folgen der fünfte und sechste Monath mit starkem unaufhörlichen Regen. In dem siebenten und achten Monathe läßt der Regen wieder nach, und es tritt die Schwüle ein; in dem siebenten steigt aber insbesondere das Wasser im Ganges am höchsten, und es steht dann das ganze Delta dieses Stroms unter Wasser. Nun kommt der Winter. Das Wasser fällt, Nebel und Thau entstehen. In den höheren und gebirgigen

Gegenden stellt sich Frost und strenge Kälte ein; selbst das flache Land ist davon nicht ganz frey; in porösen Gefäßen läßt sich Eis allein durch die Ausdünstung leicht erzeugen; und in Bihar und Benares kann der Frost wohl senken. Der Thau ersetzt nachher den Mangel an Regen und reicht für die Vegetation hin. Der Boden im Allgemeinen genommen besteht aus Thon mit Rießsand, und erhält seine Fruchtbarkeit von Salzen und verwesten Thieren und Gewächsen. In flachen Gegenden macht jedoch Sand, den die Flüsse herbeiführen, die Basis der baubaren Oberfläche aus; hier und da verhärtet Sand und Kalkerde zu einem Steine, den man Kunkur nennt. Auf den Gebirgen leben die Einwohner in niedlichen Wohnungen; in den Ebenen sieht man aber wegen der Ueberschwemmung nur elende Hütten, wie Inseln einzeln umher stehen; die Felder sind so hoch, als es sich hat thun lassen wollen, in die Höhe gearbeitet; und Deiche gegen das Wasser angelegt. Auf den nördlichen Gebirgen wohnen Menschen tartarischer Herkunft; auf den östlichen und den daran liegenden Ebenen unterscheiden sich die Einwohner bestimmt durch ihre Herkunft von einem andern Stamme; auf den westlichen Gebirgen scheinen sich die Ureinwohner erhalten zu haben. In den mittlern Provinzen leben Hindus und Mahomedaner durch einander. Unter den letztern unterscheidet sich aber der Mongole und der Afgane sehr von dem naturalisirten Muselmanne. Unter den erstern sieht man Züge der Bengalen contrastirt mit Zügen des Hindostaner. Der ausländische Handel, der Menschen von so manchen andern Nationen zusammengebracht hat, hat die Mischung bis ins Unendliche vervielfältigt. Im Allgemeinen kann man aber die Bevölkerung doch nur als aus Hindus und Mahomedanern bestehend

annehmen. Die Volksmenge wird bey dem gänzlichem Mangel an Zählungen von Geburts- und Sterbelisten nach drey höchst unzuverlässigen Hypothesen auf weit mehr als 24 Millionen berechnet; von dem B. jedoch nur zu 24 Millionen angenommen, welches, da Bengalen, Bihar und Benares 162500 Englische Quadratmeilen groß seyn sollen, im Durchschnitte 144 Menschen auf die Quadratmeile gäbe. Der Verf. rechnet indessen in den gehörig bevölkerten Gegenden 200 Menschen auf die Meile (etwa 4200 auf die geographische Quadratmeile); in den menschenärmeren Gegenden hingegen verhältnißmäßig weniger. Durch topographische Vermessungen will man gefunden haben, daß  $\frac{3}{4}$  des Landes aus Flüssen und Seen,  $\frac{1}{4}$  aus ganz unfruchtbaren Gründen,  $\frac{1}{4}$  aus Dörfern, Wegen, Teichen ic.,  $\frac{1}{4}$  aus Freyhändereyen,  $\frac{1}{4}$  aus pflichtigen cultivirten Grundstücken bestehen. Den täglichen Verbrauch einer nicht armen Familie von fünf Personen rechnet der Verf. auf 2 Pfund geschrotene Hülsenfrüchte, 8 Loth Reis,  $2\frac{1}{2}$  Unzen Salz. Fleisch wird wenig genossen. Das milde Clima gestattet die Cultur aller Gewächse des tropischen und gemäßigten Erdstrichs. Wirklich bauen die Bengaler auch die meisten. Der Reis ist aber doch das wichtigste; und das Getraide ist der erste Gegenstand der Landwirthschaft und das Hauptnahrungsmittel der Einwohner. Hirsen und andere dergleichen Körner werden mehr für die ärmern gebaut. Der Mays ist in Bengalen weniger als in den andern Provinzen geschätzt; in gebirgigen Gegenden macht er jedoch, auf armen Boden das Hauptproduct aus. Zu dem allgemeinen starken Verbrauch von Pflanzen-Oelen dient der Samen von Senf, Flachs, Desam und Palma Christi. Einträglichere und für den Handel und für die Manufacturen wichtigere Producte sind der Taback; der

Zucker, der Indigo, die Baumwolle, der Mohn. Der Ackerbau in Indien ist nicht so ganz einzig in seiner Art. Der Kenner des Südens von Europa findet da manches Bekannte wieder, z. B. den Spanischen Pflug, den Spaten und das Werkzeug das statt der Egge dient; das Austreten des Getraides; den Nichtgebrauch des Pferdes zur Ackerarbeit; den Mangel von Scheuern und Befriedigungen; die Büffelkuh als Milchkuh 2c. Zum Pflügen bedient man sich des Ochsen in zwey bis drey Wechelpaaren zu einem Pfluge. Wegen der schlechten Einrichtung des dasigen Pflugs geht der Pflug mehrmahls in derselben Furche hin, um die gehörige Tiefe zu geben. Bey einem zweyten Pflügen schneidet man die erste Furche zuvor durch, und dann nimmt man eine diagonale Richtung. Nach dem Säen muß das Feld gegen die ungeheure Menge von Vögeln immer einige Tage bewacht werden. Eben dieses Mittels muß man sich gegen die vielen wilden Schweine, gegen die Büffel und das Hochwild bedienen. Der ungemein geile Wuchs des Unkrauts, besonders in der Regenzeit, ist hier sehr beschwerlich; und doch hat der Indier sich die Arbeit des Jätens noch nicht einmahl erleichtern gelernt. Zum Erndten dient die Sichel; die Sense kennt man nicht. Man schneidet nicht den ganzen Acker auf einmahl, sondern sucht die reifern Aehren nach und nach aus, ohne zu bedenken, daß man damit durchs Zerretzen mehr verliert, als durch das Abwarten der bessern Reife gewinnt. Die Früchte werden im Freyen sorglos in Haufen gebracht, und darin gelassen bis man es gelegen findet sie auszumachen. Geschieht dieß endlich, so wird das reine Korn in ungebrannten Töpfen oder gestochtenen Körben aufbewahrt. Die Wässerung des Bodens ist gewöhnlich und wird nicht ohne Geschicklichkeit und Energie bewirkt. Von dem



Wechsel mit den Saaten hat man keinen Begriff. Wenn nicht Zucker, Seide und andere dergleichen edlere Producte gewonnen werden können, so ist alle Industrie nur auf das weiße Korn gerichtet; die andern Früchte werden nur in so fern gebauet, als es bey dem Reis- und Kornbau thunlich seyn will. Man läßt dem Lande Ruhe um sich von der vorherigen Erschöpfung wieder zu erholen, nie kommt man ihm aber mit einer Bearbeitung der Brache oder der Düngung zu Hülfe. Den Dünger, wenn er nicht zum Baue des Zuckerrohrs, des Tabacks, des Mohns und dergleichen Artikel oder für den Maulbeerbaum nöthig ist, braucht man zur Feuerung. Das Arbeits-Vieh wird in der Nähe auf kleinen Gemeinheiten und zwischen dem Ackerlande geweidet; das Zucht- und Milch-Vieh wird in die Wälder und entfernten Heiden geschickt. Alle Geräthschaften, deren sich der Indier bedient, sind in Vergleichung mit denen der Europäer grob und schlecht, und doch muß man gestehen, daß er damit den Zweck fast eben so gut zu erreichen weiß. Bey dem hohen Werthe des Geldes und der Wohlfeilheit der Arbeit wäre es also wirklich unnütz viel Aufwand auf die Maschinerie zu machen. Ganz charakteristisch ist die Leichtigkeit, womit der Indier von einem Gewerbe zu dem andern übergeht. Es ist jedoch nicht das Talent das sie bewirkt, sondern vielmehr die geduldige Anstrengung und die Geübtheit, welche da immer erworben wird, wo keine Theilung der Arbeit statt findet. Was sie bewirkt kann man zwar oft nicht ohne Staunen sehen, aber leugnen kann man doch auch nicht, daß eine meisterhafte Vollendung der Arbeit nie dadurch erreicht wird. Das Haupthinderniß der Theilung der Arbeit ist hier der Mangel an Capitale, das zur Anlage vorgeschossen werden müßte. Jeder Gewerbsmann

muß sich Alles selbst machen, von den Geräthschaften die er braucht, an bis dahin, daß das Werk zum Verkaufe fertig ist. Die Modificationen des Eigenthums scheinen mehr von den in Europa verschieden als sie es wirklich sind. Man erkennt an, daß die Grundherrschaft ursprünglich dem Landesherrn zugestanden hat; aber man sieht dieselbe auf die Zemindars die gemeiniglich erblich sind, übergegangen an, von diesen haben die Bauern (rajats) ihre Rechte gegen Uebernehmung von Zinsen. Auch diese genießen das Erbrecht, müssen aber die Steuern an den Staat nach der Bestimmung der Zemindars entrichten. Die bestimmten Zinsen und Steuern machen jedoch nicht alle Entrichtungen aus, sondern man fordert noch so manche andere, und der zum Betrüge und zu Erpressungen geneigte Vorgesetzte, läßt den Pflichtigen darüber immer gern im Ungewissen. Ursprünglich sollen die Grundstücke für ein Viertel ihres Ertrages ausgethan gewesen seyn; jetzt rechnet man die Hälfte mehr oder weniger. Freyländereyen sind diejenigen, welche Brahminen, Priestern, privilegirten Bettlern oder noch öffentlichen Bedienten zu ihrem Unterhalte angewiesen sind. Wenn die Hälfte des Ertrags abgegeben werden muß, so hält die andere Hälfte den Bauern, der sich fremder Hülfe bedienen muß, selbst bey dem 15. Korne noch nicht schadlos, und es erklärt sich daraus die allgemeine Armuth. Neben dem Ackerbau muß sich der Bauer also noch andere Einnahmen zu verschaffen suchen, und diese gewähren ihm da, wo es gute Viehweiden gibt, diese: andernwärts aber der Bau von Zuckerrohr, der Maulbeerbaum &c. Im Mittel rechnet man aber doch zwey Erndten des Jahrs von demselben Acker. 15 Bighas oder etwa fünf Englische Aecker machen den Saß für einen Ochsen-Pflug aus, den man nicht unter 22½ Rup-

pien hält. Der Preis des Getraides, des Reises 1c. schwankt in Bengalen viel mehr als in Europa. Ohne daß irgend ein Mißwachs gewesen wäre, sind diese Producte in den einem Jahre oft viermahl theurer als in dem andern. Das Hornvieh, wovon man die Zucht und das Molkenwerk benutzt, wird mit wenig Kosten gehalten. Von der Büffelkuh rechnet man jährlich  $37\frac{1}{2}$  Sers oder 75 Pfund geschmolzene Butter zu  $7\frac{1}{2}$  Ruppian an Werthe. Wo Hindus die Masse des Volks ausmachen, da hat das Fleisch keinen Werth: indem sie es nicht genießen dürfen. Manche Casten und selbst Brahminen enthalten sich desselben aber doch nicht. Die Religionsgrundsätze wollen sogar, daß es bey Opfern gekostet werden soll, und verbieten es nur außer bey Opfern. Von dem Schafe braucht man auch hauptsächlich nur die Wolle zu Decken; und dadurch verinteressirt sich dieses Thier, dessen Wolle hier ohnedieß schlecht ist, nur wenig. Obstgärten besetzt mit Mango- mit Cocos-Nuß- mit Datteln- mit Palmen- mit Areca-Nuß- mit Bassia-Bäumen sind das, was den Bauer hier vor Allem an sein Vaterland bindet. Das Bauholz geben die Bambus. Die wichtigsten Artikel, sowohl wegen des Nutzens für den Einländer als wegen des Handels nach Aussen, sind jedoch Opium, Taback, Zuckerrohr, Baumwolle, Seide, Indigo; und der Verf. hält sich dabey mit ganz besonderer Liebe auf — in der Absicht, die Handels-Speculationen seines Vaterlandes mehr darauf aufmerksam zu machen. Opium ist ein Monopol der Regierung, das der Verf. auch als ein Mittel die Verfälschung der Waare und den Mißbrauch derselben im Lande zu verhindern vertheidigt. Das Opium wird hauptsächlich in Bihar und Benares gesammelt, und nach Calcutta zum Verkaufe gebracht. Der Verf. nimmt den rohen Ertrag vom Englischen Morgen

nur zu 24 Pfund an. Man verfälscht es mit einem Extracte aus den Stängeln und Blättern der Mohnpflanze und mit dem Mimosa-Gummi. Die Raffinirung steht unter der unmittelbaren Aufsicht der Regierung. Da das Opium ganz außerordentlich gerathen, aber auch gänzlich mißrathen kann, so ist es vorzüglich Gegenstand der Speculation, und die Erbauung desselben ist sehr reizend. Taback. Die Pflanze ist in Indien nicht einheimisch, ob sie gleich in der Sanscritt einen eignen Nahmen hat. Der Bau desselben lohnt hier aber reichlich, und könnte, wenn man nur die Vereitung der Waare nach dem Geschmacke der Europäer einrichten wollte, leicht so erweitert werden, daß sich der Bedarf von Europa damit befriedigen ließe. Der Verf. stellt eine Berechnung auf, nach welcher die Tonne, wenn der Transport frey bedungen werden dürfte, da er nur 6 Pfund kosten würde, aus Bengalen um 8 Pfund 16 Sch. 9 Pf. wohlfeiler nach England geliefert werden könnte als aus Nordamerica. Muß aber der Transport der Ostindischen Compagnie überlassen bleiben, die sich 15 Pfund Fracht berechnet, so entsteht dabei statt des Gewinns ein Verlust von 3 Sch. 3 Pf. Zuckerrohr. Gur, das von Gaur, dem alten Namen von Bengalen herkomme, bezeichne in den Indischen Sprachen den rohen Zucker; Sacará in der Sanscritt den bereiteten; und dieses Wort sey in das Persische, Griechische, Lateinische und in alle neuern Europäischen Sprachen übergegangen. Das Zuckerrohr wuchs in Bengalen schon in den ältesten Zeiten auf das Ueppigste; kam von daher nach Arabien, und von da nach Europa und Africa. Noch jetzt gedeihet es so wohl, daß bey nur irgend einer Aufmunterung der weitem Cultur Europa suzlich damit versehen werden könnte. Bey der Wohlfeilheit der Arbeit in Bengalen läßt sich hier mit über auct

Vergleich geringeren Kosten als in Jamaica das Rohr erbauen und das Zucker bereiten. Vielleicht hat eine Rücksicht auf diesen Umstand bey dem Britischen Ministerio auf die Entschliesung zur Abschaffung des Slavenhandels mit gewirkt! Bey freyer Fracht könnte eine Ladung von 500 Tonnen aus Bengalen gegen eine aus Jamaica mit 8423 Pfund 19 Sch. Gewinn eingebracht werden. Die hohe Fracht, welche die Compagnie nimmt, verwandelt aber auch diesen Gewinn in 1523 Pf. 14 Sch. Verlust.

**Baumwolle.** In Ost-Bengalen wird eine Sorte gewonnen, die zu den feinsten Manufacturen zu brauchen ist; die gröbere Sorte gedeihet allenthalben. Von den Ufern des Jamuna und aus der Dekhin wird auch ungemein viel in das Land gebracht. Die Manufacturirung der Baumwolle gehört Indien eigenthümlich zu, und in den feinsten Musfelinen kann der Britte mit aller seiner Kunst den Bengalen noch immer nicht erreichen. Die Ausfuhr der Baumwolle aus Bengalen nach England macht schon gegenwärtig einen beständigen Handelszweig aus; könnte aber durch die weitere Erzeugung im Lande und durch die Beförderung der Einfuhr aus dem tiefern Indien noch ungemein vermehrt werden. Bey der Fracht zu den Compagnie-Preise von 15 Pfund für die Tonne wird aus Bengalen das Pfund zu 12½ Pf. in London geliefert; bey freyem Transporte würde es zu 9½ Pf. geschehen können.

**Seide.** Da die alte Indische Sprache Wörter für den Seidenwurm und die manufacturirte Seide hat; und da es unter den Indischen Ur-Casten eine gibt, die sich der Erziehung des Seidenwurms, und eine andere die sich dem Spinnen ergeben hat, so schließt der Verfasser, daß die Seide in Indien schon seit den ältesten Zeiten gewonnen worden. Jetzt setzt man indessen die Bengalische Seide der besten Italiäni-

schen nach, vielleicht weil man in Bengalen nicht die beste Sorte von Maulbeerbäumen cultivirt; oder in der Behandlung der Seidenwürmer fehlt. Der Verf. beschreibt das Verfahren umständlich, um den Leser in den Stand zu setzen selbst über die Sache zu urtheilen. Ungern sehen wir, daß er sich durch dieses Detail hat abhalten lassen, von dem Seide-Gewinne von wilden Seidenwürmern, und von denen, die mit andern als Maulbeerbältern genährt werden, Nachricht zu geben; und wir müssen uns daher mit dem Wenigen begnügen, daß die Zesser oder die wilde Seide aus der Nachbarschaft von Bengalen und selbst aus den Grenz-Provinzen in Ueberfluß gebraucht werde; daß die wilden Seidenwürmer auf verschiedenen Arten Bäume leben, die sich in den Wäldern von Silhet, Asam und dem Deckhin befinden; daß die Coccons zwar groß aber nur spärlich mit Seide bedeckt seyen; daß die Seide davon an Farbe und Glanze anderer Seide weit nachstehe. Indig. Eine Indig-Pflanze, der Verf. nennt dieselbe Anil, welche in America diese Farbe gibt, ist in Bengalen einheimisch. Der Indig der daraus gewonnen wird, hat bisher zwar die Güte des Americanischen nicht gehabt. Nach der Behauptung des Verf. ist daran jedoch die fehlerhafte Behandlung schuld. Würde diese verbessert, so würde der Britische Handel diese Waare wohlfeiler aus Indien als aus America ziehen können.

Der inländische Handel könnte durch die inländische Schifffahrt ungemein erleichtert werden; wirklich ist diese aber sehr unbedeutend, und man bedient sich des Transports zu Lande, obgleich dieser bey den wegen der vielen Ueberschwemmungen und des Mangels an Polizen so schlechten Wegen beschwerlich genug ist; und die Reisenden unter Wegs gar keine Bequemlichkeit finden. Der Landtransport geschieht

in der Regel durch Packochsen, bisweilen durch eine Art kleiner Pferde, selten durch Büffel. Die letztern braucht man darum zum Lasttragen nur selten, weil sie sich von der knappen Weide an den Wegen nicht sättigen können; und weil sie sich in dem Wasser, durch das sie bey dem Mangel an Brücken gehen müssen, gern niederlegen; in den östlichen Provinzen von Bengalen und auch an der Grenze der westlichen spannt man sie jedoch in den Karren: die Last die der Packochse trägt, rechnet man auf 500 Pfund. Die Gegenstände des inländischen Handels sind Getraide aus den Getraide-Ländern und Salz zur Rückfracht; Baumwolle aus den westlichen Provinzen, Taback zur Eintauschung der Betelnuß, etwas Zucker, einige wenige andere Producte, und Manufacturwaaren nicht mehr, als eben die nächsten Nachbarn nöthig haben. Stückgüter, Seide, Salpeter, Opium, Zucker und Indigo sind fast allein in den Händen der Ostindischen Compagnie.

Wenn man bisher geglaubt hat, daß die starke Bevölkerung wegen der bekannten Castenverfassung der Indier für die Gewerbe beynah unnuße sey; so zeigt der Verf., daß man die Sache von der un-rechten Seite angesehen hat. Denn ein großer Theil des Volks besteht aus Muselmännern, die sich nicht in Casten getrennt haben; ein anderer aus Indischen Völkerschaften, die den Grundsätzen der Hindus in diesem Stücke nicht zugethan sind. Auch bey den Hindus selbst besteht die Castenverfassung nicht durchaus in gleicher Strenge. Die Braminen, Eschatriya, und Waisya, die wohl  $\frac{2}{3}$  der Bevölkerung betragen, sind nicht schlechterdings an gewisse Gewerbe gebunden. Handel und Landwirtschaft sind allgemein verstattet, und von den andern drey Stämmen können sich die Sudras als Dienstbothen zu jedem Gewerbe hingeben. Zu den Sudras werden auch diejenigen mitgerechnet, die aus der Mi-

schung der übrigen vier Classen abstammen. Hienächst kann jeder der in seiner Caste seinen Unterhalt nicht findet, denselben in einer niedrigen suchen; ja man sieht es jetzt bey der fremden Regierung nicht einmahl mehr für ein Verbrechen an, wenn er sich deswegen in eine höhere drängt. Die Castenverfassung in Bengalen hat jetzt fast keine andere Wirkung als die der Corporationen in England.

Von den Manufacturen, womit sich die Indier beschäftigen, wollen wir hier noch des Salpeters erwähnen. Es wird bey weitem soviel nicht gemacht als gemacht werden könnte; in dem neunten Zehend des vorigen Jahrhunderts kam die jährliche Ausfuhr davon nach England nur auf 37913 Centner. Dieses Salz könnte aber aus Bengalen wohlfeiler geliefert werden, als es in irgend einem Lande in Europa gemacht würde; und England könnte also die Hauptniederlage desselben für Europa seyn. Der Verf. der nichts übergehen will, was für sein Vaterland nützlich werden könnte, macht noch auf die Häute aufmerksam, die Bengalen zu liefern im Stande wäre. Er nimmt an, daß 5 Millionen Hornvieh gehalten werden, und daß also wenigstens eine halbe Million Häute jährlich fallen. Dem Vieh, das stirbt, wird jetzt die Haut gar nicht abgezogen; und auch die Schlachthäute stehen in dem niedrigsten Preise. Bey 6 Pf. Fracht für die Tonne könnten mit einem Gewinne von 17½ Pf. in England geliefert werden 100 Büffelhäute zu 50 Pf. und 225 Ochsenhäute zu 56½ Pf. Noch wären für den Handel interessante Artikel Büffelhörner, Getraide oder wenigstens Stärke, Kummel, Süßholz, Arnotto, Färberröthe, Caffee, Cacao ic., verschiedene Hölzer, Arabisches Gummi, Pflanzenöhle, Zincol, allerley Salze ic. Doch wir glauben genug gezeigt zu haben, was aus Britannien noch durch Bengalen werden könnte.



## Frankfurt und Leipzig.

Einige Worte eines Weltbürgers über die Schiff- und Floßbarkeit der Pegnitz und Rednitz von Nürnberg bis Bamberg durch die Kraftäußerung eines einzigen Privatmannes. — Dem Handelsstande Europas gewidmet. 1816. In Octav.

Eine kleine Flugschrift von 24 Octavseiten, deren ungenannter Verfasser seinen Gegenstand humoristisch behandelt. Erst mit der Französischen Revolution, sagt er, haben die Menschen sich stark genug gefühlt, die unübersteiglich scheinenden Scheidewände angrenzender Völker zu durchbrechen, und so deren wechselseitigen Wohlstand und freundschaftlichen Verkehr zu befördern. Wie auch in Baiern dieser Unternehmungsgeist gegen verjährte Vorurtheile und vermeintliche Vorrechte thätig gewesen, wird durch viele angeführte Neuerungen geziemlich bewiesen. Nach einigen Erholungsjahren von dem erschöpfenden 16jährigen Kriege (1799—1816) werde die notwendige, rasche Ausführung der schiffbaren Verbindung der Donau mit dem Main auch durch Baierns Kräfte allein möglich werden; obgleich zu diesem Nationaldenkmal ganz Deutschland, ja, Europa (Europa's Rücken wird diesen Canal tragen, welcher nach Hrn. von Wiebeking durch seine innere Schifffahrt und natürliche Verbindung mit dem schwarzen und Asowischen Meeren, die Producte aus Südrußland und der Türkei nach Deutschland, Frankreich und Holland führen, und insonderheit die Schifffahrt auf der Donau und dem Napoleons-Canal sehr lebhaft machen wird; Wass. Bauk. 3ter B. S. 6. München 1814) nicht unbillig beitragen möchte. Von dieser großen Canalverbindung ist die Schiffbarmachung der Pegnitz oder Rednitz ein kleiner Theil, und der Verf. hält es dem allgemeinen Wohl für zuträglich, wenn vermögende Handels-

häuser in ihrem sich stets erweiternden Geschäftskreise eine ungewöhnliche Veranlassung fänden, zweckmäßige Vorarbeiten zu jenem großen Staatsplan zu machen; dergleichen darin bestehen könnte, daß irgend ein handelnder Speculant auf eigne Kosten bey allen Mühlen von Nürnberg und Schwabach bis hinunter nach Bamberg, so viele Wehre oder Schleusen erbaute, als zur Schiffbarkeit und Floßbarkeit der Regnitz vorerst erforderlich seyn möchten. Hiezu ermuntert nun der Verf., indem er zeigt: 1) daß die mit dem schiffbaren Main in unmittelbarer Gemeinschaft stehende Regnitz sehr leicht schiffbar zu machen, weil kein neuer Canal nöthig, sondern der Fluß selbst zum Tragen der Schiffe geeignet sey; 2) daß die Hindernisse leicht zu besiegen, weil einige kleine Aufopferungen der Individuen gegen das allgemeine Wohl des Staats in keinen Betracht kommen; 3) daß der Unternehmer etwa durch ein 20jähriges Alleinrecht auf die Schifffahrt der Regnitz leicht zu entschädigen sey; was sonst noch zu entschädigen, z. B. wegen Zugwege über die Wiesen, werde durch Schatzmänner zu reguliren seyn, so wie auch die Entschädigung der Müller, und Eigner der Wiesenbewässerungsräder (deren Anzahl Hr. v. Wiebeking über 150 rechnet); wofür die Entschädigung jedoch unerheblich seyn dürfe, da sie völkerrechtswidrig in den Besitz der ganzen Breite des Flusses sich gesetzt haben (die Entschädigung wegen des Zugweges für die Schiffe könnten auch dadurch beseitigt werden, daß die Canalschiffe mit Dampfmaschinen \*) versehen und bewegt würden: so brauchte man kein

\*) Rec. ist von glaubhaften Personen, die selbst auf Dampfschiffen (steam-boats) gefahren, versichert worden, daß diese Fahrzeuge nicht bloß in stehendem Wasser, sondern auch den stärksten Strömen entgegen gehen.

Zugvieh und keine Wege, auch keine Brücken über die seitwärts herbeifließenden Bäche und Rinnen.)

4) Daß staatswirthschaftliche Gründe für diese Schiffahrt sprechen, indem die engere Verbindung der Menschen zu Wasser und zu Lande ihren wechselseitigen Wohlstand und allseitige Bildung befördert, u. s. w. Wer die Schrift selbst liest, wird gestehen, daß der Verf. die Schiffbarmachung der Regnitz mit Sach- und Weltkenntniß, als eine leichte und vortheilhafte Unternehmung dargestellt, auch mit Umsicht die entlegnen Welttheile angezeigt hat, deren Schätze in diesem Canal durch keinen Schiffbruch können verloren gehen. Für Bequemlichkeit der Reisenden wird durch Jagdschiffe gesorgt, die künftig an bestimmten Tagen von Nürnberg abgehen.

— Uebrigens sieht man leicht, daß die Frage: ob, und auf welche Weise, es vortheilhaft sey, die Regnitz schiffbar zu machen, nicht wohl beantwortet werden könne, ohne zu wissen, ob, und in welcher Gegend, der Hauptcanal über den Bergrücken, zwischen den Flußgebieten der Donau und des Mains, ausführbar sey. Unter mehreren andern hat der Ritter von Wiebeking über diesen Canal große Erwartungen rege gemacht; was er aber zuletzt (a. a. O. S. 157) darüber sagt, ist: “Die Sache scheint mir indessen so wichtig, daß sie ein auf genaue Aufnahme und Nivellements gegründetes Project verdiente.” Also war bis dahin alles nur noch Project; und die physische Möglichkeit dieses National-Monuments noch nicht erwiesen, noch nicht untersucht. In dieser Ungewißheit schon die Regnitz schiffbar zu machen, würde doch in der That eben so gut seyn, als zu einer noch unbekanntten großen Statue vorläufig den linken Arm auf Gerathewohl zu bilden, um ihn hiernächst anzusetzen, oder auch für sich, als ein verunglücktes Denkmal, bestehen zu lassen.

---

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

65. Stück.

Den 22. April 1816.

---

## Halle und Berlin.

In den Buchhandlungen des Waisenhauses:  
Handbuch der menschlichen Anatomie, von  
Johann Friedrich Meckel, Prof. der Medicin zu  
Halle u. s. w. Erster Band. Allgemeine Anatomie.  
1815. X und 664 Seiten in Octav.

Es ist eine übele Sitte der Deutschen Gelehrten,  
ihre besten Jahre mit dem Abfassen von Compendien  
zu verlieren, statt ihre Zeit und Kräfte auf die Ver-  
mehrung des Materiellen ihrer Wissenschaft zu ver-  
wenden. Vielleicht liegt es mit hieran, daß Deutsch-  
land seit mehreren Decennien an neuen Entdeckungen  
in den Erfahrungswissenschaften hinter Frankreich  
und England zurückgeblieben ist. Aber etwas ganz  
Anderes, als bekannte Sachen bloß in einer andern  
Ordnung wiederholen und höchstens mit einigen  
neuen, oft sehr unreifen Einfällen aufstuzen, ist es,  
die neu erworbenen Schätze der Wissenschaften nach-  
zählen, die falsche Münze von der echten sondern,  
und den reinen Gewinn bestimmen. Herr Prof.  
Meckel hat in dem obigen Werk diese verdienstliche

D (3)

Arbeit für die Anatomie unternommen. Der vorliegende erste Band enthält die allgemeinen Bildungsgesetze des menschlichen Körpers und die allgemeine Beschreibung der einzelnen organischen Systeme. Der Verf. hat dabey Bichat's Plan zum Grunde gelegt, doch diesen modificirt und dabey auf die allgemeinere Bildungsgesetze der organischen Körper, auf die frühere Entwicklungsgeschichte derselben und die krankhaften Veränderungen der Organe mit Rücksicht genommen. Daß Niemand dieses Werk ohne mannichfaltige Belehrung studieren wird, kann man von einem Neckel erwarten. Man findet hier nicht die vielen neuen Ansichten und Beobachtungen, wodurch Bichat's Anatomie Aufsehen erregte, aber dafür auch weniger Irrthümer und weit mehr gründliche Gelehrsamkeit, als bey dem Französischen Physiologen. Bey einigen Seiten finden wir zwar dieß und jenes zu erinnern. Wir hoffen indeß nicht, daß man den Werth des Buchs weniger hoch anschlagen wird, wenn wir über diese Punkte unverscholen unsere Meinung äußern.

Der Verfasser tadelt Bichat's Eintheilung der organischen Systeme, und wohl mit Recht. Allein die seinige scheint uns ebenfalls nicht logisch richtig zu seyn. Er nimmt als allgemeine Systeme das Schleim-, Gefäß- und Nervensystem, als besondere das Knochen-, Knorpel-, Fasernorpel-, Fasersystem, Muskelsystem, seröse System, Haut- und Drüsen-system an. Aber diese Eintheilung beruhet nicht auf einem festen Princip. Die Nerven z. B. die hier zu den allgemeineren organischen Theilen gezählt werden, bestehen zum Theil aus dem Neurilem, welches nach unserer Ueberzeugung zu den serösen Häuten gehört. Mit welchem Rechte läßt sich also das seröse System dem Nervensystem unterordnen? Ferner, aus welchem Grunde machen die Drüsen,

die doch nicht einen eigenthümlichen Bestandtheil enthalten, sondern bloß aus Schleimstoff, Gefäßen und Nerven zusammengesetzt sind, ein eigenes System aus? Ihrer Form wegen können sie es nicht: denn sonst müßte auch aus den Schleimbeuteln, die von dem Verf. unter das seröse System gebracht sind, eine besondere Classe gemacht werden. Nur ihrer Function wegen hat der Verf. diese Organe, so wie die Haut, zu einem eigenen System gerechnet, damit aber die Einheit seines Eintheilungsprincips aufgehoben und sich dem Vorwurf ausgesetzt, daß er dann auch die Iris, den Uterus und alle ähnliche Theile, deren Bewegungen sich nicht für gleichartig mit den Muskelbewegungen annehmen lassen, von dem Muskelsystem hätte trennen sollen. Uns scheint es, daß er eine bessere Ordnung gewählt haben würde, wenn er erst die organischen Elemente nach ihren physischen und chemischen Eigenschaften abgehandelt, dann die verschiedenen Gestaltungen dieser Grundtheile als Knochensubstanz, Muskel-, Sehnen- und Nervenfasern u. s. w. untersucht, und endlich die organischen Systeme nach deren Functionen eingetheilt hätte. So würden sich zugleich die Grenzen für den physiologischen Theil dieses Werks ergeben haben, der jetzt als eine bloße Zugabe erscheint, worin man bald findet, was man nicht sucht, bald vermißt, was man anzutreffen erwartete. Z. B. in dem Abschnitt vom Nervensystem ist des Leitungsvermögens der Nerven und der Function der Ganglien gedacht. Aber man findet nichts über das Associationsvermögen dieses Systems, über den Einfluß desselben auf die thierische Wärme, über die Gesetze, nach welchen dessen Wirkungen erfolgen u. s. w., obgleich das Eine so gut wie das Andere hätte aufgenommen werden können. Ueberhaupt hat uns in jenem Abschnitt manches nicht befriedigt. Ueber einen wich-

rigen Punct, worüber wir neue Aufschlüsse zu erhalten hofften, über den innern Bau der Nervenknoten, theilt der Verf. bloß das Bekannte mit. In dem Rückenmark nimmt er mit Keuffel eine Menge häutiger, von der Gefäßhaut gebildeter Queerröhren, die vielfach mit einander anastomosiren, zugleich aber auch längslaufende Fasern der Rückenmarkssubstanz an. Wir können nach unsern Beobachtungen die Queerröhren für nichts anders als Blutgefäße halten. Wirkliche Fasern haben wir nie in frischer Rückenmarkssubstanz angetroffen, wohl aber fanden wir in solcher, die durch Weingeist oder mineralische Säuren erhärtet war, die nähmlichen concentrischen Schichten, die man auch im geronnenen Blutwasser und Weissen der Vogeleyer wahrnimmt. Im §. 190. fertigt der Verfasser die von G. R. Treviranus (den er immer mit dessen Bruder L. C. Treviranus ohne Unterscheidung der Vornahmen als Eine Person behandelt) herrührende Meinung, daß äußere Nerveneindrücke durch das Nervenmark zum Gehirn, immer durch die Nervenscheiden zu den Bewegungsorganen fortgepflanzt werden, bloß mit der Erklärung ab, daß sich alle für diese unwahrscheinliche Hypothese zusammengestellten Gründe leicht widerlegen ließen, und setzt dafür voraus, daß in einem und demselben Nerven verschiedene Fasern zur Leitung der innern und äußern Eindrücke bestimmt sind. Wir wollen nicht jene Meinung so, wie sie ursprünglich vorgetragen ist, vertheidigen. Daß aber das Nervilem mit dem Vermögen der Nerven, Muskelbewegungen zu erregen, in einer gewisser Beziehung steht, möchten wir doch aus der Weichheit dieser Haut an den Sinnesnerven und den Zweigen des sympathischen Nerven und aus ihrer größern Stärke an den Nerven der willkürlichen Muskeln schließen. Die Unrichtigkeit der Hypothese

des Verf. hingegen leuchtet gleich ein, wenn man sich erinnert, daß jede heftigere Reizung des Nerven eines willkürlichen Muskels diesen noch in Bewegung setzt, wenn jener auch bis auf irgend eine noch so zarte Faser durchschnitten ist. Am wenigsten können wir einigen Lieblingsideen des Verf. von der Ähnlichkeit und dem Gegensatz zwischen den verschiedenen Organen des thierischen Körpers, die man schon aus seinen frühern Schriften kenne und hier wiederfindet, Geschmack abgewinnen. Er setzt (S. 23) dem Gehirn das Rückenmark, dem Schädel die Wirbelsäule, dem Herzen die Gefäßstämme, der Mundhöhle die Speiseröhre, dem Magen den Darmcanal, dem Kehlkopf die Luftröhre, der Gallenblase den Gallengang, dem Nierenbecken die Harnleiter, der Harnblase die Harnröhre entgegen. Dieß wollen wir gelten lassen. Aber wenn er (S. 31) zwischen der Schilddrüse, Thymus, Zunge und Nase eine Ähnlichkeit mit den Geschlechtstheilen findet, so müssen wir gestehen, daß wir diesen Einfall für Scherz aufgenommen haben würden, wenn er nicht in einem so ernsthaften Buch stände. Zwängt man die Dinge in das Bett des Prokrustes, so kann man freylich Alles mit Allem vergleichen. Daß aber durch solche Vergleichen die Naturwissenschaft gefördert wird, müssen wir sehr bezweifeln.

### Copenhagen.

Von dem Begriffe der Geschichte der Philosophie. Eine Einladungsschrift zu seinen an der Universität zu Berlin zu haltenden Vorlesungen, von Dr. Ch. A. Brandis. 1815. 88 S. in Octav.

Der Verfasser, der schon durch seine schätzbaren, vor einigen Jahren von uns angezeigten *Disquisitiones Eleaticae* seine gründliche Kenntniß eines der schwierigsten philosophischen Systeme des Griechi-



schen Alterthums bewiesen hat, konnte nicht besser, als durch diese Einladungsschrift, seinen Beruf darthun, sich um die Geschichte der Philosophie überhaupt verdient zu machen. Mit einer Umsicht, die auch bey vorzüglichen Köpfen nicht gewöhnlich ist, hat er sich alle Hindernisse vorgelegt, die einer wahrhaft pragmatischen Bearbeitung der Geschichte der Philosophie entgegen stehen. Man möchte fast sagen, daß er sich sein Geschäft zu schwer gemacht habe. Aber je unbefangener ein denkender Kopf in die Geschichte des menschlichen Geistes einzudringen sucht, desto bedenklicher muß ihm das ganze Unternehmen erscheinen, die geheime Werkstätte der Gedanken Anderer mit historischer Wahrhaftigkeit aufzuschließen, und immer gewiß zu bleiben, daß man nicht seine eigenen Begriffe und Ansichten in die Vorstellungsart derer hinein trage, von deren Behauptungen und Zweifeln man nur historische Rechenschaft geben will. Der Verfasser macht deswegen aufmerksam auf das nie ganz zu ergründende Verhältniß der Freyheit zur Nothwendigkeit in der Entstehung und Vertrettung menschlicher Gedanken. Einen Causalnerus müsse denn doch die Geschichte überall nachzuweisen suchen, vorzüglich aber die Geschichte der Wissenschaften, und ganz vorzüglich die Geschichte der Philosophie. Der äußere Causalnerus komme hier neben dem inneren in Betracht. Ueberall sey der menschliche Geist mehr oder weniger durch äußere Veranlassungen, die das Zeitalter mit sich brachte, auf gewisse Vorstellungen geleitet, während er durch eignes und freyes Wirken die Sphäre seiner Einsicht zu erweitern strebte. Und doch müsse irgend ein fester Punct ausgemittelt werden, von welchem die Geschichte der philosophischen Forschung ausgehe. Dieser feste Punct oder das Unwandelbare in der Geschichte der Philosophie sey der menschliche Geist

selbst im Allgemeinen mit seinen mannichfaltigen Bestrebungen, die sich sämmtlich auf eine gewisse, allen philosophischen Lehren und Zweifeln gemeinschaftliche Idee beziehen. Wo der menschliche Geist bei seinem Reflectiren auf den Zusammenhang der Dinge das Bedürfniß fühle, zu den bedingten Ursachen und Einheiten eine unbedingte zu finden, da fange die Philosophie in so fern an, als sie eine Geschichte hat, die man die innere nennen darf. Eben so treffend, als gründlich erklärt sich nun der Verfasser gegen alle diejenigen Behandlungen (der Met. sagt geradezu  *Mißhandlungen* ) der Geschichte der Philosophie, die entstehen, wenn der Erzähler von einem vorgefaßten Systeme ausgeht, und in Beziehung auf dieses System die Lehren und Meinungen Anderer mustert, so nützlich auch in anderer Hinsicht ein solches Verfahren seyn mag. Allerdings müsse der Geschichtschreiber der Philosophie selbst Philosoph seyn, um sich von dem Standpuncte aus, wo die innere Geschichte der Philosophie zu erscheinen anfängt, gehörig zu orientiren; aber weder historisch, noch kritisch, müsse er die Lehren und Meinungen Anderer als Annäherungen zu einem gewissen Systeme, oder als Entfernungen von demselben, betrachten. Jede Critik, außer der historischen, die sich nur auf Aufhellung der Meinungen bezieht, liege außer dem Gebiete der wahren Geschichte der Philosophie. Ein Fortschreiten des menschlichen Verstandes müsse allerdings angenommen und auch in der Geschichte der Philosophie nachgewiesen werden, aber nur in so fern, als der natürliche Gang aller Wissenschaften mit sich bringt, daß die Begriffe, auf die es ankommt, immer klarer hervortreten, je länger der Verstand sich mit ihnen beschäftigt. Aber nur die strengste historische Treue mache das Resultat

brauchbar. Angehängt sind noch einige treffliche Bemerkungen über die Abhängigkeit der Philosophie von der Verschiedenheit der Sprachen, und über die Erscheinung der ersten philosophischen Regungen des Verstandes in der Bildung der Wörter, die einem Geistesbedürfnisse entsprechen. Einem guten Kopfe, der mit den nöthigen Sprachkenntnissen ausgerüstet, diese Untersuchungen fortsetzte, könnten wir vielleicht überraschende Entdeckungen verdanken.

### Hannover.

Kleine Schriften durch die Einführung des Hrn. Directors Dr. J. E. Kuhkopf im Lyceum zu Hannover veranlaßt. 1815. 57 Seiten in Octav.

Des Programms des Hrn. Directors Kuhkopf, das diese Sammlung eröffnet, haben zwar schon diese Blätter im vorigen Jahrgang (S. 1768) als einer recht vorzüglichen Schulschrift erwähnt: die beiden Reden, die es in dieser Sammlung begleiten, sind nicht minder beachtenswerth und erfreulich für jeden Patrioten des Königreichs, dem die gelehrte Bildung künftiger Staatsdiener auf Schulen am Herzen liegt. In einer Latinität, wie sie nicht jeder practische Jurist in seiner Gewalt hat, zeigt Herr Syndicus Meißner in der Einführungsrede die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit einer frühen Bildung durch die alte classische Litteratur; und der Herr Director Kuhkopf stellt in seiner Antrittsrede dar, wie sich öffentliche Schulen zur Vorzüglichkeit erheben können und müssen? Wenn die Vorsteher einer gelehrten Bildungsanstalt von solchen Grundsätzen und Gesinnungen geleitet und beseelt werden, so bedarf es nur noch tüchtiger Gehülfen, um eine Schule dem gewünschten Ideal nahe zu bringen: und wie könnten letztere dem Lyceum in Hannover je fehlen!

---

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

66. Stück.

Den 25. April 1816.

---

## Rom.

Von Francesco Burlie: Lettere sopra i Colossi del Quirinale, scritte al Sign. Pietro Benvenuti pittore d'Istoria e direttore d'II' Accademia delle belle arti in Firenze da *Pietro Vivenzio di Nola*. 1811. 20 Seiten mit 3 Kupferstichen. Quart.

Die colossalen Pferdebandiger auf dem Quirinischen Berge, die zu den heiligen Ueberbleibseln der Griechischen Phantasie gehören, sind der Gegenstand dieser Briefe. Hr. Benvenuti wünschte einen Abguss in Gyps des so genannten Colosses des Phidias für die Florentinische Academie zu erhalten; warum er nicht auch einen Abguss des so genannten Colosses des Praxiteles verlangt, befremdet Hr. Vivenzio; und diese Wünsche und Fragen veranlassen eine genaue Untersuchung beider Statuen, deren Resultate im ersten Brief enthalten sind. Mit einem zarten Kunst- und Schönheitsinn, der freylich nur auf wenige einzelne Menschen eingeschränkt ist, betrachtet Hr. Vivenzio jene Colosse. Er be-

P (3)

merkt, daß der Colosß des Phidias in einem hohen, majestätischen Sinne gedacht und gebildet ist, der Colosß des Praxiteles aber mehr nach strengen Regeln der Symmetrie ausgeführt worden sey. Der Colosß des Phidias stellt nicht den Alexander mit dem Ducephalus, sondern den Castor als Rossebändiger dar. Ohne sich an gewisse Verhältnisse zu binden, wollte Phidias die Gewandtheit, die Fülle jugendlichen Muths und die Stärke seines Heros darstellen, und das seiner Seele vorschwebende Ideal ist ihm in der Ausführung gelungen. Aus mehreren hier bemerkten Gründen geht hervor, daß in einer bestimmten Entfernung der Colosß in seiner ganzen Herrlichkeit erscheint, daß der Künstler, um der Figur noch mehr Kühnheit und Schwung zu geben, den Körper in Verhältniß mit den Beinen etwas kürzer gebildet hat, überhaupt aber keiner andern Richtschnur als seinen Augen gefolgt ist, welche mit dem höchsten Kunstsinne die Wirkung des Ganzen berechneten. Der Verf. bemerkt sehr richtig, daß die Arbeit nicht ganz vollendet worden ist und dem Künstler nur die beabsichtigte Großheit und Erhabenheit genügt habe. — Polyclet, der durch seinen Canon eine erstaunenswürdige Richtigkeit der Verhältnisse festsetzte, machte sich mit Recht berühmt, konnte aber das Große und Erhabene des Phidias nicht erreichen, dessen Jünger nach Ausdruck und Wirkung strebten, während die des Polyclet den Proportionen folgten, die der Natur in ihren glücklichsten Formen abgelernt waren. Praxiteles, der den Grundsätzen des Polyclet ergeben war, unternahm es, dem ältern Colosß des Phidias einen andern an die Seite zu stellen, und hoffte durch die strengste Beobachtung der Proportion und die höchste Harmonie der Umrisse dem Werke gleich zu kommen, das Phidias durch den kühnen Schwung seines Geistes

allein erschaffen hatte. Aber wie sich die freiwilligen Blüten der Ionischen Muse und die Pindarischen Hymnen gegen die kunstmäßigen Poesieen eines Apollonios von Rhodus und anderer Alexandriner verhalten, so war dieß der Fall mit den Kunstwerken des Phidias und Praxiteles.

Hr. Vivenzio hält es für lehrreich, die Abgüsse beider Denkmähler des Griechischen Meißels in der Florentiner Academie aufzustellen, um von der Statue des Praxiteles die Regeln der Verhältnisse zu lernen, an der Statue des Phidias aber die künstlerische Begeisterung und den glücklichsten Instinct zu bewundern, durch den die Griechischen Künstler in Allem geleitet worden sind. Der Verf. beweist ferner den Irrthum, daß beide Colosse Copieen nach den Ergüssen des Hegesias, deren Plinius (34. 8.) gedenkt, seyn sollen. Er hält den einen Colos für ein echtes Werk des Phidias, so wie den andern ebenfalls für ein Original des Praxiteles, der sich seinem Vorgänger anzuschmiegen suchte, dessen ungeachtet aber als zweyter Erfinder anzusehen ist. Daß Winkelmann von diesen Wunderwerken so gleichgültig redet, er, der manchen mittelmäßigen Statuen und Reliefs ein übertriebenes Lob ertheilt, bleibt eine seltsame Erscheinung.

Der zweyte Brief, der von der Aufstellung der Colosse handelt, ist ein Muster von Scharfsinn. Ohne sich bey der Frage aufzuhalten, ob sie von Griechenland oder von Aegypten nach Rom gekommen sind, behauptet der Verf., daß die jetzige Stellung der beiden Nisse unmöglich die richtige seyn kann. Es ist nämlich kaum denkbar, daß zwey so große Künstler, welche so viele Nisse und auf Nissen kämpfende Heroen in Basrelief gebildet, die natürlichen Bewegungen eines unbändigen oder durch den Zaum gebändigten Nisses nicht gekannt haben soll-

ten. Denn jeder, der nur etwas von der Reitkunst versteht, wird wissen, daß ein wildes Roß, wenn es sich dem Zaum und der Hand, die ihn regiert, widersetzt, den Kopf erhebt, sich aufbäumt, aber nicht den Kopf wegwendet, wie dieß mit den Rossen auf dem Quirinal der Fall ist. Einen solchen Fehler konnte Phidias nicht begehen; die Unwissenheit der Aufsteller ist Schuld daran. Der Ritter Canova bemerkte ihn zuerst in einem Briefe (*Conghiettura sopra l'aggruppamento de' Colossi di Monte Cavallo*. Rom, 1802, Fol. mit einer Kupfertafel), worin er unter andern auf die unangenehme Verkürzung aufmerksam macht, in welcher die Rosse in ihrer alten Stellung erscheinen. "Das sich bäumende Roß, sagt er, macht eine nach Außen gebogene krumme Linie, während es mit dem Kopf und den Beinen nach Vorn gerichtet ist. Die daraus entspringende ungefällige Verkürzung paßt nicht zur Handlung und liegt außerhalb des Blickes des Heros, der es am Zaum hält." (S. Tab. I.) Aber selbst Canova's Vorschlag, die Stellung der Rosse zu ändern, entspricht nicht dem Kunstgefühl des Hrn. Vivenzio, dessen Meinung wir, so weit es ohne die Kupferstiche möglich ist, unsern Lesern mittheilen wollen. Das Roß, das bey der Figur die den Nahmen des Praxiteles führt, sich aufbäumt, soll ein wilderes Feuer und weit schönere Formen als das andere haben, das bey der Statue des Phidias empor springt, obgleich dieses wohlgenährter und vollendeter erscheint. Man darf also mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Rosse auf dem Quirinal oder, wo man sie zuerst aufgestellt hat, verwechselt worden sind, und daß also das Roß neben der Statue des Praxiteles ursprünglich zur Statue des Phidias gehört hat, und so umgekehrt. Werden sie so gestellt, wie dies auf Tab. III. geschieht,

so bilden die Helden und die Kasse ein meisterhaftes, pyramidalisches Ganzes, von bewundernswürdiger Schönheit. Die Gründe, die der Verf. zur Unterstützung seiner Meinung anführt, sind so überzeugend, daß wir ihnen vollkommen beitreten, und seinem Sinne für das Vollkommene der Kunst, so wie seinem richtigen und echten Gefühl das größte Lob ertheilen müssen.

### Bamberg und Leipzig.

Von Carl Friedrich Kunz: John Mawe's, Verf. der Mineralogie von Derbyshire, Reisen in das Innere von Brasilien, vorzüglich nach den dortigen Gold- und Diamantdistricten, auf Befehl des Prinzen Regenten von Portugal unternommen. Nebst einer Reise nach dem la Plata-Fluß und einer historischen Auseinandersetzung der letzten Revolution in Buenos Ayres. Nach dem Englischen, mit Anmerkungen begleitet, Deutsch herausgegeben von K. A. W. v. Zimmermann. Erste Abtheilung. S. 224 in groß Octav.

Mit Recht bemerkt der nun verstorbene Herausgeber in seinem Vorberichte, daß das Werk von Mawe dem Geographen über ein bisher bennah noch gänzlich unbekanntes Land die wichtigsten Aufschlüsse gebe, daß vorzüglich das Innere dieses reichen und großen Königreichs, welches bisher den Portugiesen selbst eine bennah durchaus unbekante Erde gewesen, hier zuerst den Blicken des Forschers enthüllt werde. Die erste vorliegende Abtheilung der Uebersetzung begreift die neun ersten Kapitel des Englischen Originalwerks, und schon diese rechtfertigen vollkommen das Urtheil, welches der Herausgeber über dasselbe gefällt hat, und dem Rec. durchaus beistimmt. Der Verf. reiste zuerst in Handelsangele-



genheiten im Jahre 1805 nach Rio de la Plata, zu einer Zeit, wo schon die Verhältnisse zwischen England und Spanien bedenklich wurden, ward daher alsbald nach seiner Ankunft zu Monte Video als Engländer verhaftet, und erhielt erst nach langer Zeit und vielen ausgestandenen Beschwerden, durch die Eroberung dieser Stadt durch die Engländer, seine Freiheit wieder. Dann begleitete er den General Whitelocke bey dem Angriffe gegen Buenos Ayres; dessen Mißlingen eine Uebereinkunft zur Folge hatte, vermöge welcher sich die Engländer Monte Video zu räumen gezwungen sahen, worauf unser Verf. sich nach Brasilien begab. Sein Urtheil ist im Allgemeinen den Bewohnern dieses Theils des Spanischen America's keinesweges günstig, vorzüglich trifft jedoch sein Tadel die aus Europa eingewanderten Spanier, weniger die Kreolen, die nur zu sehr unter dem Drucke gehalten wurden, als daß sie in Bildung und Industrie beträchtliche Fortschritte hätten machen können. Letztere fand er in jeder Rücksicht höchst unvollkommen und mangelhaft. Trotz des gesegneten Bodens, lebte die Masse des Volks in dem bittersten Mangel; Ackerbau und Viehzucht wurden beide gleich schlecht betrieben und zeugten von der außerordentlichen Trägheit der Einwohner. Das Unglück, welches den Verf. in diesem Lande betraf, scheint freylich nicht ganz ohne Einfluß auf sein Urtheil über dasselbe geblieben zu seyn. Ungleich vortheilhafter äußert er sich dagegen über die Portugiesen. Seine Reise ging über die Insel St. Catharina, nach Santos und von dort über die Gebirge nach St. Paul, wo er eine gastfreundschaftliche Aufnahme fand, wie denn überhaupt die Einwohner dieser Stadt sich durch ihre Bildung und ihre zuvorkommende Gefälligkeit gegen

Fremde gar sehr zu ihrem Vortheile auszeichnen; der fruchtbare Boden liefert beynahe alle zum Leben nothwendigen Bedürfnisse in großem Ueberflusse — ein 150fältiger Ertrag wird nur für eine sehr mäßige Ernte geachtet — dennoch aber ist auch hier der Ackerbau noch in seiner Kindheit und die Einwohner geben dem Bergbau den Vorzug, der ihnen, trotz aller Unsicherheit, die trüglische Aussicht auf einen schnellen Reichthum ohne große Arbeit gewährt. Erst seitdem in einigen Gegenden die Bergwerke weniger ergiebig geworden, hat sich der Ackerbau zum großen Vortheile des Landes gehoben. Die Viehzucht wird noch ungleich mangelhafter betrieben. Die Kühe werden gar nicht geachtet und beynahe durchaus nicht benutzt; eben so wenig wird die Schaauszucht betrieben, nur auf die Schweinezucht wird etwas mehr Aufmerksamkeit gewandt. Ueber die Lebensart der Einwohner hat der Verf. manche interessante Bemerkungen beygebracht. Nach einem ziemlich langen Aufenthalte zu St. Paul, begab er sich zu Wasser nach Rio de Janeiro, wo vor kurzem der Hof aus Lissabon angekommen war. Die wohlthätigen Wirkungen dieses Ereignisses zeigten sich schon jetzt; vornehmlich hatte die Polizei schon manche wesentliche Verbesserung erfahren, der Handel hatte an Lebhaftigkeit zugenommen, ein eigener Handelsrath war angeordnet, und dem öffentlichen Unterrichte stand eine gänzliche, höchst nöthige Umwandlung bevor. Dem guten Willen des Prinzen Regenten und den Einsichten mehrerer seiner Rätthe läßt der Verf. volle Gerechtigkeit wiederfahren, gesteht aber jedoch zugleich, daß an dem Hofe niedrige Leidenschaften und Ränke nicht selten die guten Absichten des Prinzen vereitelten. Von Rio di Janeiro aus, unternahm unser Verf. im Auftrage des

656 G. g. A. 66. St., den 25. April 1816:

Prinzen, wiederholt mineralogische Reisen in das Innere des Landes zuerst in einen von hohen Gebirgen eingeschlossenen Bezirk, der den Namen Conta Gallo führt, der obwohl nicht weit von der Hauptstadt entfernt, dennoch erst seit etwa zwanzig Jahren entdeckt worden war, indem dort Schleichhändler sehr ergiebige Goldgruben angelegt hatten. Der fruchtbare Boden ward auch hier beynah gar nicht benutzt; der Landbau befand sich noch allenthalben in dem elendesten Zustande, nur nach Gold ward gesucht. Drey Wälder werden von den Ureinwohnern bewohnt, die jedoch bis jetzt sich nur noch mit der Jagd beschäftigen. — Es würde zu weit führen, der interessanten naturhistorischen Bemerkungen des Verfassers weitläufiger zu erwähnen, der Uebersetzer hat dieselben noch ansehnlich vermehrt und dadurch den Werth dieses schätzbaren Buchs noch erhöht, dessen Vollendung Rec. mit Verlangen entgegensteht.

### Erlangen

In der Bibelanstalt: Schullehrer = Bibel. Das alte Testament in drey Theilen. Von Dr. Georg Friedrich Seiler. Zweyte Auflage. 1815. XVI und 318 S. Zweyter Theil 192 S. Dritter Theil 80 S. In Octav.

Des großen Nutzens wegen, welchen dieses Buch gestiftet hat und noch stiften kann, halten wir es für Pflicht diese neue unveränderte Auflage anzuzeigen. Da die Einrichtung, der Zweck und der Geist dieses Werks vom verstorbenen würdigen Verfasser hinreichend bekannt sind, so ist eine bloße Anzeige der zweyten Auflage hinlänglich.

---

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

67. Stück.

Den 27. April 1816.

---

## Paris.

Von den Recherches nouvelles sur l'histoire ancienne (par Mr. de Volney) ist nur noch die dritte Abtheilung: Empire Babylonien, Paris 1814. 186 Seiten in Octav anzugeigen übrig. Diese Untersuchungen des gelehrten Verf. giengen bekanntlich aus von einer Chronologie d'Herodote, in zwey Abtheilungen über die Chronologie der Aender, dann der Assyrer und Meder, die wir zu ihrer Zeit anzeigten und beurtheilten, (Gött. gel. Anz. 1808. St. 131. und 1810. St. 4.). Hinzugekommen ist jetzt der erste Theil, Chronologie der Juden vor der Babylonischen Gefangenschaft, der bereits von einer andern Hand angezeigt worden ist, (Gött. gel. Anz. 1814. St. 178.); so daß nur noch der erwähnte dritte Theil übrig bleibt, die Babylonische Zeitrechnung umfassend. Wir haben gleich bey der Erscheinung des ersten Theils unsere Ansicht mitgetheilt, daß uns das Unternehmen des Verf. sehr verdienstlich scheine, in so fern er eine Chronologie Herodots, aus ihm selbst, und nur aus ihm selbst geschöpft,

Q (3)

gebe. Wir billigten es aber sogleich damals nicht, daß Hr. v. B. mehrere fremdartige Untersuchungen mit eingeschoben habe. Jenen ersten Gesichtspunct mußte der Verf. aber ganz verlassen, als er seinem Werke den erweiterten jetzigen Umfang gab. Bey der Jüdischen Geschichte mußte er von selbst wegfällen; und daß der Verf. hier auf mehrere unhaltbare Hypothesen verfallen sey, ist bereits von dem Recensenten dieses Theils dargethan. Auch bey der Untersuchung über die Chronologie der Babylonier bleibt Herodot nur eine dürftige Quelle; da die Geschichte der Assyrischen Könige, die er an einer Stelle seines Werks zu liefern verspricht, so viel wir wissen, nicht von ihm ausgearbeitet worden ist. Der Verf. mußte also seinen Untersuchungen einen weiteren Umfang geben; es ist aber auch mehreres hineingezogen worden, was sich nicht auf Chronologie bezieht. Wir werden, indem wir dem Gang derselben folgen, hauptsächlich doch auf letztere Rücksicht nehmen. Der Verf. geht aus von Bemerkungen über die Gründung von Babylon. Er sucht zu beweisen, daß Semiramis nicht als erste Erbauerinn betrachtet werden muß, sondern daß schon lange vor ihr ein Heiligthum, ein Tempel des Bel, wovon die Stadt den Namen erhielt, dort stand; wobey sehr treffende Bemerkungen über den Ursprung der großen Asiatischen Städte gemacht werden. Die Nachrichten des Ctesias (bey Diodor) und des Berofus (bey Josephus) und Megasthenes (bey Eusebius) über den Ursprung von Babylon sind aus zwey verschiedenen Quellen geflossen. Die des Ctesias, das von dem Verf. so genannte Assyrische System, aus Persisch-Medischen; die des Berofus, das Chaldäische System, aus Babylonischen. Das erstere sey in Asien das vorherrschende gewesen bis auf den Fall des Persischen Reichs; das andere, vorher auf

Babylon selber beschränkt, sey seit Alexanders Eroberungen das herrschende geworden, größtentheils durch die Griechisch verfaßten Schriften des Berosus. Das erstere lege der Semiramis den Bau von Babylon bey; das andere dem Nebucadnezar. Herodot, der selber in Babylon war, und seine Nachrichten von den dortigen Priestern einzog, habe wahrscheinlich das Chaldäische System vorgezogen, wie sich ergeben würde, wenn er seine Assyrische Geschichte geschrieben hätte. Diese Idee des Verf. von einem doppelten System verdient gewiß alle Aufmerksamkeit. Man wird es nicht bezweifeln, daß in Babylon von der dort befindlichen Priestercaste schriftliche Nachrichten, in welcher Form es immer seyn mochte, aufbewahrt worden; da Berosus aus diesen schöpfte. Anders ist es mit den Assyrischen Quellen. Daß in Ninive ähnliche Archive gewesen, daß die Nachrichten daraus in die Persischen Archive gekommen seyen, ist nicht mehr als Vermuthung. In Ninive kennen wir keine Priestercaste, welche die Annalen gehalten hätte; die Persischen Archive aber enthielten, so viel wir wissen, nur Persische Urkunden. Will man aber auch dieß Alles zugeben, so ist uns noch nicht klar, wie man darauf Systeme der Chronologie bauen kann, da jene Bruchstücke so wenig chronologische Angaben enthalten. Wenn Herodot nach Hrn. v. W. das Chaldäische System vorzog, ist es wahrscheinlich, daß er Nebucadnezar mit Still-schweigen übergehen, und statt seiner die Nitocris herausheben konnte? Der Verf. hält diese Nitocris für die Gemahlinn des Nebucadnezar, der er während seiner vielen Kriegszüge die Regentchaft übertragen habe. Ist dieß aber Sitte des Orients? Die Geschichte Babylons nach Nebucadnezar bleibt immer in Ungewißheiten gehüllt, die wir nicht ganz aufklären können; wir erkennen daher auch willig

den Scharfsinn an, den Hr. v. W. dazu angewandt hat; über Vermuthungen wird man aber hier nie hinausgehen können. Scharfsinnig ist es, wenn der Verf. die Gründung des Tempels des Bel bis 3195 vor Ehr. zurückführt; dieses mit der Jüdischen und der Indischen Zeitrechnung vergleicht, wo der Anfang des Cali-Zug fast in dieselbe Zeit gesetzt wird. Nur wollen wir bemerken, daß die Jnder selber über den Anfang des Cali-Zug keineswegs übereinstimmen. — Der Untersuchung über die Maße der Hauptdenkmähler von Babylon ist ein eigener Abschnitt gewidmet, wo die Verschiedenheit der Angaben des Herodot und Ctesias aus der Verschiedenheit der Stadienmaße erklärt wird. Hierauf folgt: *Histoire probable de Semiramis*. Sie sey eine Odaliffa in dem Harem des Ninus gewesen, nach dessen Tode seine Nachfolgerinn geworden, und habe die Residenz Ninive mit der von Babylon vertauscht; dessen vortheilhafte Lage sehr gut geschildert wird. Es sey Politik gewesen, bey einem sehr berühmten Tempel und Wallfahrtsort die neue Residenz zu gründen. Auch die Esther soll keine andere als Semiramis seyn; deren Geschichte ein Jüdischer Schriftsteller zur Ehre seiner Nation umgemodelt habe. Hierauf folgt: *Babylon seit den Zeiten der Semiramis*. Der Verf. zeigt, was auch sonst nicht bezweifelt wird, daß Babylon dem Assyrischen Reich unterworfen, und seine Könige nur Unter-Könige gewesen seye. Nun aber entsteht die dunkle Frage: wie denn die Herrschaft der Chaldäer in Babylon gegründet sey, unter denen es unabhängiger und bald erobertes Staat wurde? Nach der Vorstellungart des Hrn. v. W. waren die Chaldäer die alte Bräminentaste oder herrschende Priestercaste in Babylon. Durch die Assyrische Unterjochung habe sie ihre Herrschaft verloren. In der Folge der Zeit wäre es Einem

aus ihrer Mitte, dem Nabonasar, gelungen sich der Indolenz der Beherrscher von Ninive zu bedienen, um sich zum unabhängigen Herrscher zu machen. Viel weiter aber sind wir damit nicht, da die Schwierigkeit bleibt, daß die Chaldäer bey den Propheten nicht bloß als Priestercaste, sondern als eroberndes Volk erscheinen. — Ueber den Canon des Prolemäus. Der Verf. billigt die Meinung von Doddwell, daß er von Verofus herrühre, und verstärkt sie noch mit neuen Beweisen. Hieran schließt sich von selbst die Untersuchung über die Reihe dieser Könige vor Nebucadnezar von Nabonasar an, mit dem der Canon mit dem Jahre 747 v. Ch. bekanntlich beginnt; indem der Verf. sie mit den ihnen gleichzeitigen Herrschern in Ninive und Medien vergleicht, und nach dem Canon chronologisch ordnet. Der Verf. kommt in diesem Kapitel noch einmahl auf seine Bestimmung der Sonnenfinsterniß des Thales, in seiner Chronologie des Herodot, zurück, welche die Französischen Astronomen ihm streitig machten, worüber sich diese mit ihm vergleichen mögen. Die nächsten Abschnitte sind der Geschichte und der Chronologie von Nebucadnezar, und den letzten Babylonischen Königen, seinen Nachfolgern, gewidmet. Der Anfang der Regierung des erstern fällt nach dem Canon 604 v. Ch., wornach die einzelnen Hauptfacta seiner Regierung weiter bestimmt werden, und zwar in Vergleichung mit der Chronologie der Jüdischen Könige. Dieß Alles mit großem Scharfsinn. Die Belagerung von Tyrus dauerte von 598 bis 586. Den Zug nach Aegypten und Lybien, wovon Strabo spricht, hält der Verfasser für eine Fabel. Mit Recht; aber ein Streifzug gegen Aegypten nach der Besiegung des Nekos kann nach Jer. 46, 19 u. doch dem Nebucadnezar schwerlich abgesprochen werden. Die Eroberung Babilons durch Cyrus fällt 538. Der Labynedus des Herodots sey der



Nabonides des Canons; die Verwechslung des Q und N sey häufiger. Bemerkungen über die Cyropädie, als einen der Republik des Plato entgegengesetzten Roman; und den Propheten Daniel. Endlich in dem letzten Kapitel ein Resumé über Babylon; daß es nur etwa 80 Jahre von Nabopalassar bis zu Cyrus Eroberung unabhängige Könige gehabt habe; daß die frühern Unterkönige oder Satrapen gewesen seyen; daß Semiramis durch ihre großen Anlagen die Gründerinn von Groß-Babylon gewesen sey; daß jedoch schon lange vorher, nach Phöniciſchen und Jüdiſchen Nachrichten bereits seit 3195 v. Ch. ein Tempel oder Thurm des Bel vorhanden gewesen sey; daß dieser der Chaldäiſchen Priestercaſte zu Aſtronomiſchen Beobachtungen gedient habe; daß ein ſolches Etabliſſement ein civiliſirtes Volk vorausſetze; endlich (wofür wir keinen Beweis in dem Buche gefunden haben,) daß dieſes Volk Arabiſcher Abkunft ſey, namentlich von einem Aethiopiſchen oder Euschiſchen Zweige; (?) und daß Sprache und Alphabet dieſes beweifen. Jetzt haben wir noch die Erörterungen über die Aegyptiſche Chronologie zu erwarten. H n.

### Prag.

Von J. G. Calve, 1816: *Leben und Feldzüge des Feldmarschalls Lord Wellington, Herzog von Ciudad Rodrigo.* 193 Seiten in Octav.

Diese kurze Lebensbeschreibung macht mit den vornehmsten Lebensumständen des großen Feldherrn hinreichend bekannt; und eben so mit seinen auszeichnenden Eigenschaften; wie er, bald als bedachtſamer Fabius, bald als entſchloſſener Scipio, den ſaft immer zahlreicheren feindlichen Armeen Vortheile abgewinnt, ſcharffſichtig die günſtigen und ungünſtigen Verhältniſſe ſchnell beurtheilt, die Abſichten und Pläne der Gegner durchſchaut, in der

größern Gefahr nie die Fassung verliert, durch Zucht und Milde Achtung und Liebe sich erwirbt. Ja es erscheint alles dieses in hellerem und schönerem Lichte in dieser gedrängten Zusammenstellung als in der weiterschweifigen Englischen Lebensbeschreibung in drey dicken Bänden, die wir im vorigen Jahre S. 1441 ff. angezeigt haben, unter den vielen gedehnten Berichten und Wiederholungen. Auch ist der Ton der Erzählung immer gefeßt und anständig, sie geht bis zum zweiten Einzug in Paris nach der Schlacht bey Waterloo. Der Verfasser hat Englische und Französische Schriften benutzt; Edinb. ann. register oft angeführt, die Berichte und Urtheile Sarazin's hie und da widerlegt. Insbesondere aber hat er, wie in der Vorrede und schon auf dem Titel des Buchs angezeigt ist, die Berichte eines, nicht genannten, Hannoveraners benutzt, der als Hauptmann bey der Deutschen Legion den sämtlichen Spanischen Feldzügen beywohnte. Beym Mißlungenen wie bey Burgos, oder scharf getadelten, S. Sebastian, wo aber W. nicht selbst zugegen war, kann der Verf. vielleicht einigen Lesern zu kurz scheinen. Doch ist S. 90 angeführt, wie W. von einem schon beschlossenen unvorsichtigen Angriff auf die Armee unter Massena durch den General Spatcer zurückgehalten wurde, der ihn noch zur rechten Zeit von des Feindes Stärke und überlegenen Stellung überzeugte. Unter den, nicht häufigen, practischen Anmerkungen wird bey mehreren Gelegenheiten die wiederholt, daß mit dem Bajonet die Engländer und Deutschen die Franzosen stets übermächtigten; ja, nach S. 95, sagte ein einsichtsvoller Staabsofficier dem Verfasser; "daß, wenn man ihm die Organisation eines aus unsern stämmigen Deutschen Burschen bestehenden Fußvolkes überlasse, er es gegen gewöhnliche Französische Infanterie bloß mit der ungetadelten Flinte

bewaffnen würde; der größte Theil der Patronen werde ohnedem unnütz verschossen." Der Recensent maßet sich hierüber kein Urtheil an.

### Gießen.

Hey G. J. Heyer: Ueber Benützung und Verpachtung der Domainen-Güter. Von G. J. W. Frensdorff. 1815. XVI und 148 S. in Octav.

Der Verf. untersucht zuerst, wie die Domainen-Güter am zweckmäßigsten benützt werden können, ob durch Selbstverwaltung oder Austhuung an Andere; und erklärt sich dabei für die Vererbpachtung, oder vielmehr für den Verkauf mit Vorbehalte einer jährlichen Abgabe an Früchten, die dem bisherigen Pacht-Ertrage gleich sey. Da indessen die Verpachtung derselben vor der Hand wenigstens wahrscheinlicher Weise doch noch nicht gänzlich aufgegeben werden werde, so setzt er in dem zweyten Theile des Buchs auseinander, worauf es dabei im Allgemeinen vorzüglich ankomme, und wie ein Pächter beschaffen seyn müsse; wie man zu einem tüchtigen Pächter gelangen könne; welches die schicklichste Jahreszeit zum Wechsel der Pächter sey; was für eine Dauer man der Pachtzeit geben müsse; wie die Pachtprästation zu modifiziren sey; was man wegen Uebernehmung der Unglücksfälle, der Vergütung der Verbesserungen, und in Ansehung der Bauten und Ausbesserungen zu bedorworten habe.

Ueber alle diese Gegenstände gibt der Verf. richtige Ansichten mit ziemlich vollständiger Ausführung der Gründe für und wider. Inseiner Meinung nach verdient das Buch angehenden Deutschen Cameraalisten empfohlen zu werden, um die Localität und die besondern Verhältnisse ihres Wirkungskreises damit zu vergleichen, und sich damit feste Grundsätze für ihr Geschäft selbst zu bilden.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

68. Stück.

Den 27. April 1816.

---

London.

Lachesis Lapponica or a tour in Lapland, now first published from the original manuscript journal, of the celebrated Linnaeus by *T. E. Smith*. Vol. I. XVI Borrede u. 366 S. Text. Vol. II. 306 S. Text und Register. 1811. In Octav.

Mit Empfindungen, die denjenigen ähnlich sind, mit welchen der Gläubige eine Reliquie betrachtet, nimmt der Naturforscher diesen Nachlaß des unvergleichlichen Mannes in die Hand, der mehr als irgend einer zur Erweiterung der Naturgeschichte gewirkt hat. Von den sechs Reisen, die Linne von 1732 bis 1749 durch verschiedene Provinzen von Schweden unternahm, waren die beiden ersten, die Lappländische und Dalekarlische, ungedruckt. Erstere kam mit den übrigen Sammlungen, Büchern und Manuscripten Linne's in Herrn Smith's Hände, welcher lange damit umging, dieses Ueberbleibsel von Linne's schönsten Jahren herauszugeben, aber durch die Schwierigkeit, das Journal in eine lesbare Form zu bringen, davon abgehalten wurde: indem

R (3)

daselbe während der Reise mit mancherley Abkürzungen und Ziffern in Schwedischer Sprache mit eingemischtem Latein gehalten worden war. Endlich wurden diese Schwierigkeiten durch den Beystand des Hrn. Ch. Troilius, eines der Schwedischen Sprache kundigen jungen Kaufmanns in London im Ganzen zwar überwunden: indessen konnte doch nicht verhindert werden, daß nicht Stellen vorkommen, wo der Herausgeber bekennet, den Sinn des Verfassers mehr errathen, als deutlich erkannt zu haben. Derselbe versichert jedoch, daß, obwohl er das Ganze überarbeitet und hie und da Sätze ausgeführt, wovon nur einzelne Andeutungen vorhanden waren, die Uebersetzung im Uebrigen durchaus getreu sey. Von den Federzeichnungen, deren eine Menge im Manuscripte vorkommen, sind etwa 60 aufgenommen, die ein geschickter Künstler mit äußerster Genauigkeit in Holz geschnitten hat. Der Herausgeber hat verschiedene Bemerkungen hinzugefügt, die theils eingeklammert in den Text eingeschlossen sind, theils unter demselben stehen; sie sind indessen von keiner großen Bedeutung, und von manchen derselben hätten wir selbst gewünscht, daß sie weggeblieben wären.

So lobenswürdig nun Hrn. Smith's Bemühungen um diesen kostbaren Nachlaß sind, und so großen Dank alle Verehrer des unsterblichen Mannes ihm dafür haben werden, so können wir doch den Wunsch nicht bergen, daß es ihm gefallen haben möchte, dieses Werk mehr in seiner ursprünglichen Gestalt, nämlich in Schwedischer Sprache erscheinen und die bloßen Andeutungen lieber ganz weg zu lassen, als sie auf eine Art zu ergänzen, die doch immer in Zweifel läßt, ob auch Linné sich so ausgedrückt haben würde. Denn dieser Vorzug des Werks, nämlich als treuer Abdruck von dessen Gedanken und Beobachtungen auf dieser Reise, ist unstreitig der be-

deutendste. Nächst diesem haben das meiste Interesse die Bemerkungen über die Lebensart, die Oeconomie, die Gebräuche der Einwohner Lapplands, Ost- und West-Bothniens. Am geringsten möchte wohl der Gewinn für die Naturgeschichte seyn, indem bey weitem das meiste von dem, was diese Blätter in solcher Hinsicht enthalten, schon in die Flora Lapponica, die Flora und Fauna Suecica, die Amoenitates academ. u. s. w. aufgenommen ist.

Der erste Theil enthält die Reise über die Alpen von Luleå-Lapmark bis an die Nordsee. Den 12. May 1732 reisete L. allein zu Pferde von Upsala ab, bekleidet mit einem leichten Rocks von halb-wollenem Zeuge, der mit rothem Chalons gefüttert und dessen Aufschläge und Kragen von Plüsch waren, ferner mit ledernen Beinkleidern, einer runden Perücke, einer grünen ledernen Kappe und Halbstiefeln. Dabey führte er einen kleinen ledernen Sack, worin einige Kleidungsstücke, Bücher u. s. w. befindlich waren, einen Hirschfänger, eine Vogelflinte und einen achteckigen zum Maßstabe eingetheilten Stock. Die Reise ging über Elf Cowleby, Gefle, Hädvikswall, Sundswall, Hernosand nach Umeå, wo er den 14. May ankam. In den Wäldern von Gestvikland hatten die Pflanzen aus der Familie der Bicornes das Uebergewicht. Außer Erica, Andromeda, Vaccinium, Arbutus, Ledum waren wenig andere zu sehen. In Helsingland schien das Volk von vorzüglicher Größe, besonders die Männer; L. glaubt aus dem Grunde, weil die Kinder hier zweymahl länger gesäugt werden als in andern Gegenden. Fringilla montifringilla zeigte sich in großer Menge, aber, was merkwürdig war, nur Männchen. In Medelpad wurde das Heidekraut sparsamer, der Heidelbeerstrauch, die Birke häufiger, Aconitum Lycoctonum mit blauer Blüthe stand

überall in Menge, es ließen sich zuerst Schneehühner (Tetrao Lagopus) sehen. Beim Besteigen des steilen Skälaberges in Angermannland, um die von der Natur gebildete Höhle auf der Spitze desselben zu untersuchen, kam L. in Lebensgefahr; ein großes Felsenstück, das durch das Hinanklimmen eines seiner beiden Führer losgemacht worden war, rollte herab und traf gerade die Stelle, die jener so eben verlassen hatte, mit solcher Gewalt, daß die Funken heraussprühten. Den 22. May sah L. einen Kukul, der durch eine Motacille gefüttert wurde. „Ich bin, sagt er, dieser Thatsache gewiß, und daß keine Täuschung dabei Statt fand.“ Westbothland ist wenig fruchtbar, doch gibt das Vieh hier viele Milch. Eichen, Ahornbäume, Linden, Ulmen, Weiden sieht man nicht, vielweniger Haseln, Eichen oder Buchen.— Nach einem zweytägigen Aufenthalte in Umeå schlug L. bey einem regnigen Wetter die Richtung von Lyfsele-Lapmark ein. Je weiter er hier kam, desto schmäler und schlechter wurde der Weg, so daß das Pferd fast bey jedem Schritte zwischen den Steinen strauchelte. In dieser schrecklichen Wildniß fing er an, seine Einsamkeit recht zu empfinden. Die wenigen Einwohner, welche er antraf, hatten einen fremdartigen Accent und schlossen ihre Reden immer mit einem Adjectiv. Viele Personen hatten unsern Wanderer versichert, es sey im Sommer unmöglich nach Lyfsele zu reisen: aber er hatte sich immer mit dem Ausspruche Salomons gestärkt: „daß nichts unter der Sonne unmöglich sey.“ Im Herzen der Waldungen zeigten sich mit Heidekraut bewachsene Sandflächen von  $\frac{3}{4}$  bis 1 Meile im Umfange, umgeben mit einem 15 bis 20 Ellen hohen perpendicularen Walle. Die Colonisten rauchten hier statt des Tabaks Hopfenknospen oder Wachholderbeeren, auch wohl, wenn nichts anders zu haben war, die

Rinde vom Wachholder. Den Mangel des Schnupftabaks zu ersetzen, vermischten sie Asche mit einer kleinen Portion wirklichen Tabaks. Die Fahrt auf dem Umeckflusse, in dessen klarem Wasser sich die hohen waldigen Ufer spiegelten, war sehr angenehm, und nachdem L. mehrere Wasserfälle passirt hatte, wobey der Führer des Boots dasselbe auf den Kopf nahm, mit in die Höhe gekehrtem Riele und es so über Thal und Hügel trug, bis an den Ort, wo der Strom wieder fahrbar war, kam er den 29. in dem Pfarrorte Eischele an. Hier bemerkte L. wie die Lappländer aus Sauerampferblättern und Milch eine Art von Käse bereiteten; er beschreibt den Stecken, dessen sie sich zum Antreiben der Rennthiere bedienen, den Zaum, die Satteldecke dieser Thiere und das Geschirr, woran sie die Schlitten ziehen; welches alles durch Federzeichnungen erläutert ist. Den Fluß entlang auf beiden Seiten standen die Sommerhütten der Lappländer, in welchen sie während des Fischfangs wohnen. Doch bleibt ein Lappländer nie länger auf einem Flecke als eine Woche: nicht nur um frische Nahrung für seine Rennthiere zu bekommen, sondern auch weil er nicht lange auf einer Stelle bleiben kann. Eine andere Lappländische Wohnung, zwey Fuß hoch und einen Faden lang und breit, stand auf einem runden Pfahle; die Thür war so klein, daß L. nicht begriff, wie ein Mensch hindurchkriechen konnte. Die Winterhütten sind von Holz, unten vier- bis sechseckig und daselbst zwey Faden im Durchmesser, nach oben pyramidenförmig und drey Ellen hoch. In der Mitte ist ein Feuer angemacht, um welches sich alles lagert. Die Männer besorgen das Kochen, die Weiber das Nähen der Kleider. Der Lappländer schläft nackt auf einer Rennthierhaut, womit er sich auch bedeckt. Beide Geschlechter entkleiden sich untermischt ohne



Zurückhaltung. — Nachdem L. drey Tagereisen von Lischele aus den Fluß hinauf geschifft war, ward er durch Untiefen genöthigt zu Lande weiter zu gehen, und in einer menschenleeren Einöde sich nach einem Führer umzusehen. Er passirte dabei mit seinem Gefährten des Nachts einen Morast, eine Meile lang, der fast ganz unter Wasser war. Die Beschwerden dieser Wanderung waren so groß, daß selbst Linne's starker Muth gebrochen wurde. "Ich wünschte nun, sagt er, ich hätte nie diese Reise unternommen, denn alle Elemente schienen mir entgegen zu seyn. Ich wundere mich noch, wie ich mit dem Leben davon gekommen bin. Solche Moräste nannte man hier Stnggr. Ein Geistlicher kann den Ort der zukünftigen Strafen nicht schrecklicher schildern, als dieser Erdstrich ist, und der Stnggr der Dichter kann ihn nicht übertreffen. Ich kann mich deswegen rühmen, die Stngischen Gestade betreten zu haben." Zu diesen Qualen gesellten sich die des Hungers bey einer völligen Erschöpfung der Kräfte. Endlich erschien sein Lappländer, den er ausgesandt hatte, mit einem Weibe, dessen Anblick wahrhaft wie der einer Furie war. Sie führte jedoch unfre Reisenden zu ihrer Hütte und erquickte sie mit Käse, worauf diese, da man nicht weiter vorwärts dringen konnte, den vorigen "Gang zum Acheron" noch einmahl machten, und von Hunger entkräftet nach einigen Tagen das Haus des Pfarrers zu Lischele erreichten. Die Nächte waren nun nicht weniger hell, als die Tage, ausgenommen wenn die Sonne hinter Wolken war. Die Lappländer leben vor Johannis bloß von frischen und getrockneten Fischen: dann erst melken sie die Rennthiere, von deren Milch sie sich bis in den Herbst ernähren. Endlich tödten sie einige dieser nützlichen Thiere, und von diesem Fleische und andern spärlich zusammengebrachten

Nahrungsmitteln, als *Mustela Gulo*, Eichhörnern, Vären, Viebern u. s. w. erhalten sie sich im Winter. Sie essen nur zweymahl des Tags, oft nur einmahl, nämlich gegen Abend. Da sie bloß von Fleisch leben, so verzehrt eine Familie von vier Personen im Laufe des Winters etwa 30 Rennthiere, welches gleich zehn Ochsen ist. Ihr Getränk ist Wasser. Außer dem Rennthier ist ihr einziges Hausthier der Hund, welcher hier von einer schimmelgrauen Farbe und von mittlerer Größe ist. Die Kinder liegen in ledernen Wiegen ohne alle Windeln, bloß in Torfmoos eingewickelt und bedeckt mit Rennthierhaaren.

Den 8. Juny, nach einer Abwesenheit von dreymahl zehn Tagen, kam L. wieder in Umeå an, und schlug nach einem viertägigen Aufenthalte die Richtung nach Euleå ein. Von *Mnium fontanum* und bimum werden die männlichen Blumen und die Früchte richtig beschrieben, wobey wir, wie der Herausgeber bemerkt, Hedwigs Theorie der Befruchtung der Moose anticipirt finden durch Linne's gesunden Verstand und genaue Beobachtung, obgleich er aus Hochachtung für Dillenius bald nachher dessen irrige Meinung in Ansehung dieser Theile annahm. *Andromeda polifolia*, Linne's Lieblingsgewächs, das nun in seiner größten Schönheit war, wird poetisch beschrieben. Das Skelet einer Pferdekinnlade, welches am Wege lag, erregte in unserm Reisenden den nachmahls ausgeführten Gedanken, die Quadrupeden nach den Zähnen zu ordnen. Auf den Wiesen wurden zahlreiche Torfhügel bemerkt, die inwendig hohl, von außen mit Haarmoos bewachsen waren, und an deren Bildung der Frost, wie L. glaubt, großen Theil hat, indem er, die Erde verlassend, den Torf in die Höhe hebt und Höhlungen zurückläßt. Durch schöne Fichten- und Birkenwäldungen passirte er das artige Städtchen Skellefteå

am Ausgange des gleichnamigen Flusses. Es war Mitternacht, da er eine *Sirix ulula* schoß und eine Federzeichnung davon machte, die der Herausgeber hier mittheilt. *Culex reptans* erfüllte Abends die Atmosphäre fast ganz, besonders auf niedrigen und feuchten Wiesen; sie bedeckten unserm Reisenden Mund, Nase und Augen, doch ohne ihn mit ihrem Saugstachel anzufallen. Von der Stadt Petëä aus machte er eine Seereise auf die benachbarten Inseln. Auf Langoen fand er die seltne *Ophrys Corallo-rhiza*, wovon eine genaue Beschreibung gegeben wird, so wie von zwey raren Fischen, die an der hiesigen Küste vorkommen, *Cyprinus Vimba* und *C. Grislagine*. Die neue Stadt Luleä steht auf einer kleinen Anhöhe, welche ein bloßer Haufe von Steinen ist, mit Seesand in den Zwischenräumen. "Es scheint, als hätte das Meer hier alle Erde weggeführt, und gleich einem Raubthiere, nichts als die Knochen gelassen, diese aber mit Sand bedeckt, seine Verwüstungen zu verbergen." In der benachbarten Gegend stand viel von derjenigen Art *Callitriche*, welche Dillenius *Stellaria minor repens* nennt. L. überzeugte sich aber, daß es bloße Abart von *C. verna* war. Den 25. Juny nach dem Gottesdienste verließ er Luleä, um sich längs des gleichnamigen Flusses auf die Alpen zu begeben. Die Lappländer und Westbörhmer bewirthen ihre Gäste, als mit einem Leckerbissen, mit Fett, welches mit dem Löffel gegessen wird. Den jungen Kindern werden die unreifen Beeren der *Uva ursi* gekocht als ein Laxirmittel gegeben. Die jungen Stengel der *Angelica sylvestris* werden roh als ein Leckerbissen gespeiset. Beym Eintritt in Lappland bey Stombacken kamen *Rumex digynus*, *Astragalus alpinus*, *Anthericum calyculatum*, und auf dem hohen Berge *Koskessani Serratula alpina* und

*Geranium sylvaticum* vor. Auf der kleinen Insel Purjifaur wurde von den Colonisten Korn gebaut, welches nie von der Kälte litt, indem die umhergepflanzten Fichten und Birken, so wie das Wasser selber die Wirkungen derselben mäßigten. Ueber die Seen Naadijaur, Paafajaur und Skalf kam unser Reisender in die obere Waldregion von Lappland, wo er durch eine Oeffnung zwischen den Bergen die Alpen gleich Wolken eine über die andere gestürzt, erblickte. Von dieser Ansicht ist hier eine freulich etwas rohe Federzeichnung gegeben. Auf dem Berge Kiunivani, wo *Arbutus alpina* und *Lychnis alpina* wuchsen, sind die Birken schon von einer kleinen Statur. Sie geben jedes Jahr eine geringe Portion Saft und das Holz ist härter als das von der gewöhnlichen Art. Die Milch zu scheiden nehmen die Lappländer den Magen vom Hecht, von *Salmo alpinus* und *S. Thymallus*. Gegen alle Arten von Schmerzen bedienen sie sich einer Art Mora, Toulc genannt, bestehend aus einem Birkenchwamme, den man langsam auf dem Theile abbrennen läßt und der ein Geschwür macht, welches oft viele Monate offen bleibt. Außerdem haben sie zwei Hauptmittel gegen jede Art von Krankheit; Bibergeil und Bäregalle. Sie bedienen sich keines Scheermessers, sondern schneiden den Bart mit der Scheere ab. Den 6. July erreichte L. den Berg Wallamari. "Es schien mir, sagt er, ich käme nun in eine neue Welt, und da ich den Berg erstiegen hatte, wußte ich kaum, ob ich in Asien oder Africa war, indem Boden, Lage und jede Pflanze mir gleich fremd waren. In der That, ich war nun zum erstenmahl auf den Alpen. Beschnehte Berge umgaben mich auf allen Seiten. Ich ging im Schnee, als wäre der strengste Winter. Alle seltene Pflanzen, die ich zuvor angetroffen und die mir von Zeit zu

Zeit so viel Vergnügen gemacht hatten, waren hier im kleinen vorhanden und nun in solcher Menge, daß ich in Erstaunen versetzt wurde." L. beschrieb und benannte nun diese Gewächse auf der Stelle, welche Benennungen von seinen Spätern oft verschiedenen sind. So z. B. heißt *Sibbaldia* hier *Jussiaea*, *Diapensia lapponica* *Banistera*, *Azalea procumbens* *Dillenia*, *Azalea lapponica* *Michelia* u. s. w. Von den dabey im Mspt. befindlichen Zeichnungen hat der Herausgeber zwey beigebracht, die überaus charakteristisch sind, nämlich *Pedicularis flammea* und *Azalea lapponica*. Diese hohen Berge, einer über den andern gethürmt, zeigten keine Spuren von vulcanischem Feuer, sondern waren mit Steinen von einer schiefrigen Art bedeckt. Kein Kraut oder Baum wird auf den höchsten Theilen dieser Alpen höher als eine Viertelelle, obgleich die nämliche Art in den Thälern sich bisweilen zu einer Höhe von 3 bis 4 Fuß erhebt. Birken, welche jedoch sehr sparsam sind, kriechen zuweilen unter der Erde, indem die Spizzen ihrer Aeste hie und da zur Höhe von  $\frac{1}{2}$  Elle aufschießen. Nachdem man drey Tage in diesen Alpen gewandert hatte und L. einer völligen Erschöpfung der Kräfte nahe war, gelang es ihm die Hütte eines Lappländers zu finden, wo er den ganzen Sonntag ausruhte und eine Menge der interessantesten Notizen über die Naturgeschichte des Rennthiers sammelte. "Ich bemerkte mit Vergnügen die höchste Gemüthsruhe, deren die Einwohner dieses verwahrloseten Landes genießen. Nachdem sie ihre Rennthiere gemolken, die Weiber ihren Käse gemacht, ihre Molken zur gehörigen Dicke gekocht und ihr einfaches Mahl eingenommen haben, legen sie sich nieder, des gesunden Schlags zu genießen, welcher der Luhn und der Beweis ihres unschuldigen Lebens ist." Zwischen Verwandten besteht der Gruß

darin, daß sie sich mit der Nase berühren, ohne sich zu küssen. Weiber sowohl als Männer rauchen Tabak. Den 11. Jul. machte er sich auf, um die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Gipfel der Alpen zu übersteigen. "Hier wurden die mit einer reizenden Vegetation bedeckten Stellen, welche bisher auf eine so angenehme Weise zwischen dem Alpenschnee zerstreut waren, nicht mehr gesehen. Das ganze Land war eine blendende Schneewüste." *Charadrius Hiaticula* war der einzige Vogel, welcher sich noch blicken ließ. Bald fingen die Ströme an ihren Lauf westwärts zu nehmen; ein Beweis, daß man Norwegisch Lappland erreicht hatte. "Da wir über die Nordseite dieses Gebirges weiter gingen, wurden wir oft so heftig von der Gewalt des Windes fortgetrieben, daß wir das Stehen verloren und eine bedeutende Strecke den Hügel hinabrollten. Dieses begegnete mir einst an einer so gefährlichen Stelle, daß, nachdem ich einen Flintenschuß weit gerollt war, ich dem Rande eines Abgrundes nahe kam, so daß meine Rolle in diesem Drama fast zu Ende gewesen wäre." Endlich erschienen niedrigere, aber sehr steile Berge, wo auch die Alpenpflanzen wieder aufhörten. "Da wir unten in die Ebene kamen, wie angenehm war der Uebergang von einem kalten und gefrorenen Gebirge in ein warmes und gelindes Thal. Statt des Eises und Schnees war ich nun von der schönsten Vegetation umgeben. In dem ersten Theile meiner Reise hatte ich eines langen Frühlings genossen: dann umgab mich beständiger Winter und ewiger Schnee: endlich war der Sommer wahrhaft willkommen. O wie vor allen lieblich ist doch der Sommer!" Linné, höchst ermüdet von der beschwerlichen Reise dieses Tages, wunderte sich, wie seine beiden Lappländer noch zum Vergnügen liefen und sprangen, obschon der eine 50, der andere

über 70 war, und jeder von ihnen eine Last getragen hatte. Dieses bringt ihn zur Untersuchung der von Dr. Rosen aufgeworfenen Frage: warum die Lappländer so leichtfüßig sind? Er findet die Ursachen in ihrer kleinen Statur, dem Mangel der Abfäße an ihren Halbstiefeln, ihrer Fleischnahrung, ihrer Mäßigkeit, woben sie nie corpulent werden, so wie in der beständigen Uebung, worin sie ihre Muskeln erhalten, ohne doch zu schweren Arbeiten, dergleichen der Ackerbau erfordert, genöthiget zu seyn. Nærstad, am Nordsee-strande, war auf dieser Seite das Ziel von Linne's Reise. Eines Tages, da er zwischen den Hügeln der Küste herumstrich, bemerkte er einen Lappländer mit einer Vogelflinte. "Gleich darauf hörte ich den Knall seines Gewehrs, und da ich mich umdrehte, sah ich ihn sehr in meiner Nähe, obgleich tiefer unten am Hügel. Die Kugel schlug gegen einen großen Stein in einer sehr geringen Entfernung von mir. Gott sey gelobt, daß sie mich nicht traf! Der Bursche lief weg und ich sah ihn nicht wieder, aber ich machte mich sogleich nach Hause." Mit einigen Nachrichten über die Natur und die Bewohner dieses Theils von Norwegen schließt der erste Theil des Werks.

Der zweyte beginnt mit der Rückreise Linne's. Diese trat er den 15. Jul. unter vielen Beschwerden an, und zwar auf dem nämlichen Wege, auf welchem er gekommen war. Den größten Theil des Journals machen hier Nachrichten aus über die Sitten, die körperliche Beschaffenheit, die Lebensart, die Spiele, die Sprache, die Werkzeuge der Lappländer, so wie über die Natur des Rennthiers; welche letztere jedoch der Hauptsache nach schon in die vortreffliche dieses Thier betreffende Abhandlung im vierten Bande der *Amoen. academ.* aufgenommen seyn möchte. *Sonchus alpinus* Fl. Lapon. eine streitige Pflanze,

wird umständlich beschrieben. Zweymahl war L. auf dieser Reise wieder in Lebensgefahr: zuerst auf dem Luleåflusse, da daß Floß, auf welchem er sich mit seinem Begleiter befand, durch die Gewalt des Stroms aus einander ging, wobey er einen Theil seiner Sammlungen verlor; das andremahl, da der Weg durch einen brennenden Wald ging, die fallenden Bäume ihn jede Minute zu erschlagen drohten, und einmahl selbst ein großer Baum zwischen ihm und seinem Begleiter niederfiel. Den 24. Jul. zeigte sich des Nachts zum erstenmahl ein Stern. Den 30. kam L. wieder in Luleå an, von wo er sich bald darauf nach Torned aufmachte, in welchem Orte, so wie in dessen Nachbarschaft er den ganzen August und die Hälfte des September hindurch blieb, und Bemerkungen über die Natur und die Bewohner sammelte. Zehn Tage verweilte er dann in Biörknäs, um in der Probirkunst unterrichtet zu werden. Den 16. Sept. verließ er endlich Torned, um noch Ostbothland zu besuchen. Die Reise ging längs der Küste über Kemi, Ulaberg, Brabestad, Jacobstad, Carleby, Wasa, Christinastad nach Abo, von wo L. sich nach den Alantsinseln begab, dann über den Meerbusen segelte und so den 10. Oct. in Upsala wieder ankam. Daß der interessanter Bemerkungen hier weniger sind als im ersten Theile, ist aus physischen und psychischen Gründen nicht zu verwundern.

Angehängt sind vom Herausgeber zwey Beylagen, nämlich: 1. Kurzer Bericht, den Linné von seiner Lappländischen Reise der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Upsala vorlegte, und worin manches etwas anders erzählt ist, als im Journal. 2. Wahlenbergs bereits gedruckte, hier von Herrn Dryander ins Englische übersetzte Beobachtungen über die Vegetation und deren verschiedene Regionen auf den Lappländischen Alpen.



## Leipzig.

Bei Weigel: *Μαρίνου Προκλου. Marini Vita Procli. Graece et latine ad fidem librorum manuscriptorum recensuit annotationesque et indices addidit Joh. Franc. Boissouade. 1814. 185 Seiten in groß Octav.*

Proklus war der berühmteste, bewundertste und thätigste aller Neu-Platoniker des fünften Jahrhunderts, und wohl der größte Gelehrte dieser ganzen Partey. Von keinem haben wir so viele Schriften und über so mancherley Gegenstände des Erkennens und Wissens übrig behalten. Er lehrte etlich und dreyßig Jahre hindurch Philosophie zu Athen, wohin ihn, wie es in diesem Leben c. 10. heißt, die Götter führten, damit Plato's Nachfolge oder Erbschaft rein und unverfälscht erhalten würde. Auch in seiner ganzen Lebensweise wollte er ein Muster des echten Platonikers darstellen. Einer seiner Schüler war Marinus aus Flavia Neapolis in Palästina, der ihm auch auf dem Lehrstuhle zu Athen nachfolgte und seines Lehrers und Vorgängers nicht unwerth war. Das Leben eines solchen Mannes von einem solchen Schüler verdient alle Aufmerksamkeit. Es ist auch wirklich nicht nur mit Kenntniß und guter Auswahl, sondern mit einer Begeisterung und Liebe geschrieben, welche wohlthuend auf den Leser wirken, wenn er auch Manches, was an dem Helden dieser Lebensbeschreibung gepriesen wird, nicht bewundern kann. Der Geist des Neu-Platonismus ist hier in einem seiner vornehmsten Repräsentanten ausgeprägt. Die erste Ausgabe dieser Schrift ist zu Zürich 1558 mit einer Lateinischen Uebersetzung, deren Verfasser man nicht kennt, erschienen, doch war der Text darin noch unvollständig, eben so wie in den Ausgaben von Portus vor Procli Theol. Platonica. Hamburg. 1618, und in einer besondern Lugd. 1626. Der

erste, welcher den Text mit Hülfe der Gudianischen Handschrift vollständig, samt einer Lateinischen Version des Ganzen und sehr gelehrten Prolegomenis und Noten herausgab, war J. A. Fabricius, Hamb. 1700. Herr Boissonade beschuldigt ihn aber und beweist es auch hinreichend, daß er den Text mit großer Nachlässigkeit behandelt, manches ohne Grund weggelassen und ungereimte Lesarten vorgeschlagen oder habe stehen lassen. Da nun die Fabricische Ausgabe zugleich die letzte war, so war allerdings eine neue zu wünschen, welche hiermit erscheint, vor allen vorhergehenden große Vorzüge hat und das Beste aus ihnen vereint. Der Französische Gelehrte wollte sie Anfangs seiner Edition von dem noch nicht herausgegebenen Commentar des Proklus über Platos Cratylus voransetzen, aber er gab dem Wunsche des Verlegers nach, daß das Leben besonders erschiene, und daß jener Commentar anderen Commentatoren, mit welchen die Werke des Plato in jenem Verlage erscheinen sollten, zum Begleiter gegeben würde. Die Gudianische Handschrift hat Schäfer aufs neue für ihn verglichen und ihm die verschiedene Lesarten mit kurzen Noten, welche auch in diese Ausgabe aufgenommen sind, zugesandt; es hat sich gezeigt, daß in der Fabricischen die Lesarten derselben zum Theil nicht richtig angegeben sind. Hr. Boissonade hat auch durch Erkundigungen herausgebracht, daß der Gudianische Codex eine Abschrift des Medicischen aus dem 14ten Jahrhundert ist. Von dem Turinischen hat er ein Facsimile durch einen dortigen Bibliothekar erhalten. Außerdem hat er auch zwei Handschriften der Pariser Bibliothek, von welchen die eine nach Montfaucons Urtheil aus dem zehnten Jahrhundert ist, benutzt. Die Anmerkungen und die Prolegomena des Fabricius, auch die wenigen aus der Züricher Ausgabe sind ganz von ihm auf-

genommen, weil beide Ausgaben sehr selten sind, auch die Lateinische Uebersetzung aus der ersten ist nach dem Wunsche des Verlegers hinzugekommen. Die eigene Anmerkungen Voissonades, sowohl die kritischen als exegetischen, sind gelehrt und nicht selten sinnreich. Es sind darin auch hie und da kurze Anekdoten, ganz oder fragmentarisch, geliefert. Ein tieferes Eindringen und mehr Erklärungen aus dem Geiste des Neu-Platonismus möchte man freylich zuweilen wünschen, aber da dieß keine Schrift für Anfänger ist und der Kenner hier alles beisammen hat, was zur Beurtheilung des Textes und dem richtigen Verständnisse desselben dienen kann, so wollen wir über einzelne Stellen nicht criteln.

#### Eben daselbst.

1) Bey Kochlen: Karl Lacrosette's Geschichte von Frankreich während der Religionskriege. Aus dem Französischen übersezt, mit einer Vorrede und einigen erläuternden Anmerkungen begleitet von J. G. C. Bielewetter, (Doctor und Professor der Philosophie). Erster Band 311 S. Zweyter Band 311 S. 1815. 8. Das Original haben diese Blätter (1815. S. 804) nach seinem Characteristischen geschildert, wodurch die Verfertigung einer Deutschen Uebersetzung hinlänglich gerechtfertigt ist. Daß sie in so geschickte Hände gerathen, und sich wieder wie ein Original lesen läßt, erhöht das Verdienst des Buchs für Deutsche. Die Vorrede enthält eine gute Critik desselben, die neben seinen vorzüglichen Seiten auch seine Schwächen nicht verschweigt. Der Anmerkungen sind nicht gar viele; sie sind für die Leser beygefügt, welche, der Französischen Geographie und Geschichte nicht genau kundig, kein geographisches und historisches Wörterbuch bey der Hand haben, um sich auf der Stelle Rath zu holen.

Göttingische  
 gelehrte Anzeigen  
 unter der Aufsicht  
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 29. April 1816.

Göttingen.

Die hiesige theologische Facultät hat Hrn. Prediger Steinkopf an der Deutschen Kirche in der Savoy in London, wegen der besondern Verdienste, die er sich als Secretair der großen Englischen Bibel-Gesellschaft auch um Deutschland erworben hat, die theologische Doctor-Würde ertheilt, und unter dem 22. März das Diplom darüber ausgestellt.

Rom.

Anatomia per uso dei Pittori e Scultori, di Giuseppe Medico, Professore di Chirurgia. 1811. Median Folio. 38 Kupfer nebst 84 Seiten Text. So erfreulich es von der einen Seite ist, die Tafeln des großen Albinus statt der bisher unzählige Wahl copirten, für ihre Zeit bewunderungswürdigen Tafeln des Vesalius, so wie in Holland, England, Frankreich, Deutschland, nun auch selbst in Italien, den bildenden Künstlern zum Unterrichte in der Anatomie als Muster vorgelegt zu wissen, so unangenehm ist es von der andern Seite wahrzunehmen, daß man gerade die eigentlichen Vorzüge der Albinischen Tafeln so

gänzlich verkennt, daß man von dem charakteristischen Geiste, welcher diese Tafeln erschuf, auch nicht die leiseste Ahnung mehr in den Copien antaift. Albinus nämlich machte sich zum Grundsatz, sowohl die Theile, als das Ganze des menschlichen Körpers jederzeit so in den Abbildungen darzustellen, wie sie sich im Leben in möglichster Vollkommenheit verhalten, und dem verständigen Auge erscheinen, nicht wie sie todt im Leichname da liegen. Er ließ daher das Knochengebäude abbilden, nicht wie es gewöhnlich in den anatomischen Sälen vorkommt, wo die Total-Länge desselben, durch Austrocknung der auf und zwischen den Knochen befindlichen Knorpel mehrere Zolle verlor, wo die Einschrumpfung der Gelenkbänder die Zusammenfügung der Glieder verzieht, und mehr oder weniger die Glieder verrenkt, so daß jedes trockene Gerippe, besonders bey der gewöhnlich nicht einmahl gehörig beachteten Aufstellung, nicht anders als in der That verunstaltet, oder mehr oder weniger verkrüppelt erscheint, folglich mehr oder weniger unwahr, diejenige Gestalt, welche das Weingerüste als Gerüste oder als ein zusammengefügtes Ganzes im Leben hatte, wieder gibt. Ein solches todtres Gerippe oder Knochengerüste unterscheidet sich daher von dem lebendigen Knochengerüste, wie eine noch so sorgfältig getrocknete Pflanze eines Herbariums, von der lebendigen Pflanze auf ihrem natürlichen Standorte. Albinus ließ nun nach den sorgfältigsten, mannichfaltigsten umsichtigsten Prüfungen des Normal-Baues, nach den genauesten Ausmessungen, und den wiederholtesten Vergleichen des Lebendigen mit dem Todten, nebst Anwendung ganz eigens dazu erfonnener Maschinen, kurz mit größtem Verstande und unverdroffenstem Fleiße, das Weingerüste bildlich so darstellen, wie es sich im lebendigen Menschen, geschickt zu allen Bewegungen, befindet. Er ersetzte demselben durch Nachdenken das, was ihm der Tod oder eine ungeschickte

Vereitung geraubt hatte. Daher kam es, daß Albins Darstellungen, unferes Wissens, nie erreicht, geschweige jemahls übertroffen wurden. Sie erscheinen immer als unerreichte noch von Niemanden bis jetzt wenigstens würdig genug copirte Muster, kurz als Darstellungen ohne ihres Gleichen! a) Von der Auffassung dieses alle Albinischen Tafeln beseelenden Hauptgedankens, welcher seine Darstellungen von denen aller andern Anatomen so vorzüglich auszeichnet, findet sich leider in gegenwärtigen Copien des Hrn. Del Medici auch nicht das allermindeste Zeichen. Ja, er läßt sich überdieß b) die auffallendsten Ungenauigkeiten, c) häßliche Verunstaltungen und d) unverzeihliche Unrichtigkeiten zu Schulden kommen. a) Beweise des gänzlich **Mangels** der Auffassung des Albinischen Hauptgedankens sind z. B. folgende: Albinus ließ mit größter Sorgfalt und durch das ganze Gerippe sich gleichbleibender Genauigkeit, die Gestalt u. die Grenze der überknorpelten Enden der Knochen, durch eine eigene Glätte andeutend, aufs bestimmteste und deutlichste auszeichnen. Sein trefflicher Künstler Wandelaar bediente sich dazu, der aus rein neben einander, concentrisch laufenden nie sich kreuzenden Strichen bestehenden Schraffirung. Die genaue Grenze und die wahre Gestalt dieser überknorpelten Gelenkflächen der Knochenenden zu kennen ist äußerst wesentlich; denn lediglich durch deren Betrachtung, vermag man zu beurtheilen und zu demonstrieren, welche Lage und welche Richtung ein Knochen gegen den andern anzunehmen vermag, und wie weit z. B. die Streckung oder Beugung, die Wendung oder Drehung der zu einem Gelenke zusammengefügteten Knochen möglich ist. Denn in keinem Falle lassen sich die Knochen, (versteht sich im gesunden Zustande,) über die Grenzen ihrer überknorpelten Flächen hinaus, wechselseitig gegen einander bewegen. Wie man aus der bloßen Ansicht der wechselseitig in einander greifenden Flächen eines

Charniers, die Einrichtung und Beschaffenheit desselben zu beurtheilen und zu demonstriren vermag, in welche Lage und zu welcher Größe eines Winkels sich eine Thür oder eine Dose öffnen und schließen läßt, eben so kann man aus der Betrachtung der Beschaffenheit der überknorpelten Enden der zu einem Gelenke zusammengehörenden Knochen beurtheilen und demonstriren, in welche Lage und zu welcher Größe des Winkels sich die Knochen dieses Gelenkes gegen einander oder von einander bringen lassen, kurz, welcher Annäherung und welcher Entfernung die Knochen gegen einander und von einander fähig sind. Von allen diesen auf Albins Tafeln so meisterhaft und äußerst deutlich ausgedrückten, zum Unterrichte unentbehrlichen Angaben, ist auch nicht die mindeste Spur auf Medicos Copien anzutreffen. Alle Grenzen der Gelenkflächen sind durch unverständige Kreuzschraffirung gänzlich vernichtet. Man betrachte nur die überknorpelten Flächen sämtlicher Gelenke der Finger bey Albinus, so wird man bey Vergleichung der hohlen Hand, auf der Ersten Tafel, mit dem Rücken derselben Hand auf der zweyten Tafel gar bald wahrnehmen, daß die Knochen der Finger sich wohl stark zusammenbeugen, aber in entgegengesetzter Richtung nicht über eine gerade Linie strecken lassen. Welche Freiheit des fuglicht geendigten Oberarmbeines und welche Beschränktheit dagegen des ebenfalls fuglicht geendigten Schenkelbeins, springt nicht dem die überknorpelten Flächen beider Knochen auf Albinus Tafeln betrachtenden Auge deutlichst entgegen? Nichts von allem diesen läßt sich aus Medicos Copien errathen. Jede in dieser Hinsicht belehrende auf dem Originale so deutlich sich zeigende Angabe ist völlig verschwunden. Das Gleiche gilt vom Ellenbogengelenke und von den Fußgelenken, von deren bey Albinus deutlichst dargestellten Einrichtungen und wahren Beschaffenheit auch so gar nichts in Medicos Copien überging. Nach

diesem mangelhaften Befunde der größten und größten Knochengelenke, läßt sich freylich nichts besseres mehr von den kleineren Gelenken erwarten. Beweise auffahender Ungenauigkeiten sind: Bey Albinus erkennt man in allen Darstellungen des Gerippes, die Zähne sowohl zusammengereicht als einzeln betrachtet, wie in der Natur von einander gar sehr verschieden. Die untere Zahnreihe ist nicht nur im Ganzen kleiner als die obere, sondern auch die Schneidezähne sind von den Eckzähnen und Backzähnen merklich unterschieden. Bey Hrn. M. sind sämtliche Zähne meist einander gleich und ähnlich. Wenn bey Hrn. M. die drey Nähte der Kopfknochen, welche er copiren zu lassen beliebte, zu grob und zu roh erscheinen, so sind dafür alle übrigen von Albinus so deutlich dargestellten Nähte oder Grenzen der Kopfknochen gar nicht beachtet, sondern sämmtlich weggelassen. Albinus ließ die Enden der Knochen so wie die Wirbelbeine mit so genanntem wackelndem Grabstichel oder geschlängelten Linien absichtlich ausdrücken, um dadurch ihre Lockerheit und Rauigkeit anzudeuten. Hrn. Medicos Copist scheint davon keinen Begriff gehabt zu haben. So ließ M. die Riöbentnorpel und Brustbeine, ohne alle Schattirung, welches der Versinnlichung ihrer Wölbung und der Eleganz des Brustkastens großen Eintrag thut, copiren. Auch nicht eine Rippe hat ihre natürliche von Albinus so schön abgebildete Gestalt und Schwung behalten. Das Kreuzbein liegt bey Albinus schräg, wie es in dieser Richtung des Körpers nothwendig liegen muß, bey Medico dagegen (seine ganz verkehrte Gestalt abgerechnet) fast gerade. Die Schaambeinfuge ist bey Albinus geschlossen bey Medico offen. In Wahrheit, auch nicht ein einziger Knochen ist in Ansehung der Beschaffenheit seiner Oberfläche genau genug copirt. **Beweise von Verunstaltungen**



wären folgende: Bey Albinus ist die Länge oder Höhe des Kopfes der Länge oder Höhe des Hüftbeins fast gleich. In Medicos Copie um ein Neuntel kleiner, folglich der Kopf um  $\frac{1}{9}$  zu klein oder vielmehr das Hüftbein um  $\frac{1}{9}$  zu groß. Die schöne Stirn hat bey Medico unterhalb abscheuliche Beulen, die Schläfe Grube hat eine häßliche unwahre Verlängerung, die sanft abgerundeten Ränder der Augenhöhle haben nicht nur eine widernatürliche Schärfe, sondern überdieß noch unförmliche Auskerbungen. Die Länge sämtlicher Brustbeine gleicht bey Albinus der Länge von einem und ein Drittel Rückenwirbel und vier Lendenwirbeln, bey Medico  $1\frac{1}{3}$  Rückenwirbel und fünf Lendenwirbeln, folglich ist die Länge der Brustbeine um einen Wirbel zu klein, oder die Länge der Wirbelsäule um einen Wirbel zu groß. Die Dicke der Mitte des rechten Oberarmbeines verhält sich zur Länge desselben bey Albinus wie 1 zu 16, bey Medico wie 1 zu 13, folglich ist das Oberarmbein um so viel zu dick. Dagegen verhält sich die Dicke der Mitte des Schenkelbeines bey Albinus wie 1 zu  $17\frac{1}{2}$ , bey Medico wie 1 zu 20; folglich ist das Schenkelbein, welches doch so vieles zu tragen hat, auffallend zu dünn. Die Furche des Schenkelbeins für das Spiel der Kniescheibe ist viel zu lang und viel zu tief. Das rechte Wadenbein ist zu dick unförmliche Knöchel bildend. Die Wirbelbeine, besonders der beiden untersten Lendenwirbel, sind nicht bloß nachlässig copirt, sondern überdieß verunstaltet. Beispiele unverzeihlicher Unrichtigkeiten sind: Das linke Schlüsselbein schließt sich nicht ans Brustbein, wo es hingehört, sondern an die Halswirbel. — Aus drey Brustbeinen macht Medico vier. Die linke Handwurzel erscheint als bestände sie aus neun Knochen, da bey Albinus, wie in der Natur, nur sieben in dieser Lage der Hand erschei-

nen können; dagegen erscheinen bey Medico an der rechten Handwurzel nur sieben, statt acht Knochen. Die fünf Sehnenbeinchen der rechten Hand sind gar nicht angedeutet. — Alle diese Fehler finden sich nicht nur insgesammt auf der Ersten Tafel, sondern die meisten derselben finden sich auf den folgenden Tafeln, noch überdieß gar in vergrößertem Maßstabe wiederholt. Es würde ermüden, die einzelnen Platten auf gleiche Art zu mustern, z. B. wie auffallend ist gleich auf der zweiten Tafel die abscheuliche Länge des linken Schulterblattes, welche die Länge des linken Radius um vieles übersteigt, ungeachtet sie im Albinischen Vorbilde bey weitem solche nicht erreicht. Bedächte man doch nur, daß dergleichen Abbildungen von Knochengerippen und Muskeln, für den Belehrung Suchenden die Stelle der Originale in der Natur vertreten sollen, und daß solche Nachbildungen, wenn sie auch noch so richtig, noch so genau und noch so schön gefertigt werden, immer nur ein sehr dürftiger Ersatz der wahren Originale abgeben, immer nur einen Schein, nur ein Bild, nicht einmahl der halben Oberfläche des Gegenstandes versinnlichen, so sollte man doch wahrlich billigerweise sich alle erdenkliche Mühe geben, diese Abbildungen wenigstens so gut, und so vollkommen, als man es nur im Stande ist, zu liefern; sie bleiben ja dennoch immer unvollkommen, und weit genug hinter der Natur zurück! Muß es nun nicht um so mehr Unwillen erregen, wenn man die trefflichsten Muster, nicht bloß nachlässig und leichtfertig copirt, sondern der allereigentlichsten, wesentlichsten Brauchbarkeit gänzlich beraubt wahrnimmt, wie es bey Hrn. Del Medico der Fall ist. Mit derselben Handfertigkeit, mit gleicher Mühe, und mit dem nämlichen Zeitaufwande hätte sein an sich tüchtiger Kupferstecher, Albinus Tafeln eben sowohl verständig

und richtig, als so höchst unverständlich und unrichtig copirt, wenn man ihn einigermaßen darauf aufmerksam gemacht hätte. Für so unverantwortlicher muß man es erklären, die besten Abbildungen in ihrer Art, (als Ersatz für diese Gegenstände in der Natur immer nur ein hinfendes Gleichniß,) sobald sie zum ernstern Unterrichte dem Publicum dargeboten werden, im allermindesten verschlechtert erscheinen zu lassen. E. Ploos von Amstel's Copien sind bey aller ihrer Verkleinerung der Albinschen Tafeln auf Octav-Form dennoch weit richtiger, schärfer und eleganter. Indem man aber verlangt, daß ein Gerippe, daß die Muskeln, mit aller nur erdenklichen Sorgfalt und allen Subtilitäten, kurz, möglichst vollkommen abgebildet werden sollen, in dem bedingten Falle, daß man sie als die reichhaltigsten Muster zum Unterrichte der Künstler darbietet, so ist damit gar nicht gemeint, vielweniger verlangt, daß ein Zeichner, Mahler, Bildhauer auch mit allen diesen Subtilitäten sich bekannt machen, sie alle auswendig wissen solle, sondern daß wenn Jemand von ihnen in den Fall käme, die Beschaffenheit, dieses oder jenes Knochens, dieses oder jenes Gelenkes, dieses oder jenes Muskels genauer als gewöhnlich kennen lernen zu wollen, er hier in Ermangelung der Natur möglichst befriedigende Auskunft finde. Ueberall wird er noch tief genug fühlen, wie sehr ihm dabey der Gegenstand in der Natur selbst adgeht. Ist es endlich Vergessenheit, oder vorsezliche Verheimlichung um etwa die Vergleichung der Copien mit den Originalen nicht zu veranlassen, oder die Absicht, Copien für eigene Originale gelten zu lassen, daß der Verf. nirgends angibt, woher er diese Abbildungen entlehnte, und daß z. B. die Abbildungen des männlichen Gerippes nach Albinus, des weiblichen Gerippes nach Sömmerring copirt wurden?

---